

# Schriften des Historischen Kollegs

Kolloquien  
53

Die Rolle der Geisteswissenschaften  
im Dritten Reich 1933–1945

R. Oldenbourg Verlag München 2002

# Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945

Herausgegeben von  
Frank-Rutger Hausmann  
unter Mitarbeit von  
Elisabeth Müller-Luckner

R. Oldenbourg Verlag München 2002

## **Schriften des Historischen Kollegs**

herausgegeben von

Lothar Gall

in Verbindung mit

Arnold Esch, Etienne François, Johannes Fried, Klaus Hildebrand, Manfred Hildermeier,  
Jochen Martin, Heinrich Nöth, Ursula Peters, Wolfgang Quint und Dietmar Willoweit

Geschäftsführung: Georg Kalmer

Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und ein Förderstipendium sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Frank-Rutger Hausmann (Freiburg i. Br.) war – zusammen mit Professor Dr. Frank Kolb (Tübingen), Prof. Dr. Hans Günter Hockerts (München) und Dr. Ulrike Freitag (London) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 1999/2000. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Frank-Rutger Hausmann aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945“ vom 14. bis 16. Februar 2000 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg, bisher vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen, wird ab dem Kollegjahr 2000/2001 in seiner Grundausrüstung vom Freistaat Bayern finanziert; seine Stipendien werden aus Mitteln des DaimlerChrysler Fonds, der Fritz Thyssen Stiftung, des Stifterverbandes und eines ihm verbundenen Förderunternehmens dotiert. Träger des Kollegs ist nunmehr die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

### **Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945**

hrsg. von Frank-Rutger Hausmann unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner. – München : Oldenbourg 2002

(Schriften des Historischen Kollegs : Kolloquien ; 53)

ISBN 3-486-56639-3

© 2002 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München

Rosenheimer Straße 145, D-81671 München

Internet: <http://www.oldenbourg-verlag.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht)

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe Druckerei GmbH, München

ISBN 3-486-56639-3

# Inhalt

*Frank-Rutger Hausmann*

Einführung ..... VII

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer ..... XXVII

*Otto Gerhard Oexle*

„Wirklichkeit“ – „Krise der Wirklichkeit“ – „Neue Wirklichkeit“.  
Deutungsmuster und Paradigmenkämpfe in der deutschen Wissenschaft  
vor und nach 1933 ..... 1

*Lothar Mertens*

Die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft / Deutsche  
Forschungsgemeinschaft“ im Dritten Reich 1933–1936 ..... 21

*K. Ludwig Pfeiffer*

Anglistik ..... 39

*Holger Dainat*

Germanistische Literaturwissenschaft ..... 63

*Jürgen Elvert*

Geschichtswissenschaft ..... 87

*Joachim Lerchenmüller*

Keltologie ..... 137

*Anselm Gerhard*

Musikwissenschaft ..... 165

*Hans-Joachim Dahms*

Philosophie ..... 193

*Mitchell G. Ash*

Psychologie ..... 229

*Helmut W. Schaller*

Slawische Philologie ..... 265



<i>Jürgen Court</i>	
Sportwissenschaft .....	281
<i>Clemens Knobloch</i>	
Sprachwissenschaft .....	305
<i>Wolfgang Pape</i>	
Ur- und Frühgeschichte .....	329
Personenregister .....	361

## Frank-Rutger Hausmann

### Einführung

Klaus Hildebrand hat jüngst in einem grundlegenden Aufsatz<sup>1</sup> die These vertreten, die zeitgeschichtlichen Erträge zur Lage der Universitäten im ‚Dritten Reich‘ seien ansehnlich, würden aber von der Öffentlichkeit nicht wirklich wahrgenommen<sup>2</sup>, und er hat diese Aussage mit einem dringenden Plädoyer für weitere Forschungen verbunden. Dieses hier konstatierte geringe Allgemeininteresse gilt in noch ausgeprägterem Maße für die Geschichte einzelner geisteswissenschaftlicher Disziplinen (unter Einschluß von Theologie und Rechtswissenschaft) im angesprochenen Zeitraum, da deren Verwicklungen mit dem nationalsozialistischen Unrechtsregime eher deontologischer Natur und damit unspektakulär sind, so daß sie nicht zum Gegenstand hitziger öffentlicher Debatten werden. Denn anders als das Fehlverhalten von wissenschaftlich ausgebildeten ‚Praktikern‘ wie Medizinern, Juristen und Verwaltungsbeamten, die an der Vernichtung von Menschenleben beteiligt waren, war das der ‚Theoretiker‘ kaum justiziabel und drang nicht in das Bewußtsein einer breiten Öffentlichkeit ein. Die Entnazifizierung, zunächst durch die Siegermächte, sodann durch von unbelasteten Deutschen geleitete Spruchkammern, ist deshalb auch an der Feststellung und Sanktionierung von Schuld gescheitert. Ab 1951 schuf der § 131 des Grundgesetzes die juristischen Voraussetzungen der Wiederverwendung der Beamten, so daß fast alle Hochschullehrer wieder in ihre alten Positionen, wenngleich vielfach anderen Orts, zurückkehren konnten. Während die Geschichte der Wehrmacht und ihrer drei Truppenteile, vor allem im Krieg, wie auch die der Partei mit ihren Unterorganisationen, aber auch die Geschichte der Verfolgung rassischer und religiöser

<sup>1</sup> Klaus Hildebrand, Universitäten im ‚Dritten Reich‘, in: Armin Kohnle, Frank Engehausen (Hrsg.), Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte. (Festschrift für Eike Wolgast zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2001) 194–202.

<sup>2</sup> Arbeiten, die neue Sachverhalte klären, kommen nicht ohne umfangreiche Untersuchungen und infolgedessen einen breiten Fußnotenapparat aus. Dieser ist unverzichtbar, um die Mauer zu überwinden, die jahrelanges Beschweigen, Leugnen und Vertuschen aufgerichtet haben, und sie mit unwiderlegbaren Zeugnissen ein für alle Male einzureißen. Leider haben derartige Arbeiten nur eine geringe Resonanz und geraten in den Schatten von spektakulären Globaluntersuchungen und Schnellschüssen à la Daniel Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker (Berlin 1996, München 2000) oder Norman G. Finkelstein, Die Holocaust-Industrie (München 2001), die zwar auch Wahrheiten artikulieren, deren Thesen jedoch mit großer Vorsicht aufgenommen werden müssen.

Minderheiten, die im Holocaust kulminierte, oder diejenige der späteren Vertreibung deutscher Bürger vor allem aus den Ostgebieten bis heute in den Medien eine ungeschmälerte Aufmerksamkeit findet, gilt die Geschichte der Universitäten, deren Wirkmächtigkeit offenkundig unterschätzt wird, als zu vernachlässigendes Randgebiet für Spezialisten. So gibt es zwar über jeden Heerführer, ja über einzelne Truppenteile, über alle wichtigen Minister, Bürokraten und Parteiführer der NS-Zeit Biographien oder biographische Abrisse, doch fehlen diese für Bernhard Rust, den Minister, der das gesamte Bildungswesen von 1933–1945 verwaltete<sup>3</sup>. Auch seine Behörde, das Reichsministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung (REM) mit seinen Spitzenbeamten, ist bisher noch nicht beschrieben worden<sup>4</sup>. Erforscher einzelner Disziplinen sehen sich zudem, soweit sie nicht Fachhistoriker sind, häufig dem Vorwurf ausgesetzt, sie hätten sich aus ihrer Disziplin hinausbegeben und befaßten sich mit einem unwesentlichen Teilaspekt, oder sie werden gar in die Nähe von Nestbeschmutzern gerückt. Dies hat dazu geführt, daß die Fachgeschichte bis vor wenigen Jahren eine Domäne von Anfängern oder Außenseitern war und nur ein geringes Prestige besaß<sup>5</sup>. Dabei ist zu bedenken, daß jeder Literaturbericht, der häufig wissenschaftlichen Arbeiten vorangestellt wird, fachgeschichtlich orientiert ist, nur daß im allgemeinen eine ideologiekritische Verortung der besprochenen Arbeiten mangels Kenntnis oder Platz unterbleibt. Dies mag für textphilologische oder positivistisch-junggrammatische Arbeiten, wie sie bis zum Ende des Ersten Weltkrieges in den Philologien die Regel waren, noch angehen, ist jedoch im Falle idealistischer und geistesgeschichtlicher Arbeiten höchst bedenklich, da deren Orientierung eng mit der wissenschaftlichen Sozialisierung ihrer Autoren zusammenhängt. Die Geschichte der Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus zeigt zudem, wie schnell und kritiklos staatlich verordnete, ideologisch bedingte Fragestellungen aufgenommen wurden, wodurch viele Fächer die international üblichen Standards aufkündigten und sich in eine selbstverschuldete Isolation hineinbegaben. Gemeint ist die rassistisch-völkische Fundierung der Geisteswissenschaften, die durch das Epitheton ‚Deutsch‘ markiert wurde und deren Wurzeln bis zur Reichsgründung von 1871 und noch

<sup>3</sup> Vgl. jedoch zur Schulpolitik *Ulf Pedersen*, Bernhard Rust: Ein nationalsozialistischer Bildungspolitiker vor dem Hintergrund seiner Zeit (Steinhorster Schriften und Materialien zur regionalen Schulgeschichte und Schulentwicklung 6, Braunschweig/Gifhorn 1994); *Barbara Schneider*, Die höhere Schule im Nationalsozialismus: zur Ideologisierung von Bildung und Erziehung (Beiträge zur historischen Bildungsforschung 21, Köln, Wien, Weimar 2000).

<sup>4</sup> Vgl. z. B. die von *Ronald Smelser*, *Rainer Zitelmann* und, für den 2. Bd., auch noch von *Enrico Syring* hrsg. biographischen Skizzen: *Die Braune Elite* (Darmstadt 1989 u. 1993). Hilfreich ist allerdings die von *Bernhard vom Brocke* hrsg. Dokumentation: Hochschulpolitik in Föderalismus und Diktatur. Die Protokolle der Hochschulkonferenzen der deutschen Länder, Österreichs und des Reichs Bd. II: 1919 bis 1941, Teil 2/1: Anhänge (Biographien, Statistik). Geschichte und Organisation der Kultusministerien, Statistik des Hochschulwesens, Biographien der 180 Konferenzteilnehmer und 156 Kultusminister mit 236 Abbildungen und zwölf Länderkarten, Quellen und Literatur, Sach- und Personenregister (mir bisher nur als Preprint zugänglich).

<sup>5</sup> In der verdienstvollen Zusammenstellung von *Hans-Jürgen Goertz* (Hrsg.), *Geschichte. Ein Grundkurs* (Reinbek b. Hamburg 1998) kommt sie dann auch nicht vor.

darüber hinaus zurückreichen<sup>6</sup>. Da die entsprechenden Publikationen bis heute in den Bibliotheken stehen, frei zugänglich sind und gelegentlich sogar noch verwendet werden, ist eine ideologiekritische Einordnung längstens geboten. Die deutschen Geisteswissenschaften haben infolge ihrer Einvernahme durch den Nationalsozialismus ihre einstige Weltgeltung verloren und, von Ausnahmen abgesehen, noch nicht wiedergewonnen. Eine schonungslose Aufklärung und Ursachenforschung können sicherlich dazu beitragen, längst verlorenes Terrain wiederzugewinnen.

Seit einigen Jahren ist jedoch eine erfreuliche Zunahme einschlägiger Arbeiten zu verzeichnen. Meist handelt es sich um Fallstudien, die vorzugsweise in Sammelbänden publiziert werden. Auf Kolloquien, die der Münchner Tagung verwandte Fragestellungen verfolgten, soll besonders hingewiesen werden<sup>7</sup>. Grundsätzlich gilt, daß das wissenschaftliche Exil besser erforscht ist als die Fächer selber, aus denen Gelehrte vertrieben wurden<sup>8</sup>. Die meisten fachhistorischen Arbeiten gelten Individuen<sup>9</sup>, Institutionen<sup>10</sup> und Inhalten<sup>11</sup>, und zwar meist nur einem

<sup>6</sup> Vgl. paradigmatisch *Frank-Rutger Hausmann*, Vordenker der Vernichtung, Kriegstreiber, Ignoranten oder unpolitische Idealisten – Die ‚deutsche Romanistik‘, das ‚Dritte Reich‘ und ‚Wir‘, in: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte (RZLG)* 2002 (im Druck).

<sup>7</sup> Zu nennen sind vor allem die beiden vom Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen unter Leitung von Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle vom 15.–17. März 2000 bzw. vom 14.–16. März 2001 organisierten Tagungen „Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften“, deren erste „Fächer – Milieus – Karrieren“, und deren zweite „Leitbegriffe – Deutungsmuster – Paradigmenkämpfe“ betitelt waren, die von Rüdiger vom Bruch von der Humboldt-Universität zu Berlin vom 18.–20. Mai 2000 im Harnack-Haus in Berlin durchgeführte Tagung „Wissenschaften und Wissenschaftspolitik – Interaktionen, Kontinuitäten und Bruchzonen vom späten Kaiserreich bis zur frühen Bundesrepublik/DDR“, die von der Universität Siegen (Georg Bollenbeck und Clemens Knobloch) vom 26.–28. Oktober 2001 in Weimar durchgeführte Veranstaltung „Semantische Umbauten in den Geistes- und Sozialwissenschaften nach 1933 und nach 1945“ oder das von Wolfgang Bialas (University of Irvine, CA) vom 9.–10. November 2001 ausgerichtete Treffen „National Socialism and the Humanities“.

<sup>8</sup> *Claus-Dieter Krohn*, *Patrik von zur Mühlen*, *Gerhard Paul* und *Lutz Winckler* (Hrsg.), *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945* (Darmstadt 1998). Dieses verdienstvolle Nachschlagewerk behandelt im IV. Teil die folgenden Disziplinen: Architektur, Biologie und Chemie, Erziehungswissenschaft, Germanistik, Geschichtswissenschaften, Kunstgeschichte, Mathematik, Medizin, Philosophie, Die ‚Kritische Theorie‘, Der ‚Wiener Kreis‘, Physik, Politikwissenschaften, Psychiatrie, Psychologie, Rechtswissenschaften, Romanistik, Soziologie und Wirtschaftswissenschaften.

<sup>9</sup> Vgl. z.B. *Rainer Nicolaysen*, Siegfried Landshut. Die Wiederentdeckung der Politik. Eine Biographie (Frankfurt a.M. 1997); *Anikó Szabó*, Vertreibung, Rückkehr, Wiedergutmachung. Göttinger Hochschullehrer im Schatten des Nationalsozialismus (Veröffentlichungen des Arbeitskreises Geschichte des Landes Niedersachsen [nach 1945] 15, Göttingen 2000).

<sup>10</sup> Vgl. à titre d'exemple *Anne Christine Nagel* (Hrsg.), Die Philipps-Universität Marburg im Nationalsozialismus. Dokumente zu ihrer Geschichte (PALLAS ATHENE. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 1, Stuttgart 2000) bzw. *Doris Kaufmann* (Hrsg.), Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung, 2 Bde. (Göttingen 2000).

<sup>11</sup> Vgl. *Heidrun Kaupen-Haas*, *Christian Saller* (Hrsg.), Wissenschaftlicher Rassismus. Ana-

dieser Aspekte. So nötig und willkommen sie sind, darf doch das Ziel einer Gesamtdarstellung einzelner Geisteswissenschaften vor dem Hintergrund einer global vernetzten nationalsozialistischen Forschungspolitik nicht aus den Augen verloren werden.

Ziel der im Historischen Kolleg vom 14.–16. Februar 2000 durchgeführten und im folgenden dokumentierten Tagung war es, eine kritische Bestandsaufnahme der Erforschung der wichtigsten geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen vorzunehmen, Konstanten der bisher gewonnenen Erkenntnisse herauszuschälen, Defizite aufzuzeigen und dadurch zukünftigen Arbeiten den Weg zu weisen. Die Behandlung aller wichtigen Disziplinen hätte den Rahmen des Kolloquiums gesprengt, weshalb die Philologien und ihnen verwandte bzw. nur selten behandelte Fächer (Keltistik, Slawistik, Sportwissenschaft) bevorzugt wurden. Leider kam der altertumswissenschaftliche Beitrag nicht zustande<sup>12</sup>, wurde der kunsthistorische nicht zum Druck freigegeben, wodurch empfindliche Lücken gerissen wurden. Zwar ist das kunsthistorische Exil gut erforscht<sup>13</sup>, doch fehlt zur ‚vertriebenen‘ immer noch das Gegenstück der in Deutschland ‚verbliebenen‘ Disziplin. Auf die Behandlung der Raumplanung unter Einschluß der Geographie wurde bewußt verzichtet, da es hierzu umfassende jüngere Arbeiten gibt<sup>14</sup> bzw. beide Disziplinen im Zentrum eines von der DFG geförderten Schwerpunktprogramms stehen sollen<sup>15</sup>. Zu Indogermanistik<sup>16</sup>, Romanistik<sup>17</sup> und Soziologie<sup>18</sup> sind vor

lysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften (Frankfurt a.M., New York 1999).

<sup>12</sup> Cornelia Wegeler, die Verfasserin von „... wir sagen ab der internationalen Gelehrtenrepublik“. Altertumswissenschaft und Nationalsozialismus. Das Göttinger Institut für Altertumskunde 1921–1962 (Wien, Köln, Weimar 1996), hatte ihre Teilnahme sowie die Ausweitung ihrer hier angezeigten Dissertation zu einem Gesamtüberblick fest zugesagt, war aber im letzten Augenblick verhindert. Der inzwischen von Beat Näf hrsg. Sammelband Antike und Altertumswissenschaft in der Zeit von Faschismus und Nationalsozialismus (Kolloquium Universität Zürich 14.–17. Oktober 1998, Texts and Studies in the History of Humanities, Mandelbachtal, Cambridge 2001) bietet jedoch einen angemessenen Ersatz, zumal hierin auch Italien berücksichtigt wird und Brücken zu Soziologie, Architektur, Sport, Pädagogik, Wirtschaftsgeschichte, Ur- und Frühgeschichte bzw. zur evangelischen Patristik geschlagen werden. Eine mustergültige Studie mit wichtigen weiterführenden Hinweisen stammt aus der Feder von Stefan Rebenich, Alte Geschichte in Demokratie und Diktatur: Der Fall Helmut Berve, in: Chiron 31 (2001) 457–496.

<sup>13</sup> Vgl. jetzt den ersten, ausführlich durch Register und eine weiterführende Bibliographie erschlossenen von Dieter Wuttke hrsg. Band von Erwin Panofsky. Korrespondenz 1910 bis 1936 (Eine kommentierte Auswahl in fünf Bänden, Bd. I, Wiesbaden 2001).

<sup>14</sup> Jörg Gutberger, Volk, Raum und Sozialstruktur. Sozialstruktur- und Sozialraumforschung im ‚Dritten Reich‘ (Beiträge zur Geschichte der Soziologie 8, Münster 21999); Michael Fablbusch, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931–1945 (Baden-Baden 1999). Beide Bände enthalten ausführliche Bibliographien mit weiterführender Literatur.

<sup>15</sup> Vgl. die von Ulrich Herbert und Rüdiger vom Bruch vom 20.–21. April 2001 im Harnack-Haus in Berlin durchgeführte Planungstagung „Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft von 1920 bis in die 1960er Jahre“ und den dazu eingereichten Projektentwurf.

<sup>16</sup> Horst Junginger, Von der philologischen zur völkischen Religionswissenschaft. Das Fach

kurzem umfangreiche Studien vorgelegt worden, die ein Ausblenden im Rahmen des Kolloquiums erlaubten.

Im folgenden wird versucht, die jeweiligen Beiträge in einen inneren Zusammenhang zu stellen und ihre wichtigsten Thesen vorzustellen<sup>19</sup>. Dabei werden die einzelnen Disziplinen aus pragmatischen Gründen alphabetisch gereiht, wird auf sprechende Titel verzichtet. Die Fächerporträts fallen um so nuancierter aus, je weiter die Fachgeschichte einer Disziplin vorangeschritten ist. Diese Kurzpräsentation aller Kolloquiumsbeiträge soll nicht die Einzelanalysen nachzeichnen, sondern die jeweiligen Unterschiede wie auch die Gemeinsamkeiten herausarbeiten. Je nach Temperament ihrer Verfasser kann ihr Stil eher essayistisch sein, zumal da, wo es bereits frühere Gesamtdarstellungen zur Disziplingeschichte gibt und die einschlägigen archivalischen Quellen bereits ausgewertet sind, es kann sich aber auch um quellengesättigte Untersuchungen handeln, die Neuland betreten.

Der Band wird durch einen Essay von Otto Gerhard Oexle eröffnet, der der bereits von Ernst Cassirer gestellten Frage nachgeht, wie Menschen von Erziehung und Intelligenz ihre geistige Freiheit aufgaben, die „magischen Worte“ des Nationalsozialismus nachbeteten, die „vorgeschriebenen Riten“ vollzogen und damit begannen, „auf die gleiche Weise zu fühlen, zu denken und zu sprechen“. Die vor allem durch den nach dem Ersten Weltkrieg erfolgten deutschen Zusammenbruch virulent gewordene „Krise des Historismus“ (Ernst Troeltsch), die zugleich eine „Krise der Wirklichkeit“ (Ludwig Fleck) war, erzeugte bei zahlreichen Intellektuellen den Wunsch nach ganzheitlichen Sinndeutungen, die von einem Ur-Sinn bis zu einem End-Sinn reichten und durch den anfänglichen Vitalismus des Nationalsozialismus reichlich Nahrung erhielten. Dies erklärt Heideggers Einschwenken auf den ‚Führer‘, sein Engagement für den Nationalsozialismus, seine Hochschätzung studentischen Lagerdienstes, die Absage an ‚jüdische‘ Freunde, vor allem den Kampf gegen die Neukantianer. Andere Denker wie Gottfried Benn, Hans Freyer, Carl Schmitt und wie sie alle heißen, könnten benannt werden, und Oexles grundlegende Ausführungen würden in ihren Schriften auf gleiche Weise die völkisch-nationalsozialistischen Wurzeln bloßlegen.

Die einzige institutionengeschichtliche Studie des Kolloquiums stammt von Lothar Mertens, der als hervorragender Kenner der verstreut lagernden Aktenbestände die (Selbst-)Gleichschaltung der DFG nachzeichnet. Diese für die Geisteswissenschaften besonders wichtige Forschungsförderungsorganisation, die bis 1935 den ursprünglichen Namen Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft

Religionswissenschaft an der Universität Tübingen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Dritten Reiches (Contubernium 51, Stuttgart 1997).

<sup>17</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“. Deutsche Romanistik im „Dritten Reich“ (Analecta Romanica 61, Frankfurt a.M. 2000).

<sup>18</sup> Carsten Klingemann, Soziologie im Dritten Reich (Baden-Baden 1996).

<sup>19</sup> Die von mir angegebene Forschungsliteratur ist zum größten Teil nach Abschluß des Kolloquiums erschienen oder wurde, da sie eine andere Fragestellung verfolgt, von den Autoren nicht mit einbezogen. Gelegentlich wird jedoch auf wichtige Studien verwiesen, die den Ausgangspunkt oder die Grundlage der einzelnen Fächerporträts bilden.

(NDW) führte, galt schon bald nach der Schaffung des Reichsministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung (REM) als ‚Auslaufmodell‘, da Minister Rust alle Forschungsförderungsorganisationen zusammenfassen wollte. Der Anfang 1937 ins Leben gerufene Reichsforschungsrat unter Görings Leitung nahm diese Aufgabe auch tatsächlich wahr, doch blieben Einrichtungen wie die DFG<sup>20</sup>, der Stifterverband<sup>21</sup>, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und die verschiedenen Akademien<sup>22</sup> nominell bestehen, wenngleich die DFG zur Auszahlungsstelle des RFR für Geisteswissenschaften verkam. Hatte Präsident Schmidt-Ott anfänglich noch gehofft, durch Willfährigkeit sein Amt zu behalten und die Jahrestagung der Notgemeinschaft Mitte Mai 1933 in Königsberg als ‚wissenschaftliche Kundgebung‘ der Zustimmung zum neuen Staat ausgerichtet, wurde er 1934 durch einen ‚alten Kämpfer‘, den Physiker und Nobelpreisträger Johannes Stark, ersetzt. Doch auch dieser wurde nach drei Jahren abgelöst und mußte dem Wehrchemiker und ehemaligen Ortsgruppenleiter von Göttingen, Rudolf Mentzel, Platz machen, vielleicht, weil er die Physikalisch-Technische Reichsanstalt (PTR), deren Präsident er ebenfalls war, allzu sehr bevorzugt hatte. Hatte Stark den Hauptausschuß ohne Wahlprozedere mit Männern seines Vertrauens besetzt, schuf er auch eine Personalstelle zur politischen Überprüfung, deren 1222 vom NSD-Dozentenbund erstellte Gutachten Mertens in den kalifornischen Hoover Institution Archives in Stanford aufgefunden und ausgewertet hat. Insgesamt betrachtet wurden schon bald nach 1933 zunächst Natur- und Ingenieurwissenschaften gefördert, soweit es sich nicht um geisteswissenschaftliche Forschungen aus den Bereichen Vor- und Frühgeschichte, deutsche Siedlungsforschung oder Rassenkunde handelte.

Karl Ludwig Pfeiffer zeichnet ein Bild der Anglistik im ‚Dritten Reich‘, das sich zunächst auf die Publikationen des vom Kieler Rektor Paul Ritterbusch geleiteten sog. Kriegseinsatzes stützt<sup>23</sup>, aber auch Werke wie Verhalten einzelner prominenter Fachvertreter (Levin L. Schücking, Hermann Flasdieck, Wolfgang Clemen, Herbert Schöffler)<sup>24</sup> im Untersuchungszeitraum würdigt. Die um 1936 von den

<sup>20</sup> *Notker Hammerstein*, Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur (München 1999).

<sup>21</sup> *Winfried Schulze*, Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft 1920–1995 (Berlin 1995) 84–95.

<sup>22</sup> Vgl. z. B. *Udo Wennemuth*, Wissenschaftsorganisation und Wissenschaftsförderung in Baden. Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1909–1949 (Supplemente zu den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 8, Heidelberg 1994) 343–567; *Wolfram Fischer* u. a. (Hrsg.), Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945 (Berlin 2000).

<sup>23</sup> Die inzwischen erschienene 2., um ca. 130 S. vermehrte Ausgabe meines Buchs „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945) (Schriften zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 1, Dresden, München 2002) enthält insbesondere zu den Fächern Anglistik, Geographie, Geschichte, Indogermanistik und Philosophie neue Hinweise und tritt daher an die Stelle der 1. Ausgabe.

<sup>24</sup> Zu allen damals wirkenden Anglisten vgl. *Gunta Haenicke, Thomas Finkenstaedt*, Anglistenlexikon 1825–1990. Biographische und bibliographische Angaben zu 318 Anglisten, (Augsburg I & I – Schriften 64, Augsburg 1992). In diesem verdienstvollen und ansonsten

Nazis aus der Taufe gehobene Amerikanistik läßt Pfeiffer bewußt außer acht, da sie gleichsam eine eigene Disziplin bildet<sup>25</sup>. Zugleich könnte man betonen, daß England und die Engländer aufgrund der Vorlieben Hitlers und seiner Paladine bis kurz nach Kriegsbeginn als rassisch und geistig verwandte Nation betrachtet wurden und daß die englische Sprache, Literatur und Kultur, von ‚jüdischen‘ Ausnahmen abgesehen, als ‚artverwandt‘ abqualifiziert wurde. Diese Auffassung änderte sich brüsk um 1940, schlug sich aber noch nicht sofort in allen anglistischen Publikationen nieder, da von der Abfassung bis zur Drucklegung häufig mehrere Jahre vergingen. Pfeiffer mißt die wissenschaftlichen Publikationen an einem heute üblichen Problemverständnis und Methodenbewußtsein und bescheinigt der Anglistik vor diesem Hintergrund nur beschränkte kognitive Ressourcen sowie ein eher geringes Reflexionsniveau. Es handele sich um ein verspätetes Fach, eine methodologisch unsichere Disziplin. Dieses Verdikt ist aus heutiger Sicht vermutlich angebracht, dürfte aber für die damalige Zeit zu hart sein, zumal auch die modernen wie die alten Nachbarphilologien kaum methodensicherer waren<sup>26</sup>.

Holger Dainat unterstreicht, daß die Germanistik bereits sehr früh – der Münchner Germanistentag von 1966 markiert den Beginn – mit der Erforschung ihrer Fachgeschichte begonnen und der NS-Zeit dabei besondere Aufmerksamkeit gewidmet habe. Die von Fachpolitikern und Bildungsplanern in der Folgezeit angestellten Planungsüberlegungen seien häufig im Hinblick auf die Rolle der Germanistik von 1933 bis 1945 erfolgt. Angesichts zahlreicher einschlägiger Arbeiten geht es Dainat bei seiner Darstellung der germanistischen Literaturgeschichte nicht mehr um den Nachweis von Einzelheiten, zumal nicht um manifeste Verstrickungen einzelner Fachvertreter, sondern um eine Synthese. Da die Erforschung der germanistischen Fachgeschichte die Anfänge der Disziplin im 19. Jahrhundert besonders intensiv in den Blick genommen habe, habe sehr früh gezeigt werden können, wo die Germanistik im Nationalsozialismus anschlussfä-

außerordentlich zuverlässigen Nachschlagwerk wird jedoch die Tätigkeit der Porträtierten im ‚Dritten Reich‘ ausgeblendet. Über meine eigenen Vorarbeiten zu einer umfassenden Geschichte der deutschsprachigen Anglistik im ‚Dritten Reich‘ habe ich auf dem Wiener Anglistentag am 25. September 2001 berichtet; vgl. Die deutschsprachige Anglistik und Romanistik im „Dritten Reich“, in: Grenzgänge 16 (2001) 7–31. Zu Schöfflers Rolle in Göttingen, bei deren Bewertung ich andere Akzente setze, vgl. Jetzt wollen sie ihn auch noch aus der Karriere schießen. Was der Kölner Anglist Herbert Schöffler in ‚Das Reich‘ über den Witz der deutschen Stämme schrieb, amüsierte seinen Gauleiter nicht, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 1674 (18. Juli 2001) 46.

<sup>25</sup> Vgl. Philipp Gassert, Amerika im Dritten Reich. Ideologie, Propaganda und Volksmeinung 1933–1945 (Transatlantische Historische Studien. Veröffentl. des Deutschen Historischen Instituts Washington, DC 7, Stuttgart 1997).

<sup>26</sup> Zu den gemeinsamen Anfängen der neusprachlichen Doppelphilologie Anglistik-Romanistik vgl. Hans Helmut Christmann, Romanistik und Anglistik an der deutschen Universität im 19. Jahrhundert. Ihre Herausbildung als Fächer und ihr Verhältnis zu Germanistik und klassischer Philologie (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Jg. 1985, 1, Mainz, Stuttgart).



hig gewesen sei<sup>27</sup>. Als Nationalphilologie seien völkisch-nationalistische Komponenten schon immer präsent gewesen, und dies erkläre, warum das den Nazis wichtige Fach eigentümlich einflußlos geblieben sei. Seine Vertreter hätten sich nach wie vor zur Bedeutung der Klassik mit ihren ewigen Werten bekannt und immanente Interpretationen bevorzugt. Die generelle Öffnung zu einer Deutschkunde sei nach 1933 nur zögerlich erfolgt. Bedeutende Monographien oder Gesamtdarstellungen, die ein breites Echo in der Öffentlichkeit gefunden hätten, seien spärlich geblieben, dafür seien so viele Germanisten wie nie zuvor zu Auslandseinsätzen herangezogen worden<sup>28</sup>. Es verwundert daher nicht, daß die Germanistik nach 1945 wie schon nach 1933 keine besondere Mühe hatte, den semantischen Umbau zu neuen Leitbegriffen hin zu bewerkstelligen, da sie im ‚Dritten Reich‘ zwar eine zentrale Disziplin war, sich jedoch nicht über Gebühr exponiert hatte. Ihre Umorientierung wurde auch dadurch erleichtert, daß nur wenige prominente Germanisten aufgrund der Rassengesetze ihr Amt verloren hatten und ausschließlich politisch motivierte Berufungen in der NS-Zeit die Ausnahme blieben. Auch war es der SS nicht gelungen, das Fach organisatorisch an sich zu binden. Dennoch soll nicht verschwiegen werden, daß nach 1933 nicht nur Personen, sondern auch Inhalte verfolgt und verfemt wurden und ganze Perioden der deutschen Literatur in Acht und Bann getan wurden<sup>29</sup>.

Jürgen Elvert versucht eine Positionsbestimmung der Geschichtswissenschaft im ‚Dritten Reich‘. Er beginnt mit einem knappen Forschungsbericht, dem man entnehmen kann, daß es heute zwei unversöhnliche Auffassungen gibt. Insbesondere jüngere Historiker bezeichnen die Mehrheit der unter dem Nationalsozialismus wirkenden Fachgenossen als „Vordenker der Vernichtung“ und werfen ihnen vor allem vor, sich an den Umvolkungs- und Ausrottungsplänen der NS-Bürokratie als Sachverständige beteiligt zu haben<sup>30</sup>; Kritiker dieses Verdikts weisen darauf hin, daß keineswegs alle Historiker nach 1933 ins Lager des Nationalsozialismus übergingen und zuerst einmal definiert werden müsse, was unter „NS-Historiker“ bzw. „NS-Geschichtswissenschaft“ zu verstehen sei<sup>31</sup>. Elvert erstellt

<sup>27</sup> Vgl. jetzt dazu die einzelnen Beiträge in *Georg Bollenbeck, Clemens Knobloch* (Hrsg.), *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945* (Reihe Siegen 144, Heidelberg 2001).

<sup>28</sup> Vgl. dazu jetzt im Kontext *Frank-Rutger Hausmann*, „Auch im Krieg schweigen die Mäusen nicht“. Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg (MPIG 169, Göttingen 2001). Alle sechzehn in den unterschiedlichen europäischen Hauptstädten begründeten DWI erhielten germanistische Vizepräsidenten und organisierten die ‚Auslandseinsätze‘ deutscher Wissenschaftler, darunter zahlreicher germanistischer Kollegen.

<sup>29</sup> Vgl. dazu *Peter Sturm*, *Literaturwissenschaft im Dritten Reich*. Germanistische Wissensformationen und politisches System (Wien 1995); *Wolfgang Adam*, *Literaturgeschichte als Gemeinschaftsprojekt*. Neue Quellen zur Fachgeschichte der Germanistik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: *Euphorion* 95 (2001) 357–422.

<sup>30</sup> Vgl. *Ingo Haar*, *Historiker im Nationalsozialismus*. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten (*Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft* 143, Göttingen 2000).

<sup>31</sup> Zur Debatte allgemein, insbesondere zur Kontinuität, vgl. *Rüdiger Hobbs*, *Konrad H. Ja-*

daher zunächst, gestützt auf die Forschungen von Wolfgang Weber<sup>32</sup> und Ursula Wolf<sup>33</sup>, eine Statistik der Personalveränderungen auf den historischen Lehrstühlen zwischen 1933 und 1945. Sodann ruft er in Erinnerung, daß ohne Kenntnis der Grundlinien der Geschichtswissenschaft der Zwischenkriegszeit, vor allem der Weimarer Republik, kein gerechtes Verständnis der historischen Arbeit nach der ‚Machtergreifung‘ möglich sei. Die erdrückende Mehrheit der Historiker habe eine Revision des Vertrags von Versailles und der Pariser Vorortverträge angestrebt und vom Deutschen Reich nachdrücklich einen Schutz der deutschen Minderheiten in Mitteleuropa gefordert. Trotz allem Differenzierungsbemühen wird Elverts Fazit, daß etwa 40% der nach 1933 im Amt verbliebenen Historiker offen mit dem Nationalsozialismus kooperierten, daß eine weitere gleich große Gruppe ein Arrangement mit dem NS-System anstrebte, um von der wissenschaftlichen Tradition zu retten, was zu retten war, kaum eine Revision des Bildes einer besonders tief in den Nationalsozialismus verquickten Disziplin herbeiführen können. Dies gilt insbesondere im Hinblick darauf, daß nach einer Anlaufphase, die bis etwa 1935 dauerte, und in der noch dem Regime mißliebige Wissenschaftler im Amt bleiben bzw. traditionelle Arbeiten publiziert werden konnten, ein funktionsfähiges Wissenschaftssystem im Zeichen des Nationalsozialismus allenfalls bis zum Beginn des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion bestand. Danach konnte nur noch ein Notbetrieb an den Universitäten aufrechterhalten werden. Wenn es dem Nationalsozialismus gelang, in nur fünf bis sechs Jahren fast die Hälfte aller Historiker zu Gefolgsleuten und den Rest zu anpaßlerischen Mitläufern zu machen, die zum ‚Brückenschlag‘ bereit waren<sup>34</sup>, so ist eine derartige ‚Gleichschaltung‘, verglichen mit der anderer Disziplinen, überproportional hoch. Es gibt also keinen Grund, in der Erforschung der Rolle der Geschichtswissenschaft im ‚Dritten Reich‘ innezuhalten. Dem Fach fernstehende Beobachter haben schon immer die Auffassung vertreten, daß die NS-Machthaber bei der Planung und Durchführung ihrer verbrecherischen ‚Umvolkungsmaßnahmen‘ keinesfalls auf Denkschriften von Historikern angewiesen waren oder darauf rekurrten<sup>35</sup>. Dies hinderte diese jedoch nicht daran, solche zu erstellen. Was die Präsenz völkisch-nationalistischen Denkens bereits in der Weimarer Zeit angeht, spielt es eine große Rolle, ob rechtslastiges Gedankengut in einer Demokratie oder in einer men-

rausch (Hrsg.), *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus* (Stuttgart, München 2000).

<sup>32</sup> Wolfgang Weber, *Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz* (Frankfurt a.M. 1987).

<sup>33</sup> Ursula Wolf, *Litteris et patriae. Das Janusgesicht der Historie* (Frankfurter Historische Abhandlungen 37, Stuttgart 1996).

<sup>34</sup> Vgl. die einlässige Studie von Thomas Hertfelder, Franz Schnabel und die deutsche Geschichtswissenschaft, 2 Bde. (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 60, Göttingen 1998).

<sup>35</sup> Vgl. z. B. meine Rezension in H-SOZ-U-KULT vom 3. September 2001 zu Joachim Lerschmueller, *Die Geschichtswissenschaft in den Planungen des Sicherheitsdienstes der SS. Der SD-Historiker Hermann Löffler und seine Gedenkschrift „Entwicklung und Aufgaben der Geschichtswissenschaft in Deutschland“* (Archiv für Sozialgeschichte 21, Bonn 2001).

schenverachtenden Diktatur vertreten wird, die alle Grundrechte ausgeschaltet hat und als Verordnungsstaat einen nebulösen Volkswillen umsetzt, der sich über weite Strecken mit derartigen Vorstellungen deckt. Die Gründerväter der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 waren sich ihrer Verantwortung für das Versagen ihrer Disziplin im ‚Dritten Reich‘ zwar durchaus bewußt, doch da sie meist selber betroffen waren, trugen sie zur Aufklärung nur wenig bei. Wäre dem nicht so, hätte man nicht bis zum 42. Historikertag in Frankfurt a.M. 1998 warten müssen, bis von der Zunft endlich die Notwendigkeit anerkannt wurde, daß sich auch die Historiker in höherem Maß ihrer Vergangenheit stellen mußten, als sie dies bis dahin getan hätten<sup>36</sup>.

Joachim Lerchenmueller faßt in seinem Beitrag zunächst die Ergebnisse seiner wegweisenden Studie zur Geschichte der deutschen Keltistik zusammen<sup>37</sup> und ergänzt sie sodann um neue Recherchen sowie die Ergebnisse einiger inzwischen insbesondere zu Werk und Leben Leo Weisgerbers<sup>38</sup> bzw. zur Berliner Keltistik erschienener Sammelbände<sup>39</sup>. Die Keltistik war immer ein kleines Fach und blieb dies auch in der NS-Zeit, aber gerade deshalb erlaubt sie genaue und in vielen Punkten paradigmatische Aussagen. Von Anbeginn handelte es sich um eine hochgradig ‚politisierte‘ Wissenschaft, die aktiven Einfluß auf die National- und Unabhängigkeitsbewegungen in Irland, Schottland, Wales und der Bretagne nahm. An diese Tradition knüpfte das REM nach 1933 bei seiner Berufungspolitik an. Auf die Stelle des unter die Nürnberger Gesetze fallenden Julius Pokorny in Berlin wurde der aus Hamburg stammende Ludwig Mühlhausen berufen. Er schuf die institutionellen und wissenschaftspolitischen Voraussetzungen für eine noch tiefergehende Politisierung der Keltistik als zuvor, die immer stärker in die Abhängigkeit der SS und ihrer Organisationen, vor allem des ‚Ahnenerbes e.V.‘, geriet. Aufschlußreich sind auch die Aktivitäten der Keltologen im besetzten Frankreich, die von der geplanten Errichtung eines keltistischen Lehrstuhls an der Universität Straßburg bis hin zur Gründung eines ‚Keltischen Instituts der Bretagne‘ unter der Leitung von Leo Weisgerber reichen. Als Fazit bleibt, daß sich die deutsche Keltologie trotz der geringen Zahl der aktiven Wissenschaftler in den 30er und 40er Jahren an fast allen wissenschaftlichen und praktisch-politischen

<sup>36</sup> Einen eindringlichen Beleg für eine solche Notwendigkeit liefert jüngst *Thomas Etzenmüller*, Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit 9, München 2001).

<sup>37</sup> „Keltischer Sprengstoff“. Eine wissenschaftsgeschichtliche Studie über die deutsche Keltologie von 1900 bis 1945 (Tübingen 1997).

<sup>38</sup> *Klaus D. Dutz* (Hrsg.), Interpretation und Re-Interpretation. Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Johann Leo Weisgerber (1899–1985) (Münster 2000).

<sup>39</sup> *Sabine Heinz* (Hrsg.), Die Deutsche Keltologie und ihre Berliner Gelehrten bis 1945. Beiträge zur internationalen Fachtagung Keltologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität vor und während des Nationalsozialismus vom 27.–28. 03. 1998 an der Humboldt-Universität zu Berlin (Berliner Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 2, Frankfurt a.M. 1999).

Einsätzen im Dienste des NS-Staates und seiner diversen Organisationen beteiligt hat<sup>40</sup>.

Die Musikwissenschaft<sup>41</sup> ist nicht nur ein kleines, sondern auch ein verspätetes Fach, dessen Professionalisierung in Deutschland erst richtig um die Jahrhundertwende oder sogar erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs einsetzte. Andere Länder folgten erst viel später nach, so daß die deutsche Musikwissenschaft lange Zeit einen Führungsanspruch behaupten konnte. Da die meisten ihrer Vertreter von der Höherwertigkeit des eigenen nationalen Erbes überzeugt waren, brauchten sie sich der Deutschtümelei der Nationalsozialisten gar nicht erst anzupassen<sup>42</sup> und gewannen infolge ihrer ideellen Nähe sogar einigen Freiraum. Diese Sachverhalte sind recht gut erforscht, und Anselm Gerhard kann in seinem engagierten Beitrag vor allem auf die Arbeiten von Eckhard John, Pamela M. Potter, Eva Weissweiler, Willem de Vries, seinen eigenen Sammelband<sup>43</sup> u. a. hinweisen. Bei den genannten Forschern dominieren jedoch biographische und institutionelle Aspekte, weshalb Gerhard eine stärkere Konzentration auf die Inhalte des musikwissenschaftlichen Schrifttums und deren Prägung durch Vordenker nationalvölkischer Ideologien vor 1933 – das Spektrum reicht von Spengler bis Heidegger – fordert. Anhand von vier Fallbeispielen – Heinrich Besseler, Friedrich Blume<sup>44</sup>, Hans-Joachim Moser und Alfred Einstein – zeigt Gerhard jedoch auch, wie schwierig eine Einordnung dieser Musikwissenschaftler ist, von denen die ersten drei dem Nationalsozialismus zwar zuarbeiteten, in einigen ihrer Publikationen jedoch eine erstaunliche Unabhängigkeit an den Tag legten. Zum Abschluß seines Beitrags geht Gerhard nicht nur auf die Kontinuität der Personen, Institutionen und Methoden musikwissenschaftlicher Forschung nach 1945 ein, sondern belegt, wie kontrovers und unpopulär eine Beschäftigung mit der Vergangenheit in den Augen gestandener Fachvertreter bis heute ist.

<sup>40</sup> Interessante Ergänzungen liefern die Briefe Mühlhausens und Pokornys an den Münchner Anglisten Max Förster, selber ein ausgewiesener Keltist, die sich in seinem Nachlaß in der Bayerischen Staatsbibliothek (Försteriana H) finden und auf die ich im Rahmen meiner Geschichte der Anglistik demnächst näher eingehen werde.

<sup>41</sup> Zur relativ genau erforschten ‚Musikpraxis‘ vgl. ergänzend *Michael H. Kater*, *Die mißbrauchte Muse. Musiker im Dritten Reich* (München, Wien 1998); *ders.*, *Gewagtes Spiel. Jazz im Nationalsozialismus* (München 1998; Erstausg. 1995); zur musikalischen Theorie und Praxis am Beispiel eines Komponisten vgl. *Saul Friedländer, Jörn Rüsen* (Hrsg.), *Richard Wagner im Dritten Reich* (München 2000).

<sup>42</sup> Vgl. z. B. den Beitrag zu Ludwig Schiedermair in der auch für andere Disziplinen prägnant informierenden Darstellung von *Hans-Paul Höpfner*, *Die Universität Bonn im Dritten Reich. Akademische Biographien unter nationalsozialistischer Herrschaft* (Bonn 1999) 406–408.

<sup>43</sup> *Anselm Gerhard* (Hrsg.), *Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin? Die akademische Musikforschung zwischen Fortschrittsglauben und Modernitätsverweigerung* (Stuttgart, Weimar 2000).

<sup>44</sup> Zur Ergänzung vgl. den ähnlich differenziert argumentierenden Beitrag von *Ralf Noltensmeier*, Anmerkungen zur Musikwissenschaft an der CAU zwischen 1933 und 1945, in: *Hans-Werner Prahl* (Hrsg.), *Uni-Formierung des Geistes. Universität Kiel im Nationalsozialismus*, Bd. 1 (Kiel 1995) 337–348.

Auch die Philosophie galt bis weit ins 20. Jahrhundert als eine Domäne der Deutschen und war im deutschen Sprachraum ein außerordentlich gut vertretenes und personell reich ausgestattetes Universitätsfach. Dies hängt u.a. damit zusammen, daß sie Überschneidungen mit wichtigen Nachbardisziplinen (Pädagogik, Psychologie, Soziologie, Geschichte, Politologie, Ästhetik und Kunstwissenschaft, Recht, Theologie, Mathematik, Wirtschaft, Naturwissenschaften usw.) aufweist. Da Philosophieprofessoren sich mit ihren genuin philosophischen Schwerpunkten Ethik, Logik, Ästhetik usw. meist noch als Geschichts-, Rechts-, Religions-, Staats- usw. -philosophen spezialisieren, eigene philosophische Systeme entwerfen oder sich vorzugsweise auf die Geschichte der Philosophie konzentrieren konnten, wird die ‚philosophische Landschaft‘ im Untersuchungszeitraum nur schwer überschaubar. Hans-Joachim Dahms beginnt mit einem Forschungsbericht und verweist auf die zahlreichen Arbeiten zur Rezeption Platons und Nietzsches bzw. zur Rolle Heideggers im ‚Dritten Reich‘ wie auch auf die Gesamtauswertungen von Haug, Laugstien, Leaman, Leske u.a., die wichtige Beiträge zu unterschiedlichen Aspekten der Bedeutung der Philosophie im und für den Nationalsozialismus enthalten. Daraus ergibt sich, daß etwa ein Drittel der 180 habilitierten Hochschulphilosophen nach 1933 entlassen und davon wieder ein großer Teil ins angloamerikanische Exil vertrieben wurde. Bereiche wie jüdische Religionsphilosophie, logischer Empirismus, Sozialforschung und Neukantianismus wurden fast völlig unterdrückt. Dahms stellt sich die Frage, ob es vor oder nach 1933 eine typisch nationalsozialistische ‚Deutsche‘ Philosophie gab und wie diese ggf. aussah. Als Kriterien kämen neben einer völkisch-rassistischen Fundierung vor allem die Ausprägung von Voluntarismus und Aktivismus, Ganzheitsdenken und Wirklichkeitsnähe in Frage. Zum Abschluß wird das philosophische ‚Feld‘ (im Bourdieuschen Sinne) von fünf ausgewählten Fachvertretern (Erich Rothacker<sup>45</sup>, Martin Heidegger, Hans Heyse, Ernst Krieck und Alfred Baeumler) rekonstruiert, um Konstanten zu finden, die ihre aktive Hinwendung zum Nationalsozialismus erklären. Dabei kommt dem Fronterlebnis eine besondere Bedeutung zu. Dahms unterstreicht im übrigen die Kluft, die vielfach zwischen den Schriften der Betroffenen und ihren hochschulpolitischen Aktivitäten klaffe, was zu einer genauen Prüfung jeder einzelnen Gelehrtenbiographie zwingt<sup>46</sup>.

Die Psychologie stellt im Rahmen unserer Fragestellung eine besonders interessante Disziplin dar, da hier von Anfang an zwei Richtungen oder Schulen parallel laufen: eine eher mit Intuition vorgehende geistes- bzw. eine mit Experiment und Statistik arbeitende naturwissenschaftlich ausgerichtete. Aufschlußreich ist nun die Frage, welche Schule sich im ‚Dritten Reich‘ durchsetzte und besser an die Be-

<sup>45</sup> Vgl. neuerdings *Volker Böhnigk*, Kulturanthropologie als Rassenlehre. Nationalsozialistische Kulturphilosophie aus der Sicht des Philosophen Erich Rothacker (Würzburg 2002).

<sup>46</sup> Vgl. jetzt die umfassende Darstellung von *Christian Tiltzki*, Die deutsche Universitätsphilosophie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich (Berlin 2002), die wegen ihrer revisionistischen Tendenzen nicht unproblematisch ist.

dürfnisse des Nationalsozialismus anpaßte. Mitchell G. Ash stellt beide Richtungen vor und schließt dabei die Zeit der Weimarer Republik in seine Betrachtung mit ein. Diejenigen Psychologen wie Ludwig Ferdinand Clauss (Rassenseele), Hans Friedrich Karl Günther (Nordische Rasse), Ludwig Klages (Handschrift und Charakter), Ernst Kretschmer (Konstitutionstypen), Eduard Spranger (geistig-seelische Strukturen menschlicher Individualität), die bereits vor 1933 bekannt und erfolgreich waren, arbeiteten nur ausnahmsweise streng experimentell, was ihrer Wirkung nach der ‚Machtergreifung‘ keinen Abbruch tat<sup>47</sup>. Und auch Psychologen wie Erich Rudolf Jaensch, Oswald Kroh, Philipp Lersch oder Gerhard Pfahler, die eher als die Vertreter der ersten Gruppe denn als ausgewiesene Anhänger des Nationalsozialismus angesehen werden können, verwendeten bei ihren Untersuchungen Mischverfahren, die ideologische und praktische Komponenten miteinander verbanden. Dennoch war nach der ‚Machtergreifung‘ eine wesentlich höhere Nutzenanwendung der Psychologie intendiert als zuvor, wie Ashs Ausführungen zur Zwillingforschung, zur Rekrutierung des Offiziersnachwuchses durch eine stark ausgebaute Heeres- und Wehrmachtpsychologie sowie die an der Posener Universität von Rudolf Hippus bis 1942 durchgeführte Feststellung der ‚Eindeutschungsfähigkeit‘ deutsch-polnischer Mischlinge belegen. Von allen im Rahmen unseres Kolloquiums vorgestellten Wissenschaften hat sich die Psychologie aufgrund ihrer Nähe zu Psychiatrie<sup>48</sup>, Medizin, Biologie, Anthropologie und Arbeitswissenschaft besonders leicht dazu mißbrauchen lassen, an den rasenbiologisch und eugenisch begründeten Zwangsmaßnahmen des NS-Regimes zu beteiligen, wobei diese von staatlich befohlener Heimeinweisung über Sterilisation und Umvolkung bis hin zur Ermordung reichen konnten<sup>49</sup>.

Die deutschsprachige Slawistik ähnelte in ihrer komparatistischen Struktur der Romanistik, Nordistik und Orientalistik<sup>50</sup>, insofern sie die Sprachen, Literaturen und Kulturen mehrerer Völker und Länder erforscht. Helmut W. Schaller<sup>51</sup> unter-

<sup>47</sup> Vgl. die einzelnen Beiträge in *Klaus Weber* (Hrsg.), *Unterstellte Subjekte. Der Beitrag der deutschen Psychologie zur Faschisierung des Subjekts* (Argument-Sonderband N.F. AS 241, Ideologische Mächte im deutschen Faschismus 9, Berlin, Hamburg 1998).

<sup>48</sup> *Dirk Blasius*, „Einfache Seelenstörung“. Geschichte der deutschen Psychiatrie 1800–1945 (Frankfurt a.M. 1994) behandelt ab S. 145 die sog. Vernichtungspsychiatrie im ‚Dritten Reich‘.

<sup>49</sup> Vgl. jetzt *Ernst Klee*, *Deutsche Medizin im Dritten Reich. Karrieren vor und nach 1945* (Frankfurt a.M. 2001), ein beklemmendes Buch, das zu harten Urteilen kommt, aber nicht immer genügend Beweismaterial enthält. Man kann hieran gut die Kluft zwischen spektakulären, da wirksam popularisierenden sowie genau analysierenden und darum den flüchtigen Leser leicht ermüdenden Arbeiten studieren. Leider finden meist nur die ersten ein größeres Echo in der Öffentlichkeit, aber gerade bei einer so heiklen Angelegenheit wie dem Fehlverhalten von Wissenschaftlern in der NS-Zeit ist größte Sorgfalt geboten.

<sup>50</sup> Vgl. aushilfsweise *Rudi Paret*, *Arabistik und Islamkunde an deutschen Universitäten. Deutsche Orientalisten seit Theodor Nöldeke* (Wiesbaden 1960).

<sup>51</sup> Sein hier abgedruckter Beitrag geht auf seine Studie *Die Funktion der Slawistik im europäischen Bildungswesen. Eine alternative Geschichte und Prognose. Vorträge des 16. Salzburger Slawistengesprächs*, Salzburg, 20.–23. November 1997, in: *Die Slawischen Sprachen* 55 (1997) zurück.

sucht der Reihe nach die philologisch orientierten Publikationen über die inner- (Sorben, Wenden, Kaschuben) bzw. die außerhalb Deutschlands lebenden Slawen, wobei den unmittelbaren Nachbarvölkern (Polen, Tschechen, Slowenen) sowie den mit Deutschland im Zweiten Weltkrieg verbündeten Nationen (Bulgaren, Ukrainer, Slowaken, Kroaten, später auch den Serben) mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als den Russen. Da die Slawistik zunächst nur in Berlin, Breslau, Königsberg, Leipzig und München, später auch im annektierten Prag und Posen als Universitätsfach ausgebaut war<sup>52</sup>, läßt sich das Fach, das insbesondere von Max Vasmer in Berlin repräsentiert wurde<sup>53</sup>, gut überschauen. Schaller kommt zu dem Schluß, daß sich die deutschen Slawisten mit der Ausnahme von Friedrich Wilhelm Neumann nicht wirklich kompromittiert hätten<sup>54</sup>. Dies könnte einmal daran liegen, daß die von Historikern, Geographen, Raumplanern<sup>55</sup> u. a. forcierte Ostforschung<sup>56</sup> den philologisch orientierten Slawisten ein Nischendasein ermöglichte, daß aber auch die offizielle NS-Doktrin in einem Dilemma steckte. Einerseits waren die Slawen Indogermanen und damit den Germanen ‚rassisch‘ verwandt, andererseits waren insbesondere die polnischen und tschechischen Nachbarn als Profiteure des Versailler Vertrages nicht besonders beliebt und standen den deutschen Großraumplänen im Wege. Wichtiger als rassische Zuordnungen war jedoch allemal die politische Opportunität, was man besonders gut am deutsch-russischen Verhältnis studieren kann<sup>57</sup>.

Zwar ist die Sportwissenschaft keine traditionelle Geisteswissenschaft, doch hat sie im Rahmen unseres Kolloquiums durchaus ihren Platz, da nach dem Ersten Weltkrieg ihre Professionalisierung verstärkt vorangetrieben wurde. Diese erreichte mit der in Preußen ab dem Sommersemester 1930 eingeräumten Möglichkeit, das Fach Leibeserziehung als Haupt- oder Nebenfach in einem achtsemestri-

<sup>52</sup> Auf die Grazer bzw. Wiener Slawistik wäre ebenfalls einzugehen; in Deutschland bildete Greifswald einen weiteren Schwerpunkt.

<sup>53</sup> Wichtige Hinweise enthält *Marie-Luise Bott*, Ein Forschungsinstitut für Slavistik in Berlin? Max Vasmers Denkschrift 1928, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 2 (1999) 151–180.

<sup>54</sup> Dies wird allerdings in den auf breiter Quellenbasis sozusagen aus ‚eigener Anschauung‘ gearbeiteten Fallstudien von *Martin Zückert*, Edmund Schneeweis (1886–1964) Slawist und Volkskundler. Anpassung als Wissenschaftsstrategie bzw. *Klaas-Hinrich Ehlers*, Gerhard Gesemann (1888–1948) Slawist „Prof. Gesemann hatte große Pläne ...“ Slawistische Forschung im politischen Kontext der dreißiger und vierziger Jahre, in: *Monika Glettler, Alena Mišková* (Hrsg.), *Prager Professoren 1938–1948. Zwischen Wissenschaft und Politik (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa* 17, Essen 2001) 191–204 bzw. 351–377, ganz anders gesehen. Zur grundsätzlichen Kritik an den Darstellungen von Hubert Rösel und Wilhelm Zeil zur Rolle der Prager Slawistik vgl. *Klaas-Hinrich Ehlers*, Eitel Harmonie und Völkerverständigung? Kritische Anmerkungen zu zwei neuen Büchern über die Geschichte der deutschen Slawistik in Prag, in: *brücken N.F.* 6 (1998) 61–87.

<sup>55</sup> *Werner Köster*, Die Rede über den „Raum“. Zur semantischen Karriere eines deutschen Konzepts (*Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte* 1, Heidelberg 2002).

<sup>56</sup> Vgl. dazu jetzt den 1. Bd. von *Martin Burkert*, *Die Ostwissenschaften im Dritten Reich. Teil I: 1933–1939* (*Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* 55, Wiesbaden 2000).

<sup>57</sup> *Hans-Erich Volkmann* (Hrsg.), *Das Rußlandbild im Dritten Reich* (Köln, Weimar, Wien 21994), der allerdings nicht auf die Rolle der Slawistik eingeht.

gen wissenschaftlichen Studium zu belegen, einen ersten Abschluß. Jürgen Court arbeitet zunächst den Gegensatz zwischen dem von Friedrich Ludwig Jahn ‚erfundenen‘ deutschen Turnen als einer Massenbewegung mit unübersehbar paramilitärischer Funktion, englischem Sport als einem vorzugsweise von Aristokraten betriebenen individuellen Höchstleistungsstreben und der von Franzosen ersonnenen modernen Olympiabewegung als internationalem Leistungsvergleich heraus. Anhand eines Vergleichs von Carl Diem, dem ‚Vater‘ der modernen Sportwissenschaft<sup>58</sup>, und dem Romanisten Victor Klemperer, deren Primärsozialisation im Wilhelminismus erstaunliche Parallelen aufweist, stellt Court die zunächst überraschende These auf, daß die Vertreter der idealistischen Lebensphilosophie das in das Idealismusparadigma der Weimarer Republik eingeflossene national-konservative Gedankengut ohne Mühe in den Nationalsozialismus wissenschaftlich integrieren konnten, insofern ihr biographischer Hintergrund nicht dessen Diskriminierungskriterien unterlag. Während Diem für das NS-Regime durchaus ein wichtiger Ansprechpartner wurde, verlor der ‚Jude‘ Klemperer seine Professur und wurde, tragisch genug, erst dadurch zum kritischen Beobachter der von den Nazis vorangetriebenen Politisierung des Sports und der Sportwissenschaft. Court exemplifiziert die Ideologisierung von Sport und Sportwissenschaft – auch diese Disziplin, die gleichermaßen praktische, pädagogische und medizinische Elemente umfaßt, ist dadurch mit anderen wie Medizin, Erziehungswissenschaft, Philosophie, Geschichte, Altertumswissenschaft usw. verschränkt – im ‚Dritten Reich‘ anhand der Hochschulsportordnung (HSO) von 1934, der Umwandlung der Deutschen Hochschule für Leibesübungen (DHfL) in eine von den Universitäten unabhängige Reichsakademie für Leibesübungen (RfL) sowie der Ausrichtung der Olympischen Spiele von 1936.

Die allgemeine Sprachwissenschaft war damals keine eigene Universitätsdisziplin, sondern wurde meist von historisch und/oder vergleichend arbeitenden Sprachwissenschaftlern unterschiedlicher philologischer Ausrichtungen (Indogermanistik, Alte Sprachen, Germanistik, Anglistik, Romanistik, Slawistik, Orientalistik usw.), gelegentlich auch von Psychologen und Philosophen betrieben, hatte jedoch auch außerhalb der Universitäten wichtige Adepten in Bibliotheken, staatlichen Dienststellen oder Verlagen. Insofern kann sie als interessante Brückenwissenschaft bezeichnet werden, an der sich gut allgemeine Verhaltensmuster von Wissenschaftlern und Wissenschaften in einer Diktatur ablesen lassen. Clemens Knobloch, dessen Beitrag auch methodisch bedeutsam ist, räumt nicht nur mit dem Vorurteil auf, die Sprachwissenschaft sei erst von den Nazis instrumentalisiert worden, er leistet nicht zuletzt eine beachtliche Mythendekonstruktion, die

<sup>58</sup> Um das jüngste Buch von *Achim Laude, Wolfgang Bausch, Der Sport-Führer: die Legende um Carl Diem* (Göttingen 2000) wird z. Zt. ein von Diems Sohn Carl-Jürgen angestrebter Prozeß geführt, um die Rolle dieser „bedeutendsten Persönlichkeit in der Weltgeschichte des Sports“ im ‚Dritten Reich‘ zu klären, vgl. *Georg Bönisch, ‚Finaler Opfergang‘*. Ein Gericht muss über den Ruf der Sportlegende Carl Diem entscheiden. Hat der Erfinder der Bundesjugendspiele kurz vor Kriegsende noch Kinder in den sicheren Tod geschickt?, in: *Der Spiegel* 2 (2002) 44–45.



in dem Nachweis gipfelt, daß Politisierung nicht notwendig zu Lasten der Wissenschaftlichkeit eines Fachs gehen müsse. Zwar wurde die Sprachwissenschaft für den Grenzlandkampf und die Wahrung der Rechte des Auslandsdeutschtums, die Auslandspropaganda wie die Unterwerfung erobelter Gebiete instrumentalisiert, aber Knobloch erweckt berechtigte Zweifel daran, ob es überhaupt ‚gute‘ und ‚wertfreie‘ Wissenschaft gibt und ob Wissenschaft nicht immer stark zeitbezogen ist. Unterschiedlich sei jedoch die Intensität des Anschlußwillens an zeitübliche Diskurse wie auch die Folgen einer derartigen Anpassung, wenn das Ergebnis nämlich zur Legitimation strafwürdigen politischen Handelns benutzt würde. Die Sprachwissenschaft ging, wie Knobloch eindringlich nachweist, schon lange vor 1933 ‚aufs Ganze‘, d.h. sie suchte Systeme und Felder zu beschreiben, Struktur und Gestalt nachzubilden oder den Geist, die Gemeinschaft und das Wollen ganzer Völker zu erfassen. Wenn die Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus im Rückblick für besonders systemkonform erklärt wurde, so lag dies weniger an ihrer NS-Hörigkeit als an der Nichtzurkenntnisnahme der Schriften innovativer nicht-deutscher Sprachwissenschaftler, die im stark isolierten Nazideutschland keinen Eingang mehr fanden, wobei Ferdinand de Saussures „Cours de linguistique générale“ entgegen einer häufig wiederholten Feststellung auch im ‚Dritten Reich‘ eine feste Referenzgröße bildete<sup>59</sup>.

Kaum ein Fach wurde so sehr von den Nazis hofiert und nahm einen derart rasanten Aufstieg wie die Ur- und Frühgeschichte. Wolfgang Pape legt eine eindrucksvolle quantifizierende Studie vor, deren Schaubilder den Zuwachs an selbstständigen Landesämtern für Vorgeschichte, Universitätsprofessuren, Studenten und folglich auch Promotionen belegen. Daraus ergab sich eine breite Divulgierung der durch Grabungsfunde angeblich bewiesenen Kulturhöhe der Germanen, der Überlegenheit der nordischen Rasse oder der Herkunft aller bedeutenden Kulturleistungen aus dem Norden. Nicht verwunderlich ist, daß überproportional viele Ur- und Frühgeschichtler in die NSDAP, die SA und SS (‚Ahnenerbe‘ e.V.<sup>60</sup>) eintraten und die einschlägigen Fachverbände großen Zuzug erhielten. Das Kriegsende markierte mitnichten einen Einschnitt; das Fach behielt seinen Status, mit wenigen Ausnahmen kamen aller Fachvertreter wieder im Hochschulsektor unter<sup>61</sup>.

<sup>59</sup> Vgl. im Kontext *Christopher M. Hutton*, *Linguistics and the Third Reich. Mother-tongue fascism, race and the science of language* (Routledge Studies in the History of Linguistics 1, London, New York 1999), eine wichtige, von Knobloch berücksichtigte Studie, die vom Vf. um neue Aspekte ergänzt wird.

<sup>60</sup> Hingewiesen sei auf die um ein ausführliches Nachwort ergänzte Neuauflage von *Michael H. Kater*, *Das ‚Ahnenerbe‘ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches* (Studien zur Zeitgeschichte 6, München 21997).

<sup>61</sup> Zur Vertiefung vgl. den vorzüglich dokumentierten, von *Heiko Steuer* unter Mitarbeit von *Dietrich Hakelberg* hrsg. Band *Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995* (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 29, Berlin, New York 2001), der wichtiges prosopographisches Material und Hinweise zu anderen Disziplinen (Altertumswissenschaft, Slawistik, Germanistik usw.) enthält; weiterhin *Achim Leube* (Hrsg.), *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die Mittel- und*

Faßt man die Ergebnisse der Tagung wie auch der Abschlusßdiskussion noch einmal zusammen, so ist zunächst festzuhalten, daß der Kenntnisstand über die Verstrickungen einzelner Fächer und ihrer Vertreter in den Nationalsozialismus sich im Einzelfall höchst unterschiedlich präsentiert. Meist sind die praktischen Umsetzungen (Rechtsprechung, Medizinalwesen, Verwaltung, Schulunterricht, Seelsorge usw.) besser erforscht als die Theorie. Erst das Verstreichen eines halben Jahrhunderts hat alte Projektionsmodi endgültig von der Bildfläche verbannt und in einer distanzierten Sichtweise individuelle Porträts oder die Skizzierung ganzer wissenschaftlicher Landschaften ermöglicht. Die Öffnung der Archive nach der deutschen Wiedervereinigung erlaubt es zudem, die erhaltenen Quellen vollständig einzubeziehen, so daß die Personen-, Institutionen- und Disziplingeschichte neue Konturen gewinnen. Der Prozeß der faktenorientierten Rekonstruktion, dessen Abschluß erst wirklich eine Ursachenforschung ermöglicht, ist jedoch noch im Gange, zumal die Geschichte wichtiger Disziplinen zwischen 1933 und 1945 wie Altamerikanistik, Auslandswissenschaft als Teil der Politikwissenschaft<sup>62</sup>, Geographie<sup>63</sup>, Kolonialwissenschaft (als Teil der Völkerkunde), Kunstgeschichte, Mittellateinische Philologie<sup>64</sup>, Nordistik<sup>65</sup>, Orientalistik, Pädagogik<sup>66</sup>, Rassenkunde, Strafrechts- und Zivilrechtswissenschaft<sup>67</sup> die beiden Theologien<sup>68</sup>,

Osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in Deutschland in den Jahren 1933–1945 (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 2, Heidelberg 2002).

<sup>62</sup> Ansätze bei *Rainer Eisfeld*, Ausgebürgert und doch angebräunt. Deutsche Politikwissenschaft 1920–1945 (Baden-Baden 1991) 139–164; *Lutz Hachmeister*, Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six (München 1998).

<sup>63</sup> Die Studie von *Mechthild Rössler*, „Wissenschaft und Lebensraum“. Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Disziplingeschichte der Geographie (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 8, Hamburg 1990) müßte dringend ausgeweitet werden.

<sup>64</sup> Eine derartige Untersuchung hätte auszugehen von *Karl Langosch*, Mittellatein als Deutschkunde – eine nationale Aufgabe deutscher Wissenschaft und Schule (Deutschkundliche Arbeiten Reihe A, 10, Berlin, Breslau 1937); aufschlußreich ist auch der von *Notker Hammerstein* hrsg. Briefwechsel zweier Schulmänner, Otto Schumann – Martin Havenstein, 1930–1944 (Frankfurt a.M. 1988), der den Vortitel „Deutsche Bildung?“ trägt.

<sup>65</sup> Vgl. ansatzweise *Hermann Engster* (Hrsg.), Germanisten und Germanen: Germanenideologie und Theoriebildung in der deutschen Germanistik und Nordistik von den Anfängen bis 1945 in exemplarischen Darstellungen (Texte und Untersuchungen zur Germanistik und Skandinavistik 16, Frankfurt a.M., Bern, New York 1986).

<sup>66</sup> Die von *Heinz-Elmar Tenorth*, Deutsche Erziehungswissenschaft 1930 bis 1945. Aspekte ihres Strukturwandels, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 32 (1986) 299–321 begonnene Arbeit wäre fortzuführen.

<sup>67</sup> Es fehlen hier Arbeiten, wie sie *Joachim Rückert*, *Dietmar Willoweit* (Hrsg.), Die Deutsche Rechtsgeschichte in der NS-Zeit: ihre Vorgeschichte und ihre Nachwirkungen (Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts 12, Tübingen 1995), *Bernhard Diestelkamp*, Rechtsgeschichte als Zeitgeschichte. Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts (Juristische Zeitgeschichte 1/6, Baden-Baden 2001) sowie *Michael Stolleis*, Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland. Dritter Band: Staats- und Verwaltungsrechtswissenschaft in Republik und Diktatur 1914–1945 (München 1999), vorgelegt haben. Natürlich sind sie auch für Handels-, Zivil- und Strafprozeßrecht, Jugendkriminalologie, Kirchenrecht usw. wünschenswert.

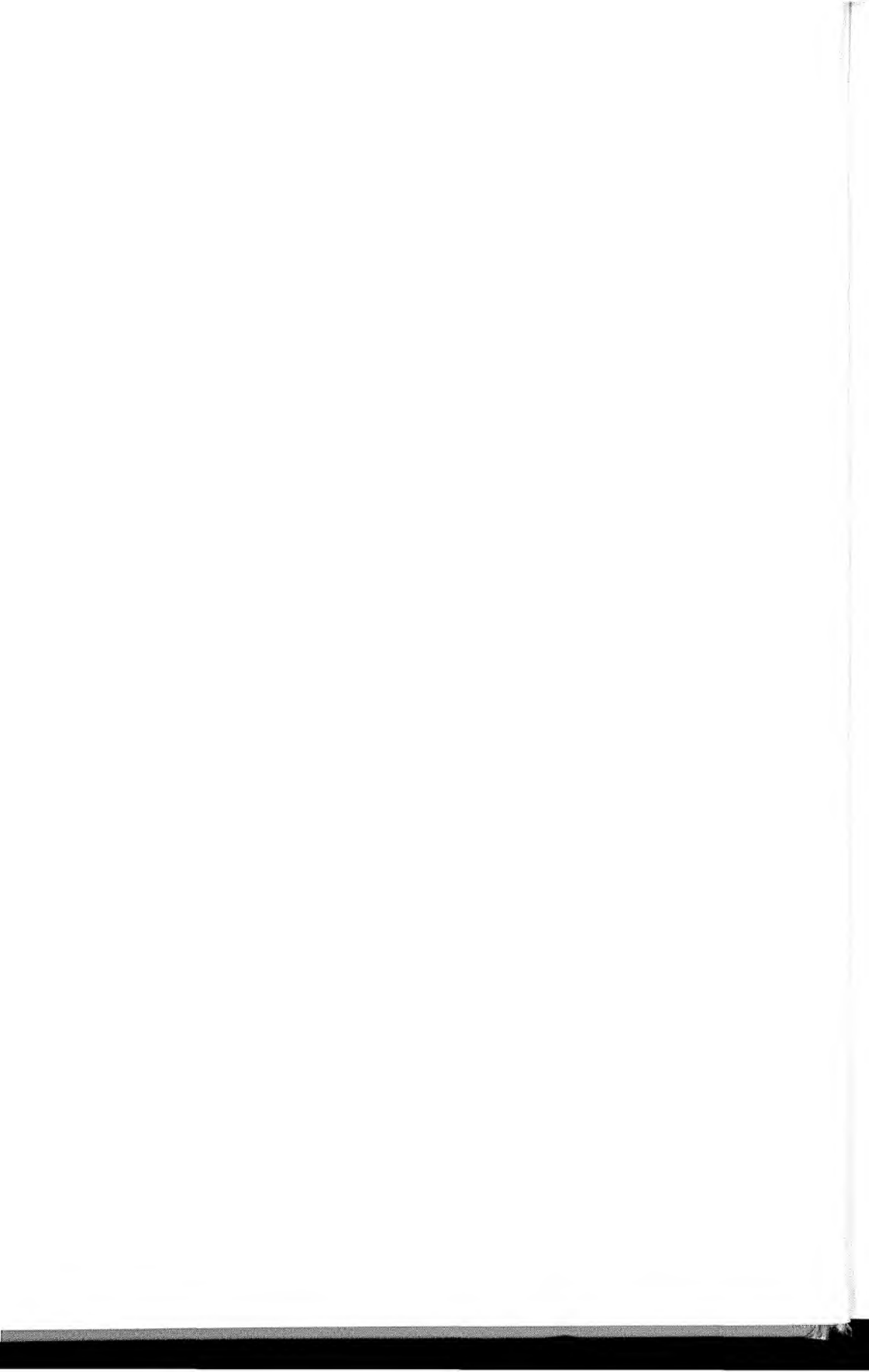
Wehrwissenschaften, Wirtschaftswissenschaft mit allen ihren Ausfaltungen erst in Umrissen erforscht sind. Die Ursachenforschung kann dabei vom Nachweis gemeinsamer Sozialisationsmuster bis hin zur Beschäftigung mit der Tradierung bzw. der Transformation semantischer Bestände fachübergreifend betrieben werden. Auch die Rekonstruktion wissenschaftlicher ‚Netzwerke‘, die ganz unterschiedliche Formen haben und von koordinierten ‚Einsätzen‘ bis hin zu ganz Europa überziehenden Institutionen reichen konnten, ermöglicht es, ganze Fächergruppen in den Blick zu nehmen. Dies entbindet keineswegs von der Notwendigkeit genauerer Differenzierung innerhalb der einzelnen Disziplinen, auch wenn die Frage berechtigt erscheint, ob es nicht zu gewissen Zeitpunkten ein spezifisch deutsches Wissenschaftspathos gab, das für die, die es verwendeten, eine integrierende Funktion freisetzte. Auf die genaue Betrachtung der Forschungsbedingungen im NS-Staat wurde bereits hingewiesen. Sie muß das REM mit seinen Abteilungen, aber auch die mit ihm rivalisierenden Ministerien (Innen-, Arbeits- und Propagandaministerium bzw. Auswärtiges Amt) und NS-Organisationen (Parteikanzlei, Stellvertreter des Führers, Amt Rosenberg mit ‚Hoher Schule‘, SS), die einzelnen Universitäten und Forschungseinrichtungen sowie die existierenden Forschungsförderungsorganisationen mit einbeziehen. Den veränderten Ausbildungs- und Prüfungsbedingungen, die sich meist in neuen Prüfungsordnungen und obligatorischer Schulung niederschlugen, ist Rechnung zu tragen. Erst wenn alle diese Bereiche erforscht sind, wobei es neben den allgemeinen Entwicklungen besonders um die Auswirkungen dieser Faktoren auf die einzelnen Disziplinen geht, können die Phasen der Wissenschaftsgeschichte unter dem Nationalsozialismus endgültig festgelegt werden, die hier zunächst nur skizziert sind: Sie kennen eine Übergangsphase von der Machtergreifung bis zur Schaffung des REM (1933–34), eine Phase der Konsolidierung bis zum Anschluß Österreichs (1934/35–38), eine Siegesphase zu Beginn des Krieges (1939–40/41) und eine Phase zunächst der Mängelverwaltung und dann des Niedergangs (1941–45). Im ersten Abschnitt konnten noch Arbeiten publiziert werden, die vor 1933 eingereicht waren, auch waren die jüdischen Frontkämpfer des ersten Weltkriegs noch nicht aus dem Amt entfernt; im zweiten wurden die Universitäten restlos gleichgeschaltet, das Führerprinzip verankert, der Lagerdienst für alle Universitätsangehörigen obligatorisch, ein ideologisch zuverlässiger Nachwuchs herangebildet, die Verbeamtung an den Parteieintritt geknüpft; im dritten Abschnitt wurde die ‚Gemeinschafts-‘ anstelle der ‚Individualforschung‘ als die dem Nationalsozialismus wesenseigene

<sup>68</sup> Vgl. die Ansätze bei *Leonore Siegele-Wenschekwitz*, *Carsten Nicolaisen* (Hrsg.), *Theologische Fakultäten im Nationalsozialismus* (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte, B 18, Göttingen 1993); *Leonore Siegele-Wenschekwitz* (Hrsg.), *Christlicher Antijudaismus und Antisemitismus. Theologische und kirchliche Programme Deutscher Christen* (Arnoldshainer Texte 85, Frankfurt a.M. 1994), weiterhin *Kurt Meier*, *Die Theologischen Fakultäten im Dritten Reich* (Berlin, New York 1996); *Cornelia Weber*, *Altes Testament und völkische Frage. Der biblische Volksbegriff in der alttestamentlichen Wissenschaft der nationalsozialistischen Zeit, dargestellt am Beispiel von Johannes Hempel* (Forschungen zum Alten Testament 28, Tübingen 2000).

Forschungsweise durchgesetzt, die in Einsätzen, Lagern, Akademien usw. organisiert wurde. In der letzten Phase übernahmen die bis dahin aus dem Hochschulbereich weitgehend ausgeschlossenen Frauen sowie die nicht mehr wehrdienstpflichtigen älteren Jahrgänge den Unterricht und boten nur noch ein Notprogramm für die überwiegend weiblichen Studenten, da die männlichen größtenteils an der Front standen. Ab 1943 brach das Hochschulwesen langsam zusammen, da die Gebäude zerbombt, die Bibliotheken verbrannt, die Universitäten und Schulen in sichere ländliche Gebiete evakuiert worden waren. Die Besonderheiten der einzelnen Disziplinen sind überdies nicht ohne die Vorgeschichte vor 1933 und die Fortsetzungsgeschichte nach 1945 zu beschreiben. Die Rückbindung, vor allem an die Zeit der Weimarer Republik, legt die Wurzeln einer völkisch-rassischen Übersteigerung bloß, die vielfach bis in die Entstehungsphase der modernen Geisteswissenschaften in der Romantik zurückreichen; die Weiterführung nach Kriegsende belegt eine verhängnisvolle persönliche, institutionelle wie auch gedankliche Kontinuität, deren Folgen zwar erahnt, bis heute aber noch nicht wirklich ausgelotet sind.

## Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Prof. Dr. Georg Bollenbeck, Siegen  
PD Dr. Jürgen Court, Köln  
Dr. Hans-Joachim Dahms, Göttingen  
Dr. Holger Dainat, Magdeburg  
PD Dr. Jürgen Elvert, Köln  
Prof. Dr. Anselm Gerhard, Bern  
Prof. Dr. Frank-Rutger Hausmann, Freiburg (Stipendiat des Historischen Kollegs  
1999/2000)  
Prof. Dr. Clemens Knobloch, Siegen  
Prof. Dr. Ulrich Kuder, Kiel  
Ph. D. Joachim Lerchenmüller, Limerick  
PD Dr. Dr. Lothar Mertens, Bochum  
Prof. Dr. Gerhard Oexle, Göttingen  
PD Dr. Wolfgang Pape, Freiburg  
Prof. Dr. Ludwig Pfeiffer, Siegen  
Prof. Dr. Helmut W. Schaller, Marburg



Otto Gerhard Oexle

„Wirklichkeit“ – „Krise der Wirklichkeit“ –  
„Neue Wirklichkeit“

Deutungsmuster und Paradigmenkämpfe in der deutschen  
Wissenschaft vor und nach 1933

I.

Im Frühjahr 1936 folgte Martin Heidegger der Einladung zu einem Vortrag nach Rom. Dort traf er seinen ehemaligen Schüler Karl Löwith wieder, der 1933 Deutschland hatte verlassen müssen. In seinem Bericht ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933‘ gibt Löwith Zeugnis von dieser Begegnung. Der erst 1986 veröffentlichte Bericht wurde 1940 in Japan niedergeschrieben, als Antwort auf eine Umfrage der Harvard-University nach Erfahrungsberichten von Augenzeugen aus Deutschland<sup>1</sup>. Hans Blumenberg urteilte über diesen Text: „Es gibt nicht viele Lebensberichte von Philosophen, die in ähnlichen Situationen mit solcher Nüchternheit und Selbstdistanz verfahren sind – oder verfahren wären.“<sup>2</sup> Das Treffen von Heidegger und Löwith war eine „Begegnung zwischen dem Diffamierten und dem Arrivierten am ‚neutralen‘ Ort“, und es kam gar zu einer „Landpartie‘ mit Parteiabzeichen“<sup>3</sup>. Löwith erzählt, wie Heidegger nach seinem Vortrag „mit mir in unsere Wohnung“ ging und dort „sichtlich betroffen (war) von der Dürftigkeit unserer Einrichtung. Vor allem vermißte er meine Bibliothek, die noch in Deutschland war. Am Abend begleitete ich ihn zu seinem Absteigequartier in der ‚Hertziana‘, wo mich seine Frau mit steif-freundlicher Zurückhaltung begrüßte. Es war ihr wohl peinlich sich zu erinnern, wie oft ich früher in ihrem Hause zu Gast gewesen war.“<sup>4</sup> Tags darauf unternahmen die Löwiths mit Heidegger, seiner Frau und seinen zwei Söhnen („die ich als Kinder oft behütet hatte“) einen Ausflug nach Frascati und Tusculum. Der Tag war, wie Löwith schreibt, „strahlend, und ich freute mich über dieses letzte Zusammensein trotz

<sup>1</sup> Karl Löwith, *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Ein Bericht* (Stuttgart 1986).

<sup>2</sup> Hans Blumenberg, *Die Verführbarkeit des Philosophen* (Frankfurt a. M. 2000) 101.

<sup>3</sup> Ebd. 103.

<sup>4</sup> Löwith, *Mein Leben in Deutschland* 56 f. Hier auch die folgenden Zitate.

unvermeidlicher Hemmungen“. Diese wurden dadurch akzentuiert, daß „Heidegger ... selbst bei dieser Gelegenheit das Parteiabzeichen nicht von seinem Rock entfernt (hatte). Er trug es während seines ganzen römischen Aufenthalts, und es war ihm offenbar nicht in den Sinn gekommen, daß das Hakenkreuz nicht am Platz war, wenn er mit mir einen Tag verbrachte.“ Heidegger und seine Frau vermieden „jede Anspielung auf die deutschen Verhältnisse und seine Stellung zu ihnen“. Gerade darüber aber wollte Löwith eine freie Äußerung hören. Er provozierte deshalb Heidegger mit der Meinung, „daß seine Parteinahme für den Nationalsozialismus im Wesen seiner Philosophie“ läge. Überraschenderweise stimmte ihm Heidegger „ohne Vorbehalt zu“ und führte gegenüber seinem ehemaligen Schüler aus, „daß sein Begriff von der ‚Geschichtlichkeit‘ die Grundlage für seinen politischen ‚Einsatz‘ sei“. Auch ließ er „keinen Zweifel über seinen Glauben an Hitler“. Und weiter: „nur zwei Dinge habe er unterschätzt: die Lebenskraft der christlichen Kirchen und die Hindernisse für den Anschluß von Österreich“. Heidegger war, so Löwith, „nach wie vor überzeugt, daß der Nationalsozialismus der für Deutschland vorgezeichnete Weg sei; man müsse nur lange genug ‚durchhalten‘. Bedenklich schien ihm bloß das maßlose Organisieren auf Kosten der lebendigen Kräfte.“ Auf den Einwand Löwiths, daß er „zwar Vieles an seiner Haltung verstünde, aber eines nicht, nämlich, daß er sich an ein und denselben Tisch ... setzen könne mit einem Individuum wie J. Streicher“, habe Heidegger zunächst geschwiegen. Schließlich aber habe er „widerwillig“ jene „bekannte Rechtfertigung“ vorgetragen, „die darauf hinauslief, daß alles ‚noch viel schlimmer‘ geworden wäre, wenn sich nicht wenigstens einige von den Wissenden dafür eingesetzt hätten“. Und „mit bitterem Ressentiment gegen die ‚Gebildeten‘“ habe Heidegger seine Erklärung abgeschlossen: „Wenn sich diese Herren nicht zu fein vorgekommen wären, um sich einzusetzen, dann wäre es anders gekommen, aber ich stand ja ganz allein.“

Es ist, wie Hans Blumenberg treffend anmerkte<sup>5</sup>, durchaus unerfreulich, „diese Phraseologie zu zitieren“. Aber: der Bericht Löwiths sei „der einzige sachkundig registrierte und überlieferte Beleg für das, was bei diesem Seinsdenker noch 1936 im Kopf Bestand hatte und nicht nur ohne Not und Druck, sondern sogar gegen die geschilderte Mitmenschlichkeit ausgesprochen worden war. Also keine Episode“.

Heideggers Entscheidung für den Nationalsozialismus lag also, nach des Philosophen eigenem Bekunden, „im Wesen seiner Philosophie“. Es ging um die „Geschichtlichkeit“ als Grundlage für seinen „politischen Einsatz“. Wie ist das zu verstehen?

Im Herbst 1933 hatte Heidegger auf die Nachfolge des Münchener Philosophen Richard Högnigswald, eines der prominentesten Vertreter des sogenannten Neukantianismus, spekuliert. Dabei reizte Heidegger auch die „Möglichkeit, an Hitler heranzukommen und dgl.“, wie er am 19. September 1933 an Elisabeth

<sup>5</sup> Blumenberg, Die Verführbarkeit des Philosophen 103.



Blochmann schrieb<sup>6</sup>. Hönigswald war zum 1. September 1933 auf Druck der Nationalsozialisten in den Ruhestand versetzt worden. Bemerkenswerterweise hat Heidegger dazu entscheidend beigetragen, indem er sich in einem niederträchtigen Gutachten vom 25. Juni 1933 gegenüber der Münchener Philosophischen Fakultät über Hönigswald vernichtend ausgesprochen hatte. Im Neukantianismus, so Heidegger, werde „das Wesen des Menschen aufgelöst in ein freischwebendes Bewußtsein überhaupt und dieses schließlich verdünnt zu einer allgemein logischen Weltvernunft“. Dabei werde „unter scheinbar streng wissenschaftlicher philosophischer Begründung der Blick abgelenkt vom Menschen in seiner geschichtlichen Verwurzelung und seiner volkhaften Überlieferung seiner Herkunft aus Boden und Blut“. Aus einer solchen Grundeinstellung seien die Schriften Hönigswalds erwachsen, der das Gedankengut des Neukantianismus „mit einem besonders gefährlichen Scharfsinn und einer leerlaufenden Dialektik“ vertrete. Und dieses „Treiben“ habe bereits „viele junge Leute getäuscht und irregeführt“. Daß Hönigswald noch immer auf seiner Münchener Professur lehre, sei deshalb ein „Skandal“<sup>7</sup>. Jedem, der sich in der griechischen Philosophie auch nur ein wenig auskannte, mußte klar sein, was Heidegger forderte, wenn er Hönigswald „Täuschung“ und „Irreführung“ junger Menschen vorwarf. Hönigswald hatte freilich ‚Glück‘: zwar wurde er im November 1938 in das Konzentrationslager Dachau eingeliefert und im Oktober 1941 ausgebürgert, doch war ihm im Dezember 1939 die Emigration in die USA gelungen; dort starb er 1947 in Armut<sup>8</sup>.

Mit seinen von Haß diktierten Tiraden gegen den Neukantianer Hönigswald stand Heidegger nicht allein, galt doch der sogenannte Neukantianismus als besondere Domäne des „zersetzenden“ Denkens „des Juden“. Das gesamte hier einschlägige Repertoire an Denkmustern repräsentiert der Artikel ‚Das Judentum in der deutschen Philosophie‘ des Kantforschers Raymund Schmidt im ‚Handbuch der Judenfrage‘<sup>9</sup>. „Dem Arier“, so wird hier dargelegt, sei „eigentlich ein Streben danach, die Welt des Innen und des Außen zu ‚verstehen‘, d. h. sich selbst einzugliedern mit allen seinen Gemütskräften in den großen Zusammenhang des Seins“; und so gelange er zu einer „wahrhaftigen Anerkennung des wirklich Seienden“ und zu „Eindeutigkeit“ und „Harmonie“, zu „Vollendung“ und „Totalität“, zum „Glauben an die vorhandene oder durch sittliche Tat erzielbare letzte Einheit, Ordnung und Harmonie des Weltganzen“. Aber „wie anders der Jude“, der – „beherrscht von der Unruhe des Nomaden“ – als „nomadisierender Schmarotzer in anderen Kulturen lebt“, „keine Haltepunkte und Sicherheiten in der Unendlichkeit des Daseins kennt und anerkennt“ und mit seinem „losgelösten, einseitig überzüchteten Vermögen der Dialektik, der Analyse“ sein „zersetzendes Gift“ verspritzt, bis „alle tragenden Werte restlos zerstört“ seien – so auch gegen-

<sup>6</sup> Martin Heidegger, Elisabeth Blochmann, Briefwechsel 1918–1969, hrsg. v. Joachim W. Störck (Marbach am Neckar 1989) 74.

<sup>7</sup> Das Gutachten über Richard Hönigswald in: Claudia Schorcht, Philosophie an den bayerischen Universitäten 1933–1945 (Erlangen 1990) 161.

<sup>8</sup> George Leaman, Heidegger im Kontext (Berlin 1993) 80.

<sup>9</sup> Theodor Fritsch (Hrsg.), Handbuch der Judenfrage (Leipzig 421938) 391–401.

über Kant, dem „Weltweisen und Lebensführer“, dessen ganzes System „ein urarisches Bekenntnis zu der Welt“ sei, „wie sie sein sollte“, ein „bis zum Letzten redliches Jasagen zu den großen Menschheitsideen“, das aber durch einen „Klüngel jüdischer Professoren und Dozenten“ „rationalistisch verbogen und eingekudelt“ wurde, bis von dem „eigentlichen Kant“ nichts mehr übriggeblieben sei.

Heideggers Kampf gegen die Kantianer und zumal ihren „Großmeister“ Ernst Cassirer<sup>10</sup> hat seine Wurzeln in seiner Auseinandersetzung mit dem ‚Historismus‘ als einer fundamentalen, konstitutiven Gegebenheit der Moderne, nämlich der Erkenntnis, daß alles was ist historisch geworden und historisch vermittelt ist<sup>11</sup>. Und wie Friedrich Nietzsche in seiner zweiten „unzeitgemäßen“ Betrachtung ‚Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben‘ von 1874 zur Überwindung der „historischen Krankheit“ des „modernen Menschen“ aufgerufen hatte<sup>12</sup>, so forderte Heidegger in ‚Sein und Zeit‘ (1927), in ausdrücklicher Anknüpfung an Nietzsches Überlegungen (der – wie Heidegger bemerkt – 1874 schon mehr davon „verstanden“ habe, „als er kundgab“), den Historismus in der Geltendmachung der „Geschichtlichkeit“ zu überwinden<sup>13</sup>. Das „Aufkommen eines Problems des ‚Historismus‘“ sei „das deutlichste Anzeichen dafür, daß die Historie das Dasein seiner eigentlichen Geschichtlichkeit zu entfremden trachtet. Diese bedarf nicht notwendig der Historie. ... Die Möglichkeit, daß Historie überhaupt entweder von ‚Nutzen‘ oder ‚Nachteil‘ sein kann ‚für das Leben‘, gründet darin, daß dieses in der Wurzel seines Seins geschichtlich ist und sonach als faktisch existierendes sich je schon für eigentliche oder uneigentliche Geschichtlichkeit entschieden hat.“ Und: „Als geschichtliches ist das Dasein nur möglich auf dem Grunde der Zeitlichkeit. Diese zeitigt sich in der ekstatisch-horizontalen Einheit ihrer Entrückungen. Das Dasein existiert als zukünftiges eigentlich im entschlossenen Erschließen einer gewählten Möglichkeit.“ Mit Blick auf Nietzsches drei Formen der Historie, einer „monumentalischen“, einer „antiquarischen“ und einer „kritischen“ Historie, die jedoch alle drei nicht mehr Wissenschaft sind, sondern sich in den „Dienst des Lebens“ begeben haben, formuliert Heidegger: „Die eigentliche Geschichtlichkeit ist das Fundament der möglichen Einheit der drei Weisen der Historie. Der Grund des Fundaments der eigentlichen Historie aber ist die Zeitlichkeit als der existenziale Seinssinn der Sorge.“

Wie Heidegger das „entschlossene Erschließen einer gewählten Möglichkeit“ dann 1933 verstand, ist bekannt, und sein Weg dahin gut ausgeleuchtet<sup>14</sup>. Die Be-

<sup>10</sup> Pierre Bourdieu, Die politische Ontologie Martin Heideggers (Frankfurt a. M. 1988) 55 ff. Das Zitat: 65.

<sup>11</sup> Otto Gerhard Oexle, Kulturelles Gedächtnis im Zeichen des Historismus, in: Hans-Rudolf Meier, Marion Wohleben (Hrsg.), Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege (Zürich 2000) 59–75.

<sup>12</sup> Otto Gerhard Oexle, Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne (Göttingen 1996) 53 ff.

<sup>13</sup> Martin Heidegger, Sein und Zeit (Tübingen <sup>15</sup>1984) 396 f. Hier auch die folgenden Zitate.

<sup>14</sup> Dieter Thomä, Die Zeit des Selbst und die Zeit danach. Zur Kritik der Textgeschichte Martin Heideggers 1910–1976 (Frankfurt a. M. 1990).

gründung erfolgte in Heideggers Rektoratsrede über ‚Die Selbstbehauptung der deutschen Universität‘ vom Mai 1933. Karl Löwith hat sie 1940 „ein kleines Meisterwerk an Formulierung und Komposition“ genannt; gemessen mit dem Maßstab der Philosophie sei sie freilich eine „einzige Zweideutigkeit“<sup>15</sup>, denn sie übersetze Heideggers Philosophie der „je eigenen“ geschichtlichen Existenz in das „deutsche Dasein“. Heidegger stellte hier seine Philosophie in den Dienst der „Befehlskraft der neuen deutschen Wirklichkeit“, von der er im November 1933 den Freiburger Studenten kündete<sup>16</sup>. In seiner Rektoratsrede forderte Heidegger, den „leeren Scharfsinn“ und das „uferlose Treiben verstandesmäßiger Zergliederung“ zu beenden, denn ‚Geist‘ sei die „ursprünglich gestimmte, wissende Entschlossenheit zum Wesen des Seins“<sup>17</sup>. An die Stelle der bloßen „Entschlossenheit“ zum Dasein trat jetzt die „Entschlossenheit“ zum ‚Volk‘ mit seinen „erd- und bluthaften Kräften“. Daraus ergab sich seine neue Definition der Universität: „Die deutsche Universität gilt uns als die hohe Schule, die aus Wissenschaft und durch Wissenschaft die Führer und Hüter des Schicksals des deutschen Volkes in die Erziehung und Zucht nimmt. Der Wille zum Wesen der deutschen Universität ist der Wille zur Wissenschaft als Wille zum geschichtlichen geistigen Auftrag des deutschen Volkes als eines in seinem Staat sich selbst wissenden Volkes.“<sup>18</sup> Wenn „die geistige Kraft des Abendlandes“ versage und „die abgelebte Scheinkultur“ in sich zusammenstürze, dann habe „unser Volk seinen geschichtlichen Auftrag“ zu erfüllen; darüber habe „die junge und jüngste Kraft des Volkes, die über uns schon hinweggreift, ... bereits entschieden“, und es gelte nur noch, „die Herrlichkeit ... und die Größe dieses Aufbruchs (zu) verstehen“. Wissenschaft sei deshalb „gebunden in die Notwendigkeit des selbstverantwortlichen völkischen Daseins“, wie Heidegger dann am 11. November 1933 in seiner Ansprache bei der „Wahlkundgebung der deutschen Wissenschaft“ und ihrem „Bekenntnis zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat“ zum Ausdruck brachte<sup>19</sup>. So wurde denn auch das „Arbeitslager“ zur „Stätte einer neuen unmittelbaren Offenbarung der Volksgemeinschaft“, eines neuen „Ganzen“, einer „neuen Wirklichkeit“<sup>20</sup>; denn, wie Heidegger in einem Brief an alle Fakultäten und den gesamten Lehrkörper der Universität Freiburg vom 20. Dezember 1933 formulierte: „Der Einzelne, wo er auch stehe, gilt nichts. Das Schicksal unseres Volkes in seinem Staat gilt alles.“<sup>21</sup>

<sup>15</sup> Löwith, *Mein Leben in Deutschland* 33.

<sup>16</sup> Guido Schneeberger, *Nachlese zu Heidegger. Dokumente zu seinem Leben und Denken* (Bern 1962) 157.

<sup>17</sup> Martin Heidegger, *Die Selbstbehauptung der deutschen Universität. Das Rektorat 1933/34* (Frankfurt a. M. 1983) 14. In der *Metaphysik-Vorlesung* von 1935 hieß es: „Geist ist die Ermächtigung der Mächte des Seienden als solchen im Ganzen“ (zitiert nach Thomä, *Die Zeit des Selbst* 568).

<sup>18</sup> Heidegger, *Die Selbstbehauptung* 10. Die folgenden Zitate hier 19.

<sup>19</sup> Schneeberger, *Nachlese zu Heidegger* 149.

<sup>20</sup> Ebd. 63.

<sup>21</sup> Zitiert nach Hugo Ott, *Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie* (Frankfurt, New York 1988) 229.

Im Mittelpunkt dieser praktisch gewordenen Philosophie Heideggers steht die ‚Wirklichkeit‘. „Nicht Lehrsätze und ‚Ideen‘ seien die Regeln Eures Seins“, so schrieb er in seinem ‚Aufruf an die Deutschen Studenten‘ vom 3. November 1933; denn: „Der Führer selbst und allein *ist* die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz. Lernet immer tiefer zu wissen: Von nun an fordert jedes Ding Entscheidung und alles Tun Verantwortung.“<sup>22</sup> Um diese „neue Wirklichkeit“ ging es vor allem in Heideggers Vortrag über ‚Die Universität im nationalsozialistischen Staat‘, den er in Tübingen am 30. November 1933 hielt und den wir durch einen ausführlichen Bericht kennen<sup>23</sup>. „Die nationalsozialistische Revolution“ sei eine „völlige Umwälzung des gesamten deutschen Daseins“ und werde sein „die völlige Umerziehung der Menschen, der Studenten und nachherkommenden jungen Dozentenschaft. Das kann nicht geschehen abseits der neuen Wirklichkeit, sondern nur so und dann, wenn wir selbst in der neuen Wirklichkeit stehen und sie erfahren.“ Erfahrbar aber sei sie nur für die, „die mithandeln, denn die revolutionäre Wirklichkeit ist nichts Vorhandenes, sondern es liegt in ihrem Wesen, daß sie sich erst entrollt, daß sie erst im Anrücken ist. Eine solche Wirklichkeit verlangt ein ganz anderes Verhältnis als zu einem Tatbestand. Wir müssen zuerst nach der neuen Wirklichkeit fragen, uns fragen, ob und wie wir in ihr stehen.“ Was aber ist die „neue Wirklichkeit“? Sie besteht darin, daß „die Deutschen“ ein „geschichtliches Volk“ werden, was nicht bloß bedeute, daß sie eine Geschichte haben. „Geschichtlich sein“ bedeute vielmehr, „als ganzes Volk (zu) wissen, daß Geschichte nicht das Vergangene ist, nicht das Gegenwärtige, sondern das aus hereindrängender Zukunft in die Gegenwart durchdringende Handeln und Fragen“. Die Zukunft komme aber „in der wissenden Entscheidung, durch die das Volk zu sich selbst drängt. Geschichtlich sein heißt wissend sein, um so das Vergangene in seiner verpflichtenden Kraft frei zu machen.“ Dieses Wissen aber sei „der Staat selbst“. „Geschichtlich werden“ heiße also: „Handeln in den großen Mächten des Daseins, die in den Staat hineingestellt sind. In diesem Geschehen meldet sich an der Anspruch des Volkes auf seinen Staat, auf ein Wissen um sich selbst, um die großen Mächte des Daseins. ... Wir stehen unter dieser Befehlskraft einer neuen Wirklichkeit.“ Erst „wenn wir aus der innersten Erfahrung einer neuen Wirklichkeit heraus uns für sie entscheiden“, dann beginne der Kampf und die „Besinnung auf das Wesen des Wissens, auf das Wesen der Wissenschaft“. Was aber heiße Wissen? Wissen sei „handelnde Sicherheit“, „Entschiedenheit, Entschlossenheit für das Künftige“ – und so weiter, und so fort.

<sup>22</sup> Abgedruckt in: Martin Heidegger und das ‚Dritte Reich‘. Ein Kompendium, hrsg. v. Bernd Martin (Darmstadt 1989) 177.

<sup>23</sup> Ebd. 178 ff.

## II.

Die „neue Wirklichkeit“ – das war auch das Thema Gottfried Benns in seiner ‚Rede auf Stefan George‘, die er an der Jahreswende 1933/34 niederschrieb<sup>24</sup>. Das „Zwischenreich des Nihilismus“ sei nun zu Ende. Es beginne ein neues Zeitalter und dieses werde ein „Zeitalter des Geistes“ sein, aber „nicht des unfruchtbaren Geistes, sondern des realen Geistes, der nirgends die Wirklichkeit verläßt, sondern im Gegenteil ihr Stimme gibt, sie fruchtbar, sie erbfähig macht, sie kultiviert, sie mit Blüten überzieht“. Dieser „reale Geist“ weiche der Natur nirgends aus, er sei „der Geist des imperativen Weltbildes“, „ungeheuer allgemein, produktiv und pädagogisch“, und nur so sei es zu erklären, „daß sein Axiom in der Kunst Georges wie im Kolonnenschritt der braunen Bataillone als ein Kommando lebt“. Zehn Jahre nach dem Ende des NS, 1955, schrieb Benn in seiner Einleitung zu dem Band ‚Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts‘ rückblickend und sich selbst rechtfertigend erneut über die „Wirklichkeit, diese sogenannte Wirklichkeit“, und über „Wirklichkeit – Europas dämonischer Begriff“. Es habe sie ja gar nicht mehr gegeben, damals, es habe „nur noch ihre Fratzen“ gegeben: „Der Geist hatte keine Wirklichkeit.“ Und: „Glücklich nur jene Zeitalter und Generationen, in denen es eine unbezweifelbare (sc. Wirklichkeit) gab, welch tiefes erstes Zittern des Mittelalters bei der Auflösung der religiösen, welche fundamentale Erschütterung jetzt seit 1900 bei Zertrümmerung der naturwissenschaftlichen, der seit 400 Jahren ‚wirklich‘ gemachten. Ihre ältesten Restbestände lösten sich auf, und was übrig blieb, waren Beziehungen und Funktionen; irre, wurzellose Utopien; humanitäre, soziale oder pazifistische Makulaturen, durch die lief ein Prozeß an sich, eine Wirtschaft als solche, Sinn und Ziel waren imaginär, gestaltlos, ideologisch, doch im Vordergrund saß überall eine Flora und Fauna von Betriebsmonaden und alle verkrochen hinter Funktionen und Begriff. Auflösung der Natur, Auflösung der Geschichte“. Die „alten Realitäten“ von Raum und Zeit seien nur noch „Funktionen von Formeln“ gewesen, und „selbst die konkretesten Mächte wie Staat und Gesellschaft substantiell gar nicht mehr zu fassen, immer nur der Betrieb an sich ... Das war 1910–1920, das war die untergangsgeweihte Welt, der Betrieb, das war der Funktionalismus, reif für den Sturm, der dann kam ...“<sup>25</sup>.

Benns Hinweis auf das Mittelalter weist in eine weiterführende Richtung. Für eine Weltdeutung, die von der Welt als einem Kosmos, als einer ‚Ordnung‘ ausgeht, ist die Erkennbarkeit dieser Welt kein Problem. Die Erkennbarkeit der Welt in ihrer ‚Wirklichkeit‘ und ‚Wahrheit‘ ist ebensowenig ein Problem wie die Frage nach dem, was sich für die Maximen des Handelns des Menschen aus der erkannten Ordnung der Welt als Kosmos ableiten läßt, daß nämlich alles und jeder ‚an

<sup>24</sup> Gottfried Benn, Rede auf Stefan George, in: *ders.*, Essays und Reden in der Fassung der Erstdrucke (Frankfurt a. M. 1989) 479–490; die Zitate hier 488.

<sup>25</sup> Gottfried Benn, Einleitung zu ‚Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts‘, in: *ders.*, Essays und Reden 413–424; die Zitate 419f.

seinem Platz' zu stehen habe<sup>26</sup>. Mit dem Ockhamschen Nominalismus des 14. Jahrhunderts bricht diese Auffassung von der Erkennbarkeit der Welt als Kosmos zusammen. An ihre Stelle tritt die Lehre von der grundsätzlichen Singularität des Seienden und die Auffassung, daß alles, was über die Welt gesagt werden kann, nicht wirkliches Moment des extramentalen Seienden ist, sondern ‚Zeichen‘, die der erkennende Intellekt nach seinen Bedingungen hervorbringt<sup>27</sup>. So hat Ockham „das klassische Wirklichkeitsverständnis seiner Zeit grundlegend transformiert und damit die moderne Bedeutung der Subjektivität mit auf den Weg gebracht“<sup>28</sup>. Die sich daraus ergebende Aufgabe der Philosophie, nun zumindest die Erkenntnisfähigkeit des Subjekts und deren Bedingungen gewissermaßen zu ‚stabilisieren‘, also die Bedingungen und auch die Grenzen der menschlichen Erkenntnis zu ermitteln, fand mit Kant einen Abschluß. Der Kantianer Ernst Cassirer hat in seinem grundlegenden Werk über ‚Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit‘, dessen erster Band 1906 erschien, diesen Prozeß nachgezeichnet. In seiner ‚Kritik der reinen Vernunft‘ zeigte Kant, „daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt“, und daß sich nicht die Erkenntnis „nach den Gegenständen richtet“, sondern daß sich vielmehr „die Gegenstände... nach unserem (sic) Erkenntnis richten“ müssen, wie Kant in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Buches (1787) darlegte. Der Prozeß der wissenschaftlichen Erkenntnis ist demnach vergleichbar mit der Arbeit eines Untersuchungsrichters, der anhand von Zeugenberichten und anderen Gegebenheiten ein ‚wirkliches‘ Geschehen zu ‚konstruieren‘ hat, ohne jemals ermitteln zu können, wie es ‚eigentlich gewesen‘, wie es ‚in Wahrheit‘ gewesen ist.

Aber auch bei dieser Definition von Tragweite und Grenzen der Erkenntnis blieb es nicht. Das 19. Jahrhundert brachte eine neue Destabilisierung mit sich, die eine Konsequenz des Historismus war, eine Konsequenz der grundsätzlichen Einsicht in die historische Gewordenheit und Vermitteltheit alles dessen was ist, und nicht auch zuletzt der Erkenntnis selbst. Dieser Historismus war eine Folge der Aufklärung mit ihrer grundsätzlichen Kritik aller Institutionen und Traditionen, und eine Folge der Revolution mit ihrer permanenten Veränderung aller Verhältnisse. Dieser Historismus ergreift auch die Erkenntnis selbst. Der Historiker Johann Gustav Droysen hat in seiner Theorie der historischen Erkenntnis (‚Historik‘) bereits 1857/58 festgestellt, daß das historische Forschen die Einsicht voraussetze, „daß auch der Inhalt unseres Ich ein vielfach vermittelter, ein geschichtliches Resultat ist“ und daß die „historische Wahrheit“ deshalb nicht „die absolute Wahrheit“ sei, daß vielmehr „das historisch Wahre... nur ein Relatives“ ist<sup>29</sup>.

<sup>26</sup> Darüber die einzelnen Abschnitte des Artikels ‚Ordnung‘, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* 6 (1984) 1249–1309.

<sup>27</sup> *Günther Mensching*, *Das Allgemeine und das Besondere. Der Ursprung des modernen Denkens im Mittelalter* (Stuttgart 1992) 318 ff.

<sup>28</sup> *Jürgen Goldstein*, *Nominalismus und Moderne* (Freiburg, München 1998) 151.

<sup>29</sup> *Johann Gustav Droysen*, *Historik*, hrsg. v. *Peter Leyh* (Stuttgart, Bad Cannstatt 1977) 283 und 399.

Oder, mit den Worten Jacob Burckhardts aus seiner Vorlesung über die ‚Geschichte des Revolutionszeitalters‘ (1867), in der er nach dem „Sturm“ von 1789 die „Welle“ suchte, „auf welcher wir im Ozean treiben“: „wir sind die Welle selbst.“ Mit dieser Formulierung hat Burckhardt bereits das beschrieben, was am Anfang des 20. Jahrhunderts als die „Krise des Historismus“ eine vielfältige Erörterung finden sollte<sup>30</sup>. Friedrich Nietzsche hat in seiner zweiten unzeitgemäßen Betrachtung ‚Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben‘ als erster die Konsequenzen des Historismus denunziert: die unaufhörliche Überflutung des modernen Menschen mit einer Unzahl historischer Fakten, die in sich keinen Sinn haben und auch keinen Sinn vermitteln können; und die in der Geschichtswissenschaft als der „Wissenschaft des universalen Werdens“ angelegte Zerstörung aller Werte und Sicherheiten; und er hat zugleich auch der Geschichtswissenschaft die von ihr so nachhaltig behauptete Objektivität im Zeichen eines Wissens „Wie es eigentlich gewesen“ (Leopold von Ranke) aus der Hand geschlagen. Dieser Anspruch auf ‚Objektivität‘ sei nichts als eine „Illusion“ und „Mythologie“, nichts als ein Ausdruck des „Willens zur Macht“.

### III.

Die Frage nach der Objektivität und nach dem ‚Sinn‘ der historischen Erkenntnis war also, unter dem Druck der Fragen Friedrich Nietzsches, aber auch unter dem Druck der gleichartigen Fragen der neuen, empirischen Naturwissenschaft<sup>31</sup> neu zu beantworten. Die Begründer einer ‚Historischen Kulturwissenschaft‘ haben sich dieser Aufgabe unterzogen<sup>32</sup>. Es ging dabei um die Frage nach der ‚Wirklichkeit‘ der wissenschaftlichen Erkenntnis. Georg Simmel, der 1896 in seinem Essay ‚Was ist uns Kant?‘ die Historizität auch der kantischen Philosophie und Erkenntniskritik festgestellt hatte, suchte mit kantischen Kriterien die Frage zu beantworten, was ‚Geschichte‘ sei und ‚Geschichtswissenschaft‘ sein könne. Gleichfalls auf Grundlage der kantischen Philosophie beantwortete Max Weber diese Frage in seiner Abhandlung über ‚Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis‘ von 1904: historische Erkenntnis bedeute „Wirklichkeitswissenschaft“, indem sie empirisch arbeitet und zugleich transzendentalphilosophisch über die Bedingungen und Grenzen ihrer Erkenntnis reflektiert. Ihre Erkenntnis ist nicht Abbildung von Wirklichkeit, sondern ist „Konstruktion“, ist eine ‚gedachte Ordnung‘, ein „Kosmos gedachter Zusammenhänge“. Sie ist, mit anderen Worten, Problem-Erkenntnis: „Nicht die ‚sachlichen‘ Zusammenhänge

<sup>30</sup> Darüber der Artikel ‚Historismus‘ von Reinhard Laube, in: Dictionnaire du monde germanique (im Druck).

<sup>31</sup> Otto Gerhard Oexle, Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft. Momente einer Problemgeschichte, in: *ders.* (Hrsg.), Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft: Einheit – Gegensatz – Komplementarität? (Göttingen 2000) 99–151, 105 ff.

<sup>32</sup> Ebd. 129 ff.

der ‚Dinge‘, sondern die *gedanklichen* Zusammenhänge der *Probleme* liegen den Arbeitsgebieten der Wissenschaften zugrunde.“ Das bedeutet die „Vergänglichkeit“ aller Erkenntnis<sup>33</sup>, zugleich aber auch die „ewige Jugendlichkeit“ der historischen Disziplinen, das heißt aller jener Wissenschaften, „denen der ewig fortschreitende Fluß der Kultur stets neue Problemstellungen zuführt“. In seinem Buch über ‚Substanzbegriff und Funktionsbegriff‘ von 1910 hat Ernst Cassirer die Begriffe der Geschichtswissenschaft und der Naturwissenschaften vergleichend erörtert und ihre ‚Wirklichkeit‘ als die einer „Repräsentation“ näher bestimmt<sup>34</sup>.

Max Webers Versuch, ‚Historische Kulturwissenschaft‘ als „Wirklichkeitswissenschaft“ auf transzendentalphilosophischer Basis zu begründen, hat heftige Kontroversen ausgelöst, die sich vor allem an Webers spätem Vortrag über ‚Wissenschaft als Beruf‘ (1917/19) entzündeten<sup>35</sup>. Hier engagierten sich vor allem die Georgeaner, die Webers – wie sie es nannten – „alter Wissenschaft“ eine neue entgegenstellten, die sich ganz dezidiert an Nietzsche und seiner „monumentalischen“ Historie orientierte<sup>36</sup>. Den Weg in diese Richtung hatte Friedrich Gundolf bereits 1911 mit seiner Abhandlung über ‚Wesen und Beziehung‘ gewiesen<sup>37</sup>, in der er den „Relativismus“ als die „heutige Form des Atheismus“ und die „eigentliche Entgötterung“ bezeichnete. Die heutige Tendenz zur „Zerbröcklung“ und „Zentrifugalisierung“ habe mit der Renaissance und der Reformation begonnen, „d.h. in dem Punkt der Geschichte, als der Mensch bewußt sich als Ur-Sinn und End-Ziel zu betätigen anfängt, die religiösen Bindungen zerbricht und das Weltbild gestaltet nicht mehr aus seiner Gesamtleiblichkeit, sondern nach der Willkür seines frei gewordenen Geistes“; nun aber sei der Kampf gegen „unsinnlichen Relativismus“, gegen „nicht erlebtes Wissen“ und „historische Abstraktion“ zu führen, und dies sei ein „Kampf zwischen dem Absoluten und Relativen“. Gundolf hat damit ein „symptomatisches Gegenprogramm“ zu dem im Jahr zuvor erschienenen Buch Cassirers über ‚Substanzbegriff und Funktionsbegriff‘ und zu Simmels transzendentalphilosophischer Begründung von ‚Geschichte‘ und ‚Geschichtswissenschaft‘ formuliert<sup>38</sup>. Auch Ernst Troeltsch zog aus seiner brillanten Analyse der „Krise des Historismus“ von 1922 eine gegen die Kantianer und ins-

<sup>33</sup> Dazu die Beiträge in *Otto Gerhard Oexle* (Hrsg.), *Das Problem der Problemgeschichte 1890–1932* (Göttingen 2001). Die Zitate aus *Max Weber*, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* (Tübingen 1982) 166, 190 und 206.

<sup>34</sup> *Ernst Cassirer*, *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik* (Darmstadt 1980).

<sup>35</sup> Darüber künftig eine Untersuchung mit Editionen der Texte von *Reinhard Laube* (Göttingen).

<sup>36</sup> Dazu *Otto Gerhard Oexle*, *Das Mittelalter als Waffe. Ernst H. Kantorowicz' „Kaiser Friedrich der Zweite“ in den politischen Kontroversen der Weimarer Republik*, in: *ders.*, *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus 163–215, 186 ff., 198 ff.*

<sup>37</sup> *Friedrich Gundolf*, *Wesen und Beziehung*, in: *Jahrbuch für die Geistige Bewegung* 2 (1911) 10–35. Die Zitate: 10, 18, 20, 33 und 35.

<sup>38</sup> *Reinhard Laube*, Mannheims „Kategorie der Bürgerlichkeit“: Bürgerlichkeit und Anti-bürgerlichkeit im Spiegel der Suche nach der „wirklichen Wirklichkeit“, in: *Martin Endreß, Ilja Srubar* (Hrsg.), *Karl Mannheims Analyse der Moderne. Mannheims erste Frankfurter Vorlesung von 1930. Edition und Studien* (Opladen 2000) 263–291, 265.



besondere gegen Max Weber gerichtete Konsequenz; er freilich orientierte seinen Gegenentwurf nicht an Nietzsche: um „Geschichte durch Geschichte zu überwinden“ bedürfe es vielmehr einer neuen metaphysischen Begründung der historischen Erkenntnis, die wieder zu einer wahren Erkenntnis der Geschichte führe, aus der dann wiederum bindende Werte für die gegenwärtige Gesellschaft abgeleitet werden könnten<sup>39</sup>. „Unser Hintergrund war Nietzsche“, so hat demgegenüber Gottfried Benn 1955 im Rückblick geurteilt<sup>40</sup>, und das galt nicht nur für ihn und die Georgeaner, sondern auch für einen Soziologen wie Hans Freyer, der sein Programm einer „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“ (so der Titel seines Buches von 1930) in ausdrücklicher Absage an Kant auf die Grundlage einer Orientierung an Nietzsche stellte: Es sei das „wahre Wollen“, welches Fundament sei für die „wahre Erkenntnis“<sup>41</sup>. Im Gegensatz dazu wiederum versuchte Karl Mannheim in seiner Vorlesung ‚Allgemeine Soziologie‘ vom Sommersemester 1930 den Pluralismus der Wirklichkeiten, „die pluralisierte Wirklichkeitserfahrung der Moderne“ zu denken<sup>42</sup> und demzufolge „sogar den Wirklichkeitsbegriff ... historisch-politisch-sozial“ zu differenzieren<sup>43</sup>. Die Frage nach der ‚Wirklichkeit‘ stand also immer im Mittelpunkt: in Hans Freyers Habilitationsschrift ‚Theorie des objektiven Geistes‘ von 1923 ebenso wie in Arnold Gehlens Habilitationsschrift ‚Wirklicher und unwirklicher Geist‘ von 1931, die ihrerseits das Problem des „Relativismus“ erörtert, dem „Neukantianismus“ vorwirft, daß er sich nicht frage, „ob das Wahrheitsorgan noch intakt ist, sondern naiv darauflos denkt“, und die stattdessen die „ursprüngliche Erfahrung“ des Lebens als Grundlage des Denkens einfordert, die „vitale Unruhe“, die aus den „phänomenalen Widersinnigkeiten und Zerrissenheiten der Erfahrung der Welt und meiner selbst überhaupt“ resultiere, um zu einer „absoluten Phänomenologie“ und zur „Totalität des Lebens“ zu gelangen<sup>44</sup>. Auch Karl Jaspers hat in seiner Schrift ‚Die geistige Situation der Zeit‘, verfaßt 1930, erschienen 1931, den Historismus und die „Lösung“ des „geistig Schaffenden“ von einer „lebenswirklichen Tradition“ beklagt. Es drohe ihm der „Zufall des Beliebigen“; denn: „Aus der Welt kommt kein Auftrag, der ihn bindet“, weil „die Welt geistiger Wirklichkeit, aus der der Einzelne erwachsen muß, wenn ihm geistig gelingen soll, was Bestand hat, ihn nicht mehr umgibt“<sup>45</sup>.

Es ist evident, daß diese Debatten durch den Weltkrieg und den Zusammenbruch von 1918 grundiert sind und wohl mehr noch durch die Inflation des Jahres

<sup>39</sup> Otto Gerhard Oexle, Troeltschs Dilemma, in: Friedrich Wilhelm Graf (Hrsg.), *Der Historismus und seine Probleme* (Troeltsch-Studien 11, Gütersloh 2000) 23–64.

<sup>40</sup> Benn, Einleitung 418.

<sup>41</sup> Hans Freyer, *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft* (Leipzig, Berlin 1930) 307: „Wahres Wollen fundiert wahre Erkenntnis“. Die Absage an Kant ebd. 3.

<sup>42</sup> Dazu Laube, Mannheims „Kategorie der Bürgerlichkeit“ 266.

<sup>43</sup> Zitiert nach Laube, Mannheims „Kategorie der Bürgerlichkeit“ 267.

<sup>44</sup> Zitiert nach Bernd Wiskus, *Deutsche Sozialphilosophie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts* (Darmstadt 1996) 400f.

<sup>45</sup> Karl Jaspers, *Die geistige Situation der Zeit* (Berlin, New York 1979) 117f.

1923. Der junge Sebastian Haffner hat 1939, im Jahr seiner Flucht nach England, in dem erst jetzt veröffentlichten Buch ‚Geschichte eines Deutschen‘ die wohl pointierteste Beschreibung der Inflation und ihrer Wirkungen gegeben: die Wirkungen des „phantastischen Jahres“ 1923 mit seinem „gigantischen karnevalistischen Totentanz“ und „nicht endenden blutig-grotesken Saturnalienfest, in dem nicht nur das Geld, in dem alle Worte (sic) entwertet wurden“<sup>46</sup>. Das Jahr 1923, so Haffner, „machte Deutschland fertig – nicht speziell zum Nazismus, aber zu jedem phantastischen Abenteuer“. Denn: „Einer ganzen deutschen Generation ist damals ein seelisches Organ entfernt worden: ein Organ, das dem Menschen Standfestigkeit, Gleichgewicht, freilich auch Schwere gibt, und das sich je nachdem als Gewissen, Vernunft, Erfahrungsweisheit, Grundsatztreue, Moral oder Gottesfurcht äußert. ... Die Jahre vorher waren eine gute Vorschule des Nihilismus. Im Jahre 1923 aber wurden seine höheren Weihen ausgeteilt.“

Zusätzliche Befunde ergeben sich, wenn man Kunst und Kunstkritik, die Literatur und die Naturwissenschaften einbezieht.

In der Kunstkritik sprach sich seit dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts eine „Sehnsucht nach großen, *notwendigen* Werten“ aus, die von einer neuen, ‚gemeinschaftsbezogenen‘ Kunst, einer „neuen Gotik“ geschaffen werden sollte<sup>47</sup>, als deren konkreter Ausdruck alsbald der Expressionismus galt<sup>48</sup>. Von den „wirklichen Wirklichkeiten“ des Expressionismus sprach Wassily Kandinsky 1911<sup>49</sup>. „Suche nach der Wirklichkeit“ auch bei den Künstlern der ‚Neuen Sachlichkeit‘ in den Zwanziger Jahren, – sei es in der Zeitlosigkeit eines neuen Klassizismus, sei es in der „Aufdeckung des Chaos“ als des „wahren Gesichts unserer Zeit“, wie der Direktor der Mannheimer Kunsthalle, Gustav Friedrich Hartlaub formulierte, der am 14. Juni 1925 die Ausstellung ‚Neue Sachlichkeit‘ in Mannheim eröffnete<sup>50</sup>. In seinen Essays ‚Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste‘ (1922) und ‚Der deutsche Mensch als Symptom‘ (1923) hat Robert Musil das „Be-

<sup>46</sup> *Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933* (Stuttgart, München 2000) 53. Man vergleiche dazu das Buch ‚Incertitudes allemandes‘, das der junge französische Intellektuelle Pierre Viénot – der von 1926 bis 1930 als Vertreter des ‚Comité d’entente franco-allemand‘ in Berlin gelebt hatte – 1931 über die „Krise der bürgerlichen Kultur in Deutschland“ veröffentlichte. Seine These: Deutschland habe „seinen historischen Relativismus bis zu Ende gedacht. Es lebt heute in einer ins Fließen geratenen Welt“; „die moderne Welt kann nicht mehr glauben; sie ist zum Relativismus verdammt; eine zusammenhängende Kultur ist nicht mehr denkbar“: *Pierre Viénot, Ungewisses Deutschland. Zur Krise seiner bürgerlichen Kultur*, neu hrsg., eingeleitet und kommentiert von *Hans Manfred Bock* (Bonn 1999); die Zitate hier 97 und 163.

<sup>47</sup> *Otto Gerhard Oexle, Die Moderne und ihr Mittelalter. Eine folgenreiche Problemgeschichte*, in: *Peter Segl* (Hrsg.), *Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt* (Sigmaringen 1997) 307–364, 334 ff.

<sup>48</sup> Dazu *Magdalena Bushart, Der Geist der Gotik und die expressionistische Kunst. Kunstgeschichte und Kunsttheorie 1911–1925* (München 1990).

<sup>49</sup> *Laube, Mannheims „Kategorie der Bürgerlichkeit“* 266.

<sup>50</sup> *Hans-Jürgen Buderer, Neue Sachlichkeit. Bilder auf der Suche nach der Wirklichkeit. Figurative Malerei der zwanziger Jahre*, hrsg. und mit einem Vorwort von *Manfred Fath* (München, New York 1994). Das Zitat von G. F. Hartlaub hier 7.

dürfnis nach Wirklichkeit“ analysiert, den unaufhörlich zunehmenden „Gewinn an Wissen“, der indes einen „Verlust an Leben“ bedeutet: „Man hat alle historischen Möglichkeiten und keine gegenwärtige Wirklichkeit.“<sup>51</sup> Das Thema seines großen Romans ‚Der Mann ohne Eigenschaften‘ (1930) ist die Auflösung der Substanz des Subjekts in ein Gewebe aus „Relationen und Funktionen“, die „Zusammenhanglosigkeit“ und „Gestaltlosigkeit“ des modernen Menschen<sup>52</sup>. „Betrachtet man den geistigen Inhalt der Gegenwart“, so Musil in seinem Essay ‚Der deutsche Mensch als Symptom‘, „so zeigt sich ein Gemenge der widerspruchsvollsten Gedanken, Gefühle und Richtkräfte. Der ideologische Zustand ist ungeheuer partikularistisch, ja individualistisch. ... Keine Ideologie herrscht. Individuelle Teile werden individuell ausgelesen. Man kann es eine unausdrückbare Vielspältigkeit nennen.“<sup>53</sup>

Außerordentlichen Widerhall in der Öffentlichkeit fanden in diesem Kontext deshalb auch die Debatten der Naturwissenschaftler über ‚Wirklichkeit‘<sup>54</sup>. Der Wiener Physiker Franz Exner vertrat in seinen ‚Vorlesungen über die physikalischen Grundlagen der Naturwissenschaften‘ 1919/1922 die These, daß strenge Naturgesetze „eine Schöpfung des Menschen sind und nicht ein Stück Natur“<sup>55</sup>, und der Göttinger Mathematiker Hermann Weyl erteilte in seiner Schrift über ‚Das Verhältnis der kausalen zur statistischen Betrachtungsweise in der Physik‘ (1920) dem Kausalitätsprinzip eine Absage<sup>56</sup>. In seinem Essay ‚Über die gegenwärtige Krise der theoretischen Physik‘ vom August 1922 stellte Albert Einstein fest, daß die „Grundlagen der theoretischen Physik erschüttert“ seien: die Erfahrung rufe „nach dem Ausdruck einer höheren Stufe von Gesetzmäßigkeit. Wann wird uns der erlösende Gedanke beschert werden?“<sup>57</sup> Max Planck hingegen gab in seinem in der Preußischen Akademie der Wissenschaften im Februar 1923 gehaltenen öffentlichen Vortrag über ‚Kausalgesetz und Willensfreiheit‘ seiner Überzeugung von der Gültigkeit der „Kausalität“ und von der „Gesetzmäßigkeit im Weltgeschehen, als eines von unseren Sinnesempfindungen ganz unabhängigen Begriffs“ Ausdruck und bezog auch die Geisteswissenschaften, speziell die „allen vorangehende Geschichtswissenschaft“ in seine Überlegungen ein: Die Frage, „ob das zukünftige Verhalten des Menschen in allen Einzelheiten nach bestimmten Gesetzen determiniert“ werde, sei von allen Wissenschaften „mit Entschieden-

<sup>51</sup> Diese Texte in: *Robert Musil*, Gesammelte Werke, Bd. 2: Prosa und Stücke. Kleine Prosa, Aphorismen. Autobiographisches. Essays und Reden. Kritik (Reinbek bei Hamburg 1978) 1075 ff. und 1353 ff. Die Zitate 1082 f. und 1356.

<sup>52</sup> Dazu *Manfred Frank*, Gott im Exil. Vorlesungen über die Neue Mythologie, II. Teil (Frankfurt a. M. 1988) 315 ff.

<sup>53</sup> *Musil*, Der deutsche Mensch, in: *ders.*, Gesammelte Werke, Bd. 2, 1381.

<sup>54</sup> Dazu die Beiträge und Quellentexte in: *Karl von Meyenn* (Hrsg.), Quantenmechanik und Weimarer Republik (Braunschweig 1994).

<sup>55</sup> Zitiert nach *Paul Forman*, Weimarer Kultur, Kausalität und Quantentheorie 1918–1927, in: *von Meyenn* (Hrsg.), Quantenmechanik 61–179, 136.

<sup>56</sup> Ebd. 138 ff.

<sup>57</sup> *Albert Einstein*, „Über die gegenwärtige Krise der theoretischen Physik“, in: *von Meyenn* (Hrsg.), Quantenmechanik 233–239, hier 239.

heit“ und in „vollem Umfange zu bejahen“<sup>58</sup>. Allerdings hat die ‚revolutionäre‘, empirisch begründete Wendung der Mikrophysik mit Werner Heisenbergs Unbestimmtheitsrelation und Niels Bohrs Komplementaritätsprinzip der Frage bald danach ein ganz anderes Gewicht gegeben. Die Newtonsche Mechanik könne nun nicht mehr als „Grundlage aller exakten Physik“ angesehen werden und sei durch „eine andere, ‚relativistische‘ Mechanik zu ersetzen“, so Heisenberg 1927 in seinem Essay ‚Über die Grundprinzipien der „Quantenmechanik“‘; das Kausalitätsgesetz sei „in gewisser Weise gegenstandslos“ geworden: „An der scharfen Formulierung des Kausalgesetzes: Wenn wir die Gegenwart kennen, können wir die Zukunft berechnen, ist nicht der Nachsatz, sondern die Voraussetzung falsch. Wir können die Gegenwart prinzipiell nicht in allen Bestimmungsstücken genau kennenlernen“; damit sei „die Ungültigkeit oder jedenfalls die Gegenstandslosigkeit des Kausalgesetzes definitiv festgestellt“<sup>59</sup>. Diese von der Mikrophysik ausgelöste fulminante Wendung provozierte bekanntlich fundamentale Debatten, in denen Einstein gegen Heisenberg und Bohr den Determinismus, den Objektivismus und den Realismus für alle Fundamentaltheorien der Physik aufrechtzuerhalten suchte<sup>60</sup>. In einem provozierenden Vortrag vor der Preußischen Akademie mit dem Titel ‚Ist die Naturwissenschaft milieubedingt?‘ erteilte schließlich auch der Physiker Erwin Schrödinger 1932 den Überzeugungen, daß für „die Naturwissenschaft ein ganz bestimmtes Objekt“ vorliege, das vom Beobachter unabhängig sei und „das nach und nach ausgeforscht wird“, eine Absage und wandte sich dann der Aufgabe zu, in der modernen Physik „milieubedingte, der Gesamtkultur gemeinsame Züge ... aufzufinden“<sup>61</sup>. Für die Biologie sprach der Mikrobiologe Ludwik Fleck von einer „Krise der Wirklichkeit“; denn „jedem Erkennen, jedem Erkenntnisssysteme, jedem sozialen Beziehungseingehen“ entspreche „eine eigene Wirklichkeit“<sup>62</sup>.

#### IV.

Die „Krise des Historismus“ (Ernst Troeltsch) und die „Krise der Wirklichkeit“ (Ludwik Fleck), die „Auflösung der Natur“ und die „Auflösung der Geschichte“ (Gottfried Benn), – dies sollte nun überwunden werden durch eine „neue Wirklichkeit“, als deren Ansatzpunkt und Erfüllung die sogenannte Machtergreifung der Nationalsozialisten vielen erschien. „So dunkel und fragwürdig vieles ist, so spüre ich immer mehr, daß wir in eine neue Wirklichkeit hineinwachsen und daß

<sup>58</sup> Max Planck, Kausalgesetz und Willensfreiheit, in: *von Meyenn* (Hrsg.), *Quantenmechanik* 241–281. Die Zitate hier 261 und 269.

<sup>59</sup> Abgedruckt in: *von Meyenn* (Hrsg.), *Quantenmechanik* 283–284.

<sup>60</sup> *Bernulf Kanitscheider*, *Das Weltbild Albert Einsteins* (München 1988) 80 ff. und 88.

<sup>61</sup> *Erwin Schrödinger*, *Ist die Naturwissenschaft milieubedingt?*, in: *von Meyenn* (Hrsg.), *Quantenmechanik* 295–332. Die Zitate ebd. 306 und 312.

<sup>62</sup> *Ludwik Fleck*, *Zur Krise der „Wirklichkeit“* (1929), in: *ders.*, *Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze* (Frankfurt a. M. 1983) 46–58; die Zitate 48.

eine Zeit alt geworden ist“, so schrieb Martin Heidegger am 3. April 1933 an Karl Jaspers<sup>63</sup>. Am 23. August 1933 dankte Jaspers dem Freiburger Kollegen für die Übersendung seiner Rektoratsrede, deren „Stil und Dichtigkeit... diese Rede zum bisher einzigen Dokument eines gegenwärtigen akademischen Willens macht, das bleiben wird“<sup>64</sup>. In seinen ‚Thesen zu Fragen der Hochschulerneuerung‘ hatte Jaspers im Sommer 1933 gegenüber der „Bodenlosigkeit und der Verschleierung der Wirklichkeit“ im „Betrieb“ der deutschen Universitäten die „Rückkehr zu den Ursprüngen und zur Größe“ gefordert, allerdings mit dem Zusatz: „Nicht die rohe Lebensnähe ist gefordert, welche äußerlich ist und faktisch die Zerstreuung und die Ferne zu den Dingen nur vermehrt, sondern die Nähe zu den Seinssubstanzen“; es gehe um eine Rückkehr zur „Seinsnähe in Existenz und Transzendenz“<sup>65</sup>. Diese Rückkehr zur „Wirklichkeit“ und Wende gar zu einer „neuen Wirklichkeit“ fand vielfältigen Ausdruck: in *Schlüsselbegriffen* von suggestiver Ausstrahlung wie ‚Gemeinschaft‘, ‚Ordnung‘, ‚Ganzheit‘, ‚Gestalt‘, ‚Einheit‘; – in *Deutungsmustern* der politisch-sozialen Wirklichkeit wie den Denkfiguren vom ‚Neuen Mittelalter‘ oder von ‚Plato und den Sophisten‘; – in *Paradigmenkämpfen*, zu denen der so erbittert geführte Kampf gegen die sogenannten „Neukantianer“ gehörte<sup>66</sup>. In alledem manifestierten sich tiefgehende Denkformen – Vorstellungen, Weltbilder, Wissen – und Empfindungsweisen, kognitive, ethische und affektive Dispositionen von Individuen und Gruppen<sup>67</sup>, ohne die das Gelingen der sogenannten Machtergreifung der Nationalsozialisten undenkbar ist.

Fragt man nach der Bedeutung dieser Auseinandersetzungen über ‚Wirklichkeit‘, so ist zu berücksichtigen, daß (1) alle diese Kontroversen bereits vorlagen. Sie wurden im Blick auf die Machtergreifung der Nationalsozialisten lediglich gebündelt und fokussiert. Dies hat ohne Zweifel die Akzeptanz dieser ‚Machtergreifung‘ auch bei prominenten Gelehrten und Wissenschaftlern ermöglicht und hat damit zugleich dieser ‚Machtergreifung‘ eine zusätzliche Legitimation verschafft, indem sie ihr eine wissenschaftliche Dignität, ja Notwendigkeit verlieh. Man lese dazu Hans Freyers in triumphierendem Ton gehaltene Darlegung, wie „Realismus“ und „Sachlichkeit“, wie eine „neue Verfassung des Denkens, und nicht nur des Denkens, sondern des menschlichen Seins“, seit langem Ziel der Arbeit eines „realistischen Geschlechts“ und eines „neuen Typus der Menschen“, in der „Entscheidung“ für die politische Bewegung des Nationalsozialismus und für Adolf

<sup>63</sup> Martin Heidegger, Karl Jaspers, Briefwechsel 1920–1963, hrsg. v. Walter Biemel, Hans Saner (München, Frankfurt a. M. 1992) 152.

<sup>64</sup> Ebd. 155.

<sup>65</sup> Zitiert nach Laube, Mannheims „Kategorie der Bürgerlichkeit“ 278.

<sup>66</sup> Oexle, „Zusammenarbeit mit Baal“ 6ff., 19 ff. – Der Begriff ‚Paradigmenkämpfe‘ nach M. Rainer Lepsius, Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945–1967, in: Günther Lüschen (Hrsg.), Deutsche Soziologie nach 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug (Opladen 1979) 25–70, und ders., Die Soziologie der Zwischenkriegszeit: Entwicklungstendenzen und Beurteilungskriterien, in: ders. (Hrsg.), Soziologie in Deutschland und Österreich 1918–1945 (Opladen 1981) 7–23.

<sup>67</sup> Oexle, „Zusammenarbeit mit Baal“ 4 ff.

Hitler 1933 ihre Erfüllung gefunden hätten<sup>68</sup>. Zu beachten ist sodann (2), daß diese Begriffe, Deutungsmuster und Paradigmenkämpfe in allen Geisteswissenschaften eine Rolle gespielt haben. Dies hat ihnen eine außerordentliche Plausibilität, ja Evidenz verliehen. Dazu kommt (3), daß diesen Äußerungen immer eine doppelte Bedeutung eignete; sie bezogen sich stets auf zwei Ebenen: die wissenschaftliche und die politisch-soziale. Außerdem beruhte die Wirkung dieser Mentalitäten (4) in der Vielfalt bei gleichzeitiger Kongruenz der durch sie vermittelten Vorstellungen. Kennzeichnend für alle ist dabei zugleich eine hohe affektive Besetzung. Deshalb sind die Inhalte dieser Begriffe und Deutungen unscharf und bleiben schillernd. Es sind Begriffe mit ausgeprägter „Emotionalität“ und expressivem „Gestus“ (Helmuth Plessner)<sup>69</sup>. Darin wird die Ausgerichtetheit auf das Handeln und wird ihre Handhabbarkeit sichtbar. Sie sind auf ein mit Emphase erlebtes und zutiefst gewolltes Dabei-Sein, auf eine aktive Mitgestaltung der neuen Verhältnisse im „neuen Deutschland“ ausgerichtet. (5) Welche Bedeutung das Unschärfe und Schillernde dieser Begriffe für ihre Wirksamkeit hatte, hat Oliver Lepsius in seinem Buch über die „gegensatzaufhebende Begriffsbildung“ am Beispiel des Begriffs der ‚Gemeinschaft‘ gezeigt. Denn dieser Begriff konnte zum einen verwendet werden, um „Systemkonformität zu suggerieren. Alle Gemeinschaftsvorstellungen hatten die terminologische Vermutung nationalsozialistischer Affinität“; zum anderen aber konnte auch versucht werden, mittels dieses Begriffs „die nationalsozialistische Ideologie in eine bestimmte, von den Intentionen des Interpreten abhängige, Richtung zu lenken“<sup>70</sup>. Die Unbestimmtheit des Begriffs versprach die Aufhebung und Vermittlung aller Gegensätze, unter denen man litt: von ‚Natur‘ und von ‚Geist‘, von Sein und Sollen, von Faktizität und Normativität, von objektivem Wert und subjektiver Wertung. Eben darin lagen starke Partizipationsanreize mit der Erwartung der Chance einer Durchsetzung eigener Ziele<sup>71</sup>. Zugleich aber waren alle diese Begriffe traditionsbestimmt und in älteren Debatten verwurzelt. Dies wiederum erlaubte es, über die qualitative Veränderung der Denkformen, der Intentionen derer, die solche Begriffe verwendeten, und der politischen Strukturen, auf die sie sich bezogen, hinwegzusehen, wenn dies notwendig erschien. Diese Begriffe forderten also geradezu das Dabei-Sein und eine aktive Mitgestaltung der Ereignisse, sie forderten eine aktive Beteiligung an der Durchsetzung der „neuen Wirklichkeit“ mit der ihr eigentümlichen Rationalität der ‚Ent-Differenzierung‘ und ‚Ent-Institutionalisierung‘, ja sogar der „Entsublimierung“ und Enthemmung, die das Deuten und Handeln vieler Geisteswissenschaftler prägte<sup>72</sup>, – und sie erlaubten doch immer zugleich auch

<sup>68</sup> Hans Freyer, Tradition und Revolution im Weltbild, in: Europäische Revue X/1 (1934) 65–76; die Zitate 69ff.

<sup>69</sup> Oexle, „Zusammenarbeit mit Baal“ 5 und 12f.

<sup>70</sup> Oliver Lepsius, Die gegensatzaufhebende Begriffsbildung. Methodenentwicklungen in der Weimarer Republik und ihr Verhältnis zur Ideologisierung der Rechtswissenschaft im Nationalsozialismus (München 1994) 62.

<sup>71</sup> Ebd. 68f. und 108.

<sup>72</sup> Oexle, „Zusammenarbeit mit Baal“ 12f.

eine Distanzierung, die immer dann am Platze war und geboten schien, wenn man vieles an den Ereignissen und an der „neuen Wirklichkeit“ mißbilligte und jedenfalls nicht allem zustimmte.

In seinem Vortrag ‚Der Gestaltgedanke in der Philosophie des neuen Deutschland‘ von 1938 hat der Kieler Philosoph Ferdinand Weinhandl im Rückblick auf ‚1933‘ die Frage gestellt nach den „Grundgedanken“ der nationalsozialistischen Weltanschauung und was sie für die Wissenschaften bedeute<sup>73</sup>. Das Entscheidende seien nicht Einzelheiten oder bestimmte Lehren, Programme und Ideologien. Entscheidend sei vielmehr, daß der Nationalsozialismus „eine ganz bestimmte größere Wirklichkeit zum unverrückbaren Ausgangspunkt gemacht“ und damit „aller Willkür ein Ende bereitet“ habe; er habe jeglichen „Relativismus“, alle „freischwebende Autonomie der Wissenschaft“ und auch den „öden Formalismus“ des Neukantianismus beendet. Wissenschaft im Zeichen des Nationalsozialismus bedeute: daß „alle Wissenschaft“ von der „Wirklichkeit des Lebens“ ausgehe und „in allen ihren Resultaten wieder auf sie bezogen“ bleibe, daß Wissenschaft eine Rückbeziehung auf die „Wirklichkeit von Natur und Geschichte im ursprünglichen Sinne echter Lebensnähe“ bedeute.

Was dies im einzelnen bedeutete und wie es in den einzelnen Fächern vor sich ging, ist am Beispiel der Rechtswissenschaft<sup>74</sup>, der Soziologie<sup>75</sup>, der Kunstgeschichte<sup>76</sup> und anderen Disziplinen inzwischen deutlicher bekannt. Die Beiträge des vorliegenden Bandes eröffnen weitere Einblicke. Nicht weniger frappant sind Untersuchungen über die „Begriffspolitik“ und „Wissenschaftsrhetorik“ einzelner Wissenschaftler, wie etwa die exemplarische Untersuchung von Clemens Knobloch über den Sprachwissenschaftler Leo Weisgerber<sup>77</sup>. Höchst lehrreich sind auch die Erkenntnisse über die lange Zeit für ‚unpolitisch‘ gehaltene Musikwissenschaft. Denn auch sie war mit ihren führenden Vertretern und im Zeichen einer schon vor 1933 proklamierten „Deutschen Musik“ als „Kampf-begriff“ (Eckhard John) in den Dienst des Kampfes gegen eine „wertfreie, autonome Wissenschaft“ und für eine „lebendige Verbundenheit mit dem Artgegebenen“, für die Entdeckung einer neuen „Lebensmitte der deutschen Musik“ und der „dauernden Wesensmerkmale der deutschen Musik“ getreten<sup>78</sup>. Und auch

<sup>73</sup> Wieder abgedruckt in: *Ferdinand Weinhandl, Philosophie – Werkzeug und Waffe* (Neumünster 1940) 1 ff. Dazu *Oexle*, „Zusammenarbeit mit Baal“ 13 f.

<sup>74</sup> *Joachim Rückert*, Das „gesunde Volksempfinden“ – eine Erbschaft Savignys?, in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte* 103 (1986) 199–247; *Bernd Rütters*, Entartetes Recht. Rechtslehren und Kronjuristen im Dritten Reich (München 21989); *Michael Stolleis*, Recht im Unrecht. Studien zur Rechtsgeschichte im Nationalsozialismus (Frankfurt a. M. 1994); *Lepsius*, Die gegensatzaufhebende Begriffsbildung; *Ralf Frassek*, Von der „völkischen Lebensordnung“ zum Recht (Baden-Baden 1996).

<sup>75</sup> *Paul Nolte*, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert (München 2000) 159 ff.

<sup>76</sup> *Oexle*, „Zusammenarbeit mit Baal“ 9.

<sup>77</sup> *Clemens Knobloch*, Begriffspolitik und Wissenschaftsrhetorik bei Leo Weisgerber, in: *Klaus D. Dutz* (Hrsg.), Interpretation und Re-Interpretation (Münster 2000) 145–174.

<sup>78</sup> *Eckhard John*, „Deutsche Musikwissenschaft“. Musikforschung im „Dritten Reich“, in:

hier gilt: „Die deutsche Musikwissenschaft mußte vom NS-Regime zur Kooperation nicht erst genötigt werden, sie kam ihm von selbst entgegen.“<sup>79</sup> Der Musikwissenschaftler Heinrich Bessler, übrigens ein Schüler Heideggers, hat – ganz auf der Linie seines Lehrers – die vielleicht „radikalste musikalische Historismus-Kritik, die je formuliert worden ist“<sup>80</sup>, vorgetragen und Musik geradezu als ein „fundamentales Existential“ (Laurenz Lütteken) definiert<sup>81</sup>. Am 7. Mai 1937 hatte Bessler an seinen Basler Kollegen Jacques Handschin geschrieben, daß in Deutschland „an der Oberfläche“ manches passiere, „was draußen keinen guten Eindruck macht und uns hier ebenfalls nicht gefällt“; aber: „was hat das alles zu bedeuten, angesichts der Dinge, die nun wirklich in Fluß gekommen sind und über die Tagespolitik hinausreichen!“<sup>82</sup>. In einem weiteren Brief vom 17. Mai 1937 erläuterte Bessler dann, worum es eigentlich und wirklich gehe: das „philosophische Kernproblem des Nationalsozialismus“ sei nämlich nichts anderes als die „Einheit und Ganzheit des Lebens“<sup>83</sup>. Dies sehe man „draußen viel zu wenig“. Und: „Glauben Sie denn, der Nationalsozialismus hätte für uns über das Politische hinaus irgendeine Anziehungskraft, wenn nicht in seinem weltanschaulichen Kern eine Denkweise enthalten wäre, die uns einfach ‚gemäß‘ ist und überzeugt?“ Und auch die ganze „Rassenlehre“ des Nationalsozialismus sei doch „nur ein hilfloser Versuch, für die instinktiv erfaßte Ganzheit des Lebens gewisse Begriffe zu finden“<sup>84</sup>.

In seinem 1935 im holländischen Exil veröffentlichten Buch ‚Das Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche‘, 1959 noch einmal unter dem irreführenden Titel ‚Die verspätete Nation‘ veröffentlicht, hat der Anthropologe und Soziologe Helmuth Plessner versucht, die „Resonanzfähigkeit“ für die nationalsozialistische Politik und Ideologie bei Gelehrten, Professoren, Intellektuellen und Bildungsbürgern zu erklären. Er fragte nach den „Wunsch- und Haßbildern“, nach der „Vorstellungswelt“, nach den Formen des „Selbst- und Leitbildes“ unter Einschluß der Frage nach der „Emotionalität“ und dem „Gestus“ der politisch-sozialen Ideen<sup>85</sup>. In vergleichbarer Weise hat ein Jahrzehnt später Ernst Cassirer kurz vor seinem Tode 1945 in New York sein Buch ‚Der

*Anselm Gerhard* (Hrsg.), *Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin? Die akademische Musikforschung zwischen Fortschrittsglauben und Modernitätsverweigerung* (Stuttgart, Weimar 2000) 257–279. Die Zitate hier 258 und 262.

<sup>79</sup> John, „Deutsche Musikwissenschaft“ 265.

<sup>80</sup> Laurenz Lütteken, *Das Musikwerk im Spannungsfeld von „Ausdruck“ und „Erleben“*: Heinrich Besslers musikhistoriographischer Ansatz, in: *Gerhard* (Hrsg.), *Musikwissenschaft* 213–232, 221.

<sup>81</sup> Ebd. 222.

<sup>82</sup> Zitiert ebd. 231 Anm. 79.

<sup>83</sup> Ebenso schon 1933 der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder über „Ganzheit“ und „Gestalt“ als die „philosophischen Grundbegriffe“ des „Führers“; dazu Oexle, „Zusammenarbeit mit Baal“ 11.

<sup>84</sup> Abgedruckt bei Lütteken, *Das Musikwerk im Spannungsfeld* 231.

<sup>85</sup> Oexle, „Zusammenarbeit mit Baal“ 5.



Mythus des Staates. Philosophische Grundlagen politischen Verhaltens‘ abgeschlossen. Cassirers Buch enthält auch eine kritische Auseinandersetzung mit Heideggers ‚Sein und Zeit‘, das er in seiner „Denkrichtung“ in eine Parallele setzt zu Oswald Spenglers ‚Untergang des Abendlandes‘<sup>86</sup>. Wie zuvor schon bei Plessner, so richtet sich auch bei Cassirer die zentrale Frage darauf, wie „Menschen von Erziehung und Intelligenz, ehrenhafte und aufrechte Menschen, ... plötzlich das höchste menschliche Privileg aufgeben“, wie sie aufhören, „freie und persönlich handelnde Menschen zu sein“, indem sie nämlich „magische Worte“ verwenden und „vorgeschriebene Riten vollziehen“ und damit beginnen, „auf die gleiche Weise zu fühlen, zu denken und zu sprechen“. Ihre „Gesten sind lebhaft und heftig; aber dies ist bloß ein künstliches, ein Scheinleben. Tatsächlich werden sie durch eine äußere Kraft in Bewegung gesetzt. Sie handeln wie Marionetten in einem Puppenspiel – und sie wissen nicht einmal, daß die Fäden dieses Spiels und des ganzen individuellen und sozialen Lebens des Menschen von nun an von den politischen Führern gezogen werden“<sup>87</sup>. Was Cassirer dabei besonders interessierte, ist die „Technik der modernen politischen Mythen“<sup>88</sup>. Es sei dem 20. Jahrhundert vorbehalten, eine „neue Technik des Mythus zu entwickeln“: daß nämlich Mythen „im selben Sinne und nach denselben Methoden erzeugt werden können, wie jede andere moderne Waffe“, wie Maschinengewehre oder Flugzeuge. Das sei „etwas Neues, und etwas von entscheidender Bedeutung“. Es habe „die ganze Form unseres sozialen Lebens geändert“. Die „wirkliche Wiederaufrüstung Deutschlands“ habe schon vor 1933 und sie habe mit der Entstehung der politischen Mythen begonnen, und die militärische Wiederaufrüstung sei bloß „die notwendige Folge der geistigen Wiederaufrüstung (gewesen), die die politischen Mythen herbeigeführt hatten“. Der erste Schritt, der dabei zu tun gewesen sei, sei ein Wechsel der Funktion der Sprache gewesen: nämlich der Wechsel vom semantischen zum magischen Gebrauch der Wörter. Neue Wörter seien geprägt worden, und selbst die alten seien in einem neuen Sinne verwendet worden: „sie haben einen tiefen Bedeutungswandel durchgemacht. Dieser Bedeutungswandel folgt aus der Tatsache, daß jene Worte, die früher in beschreibendem, logischem oder semantischem Sinne gebraucht wurden, jetzt als magische Worte gebraucht werden, die bestimmt sind, gewisse Wirkungen hervorzubringen und gewisse Affekte aufzurühren“, eine „emotionale Atmosphäre“ also. Die neugeformten Worte seien „mit Gefühlen und heftigen Leidenschaften geladen“. Freilich, so fügte Cassirer hinzu, seien diese auf der „magischen“ Verwendung von Wörtern aufgebauten neuen politischen Mythen nicht „frei“ aufgewachsen, sie seien „keine wilden Früchte einer üppigen Einbildungskraft“. Es handle sich vielmehr um „künstliche Dinge, von sehr geschickten und schlaun Handwerkern erzeugt“.

<sup>86</sup> Ernst Cassirer, *Der Mythus des Staates. Philosophische Grundlagen politischen Verhaltens* (Frankfurt a. M. 1985) 382 ff.

<sup>87</sup> Ebd. 373.

<sup>88</sup> Ebd. 367 ff.

Wie diese „sehr geschickten und schlauen Handwerker“ danach dann den Wandel von 1945 bewältigten und vor dem Hintergrund weitgehender Amnesien und Selbst-Amnestien eine neue Zukunft gestalteten, wird noch eingehender Forschung bedürfen<sup>89</sup>. Unerfreuliche Überraschungen sind dabei schon jetzt zu erwarten.

<sup>89</sup> Oexle, „Zusammenarbeit mit Baal“ 22 ff.; Knobloch, Begriffspolitik und Wissenschaftsrhetorik 170.

*Lothar Mertens*

## Die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft/ Deutsche Forschungsgemeinschaft“ im Dritten Reich 1933–1936

### Einleitung

In der Rechtsform eines eingetragenen Vereins (e.V.) wurde die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ (NDW) im Jahre 1920 gegründet<sup>1</sup>. Die 57 Vereinsmitglieder umfaßten alle deutschen Universitäten und technischen Hochschulen, die meisten Akademien der Wissenschaften und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Die NDW war eine überparteiliche und unabhängige Körperschaft, die sich aus dem Zuschuß des Deutschen Reiches und zu einem geringeren Teil aus Spenden der Großindustrie finanzierte. Die der Notgemeinschaft zugedachte forschungspolitische Aufgabe und ihr konzeptioneller Einfluß auf die deutsche Wissenschaft machten sie zur wichtigsten wissenschaftlichen Fördereinrichtung der 1920er und frühen 1930er Jahre<sup>2</sup>. Besonders vom letzten königlich-preußischen Kultusminister Friedrich Schmidt-Ott, der von 1920 bis 1934 an der Spitze der NDW stand, gingen zahlreiche konzeptionelle Anstöße für die Bearbeitung neuer Arbeitsfelder oder Anregungen zur Kräftebündelung bei der Durchführung insbesondere von geisteswissenschaftlichen Großforschungsvorhaben aus, die in der heutigen Zeit mit dem Begriff „Forschungsschwerpunkt“ bezeichnet würden. Stellvertretend seien hier nur zwei genannt, welche durch die finanzielle Unterstützung der Notgemeinschaft in Angriff genommen werden konnten: die Meister-Eckhard-Ausgabe sowie der Thesaurus Linguae Latinae<sup>3</sup>. Die formelle Umbenennung auf den bis heute gültigen Namen „Deutsche Forschungsgemeinschaft“ (DFG) erfolgte im Jahre 1935, da es im Dritten Reich für die Wissenschaft vorgeblich keine Not mehr geben konnte. Mit

<sup>1</sup> Siehe ausführlich: *Ulrich Marsch*, *Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Gründung und frühe Geschichte 1920–1925* (Frankfurt a. M. u. a. 1994).

<sup>2</sup> *Notker Hammerstein*, *Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur 1920–1945* (München 1999) 32 ff.

<sup>3</sup> *Kurt Zierold*, *Forschungsförderung in drei Epochen. Deutsche Forschungsgemeinschaft. Geschichte, Arbeitsweise, Kommentar* (Wiesbaden 1968) 85, 186.

der Weimarer Republik endeten auch die autonome Mittelvergabe und die überparteiliche Forschungsförderung.

## Selbstgleichschaltung als Rettungsversuch

Die ersten Jahre der NS-Wissenschaftspolitik waren durch die Machtkämpfe divergierender Interessengruppen und die permanente Einflußnahme unterschiedlicher Parteigliederungen gekennzeichnet. Symptomatisch für das Kompetenzwirrwarr innerhalb der NSDAP war eine Verfügung durch Rudolf Heß vom Oktober 1933. Zur „Stärkung“ des Deutschtums innerhalb des Reiches und jenseits der Grenzen (insbesondere beim Grenz- und Auslandsdeutschtum) hatte der „Stellvertreter des Führers“ einen „Volksdeutschen Rat“ berufen, der von Prof. Haushofer geleitet werden sollte<sup>4</sup>. Wie Heß der Notgemeinschaft mitteilte, hatte er „in Durchführung“ dieser Verfügung die Notgemeinschaft „dem Volksdeutschen Rat unterstellt“<sup>5</sup>. Nähere inhaltliche Mitteilungen würden folgen. Der nur noch kommissarisch amtierende Präsident Schmidt-Ott wandte sich sofort an das vorgeetzte Reichsinnenministerium. Wie Ministerialrat Donnevert in einem Aktenvermerk festhielt, sollte dieser Eingliederung durch das Ministerium widersprochen werden. Die „gegenteilige Anweisung der NSDAP“ gehe von der „irrigen Voraussetzung aus“, daß es sich bei der Notgemeinschaft (wegen der Rechtsform) um einen Verein handle, der „auf dem Gebiete des Grenz- und Auslandsdeutschtums“ eine selbständige Tätigkeit entfalte. Die Notgemeinschaft sei jedoch eine Organisation, die dem Reichsinnenministerium unterstehe<sup>6</sup>. Diese Sichtweise wurde auch Rudolf Heß mitgeteilt<sup>7</sup>.

Eine für den 17. Juni 1933 angesetzte Mitgliederversammlung mußte wenige Tage vor dem Termin infolge einer Anweisung des zuständigen Reichsinnenministers Frick auf unbestimmte Zeit verschoben werden<sup>8</sup>, obgleich dieser noch am 8. April 1933 an einer Hauptausschuß-Sitzung teilgenommen und in seinem Grußwort insgesamt lobende Worte für die Arbeit der NDW gefunden hatte<sup>9</sup>. In einer Präsidiumssitzung am 17. Mai 1933, an der auch Ministerialrat Donnevert vom Reichsinnenministerium teilgenommen hatte, war nicht nur „die Frage der

<sup>4</sup> Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BA-BL), R 1501/26769-3, Bl. 206, Abschrift der Verfügung vom 27. Okt. 1933.

<sup>5</sup> Ebd., Bl. 205, Abschrift des Briefes Heß an die Notgemeinschaft vom 30. Okt. 1933.

<sup>6</sup> Ebd., Bl. 207, Aktenvermerk Donnevert vom 2. Nov. 1933.

<sup>7</sup> Ebd., Bl. 208, Brief Donnevert, Reichsinnenministerium an Rudolf Heß vom 20. Nov. 1933.

<sup>8</sup> Archiv der Technischen Universität Braunschweig (TUBS), A I/20, Teil 1, Bl. 72-76, hier Bl. 72; siehe Rundbrief von Schmidt-Ott an die Mitglieder der Notgemeinschaft, hier an Rektor der TH Braunschweig am 10. Nov. 1933 I.

<sup>9</sup> Die Erhaltung der Deutschen Wissenschaft, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 169, 9. Apr. 1933.

Anpassung der Notgemeinschaft an die heutige Lage des Reichs“ beraten<sup>10</sup>, sondern auch der einstimmige Rücktrittsbeschluß des Präsidiums gefaßt worden. Dieser Schritt wurde außerdem den Mitgliedern des Hauptausschusses empfohlen, welche dieser Empfehlung folgten. Bereits eine Woche zuvor, am 12. Mai 1933, hatte Fritz Haber, der Ende April 1933 aus eigenem Entschluß<sup>11</sup> von der Leitung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie sowie seiner Professur an der Berliner Universität zurückgetreten war<sup>12</sup>, in einem Schreiben an Schmidt-Ott in seinen Rücktritt als Vizepräsident eingewilligt. Zugleich übte Haber jedoch deutliche Kritik an dessen autoritärem und wenig kollegialem Führungsstil in den zurückliegenden Jahren, der sogar im Ausland zur Kenntnis genommen worden war<sup>13</sup>. Nach Auffassung Habers war es quasi eine Ironie des Schicksals, daß in „dieser gewaltsamen Zeit“, in der das vom Notgemeinschafts-Präsidenten so gern angewandte Führerprinzip „zum leitenden Staatsprinzip“ erhoben worden sei, sich dieses nun gegen den Notgemeinschaftspräsidenten selbst richte<sup>14</sup>. Für aufmerksame und durch ihre informellen Kontakte gut informierte Beobachter der wissenschaftspolitischen Entwicklung in Deutschland, wie etwa die Mitarbeiter des Pariser Europa-Büro der Rockefeller Foundation, war die Situation innerhalb der NDW im Juni 1933 undurchsichtig. So wurde z. B. gemutmaßt, daß die Ernennung der Hauptausschußmitglieder vertagt worden sei, um die Politik der neuen Regierung gegenüber der NDW auszuarbeiten. Als Nachfolger Schmidt-Otts wurde der Mathematiker Theodor Vahlen genannt<sup>15</sup>, ein Alt-Nazi, der ab 1934 im Reichswissenschaftsministerium als Ministerialdirektor das Amt für Wissenschaft leitete<sup>16</sup>.

Die „Wissenschaftliche Kundgebung“ der Notgemeinschaft Mitte Mai 1933 in Königsberg<sup>17</sup> hatte die rasche politische Anbiederung Friedrich Schmidt-Otts an die neuen Machthaber bereits offenbart. Zu den Rednern gehörte Prof. Eugen Fischer vom „KWI für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik“, der stolz hervor hob, daß er „als erster den Erbgang menschlicher Rassenmerkmale an den südafrikanischen Bastards nachgewiesen“ hatte<sup>18</sup> und sein Institut großen

<sup>10</sup> BA-BL, R 1501/26769-3, Bl. 105; Schreiben Schmidt-Ott an den Reichsinnenminister am 18. Mai 1933.

<sup>11</sup> *Margit Szöllösi-Janze*, Fritz Haber 1868-1934. Eine Biographie (München 1998) 644 ff.

<sup>12</sup> Bundesarchiv Koblenz (BA-KO), R 73/1, Abschrift des Briefes von Fritz Haber an den Reichswissenschaftsminister vom 30. Apr. 1933.

<sup>13</sup> Rockefeller Archive Center, Sleepy Hollow (RAC), RF, RG 12.1, Box 44; H.M.M. Diaries, 12. Dez. 1933, unsig., siehe dort die Eintragung Millers vom Europäischen Büro der Rockefeller Foundation, wonach Schmidt-Ott Haber gegenüber sehr „unfair“ gewesen sei.

<sup>14</sup> BA-KO, R 73/1, Brief Fritz Haber an Friedrich Schmidt-Ott vom 12. Mai 1933.

<sup>15</sup> RAC, RF, RG 2-1933, Ser. 717 Germany, Box 93, Fol. 736, John Van Sickle an Edmund Day vom 7. Juli 1933 4f.

<sup>16</sup> Zu Theodor Vahlen siehe *Hammerstein*, 78 ff.

<sup>17</sup> BA-KO, R 73/28; Einladungskarten für die Veranstaltung am 13./14. Mai 1933 in Königsberg.

<sup>18</sup> Ebd., Brief Eugen Fischer an Notgemeinschaft vom 3. Mai 1933.

Anteil an dem vor der Verabschiedung stehenden Sterilisierungsgesetzes<sup>19</sup> habe. In seiner dreiseitigen Vortragszusammenfassung sprach Fischer bereits im Frühsommer 1933 deutlich notwendige Maßnahmen einer „bewusste[n] Bevölkerungspolitik“ an, die vor dem Hintergrund der späteren Shoa zumindest als geistiges Brandstiftertum zu werten sind. Nicht nur Krankheiten, sondern auch „die rassenmäßigen Eigenschaften sind erblich“ nach Fischer<sup>20</sup>. Um das eugenische Bevölkerungsziel einer „Erhaltung guter, gesunder deutscher Familien“ zu erreichen, kam Fischer zu dem Schluß, die „erblich Kranken und die rassenmäßig in unser Volk nicht passenden *müssen ausgemerzt werden*“<sup>21</sup>.

Auf der gleichen Veranstaltung in Königsberg sprach auch Prof. Erwin Baur, der Direktor des KWI für Züchtungsforschung in Müncheberg. Sein Vortrag über „Die volkswirtschaftliche Auswirkung der Pflanzenzüchtung ...“ war angesichts der ökonomischen Autarkiebestrebungen des Nationalsozialismus systemkonform. Als Quintessenz seiner Ausführungen hieß es, die angestrebte Selbstversorgung Deutschlands mit Agrarerzeugnissen geschehe „nicht im Interesse einzelnen Standes, sondern es geschieht zur Rettung unseres Volkes überhaupt“<sup>22</sup>. Unerwähnt blieb bei Baur, daß die landwirtschaftliche Autarkiepolitik nicht nur der „Rettung“ des Volkes, sondern dem Interesse der Vorbereitung eines expansionistischen Eroberungskrieges diene, so daß schließlich im Juni 1944 von der DFG Sachbeihilfen für „Untersuchungen über die Behandlung von Getreide, das bei Luftangriffen mit Phosphor verunreinigt wurde“ genehmigt wurden<sup>23</sup>, um auch im „totalen Krieg“ die Versorgung der Bevölkerung noch gewährleisten zu können.

Die diversen Versuche der raschen Anpassung<sup>24</sup> an die neue politische Realität kumulierten im Rundbrief Schmidt-Otts vom Herbst 1933, als er die zukünftigen Förderschwerpunkte benannte, die „den Zielsetzungen des nationalen Staates“<sup>25</sup> dienen sollten: „Daneben treten in den Vordergrund die Forschungen, die der Rasse, dem Volkstum und der Gesundheit des deutschen Volkes gewidmet sind. Neben der anthropologischen Erhebung, den anthropologischen, erbpathologischen und soziologischen Forschungen in geschlossenen Bezirken stehen die Ar-

<sup>19</sup> Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933, in: Reichsgesetzblatt I 529–530.

<sup>20</sup> Ebd., undatierte [Mai 1933] Zusammenfassung des Vortrags von Eugen Fischer über „Die Fortschritte der menschlichen Erblehre als Grundlage eugenischer Bevölkerungspolitik“ 1–3, hier 1.

<sup>21</sup> Ebd., 3 (Hervorhebung; L.M.).

<sup>22</sup> Ebd., Vortragsmanuskript von Erwin Baur vom 6. Mai 1933 über „Die volkswirtschaftliche Auswirkung der Pflanzenzüchtung unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse Ostpreussens“ 1–17, hier 17.

<sup>23</sup> BA-KO, R 73/10799; siehe Bewilligungsschreiben Mentzel für Du 1/04/17 am 11. Juni 1944.

<sup>24</sup> Siehe auch BA-KO, R 73/37; internes Rundschreiben Schmidt-Otts an die Notgemeinschaftsausschüsse am 14. Dez. 1933, wo die Verwendung des „deutschen Grusses“ gefordert wird.

<sup>25</sup> TUBS, A I/20, Teil 1, Bl. 72–76, Rundbrief Schmidt-Ott an die Mitglieder der Notgemeinschaft am 10. Nov. 1933 1.

beiten, die der empirischen Erbprognose dienen. Eine neue Arbeit, die der erbbiologischen Erforschung der neurologischen und neurologisch-psychiatrischen Erkrankungen gilt, soll das Material für die praktische Eugenik und die neuen Aufgaben der Gesetzgebung erweitern.“<sup>26</sup> Angesichts dieses tiefen Kotsaus vor der NS-Ideologie bestand keine Eile bei der Suche nach einem Nachfolger, so daß Schmidt-Ott die Amtsgeschäfte kommissarisch weiterführen durfte und noch ein Jahr lang hoffte, auch im Dritten Reich im Amt verbleiben zu können<sup>27</sup>.

Die endgültige personelle Gleichschaltung der Notgemeinschaft erfolgte im Juli 1934, nachdem die ministerielle Zuständigkeit vom Reichsinnen- auf das inzwischen neu geschaffene Reichswissenschaftsministerium übergegangen war. Die Frage des Zuständigkeitswechsels vom Reichsinnen- zum neu gegründeten Reichswissenschaftsministerium war den Mitarbeitern der NDW bereits im März 1934 bekannt, wobei NDW-Referent August Fehling noch Mitte Juni 1934 auf einen Verbleib unter dem Innenministerium hoffte, da er zu viel Propagandaeinflüsse durch das neu entstehende Wissenschaftsministeriums befürchtete<sup>28</sup>. Die ersten Jahre der NS-Wissenschaftspolitik waren insgesamt durch die Machtkämpfe divergierender Interessengruppen und permanente Einflußnahme unterschiedlicher Parteigliederungen gekennzeichnet. Institutionelle und regionale Seilschaften<sup>29</sup> innerhalb und außerhalb des Parteiapparates sowie ideologische und sachbezogene Netzwerke bildeten den Rahmen dieses diffusen Beziehungsgeflechts<sup>30</sup>. Kennzeichnend für die Dynamisierung und z.T. Radikalisierung der NS-Wissenschaftspolitik war, daß sie personell mehr und mehr von jüngeren Aufsteigern (Mentzel, Schumann) gemacht wurde, die im Gegensatz zu den älteren Parteigenossen, die anfänglich vorübergehend die Forschungspolitik eher verwaltet hatten, keine Weltkriegserfahrung besaßen und zugleich den Älteren mit dieser Erfahrung mißtrauten<sup>31</sup>. Neben Rudolf Mentzel, der Johannes Stark mit allen ihm

<sup>26</sup> Ebd., Bl. 72–76, hier Bl. 73a.

<sup>27</sup> BA-KO, R 73/2; undatierte handschriftliche Notiz Schmidt-Otts mit seiner Darstellung der Entlassung 1–4. Siehe auch dessen Erinnerungen: *Friedrich Schmidt-Ott, Erlebtes und Erstrebtes 1860–1950* (Wiesbaden 1952) 294.

<sup>28</sup> RAC, RF, RG 12.1, Box 49, D.P.O. Diaries, 6–7. März 1934, unsig., nach Gespräch O'Brien mit Fehling. Ebd. Box 22, A.G. Diaries, 16. Juni 1934, Bl. 88, Notiz Alan Gregg nach Gespräch mit Fehling.

<sup>29</sup> So wollte z. B. Minister Rust Werner Heisenberg lieber in Göttingen (quasi in der ungenannten Bohr-Nachfolge) sehen, statt als Nachfolger seines Lehrers Sommerfeld in München, um so Göttingen wieder zur früheren Größe zu verhelfen. Diese Darstellung Debyes paßt in das Bild, da die Seilschaft im Reichswissenschaftsministerium um Mentzel aus Göttingen stammte und dieses zum NSDAP-Gau Braunschweig unter Rust gehörte; RAC, RF, RG 12.1, Box 64, W.E.T. Diaries, 4. Okt. 1935, unsig.; so die Aussage von Debye im Gespräch mit Tisdale.

<sup>30</sup> Zum politischen Einfluß siehe ausführlich *Lothar Mertens*, Wissenschaftsförderung nach 1933 – die DFG im Dritten Reich, in: *Politischer Systemumbruch als irreversibler Faktor von Modernisierung in der Wissenschaft?*, hrsg. v. *Lothar Mertens* (Berlin 2000).

<sup>31</sup> RAC, RF, RG 12.1, Box 22, A.G. Diaries, 16. Juni 1934, Bl. 89; so zumindest die Einschätzung des NDW-Referenten August Fehling. Zu den allgemeinen Veränderungen in der ministeriellen Beamtenschaft siehe auch *Hammerstein*, 90 u. 121.

zur Verfügung stehenden administrativ-bürokratischen Möglichkeiten das Leben schwer machte und schließlich im November 1936 in Personalunion sein Nachfolger wurde und ab 1937 im Reichsforschungsrat eine zentrale Rolle spielte, ist hier noch Erich Schumann zu nennen, der gleichfalls in mehreren wissenschaftspolitischen Funktionen tätig war, ab Herbst 1933 eine Professur für Physik und Systematische Musikwissenschaft [!] an der Berliner Universität inne hatte, sowie im Heereswaffenamt und als Abteilungsleiter im Reichswissenschaftsministerium wirkte<sup>32</sup>. Die Gefahr, die für Stark von Schumann aus ausging, konnte James Franck bereits im Herbst 1934 einem Mitarbeiter der Rockefeller Foundation in Kopenhagen ausführlich schildern, wobei Schumann in der Tagebuchaufzeichnung als ein „aufgehender Stern“ im Ministerium bezeichnet wurde<sup>33</sup>.

Reichswissenschaftsminister Rust übertrug die Leitung der Notgemeinschaft an Johannes Stark<sup>34</sup>, der bereits im April 1933 zum Präsidenten der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt (PTR) ernannt worden war. Stark gehörte zur Riege der sog. „alten Kämpfer“ und rühmte sich, Hitler während dessen Landsberger Haftzeit regelmäßig mit Essen versorgt zu haben.

Der Eigenbrötler, welcher nach eigener Aussage „schon als Kind eigenwillige Entschlüsse liebte“<sup>35</sup>, hatte 1913 den nach ihm benannten Stark-Effekt, die Aufspaltung der Spektrallinien im elektrischen Feld, entdeckt und dafür 1919 den Nobelpreis für Physik erhalten. Im Jahre 1922 legte er nach Fakultätsstreitigkeiten seine Würzburger Professur nieder und zog sich in das Privatlaboratorium auf seinem Gutshof im oberbayerischen Traunstein zurück. Stark war daher am Ende der Weimarer Republik zum Außenseiter geworden, der jedoch nun kurzzeitig zu der zentralen Persönlichkeit der deutschen Wissenschaft im Nationalsozialismus aufstieg<sup>36</sup>, denn neben seiner Tätigkeit als Doppelpräsident und der damit verbundenen totalen Arbeitsüberlastung hatte er sich im Frühjahr 1936 – allerdings vergeblich – bemüht zum Nachfolger Max Plancks ernannt zu werden und als dritte Leitungsfunktion auch noch die Präsidentschaft der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu erlangen<sup>37</sup>. Ebenso war sein Versuch gescheitert, die Verlagerung des Berliner „Kaiser-Wilhelm-Instituts für Metallforschung“ nach Stuttgart zu verhindern, weil er das Institut statt dessen lieber in die Physikalisch-Technische Reichsanstalt eingliedern wollte, da die Forschungsaufgaben des KW-Instituts sei-

<sup>32</sup> Hammerstein, 134 ff.

<sup>33</sup> RAC, RF, RG 12.1, Box 64, W.E.T. Diaries, 28. Okt. 1934, unsig.

<sup>34</sup> Ebd., R 73/14168, Brief Rust an die Mitglieder der Notgemeinschaft vom 17. Juli 1934 1.

<sup>35</sup> Johannes Stark, *Erinnerungen eines deutschen Naturforschers*, hrsg. v. Andreas Kleimert (Mannheim 1987) 7.

<sup>36</sup> Unterstützung fand Stark dabei durch einen weiteren Altnazi, den Heidelberger Physiker Philipp Lenard, der jedoch aus Altersgründen (1933 war er bereits 71 Jahre alt) nicht mehr selbst aktiv werden wollte und dafür um so mehr Starks Aktivitäten bei den Parteiinstitutionen unterstützte.

<sup>37</sup> Helmuth Albrecht, Armin Hermann, *Die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft im Dritten Reich (1933–1945)*, in: *Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft*. Aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens hrsg. v. Rudolf Vierhaus, Bernhard vom Brocke (Stuttgart 1990) 356–406, hier 382 ff.



ner Meinung auch von der PTR hätten erbracht werden können<sup>38</sup>. Doch trotzdem blieb er eine gewichtige Persönlichkeit in der NS-Forschungspolitik, der z. B. die geplante Gründung des KW-Instituts für Physik durch seine negativen Stellungnahmen<sup>39</sup> zumindest für mehrere Jahre verzögern konnte. Nicht zu vergessen, daß er neben Philipp Lenard der wichtigste Vertreter der „Deutschen Physik“ im Dritten Reich war und als unversöhnlicher Heisenberg-Gegner die Entwicklung der modernen Physik massiv behinderte. Für den Experimentalphysiker Stark waren fast alle Theoretiker wie Albert Einstein „Formalisten“, und Nichtjuden wie Werner Heisenberg wurden für ihr Eintreten für Einsteins Theorien als „Weiße Juden“ diffamiert<sup>40</sup>, die den Fortschritt der Physik aufhielten, statt ihn durch Laborversuche zu fördern<sup>41</sup>. Die Darstellung Fehlings über den ersten Auftritt Starks in der NDW-Geschäftsstelle verstärkt den negativen Eindruck. So soll sich Johannes Stark rund eine halbe Stunde in den Büros aufgehalten und ein Monatsgehalt im voraus kassiert haben, um gleich danach für vier Wochen in Urlaub zu fahren<sup>42</sup>.

Satzungsgemäß bedurfte die Einsetzung von Stark als Präsidenten der Notgemeinschaft einer formellen Zustimmung der Mitgliederversammlung. Wie Reichswissenschaftsminister Rust in einem Rundbrief mitteilte, wollte er aus Kostengründen auf eine Zusammenkunft verzichten und forderte daher eine schriftliche Zustimmung ein. Neben dieser Akklamation erging eine Aufforderung an alle Mitgliedsinstitutionen, auch die beigefügte Mitteilung zu unterschreiben. Diese Verlautbarung war eine uneingeschränkte „Ermächtigung zur Änderung der Satzungen“, die an die veränderten Strukturen der Staatsführung angepaßt werden sollten. Die damit intendierten Änderungen der Vereinsstatuten sollten „im Sinne des Führerprinzips“ erfolgen<sup>43</sup> und beinhalteten faktisch die Selbstpreisgabe aller Mitgliederrechte, die „im Sinne einer engeren Anlehnung der Vereinszwecke an die Ziele der nationalsozialistischen Staatsführung“ minimiert werden sollten<sup>44</sup>.

Ein kleines Zeichen der noch nicht vollständigen Infiltration der Wissenschaft fünfzehn Monate nach Adolf Hitlers Regierungsantritt war das Faktum, daß le-

<sup>38</sup> Bernhard vom Brocke, Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in der Weimarer Republik. Ausbau zu einer gesamtdeutschen Forschungsorganisation (1918–1933), in: ebd. 197–355, hier 243.

<sup>39</sup> Bundesarchiv Außenstelle Berlin-Lichterfelde (BA-BL), R 1519, Nr. 65, Bl. 343–344; siehe das Schreiben Stark an Reichsinnenminister Frick zum geplanten KW-Institut am 3. Mai 1934 3.

<sup>40</sup> Siehe Reinald Schröder, Die „schöne deutsche Physik“ von Gustav Hertz und der „weiße Jude“ Heisenberg. Johannes Starks ideologischer Antisemitismus, in: Helmuth Albrecht (Hrsg.), Naturwissenschaft und Technik in der Geschichte. 25 Jahre Lehrstuhl für Geschichte der Naturwissenschaft und Technik am Historischen Institut der Universität Stuttgart (Stuttgart 1993) 327–341.

<sup>41</sup> Ebd. Bl. 343, Schreiben Stark an Frick am 3. Mai 1934 2.

<sup>42</sup> RAC, RF, RG 2–1934, Ser. 717, Box 110, Fol. 845; Kittredge, Tracy: Memorandum. University situation in Germany. Report of TBK on visit July 13/30, 1934 1–4, hier 1.

<sup>43</sup> BA-KO, R 73/14168, Brief Rust an die Mitglieder der Notgemeinschaft vom 17. Juli 1934 2.

<sup>44</sup> Ebd., Wortlaut in der hektographierten Erklärung, die Anlage des Rust-Briefes war.

diglich 47 der 57 Mitgliedsinstitutionen „positiv“ geantwortet hatten<sup>45</sup>. Während trotz Mahnung vier Mitteilungen ganz ausblieben, hatte sich die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft der Stimme enthalten. Vier der fünf Akademien der Wissenschaften hatten eine Änderung der Vereinsordnung abgelehnt; nur die Heidelberger Akademie hatte zugestimmt. Die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin als Wortführerin hatte den PTR-Präsidenten wegen fachlicher Einseitigkeit, Arbeitsüberlastung (die Notgemeinschaft sei eine Ganztagsaufgabe) und fehlender „organisatorischer Befähigung“<sup>46</sup> sogar strikt abgelehnt. Als einzige Hochschule hatte die Universität München<sup>47</sup> ihre Zustimmung versagt<sup>48</sup>. Damit war der Einsetzung Starks formaljuristisch Genüge getan und auch die geplanten Satzungsänderungen konnten erfolgen. Die bereits im Einsetzungsschreiben von Bernhard Rust angeregten Maßnahmen zur „Umgestaltung“ bedeuteten für die Notgemeinschaft nichts anderes als das Ende ihrer Freiheit und Selbstbestimmung. So wurden von Johannes Stark im Herbst 1934 die Zuständigkeiten vollkommen neu geregelt. Statt der alten subjektiven Zuordnung in eigenständige Bereiche für Forschungsstipendien, Sachbeihilfen, Druckkostenzuschüsse und Bibliotheksbeihilfen kam es nun zu einer inhaltlichen Neuordnung nach Fächergruppen wie Physik, Biologie etc.<sup>49</sup>. Viel schwerwiegender waren die politischen Einflüsse und Überprüfungen sowie die fachlichen Schwerpunktveränderungen. Statt der in der Weimarer Republik obligaten fachlichen Bewertung durch gewählte Fachgutachter entschied nun Präsident Stark häufig eigenmächtig und selbstherrlich, da er sich bei naturwissenschaftlichen Anträgen selbst für kompetent genug hielt. Herausragende Beispiele für den daraus resultierenden Amts- u. Machtmißbrauch Starks<sup>50</sup>, der vor allem seine persönlichen Steckenpferde förderte, sind zum einen die Moorgoldforschung, d. h. der Versuch, aus den bayerischen Mooren Gold zu gewinnen, wobei der finanzielle Aufwand für das Personal und die Bodenwaschung den mineralischen Nutzen um ein vielfaches überstieg<sup>51</sup>, da der Goldanteil lediglich 0,5 g je Tonne betrug<sup>52</sup>. Starks eigenmächtige Entscheidungen bedingten zugleich eine eklatante Bevorzugung der Naturwissenschaften, insbesondere der

<sup>45</sup> Ebd., Brief Vahlen an die Mitglieder der Notgemeinschaft vom 3. Aug. 1934 1.

<sup>46</sup> Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin: Bestand Preußische Akademie der Wissenschaften, BAW, II-XIV, Bd. 34, Bl. 56, Abschrift des Briefes der Preußischen Akademie der Wissenschaften an Reichswissenschaftsminister Rust vom 23. Juli 1934.

<sup>47</sup> Zur Ernennung des Münchener Rektors im Sommer 1933, eines national gesinnten Zoologen, der jedoch nicht Parteigenosse war, siehe *Helmut Böhm*, *Von der Selbstverwaltung zum Führerprinzip. Die Universität München in den ersten Jahren des Dritten Reiches (1933–1936)* (Berlin 1995) 152 ff.

<sup>48</sup> BA-KO, R 73/14168, Brief Vahlen an die Notgemeinschaftsmitglieder vom 3. Aug. 1934 1.

<sup>49</sup> RAC, RF, RG 2–1935, Se. 717, Box 126, Fol. 955, Memo von Tracy Kittredge „General Situation in Germany“, Paris 13. März 1935 1–5; hier 2 [Kittredge hatte am Wochenende zuvor mehrere längere Gespräche mit August Fehling gehabt]. Vgl. *Hammerstein*, 150, der die Bedeutung der Veränderungen minimiert.

<sup>50</sup> *Hammerstein*, 151 will dies „zu einem gewissen Grad noch als Förderung von Forschung“ verstanden wissen.

<sup>51</sup> Zur Moorforschung siehe auch BA-KO, R 73/11969 und R 73/11970.

<sup>52</sup> BA-KO, R 73/16513, Brief Hegemann an DFG zu Fo 6100 vom 22. Okt. 1934.

physikalischen und experimentellen Teildisziplinen, während die Geisteswissenschaften in den Jahren seiner Präsidentschaft ein Randdasein fristeten.

Zum anderen waren es die zahlreichen Bewilligungen von Personal- und Sachmitteln für die Physikalisch-Technische Reichsanstalt, an der ständig mehrere DFG-Stipendiaten arbeiteten. Für Projekte an der PTR wurden in der Ära Stark, neben vielen Sachmittelbeihilfen, allein 33 Stipendienanträge gestellt und natürlich bewilligt. Im Gegensatz zu anderen Anträgen, wo bereits bei wenigen Reichsmark Plausibilitätsfragen gestellt wurden, konnten die Angehörigen der PTR ungeprüft die merkwürdigsten Forderungen stellen. So wurden z. B. im November 1936 zur „Einrichtung und Erweiterung des Laboratoriums“ 10000 RM beantrag<sup>53</sup>, die bereits am nächsten Tag bewilligt wurden<sup>54</sup>. Vor allem pauschalisierte Summen, wie etwa 2300 RM für „Unvorhergesehenes“<sup>55</sup> wären bei normalen Antragstellern niemals bewilligt worden.

#### *Finanzielle Ausstattung der DFG 1932–37*

Jahr	unter Präsident	in Mio. RM
1932	Schmidt-Ott	4,4
1933	Schmidt-Ott	4,4
1934	Stark	4,4
1935	Stark	4,4
1936	Stark	2,0
1937	Mentzel	6,0

In den Geisteswissenschaften kam es hingegen zu einer Verschiebung der Förderprioritäten zugunsten der neuen, ideologisch relevanten Bereiche wie etwa die Vor- und Frühgeschichte<sup>56</sup> oder den in den politischen Zeitgeist passenden Großprojekten wie „Deutscher Sprachatlas“ unter Prof. Mitzka<sup>57</sup> oder dem ‚Historischen Atlas deutscher Siedlungs-, Wirtschafts- und Staatengebilde‘ unter Prof. Vogel an der Universität Berlin. Aber auch historisch-politische Forschungen über das Grenz- und Auslandsdeutschtum<sup>58</sup> wurden verstärkt unterstützt. Ein

<sup>53</sup> BA-KO, R 73/15134, Antragsbrief zu Teil 2/06/3 vom 13. Nov. 1936.

<sup>54</sup> Ebd., siehe Bewilligungsschreiben Stark für Teil 2/06/3 am 14. Nov. 1936.

<sup>55</sup> Ebd., siehe die entsprechende Aufstellung in Teil 2/06/3 vom 13. Nov. 1936.

<sup>56</sup> BA-KO, R 73/15556, Deutsche Einwirkungen auf das Bauen in den westslawischen Ländern, insbes. auf dem Gebiete des volkstümlichen (bäuerlichen) Bauwesens; HIA, Box 1, Fo 6459, Die nordwestdeutsch-germanischen Einflüsse bei der Bildung des keltischen Volkstums und der Latènekultur.

<sup>57</sup> Siehe ausführlich *Lothar Mertens*, Der Primat der Ideologie im Nationalsozialismus. Die Forschungsförderung von Literaturwissenschaft/Germanistik im Dritten Reich durch die DFG, in: *Jörg Schönert* (Hrsg.), Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung. DFG-Schwerpunktsymposium in Heidelberg 1998 (Stuttgart 2000).

<sup>58</sup> BA-KO, R 73/15760, Die sudetendeutsche Volksgrenze, ihre systematische Erfassung nach dem Stande von 1931, Darlegung ihrer inneren und äußeren Strukturveränderung in den letzten 50 Jahren und deren politische Ausdeutung; HIA, Box 4, Fo 6237: Das estländi-

Zeichen der gelockerten Sitten war auch, daß Stark mündliche Zusagen über die Verlängerung von Forschungsstipendien vorab z.B. am Rande von Fachtagungen erteilte<sup>59</sup>.

Charakteristisch für diese Förderpolitik nach Gutsherrenart war auch die Vergabe von Honoraren. So stellte der DFG-Präsident den beiden Herausgebern<sup>60</sup> der neu gegründeten und nationalsozialistisch ausgerichteten Zeitschrift ‚Deutsche Mathematik‘ eine Aufwandsentschädigung von jährlich 2000 RM zur Verfügung<sup>61</sup>. Ebenso wie sein Mitherausgeber Prof. Bieberbach hatte der Ministerialdirektor im Reichswissenschaftsministerium, Prof. Vahlen, diese „großzügige Art der Wissenschaftspflege“<sup>62</sup> durch den DFG-Präsidenten „nicht erwartet“<sup>63</sup>. Angesichts der in den Geisteswissenschaften üblichen Forschungsstipendien war monatlich 125 RM eine üppige Dotation, die den Eindruck des Verschleuderns von Reichsmitteln durch Johannes Stark verstärkte.

## Die Posse um die Bildung eines neuen Hauptausschusses

Nicht nur die weisungsabhängige Stellung der Notgemeinschaft als nachgeordnete Behörde unter dem Dach des Reichswissenschaftsministeriums und den permanenten internen Querelen Starks mit der Ministerialbürokratie, sondern vor allem der wissenschaftspolitische Ehrgeiz der verschiedenen Ministerien und Dienststellen schwächte die Position der DFG in diesen Machtkämpfen. Verschärfend kam noch hinzu, daß Johannes Stark sich zum einen irrtümlich der besonderen Gunst ‚des Führers‘ sicher wähnte, Hitler aus prinzipiellem Desinteresse an Wissenschaftsfragen und der bewußten machtpolitischen Anwendung des Divide et impera-Prinzips sich jedoch weitgehend aus den Einfluß-Streitigkeiten in der Wissenschaftspolitik heraushielt. Zum anderen verlor Starks Mentor in der NS-Hierarchie, Alfred Rosenberg, insbesondere gegenüber Himmlers SS, sukzessive an politischem und materiellem Einfluß, so daß die starke Anlehnung an den Reichsleiter zunehmend kontraproduktive Züge erhielt. Symptomatisch für Starks abnehmende Bedeutung und sinkenden Einfluß innerhalb der rivalisierenden NS-Hierarchien war die Posse um den neuen Hauptausschuß. Die Mitglieder des alten Gremiums waren bekanntlich gemeinsam mit dem Präsidium unter Schmidt-Ott im Mai 1933 zurückgetreten. Die neuen Mitglieder wurden jedoch

sche Deutschtum, sein Verhältnis zu Russland und Deutschland von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1918.

<sup>59</sup> BA-KO, R 73/13510, Brief von Hüttendirektor Wilhelm Witter, Halle a. S., für Wil 2/06/2 vom 23. Okt. 1936.

<sup>60</sup> BA-KO, R 73/15936, auch der Mitherausgeber, Prof. Bieberbach, Berlin, erhielt eine Zuwendung in dieser Höhe; Schreiben Stark an Bieberbach am 28. Nov. 1936.

<sup>61</sup> Ebd., Schreiben Stark an Vahlen am 28. Nov. 1935.

<sup>62</sup> Ebd., so Bieberbach in seinem Dankeschreiben; Brief Bieberbach an Stark vom 3. Dez. 1935.

<sup>63</sup> Ebd., Brief Vahlen an Stark vom 9. Dez. 1935.

erst im Januar 1935 von Stark persönlich ernannt, doch die Inaugurationsveranstaltung endete in einem Eklat. Durchaus standesbewußt und prestigeträchtig sollte nach Starks Vorstellungen der Hauptausschuß besetzt sein. Dies zeigte sich bereits an den in Aussicht genommenen potentiellen Kandidaten. Auf die Anfrage des DFG-Präsidenten beim Reichsjustizminister nach Benennung eines geeigneten Vertreters aus der Rechtswissenschaft durch das Ministerium, da die großen Forschungsfelder „durch wissenschaftlich verdiente Männer von einwandfreier politischer Einstellung vertreten sein“ sollten<sup>64</sup>, stellte sich Minister Hans Frank persönlich für den Hauptausschuß zur Verfügung<sup>65</sup>. Ob dies aus der festen Überzeugung an die eigene wissenschaftliche Leistungsfähigkeit geschah, oder ob Franks Meinung nach unter den universitären Rechtswissenschaftlern kein politisch zuverlässiger Geist gefunden werden konnte, bleibt unklar. Der DFG-Präsident jedenfalls begrüßte die Entscheidung Franks lebhaft, weil die Forschungsgemeinschaft „großen Wert darauf“ lege, bei der weiteren Förderung rechtswissenschaftlicher Themen „in Fühlung und Übereinstimmung mit den Zielen der Gesetzgebung vorzugehen“<sup>66</sup>.

Doch nicht überall stieß der Plan einer Neuberufung des DFG-Hauptausschusses auf so viel Interesse wie beim Reichsjustizminister. Rundweg abgelehnt wurde die Ernennung vom Leiter des Heereswaffenamts, Generalleutnant Karl Becker<sup>67</sup>. Zwei weitere Absagen lagen in den Machtrivalitäten gegenüber der DFG begründet. So hatte der Berliner Mathematik-Professor Ludwig Bieberbach anfänglich sein persönliches Interesse bekundet und sofort bei seinem Dienstherrn, dem Reichswissenschaftsminister, die auch für eine ehrenamtliche Nebentätigkeit notwendige Genehmigung beantragt<sup>68</sup>. Angesichts der dualen Rolle des Reichswissenschaftsministeriums als oberster Aufsichtsinstanz schien es sich dabei nur um eine Routineangelegenheit zu handeln. Doch wie Bieberbach zwei Wochen später mitteilen mußte, hatte ihm das Ministerium telefonisch mitgeteilt, daß die Genehmigung „nicht erteilt werden könne“<sup>69</sup>. Offensichtlich waren dem Betroffenen die genauen (Hinter-)Gründe nicht mitgeteilt worden. Doch ist unschwer zu erraten, daß es sich dabei, neben grundsätzlichen Erwägungen, auch um einen bewußten Affront Starks durch seine ministeriellen Feinde handelte. Im zweiten Fall war der Kompetenzstreit zwischen den rivalisierenden NS-Gliederungen der entscheidende Grund für die Absage des Wunschkandidaten. So hatte Prof. Wilhelm Hoff, der Leiter der „Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt“ in Berlin-Adlershof, seine prinzipielle Bereitschaft zur Mitarbeit geäußert, jedoch zugleich Wildhagen in einem fernmündlichen Gespräch auf seine Weisungsgebundenheit gegenüber

<sup>64</sup> BA-KO, R 73/79, Schreiben Stark an Frank am 21. Dez. 1934.

<sup>65</sup> Ebd., Brief Frank an Stark vom 28. Jan. 1935.

<sup>66</sup> Ebd., Schreiben Stark an Frank am 8. Feb. 1935.

<sup>67</sup> Ebd., Brief Becker an Stark vom 5. Jan. 1935 sowie die Anfrage Starks bei Becker am 22. Dez. 1934.

<sup>68</sup> Ebd., Brief Bieberbach an Stark vom 31. Dez. 1934.

<sup>69</sup> Ebd., Brief Bieberbach an Stark vom 8. Jan. 1935.

Hermann Göring, dem Reichsminister für Luftfahrt, hingewiesen<sup>70</sup>. Wildhagen hatte das Problem während des Telefonats negiert und auf die ähnliche Situation bei anderen Auserwählten, wie Prof. Hans Reiter, dem Präsidenten des Reichsgesundheitsamtes, oder Prof. Wilfried von Seidlitz, dem Präsidenten der Preussischen Geologischen Landesanstalt, verwiesen. Auf seine Anfrage beim Luftfahrtministerium hin wurde Hoff die Zustimmung ebenfalls verweigert, wobei hier jedoch eine inhaltliche Begründung mitgeliefert wurde, welche deutlich auf die NS-Machtkämpfe verweist und zugleich die DFG als ein Auslaufmodell erscheinen ließ. Hoff's Mitteilung zufolge lehnte der Reichsluftfahrtminister eine Mitwirkung ab, „da in Kürze eine Zusammenfassung aller Forschungseinrichtungen unter Führung des Staates erfolgen soll“, wobei die Berücksichtigung aller „die Luftfahrt betreffenden Forschungsangelegenheiten“ als „gesichert“ erschien. Die von Göring angekündigte Zusammenfassung aller Institutionen erfolgte zwar erst zwei Jahre später im Rahmen des „Reichsforschungsrates“, doch schimmern hier die konzeptionellen Vorüberlegungen zur Bündelung aller Kräfte bereits im Januar 1935 durch. Unter den 17 von Stark schließlich berufenen Personen waren zwar so dezidierte Nazis wie Eugen Fehrle, Hans F. K. Günther und der Göttinger Rektor Friedrich Neumann. Zugleich gehörten aber auch renommierte Wissenschaftler wie Albert Brackmann, Max Planck und Ferdinand Sauerbruch dem Gremium an. Infolge der oben dargestellten Absagen<sup>71</sup> wurde schließlich von Stark noch nachträglich der Münchener Philosoph Wolfgang Schultz nominiert<sup>72</sup>, der die Ernennung auch sofort annahm. Ganz auf seinen Schutzpatron vertrauend, hatte Stark außer den von ihm ernannten Mitgliedern auch Alfred Rosenberg ausdrücklich zur ersten Sitzung des neuen Hauptausschusses eingeladen, da er auf eine „enge Zusammenarbeit“ mit diesem „großen Wert“ legte und dessen „Berufung in das Präsidium der Deutschen Forschungsgemeinschaft ins Auge gefaßt“ hatte<sup>73</sup>. Doch zu alledem sollte es nicht mehr kommen. Spätestens mit Eingang des Bieberbach-Verzichts hätte dem DFG-Präsidenten die ablehnende Haltung des Reichswissenschaftsministeriums klar sein müssen. Daß er sie zumindest zur Kenntnis nahm, macht seine Nachricht an Max Planck zwei Tage später deutlich. In der „als vertraulich“ zu betrachtenden Mitteilung teilte Stark dem KWG-Präsidenten mit, daß der Reichswissenschaftsminister die geplante Neugründung des Hauptausschusses „nicht billigt und keinen Vertreter dazu entsenden wird“. Nach Ministeriumsauffassung war die Neubesetzung des Gremiums „überflüssig“, da es sich in den zurückliegenden zwei Jahren als nicht notwendig erwiesen habe und

<sup>70</sup> Ebd., Brief Hoff an Stark vom 10. Jan. 1935 1–2, hier 1.

<sup>71</sup> Ebd., auf einem undatierten handschriftlichen Notizzettel mit den Namen der potentiellen Kandidaten vom Dez. 1934 sind außerdem Alfred Baeumler und Martin Heidegger aufgeführt, die wohl bereits im Vorfeld bei den von Wildhagen durchgeführten telefonischen Anfragen ablehnten, da sie nicht mehr schriftlich von Stark angeschrieben wurden.

<sup>72</sup> Ebd., Brief Schultz an Wildhagen vom 10. Jan. 1935. Siehe auch den handschriftlichen Zusatz von Schultz mit Adresse in der Liste „Hauptausschuß-Mitglieder der Deutschen Forschungsgemeinschaft“, die am 8. oder 9. Jan. 1935 erstellt worden sein muß, da Hoff aufgeführt ist (und dann handschriftlich gestrichen wurde), während Bieberbach fehlt.

<sup>73</sup> Ebd., Schreiben Stark an Rosenberg am 7. Jan. 1935.

nach Aussage der Ministeriumsvertreter galt: „alle Fragen der Deutschen Forschungsgemeinschaft würden in Bälde in anderer Weise erledigt werden“<sup>74</sup>. Rusts Akademiebestrebungen sind hierin deutlich abzulesen, denn diese hätten nicht nur den Hauptausschuß, sondern auch die gesamte DFG obsolet werden lassen. Doch wer erwartet hatte, Stark werde nun die ganze Sache auf sich beruhen lassen, kannte „Johannes Robustus“ nicht. Der ließ alle übrigen Teilnehmer über die Situation im unklaren und auch nach Berlin anreisen<sup>75</sup>. Dann eröffnete Stark die Veranstaltung mit seinem Einführungsreferat. Was danach geschah, ist einem Schreiben von Carl Duisberg, dem langjährige Förderer der deutschen Wissenschaft, an den DFG-Präsidenten zu entnehmen. Wie Duisberg zuvor durch einen „längeren Brief“ vom Geschäftsführer des Stifterverbandes, Robert Fellingner, erfahren hatte, war die einberufene Versammlung, in der sich der neue Hauptausschuß konstituieren sollte, „über Ihre Begrüssung infolge des eingetroffenen Eilbotenbriefes vom Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung nicht hinausgekommen“<sup>76</sup>, d. h. der ministerielle Einspruch sprengte die Sitzung und offenbarte allen versammelten Auserwählten deutlich, daß ihr Mentor Stark einen halsbrecherischen Alleingang unternommen hatte und dabei auf dem dünnen Eis der rivalisierenden NS-Machtblöcke eingebrochen war.

## Politische Überprüfung durch die Personalstelle

Eine entscheidende Neuerung in der Amtszeit Stark, die jedoch wesentlich auf einer Initiative des Reichswissenschaftsministeriums unter dem Braunschweiger NSDAP-Gauleiter Rust beruhte<sup>77</sup>, war die Schaffung eines Personalamts<sup>78</sup> unter Einstellung von Johannes Weniger als Politischem Referenten. Der Hauptmann a. D. Weniger war bereits vor 1933 in die SS eingetreten und hatte in der 51. SS-Standarte in Göttingen den politischen Informationsdienst geleitet. Zu dieser Standarte gehörte auch der Göttinger NSDAP-Kreisleiter Rudolf Mentzel, der nun nicht nur Referent im Reichswissenschaftsministerium war, sondern auch ab November 1936 Nachfolger von Johannes Stark als DFG-Präsident wurde. Hier offenbarte sich eine NS-typische Seilschaft.

<sup>74</sup> MPG, I/1A, Nr. 926/5, Bl. 95, Schreiben Stark an Planck am 11. Jan. 1935.

<sup>75</sup> Zwar hatte die Mehrzahl der auserkorenen Hauptausschuß-Mitglieder ihren Dienstsitz in Berlin, doch immerhin sechs waren Auswärtige: Fehrle (Karlsruhe), Günther (Jena), Herzog (Gießen), Kühn und Neumann (Göttingen) sowie Lehmann (Tübingen).

<sup>76</sup> BA-BL, R 1519, Nr. 73, Bl. 114, Brief Duisberg an Stark vom 17. Jan. 1935.

<sup>77</sup> BA-BL, R 21/11131, Bl. 8-9; siehe den Brief Johannes Wenigers an Ministerialdirektor Vahlen vom 28. März 1935 3 f.

<sup>78</sup> Zierold, 207. Trotz der 1222 Gutachten erwähnt Hammerstein die Tätigkeit Johannes Wenigers nicht einmal. Siehe ausführlich dazu *Lothar Mertens*, Ein „neuer Geist“ an den deutschen Hochschulen 1934-36. Gutachten und Stellungnahmen über Stipendiumsanhänger der DFG. In: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 6 (Frankfurt a. M., New York 1997) 203-217.

Das Personalamt der DFG holte ab Sommer 1934, bevor die Anträge näher sachlich geprüft wurden, über alle Antragsteller persönliche Erkundigungen ein, um deren politische Gesinnung und charakterliche Integrität zu durchleuchten<sup>79</sup>. Noch im April 1934, d. h. in der Spätphase Schmidt-Otts, mußte von den Bewerbern außer dem Personal-Fragebogen nur ein „Anhang“ zur sog. arischen Abstammung ausgefüllt werden. Als politische Kontrolle war darauf lediglich die Frage nach einer Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei oder den kommunistischen Hilfs- oder Ersatzorganisationen enthalten. Nach einer Zugehörigkeit zur NSDAP oder einer ihrer Gliederungen wurde hingegen (noch) nicht gefragt. Die Aufgabe des Personalamtes war es nun, persönliche Erkundigungen über die politische Integrität und fachliche Leistungsfähigkeit der Antragsteller einzuholen sowie informelle Verbindungen zu Parteistellen aufzubauen. Johannes Weniger selbst sah seine Aufgabe darin, eine „staatssicherheitsfördernde Neugestaltung“<sup>80</sup> der Forschungsförderung im nationalsozialistischen Sinne durchzuführen. Insbesondere in Fällen, in denen die Auskünfte des Reichsamtes des NSD-Dozentenbundes nur lückenhaft oder nichtssagend waren, pflegte Weniger neben den lokalen Polizeibehörden am Wohnort des Antragstellers auch die zuständige Gestapo-Stelle um Auskunft zu bitten. In die Befragung mit einbezogen wurden die Gau- und Kreisleitungen sowie ggf. die Ortsgruppen der NSDAP.

Die umfangreiche Korrespondenz dieser politischen Überprüfungsarbeit lagert heute in den kalifornischen Hoover Institution Archives. Überliefert sind insgesamt 1222 Stellungnahmen des NSD-Dozentenbundes zu den Anfragen der Personalstelle der Notgemeinschaft über die politische Einstellung und wissenschaftliche Qualifikation der Antragsteller in den Jahren 1934–1937. Bei diesen Akten handelt es sich um Unterlagen, die von der amerikanischen „Field Information Agency“ in den Jahren 1945/46 aus Universitäten, staatlichen Forschungsanstalten sowie den Firmenlabors der Industrie im Rahmen des als „intellektuelle Reparation“<sup>81</sup> bezeichneten „Documents Program“ beschlagnahmt wurden<sup>82</sup>. In den Jahren 1947/48 wurden diese Akten dann von der US-Army teilweise an private Stiftungen, wie etwa die Hoover Institution an der Stanford University, weitergegeben.

Erheblich erleichtert wurde dieses Ansinnen durch die Selbstgleichschaltung vieler Wissenschaftler. Von der Gesamtzahl der untersuchten 1222 Antragsteller waren 41 bereits vor dem Beginn des Dritten Reiches Mitglied der NSDAP, z. T. schon seit 1926. Nach der von den Nationalsozialisten als „Machtergreifung“ titulierten Regierungsübernahme durch Adolf Hitler wurden bis zum Aufnahme-

<sup>79</sup> Lothar Mertens, Forschungsförderung im Dritten Reich, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 44 (1996) 119–126.

<sup>80</sup> Johannes Weniger zit. in Helmut Heiber, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands (Stuttgart 1966) 828.

<sup>81</sup> John Gimbel, Science, Technology, and Reparations. Exploitation and Plunder in Postwar Germany (Stanford 1990) 60f.

<sup>82</sup> Siehe ausführlich Mertens, Forschungsförderung 119f.



stop im Sommer 1933 weitere 51 Personen rasch Mitglied der Partei<sup>83</sup>. Noch deutlicher war die opportunistische Beitrittswelle in den Parteiorganisationen: Lediglich bei 16 der Stipendienbewerber war der Eintritt in die SA vor dem 30. Januar 1933 erfolgt. Nach dem 30. Januar 1933 jedoch traten weitere 125 Personen in die braunen Bataillone ein<sup>84</sup>, d. h. 89 % der Aufnahmen erfolgten erst ab dem Frühjahr 1933. Dieses Bild zeigt sich auch bei der SS, der nur ein Stipendiat vor 1933 angehörte, während weitere 19 nach dem Januar 1933 rasch der SS beitraten. Dies ist ein deutliches Zeichen für die starke individuelle ideologische Anpassung eines großen Teils der Wissenschaftler im Frühjahr 1933, die in den politischen Stellungnahmen von NSDAP-Dienststellen polemisch als „Konjunkturritter“ deklariert wurden. Auf der anderen Seite belegen die Zahlen jedoch deutlich, daß lediglich ein Viertel der Antragsteller aktiv für den Nationalsozialismus eintrat. Die überwiegende Mehrheit blieb politisch eher desinteressiert und auf Distanz zu den neuen Machthabern, ohne allerdings irgendeine Form von Widerstand zu üben oder sich aktiv gegen die Vertreibung jüdischer Gelehrter einzusetzen. Für Rudolf Mentzel vom Reichswissenschaftsministerium war Wenigers Tätigkeit „als politischer Referent in der Notgemeinschaft eine Verstärkung der dort nur sehr schwach vertretenen nationalsozialistischen Gesinnung“<sup>85</sup>, da dort nur zwei der fünf Fachreferenten Mitglied der NSDAP waren.

Immer wieder wird bei den DFG-Anfragen die Bedeutung der politischen Einstellung betont, die daher auch in den Antwortschreiben eine herausragende Rolle spielte. Die strukturierende Bedeutung der eingeholten politischen Stellungnahmen des NSD-Dozentenbunds für die Erteilung der DFG-Forschungsstipendien zeigte sich in zahlreichen Einzelfällen<sup>86</sup>. Überdies waren die Dozentenschaftsgutachten ein Seismograph für die Etablierung der Partei an den Universitäten. So blieben noch im Herbst 1934 vielfach die Mitteilungen aussageelos<sup>87</sup>, da politisch zuverlässige Gewährsleute in den verschiedenen Instituten und Seminaren fehlten<sup>88</sup>. Gleichfalls veränderte sich 1935/36 die Beurteilung der politischen Partizipation. Bloße Mitgliedschaft in der NSDAP oder SA genügte nun nicht mehr, gefragt war ein aktives Engagement; auch wenn dies mitunter die Zeit für die wissenschaftliche Arbeit einschränkte, da die „nationalpolitischen Anforderungen“

<sup>83</sup> Diese Zahl wäre sicherlich noch höher gewesen, wenn nicht viele weitere Interessenten durch den im Mai 1933 verhängten Aufnahmestopp an einem Beitritt durch die NSDAP gehindert worden wären.

<sup>84</sup> Während 114 Personen davon noch im Jahre 1933 eintraten, folgten 11 Bewerber erst im Jahre 1934.

<sup>85</sup> BA-BL, R 21/11131, Bl. 20–22, hier Bl. 20, Vermerk Mentzel vom 30. Apr. 1935 1.

<sup>86</sup> Siehe ausführlich *Lothar Mertens*, Die Forschungsförderung der DFG im Dritten Reich 1933–1937, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 2 (1999) 58–74.

<sup>87</sup> Hoover Institution Archives (HIA), Box 1, Fo 5564, undatiertes Gutachten des Dozentenschaftsführers der Univ. Stuttgart (Sep. 1934).

<sup>88</sup> Zu den vergleichbaren Problemen in den Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft siehe *Lothar Mertens*, Die Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und die Deutsche Forschungsgemeinschaft in den Jahren 1933–1937, in: *Dahlemer Archivgespräche* 3, hrsg. v. Archiv der Max-Planck-Gesellschaft (Berlin 1998) 93–115.

zweimal wöchentlich SA-Dienst und diverse Teilnahme an Arbeitsgemeinschaften und Treffen der Dozentenschaft und der DAF beinhalteten<sup>89</sup>. Überdies wurden anscheinend viele der Partei fern stehende Wissenschaftler als ganz für ihre Arbeit lebend („reiner Stubengelehrter“) und politisch desinteressiert angesehen, so daß sie auch machtpolitisch keine Gefahr darstellten<sup>90</sup> und mit einem gewissen Überlegenheitsgefühl fast mitleidig bedauert wurden<sup>91</sup>.

Symptomatisch für die veränderten Auswahlkriterien waren auch die Stellungnahmen in den „Gutachten“ der lokalen NSD-Dozentenbündelführer, in denen die nationalsozialistische Zuverlässigkeit über der fachlichen Kompetenz der Bewerber eingestuft wurde. Ein Leipziger Germanist war beispielsweise laut Gutachten des Dozentenbündelführers als Blockwart tätig und hatte sich überdies freiwillig zum Militärdienst gemeldet<sup>92</sup>. Ein anderer Antragsteller war zwar „wissenschaftlich recht brauchbar“, da er aber im Oktober 1936 weder der NSDAP angehörte und „es auch nicht der Mühe wert findet, bei irgend einer Gliederung Dienst zu tun“, wurde er vom Reichsamtseiter des NSD-Dozentenbundes eines Stipendiums für unwürdig erachtet<sup>93</sup>, so daß auch die DFG den Antrag ablehnte. Aber auch bei geisteswissenschaftlichen Themen, die ideologisch interessant waren, wie beispielsweise die beiden Stipendienanträge<sup>94</sup> von Annie Heiermeier, die im Bereich der Keltischen Philologie arbeiten wollte, erfolgte jeweils bereits eine politische Ablehnung durch die Berliner Dozentenschaft, da Frau Heiermeier „keine Nationalsozialistin“ war. Von der DFG erhielt sie daher im Juni 1935 lediglich eine Reisebeihilfe von 500 RM bewilligt<sup>95</sup>.

Bereits frühzeitig lassen sich forschungspolitische Veränderungen im Zeichen der braunen Zeit konstatieren. So wurden die vom Reichsinnenministerium befürworteten Untersuchungen<sup>96</sup> zum Rassenrecht in den USA im Spätsommer 1934 ebenso rasch bewilligt<sup>97</sup>, wie die Forschungen Fritz Valjavecs über „Das südostdeutsche Städtewesen im Zeitalter des erwachenden Nationalbewußtseins“, die Karl Haushofer in seiner Befürwortung als „Nachweis der einzigartigen Kulturstellung Deutschlands im Donaauraum“ ansah<sup>98</sup>. Eine Stipendiatin, welche die pol-

<sup>89</sup> Siehe die Schilderung in BA-KO, R 73/16530, Brief Fo 5239 an DFG vom 21. März 1935.

<sup>90</sup> Siehe z. B. die Stellungnahmen HIA, Box 2, Ko/7/34/1 vom 22. Juni 1934 und Hu/2/09/1 vom 4. Juni 1936 der Reichsamtseitung oder die Antwort der Junglehrerschaft der Universität Heidelberg vom 16. Nov. 1934 auf eine Nachfrage Wenigers.

<sup>91</sup> Ebd., Fo 9999 vom 3. Okt. 1936 und Box 1, Bu 7/26/1 vom 6. Sep. 1935.

<sup>92</sup> Ebd., Her 7/33/1 vom 16. Dez. 1935.

<sup>93</sup> Ebd., so der Reichsamtseiter des NSD-Dozentenbundes am 13. Okt. 1936 zur Anfrage Gol/2/10/1.

<sup>94</sup> Siehe HIA, Box 2, Antrag vom 30.04.35 „Sammlung und Erklärung der irischen Flussnamen“ und vom 12.06.36 „Keltische Flussnamen in Irland“.

<sup>95</sup> HIA, Box 2; siehe das Gutachten der Berliner Dozentenschaft sowie den handschriftlichen Vermerk auf Fo 6617. Siehe auch *Joachim Lerchenmueller*, „Keltischer Sprengstoff“. Eine wissenschaftsgeschichtliche Studie über die deutsche Keltologie von 1900 bis 1945 (Tübingen 1997) 360f.

<sup>96</sup> BA-KO, R 73/12418, Brief Reichsministerium des Innern an Stark vom 18. Sep. 1934.

<sup>97</sup> Ebd., Schreiben Wildhagen an Reichsministerium des Innern zu Fo 6019 am 9. Okt. 1934.

<sup>98</sup> BA-KO, R 73/15320, Brief Haushofer an DFG zu Fo 5942 vom 18. Aug. 1934.

nische Minderheit des Grenzdorfes Großdammer untersuchen und deren ursprünglich deutsche Herkunft sowie die spätere Polonisierung nachweisen wollte, wurde nicht nur von Albert Brackmann tatkräftig unterstützt, sondern auch von der DFG, im Hinblick „auf die große Bedeutung der geplanten Forschungsarbeit für unsere Grenzmarkforschung im Osten“<sup>99</sup>.

## Resümee

Die wissenschaftspolitische Bedeutung der Notgemeinschaft bzw. der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurde durch die Einflußnahmen des politischen Systems, z. B. bei der ideologischen Überprüfung der Stipendiaten, sowie die relativ großen separaten Forschungsmittel der neu gegründeten Reichsministerien, stark eingeschränkt. Der sinkende Etat der DFG bedingte, zusammen mit der extensiven Bevorzugung der Natur- und Technikwissenschaften, eine Minimierung von geisteswissenschaftlichen Forschungen und Stipendiatenförderungen. Verschärft wurde diese Situation noch durch die Bevorzugung bestimmter ideologienaher Fachgebiete, die im Dritten Reich eine Konjunktur erlebten.

<sup>99</sup> BA-KO, R 73/10468, Schreiben Schwoerer an Brackmann am 3. Jan. 1934.

# *K. Ludwig Pfeiffer*

## Anglistik

### I. Vermischtes

Als ursprünglich letzter Vortrag im Kolloquium zum Thema „Geisteswissenschaften im Dritten Reich“ und nicht nur da wäre die Anglistik gut platziert gewesen. Ihr Motto, so ihr wichtigster Historiker Thomas Finkenstaedt schon vor vielen Jahren, sei mit der Selbstcharakterisierung des Chaucerschen Pandarus identisch: „I alwey hoppe bihinde“. Finkenstaedt fällt ein qualitatives, kein nur zeitlich zu verstehendes Urteil: Man könne „ohne Übertreibung“ sagen, die Anglistik sei „überdurchschnittlich unfruchtbar in Sachen Methode gewesen“ und sei dies immer noch. Ulrich Broich hat in diesem Sinne vom „Defizit an methodologischer Reflexion“, Wolfgang Iser von der Anglistik als Fach „ohne Forschungsparadigma“ (wenn auch mit Fragezeichen) gesprochen<sup>1</sup>.

Wissenschafts- und Fachgeschichte, die Selbstbeschreibungen des Wissenschaftssystems, finden, wie man weiß, auch in der Form von Selbstgeißelung oder gar Nestbeschmutzung in allen Disziplinen immer wieder mal statt. Bei den bisherigen Unternehmungen dieser Art, auch darüber herrscht weitgehend Einigkeit, blieb allerdings die Zeit des Dritten Reiches erheblich über Gebühr und gerade in der Anglistik zu lange unterbelichtet. Die drei zitierten Kollegen unterscheiden sich freilich so stark voneinander, daß man ihre Urteile nicht einfach als periodisch wiederkehrende innerfachliche Aggression verbuchen kann. Finkenstaedt und Iser haben handfestes historisches und wissenschaftsgeschichtliches Material für die Annahme beigebracht, daß die Anglistik sehr lange von besonders ‚ausgefallenen‘ Positionierungsproblemen zwischen den Extremen vermeintlich reiner Wissenschaft und praktischer oder politischer Indienstnahme heimgesucht wurde und möglicherweise immer noch heimgesucht wird. Man darf die Anglistik als vergleichsweise spätberufene Disziplin im Kreise der alt- und neusprachlichen, der

<sup>1</sup> Vgl. *Thomas Finkenstaedt, Konrad Schröder, Quo vadis? – Englisch als Zielsprache* (Hamburg 1971) 18 (bei Finkenstaedt gesperrt); *Ulrich Broich, Die historische Einordnung eines Texts*, in: *Bernhard Fabian, Ein anglistischer Grundkurs* (Wiesbaden 31979) 96–119, 111; *Wolfgang Iser, Anglistik. Eine Disziplin ohne Forschungsparadigma?*, in: *Poetica* 16 (1984) 276–306 (im folgenden zitiert: *Iser, Anglistik*). Ich habe Wolfgang Iser auch für weitere Informationen und Kommentare zu danken. Für Recherchen bin ich Ingo Berensmeyer und Nicola Glaubitz sehr verpflichtet.

sprach- wie der literaturwissenschaftlichen Fächer ansehen. Die Probleme dieser Fächer – ihre Modellierung an den strengen Standards der klassischen Philologie einerseits, ihr drohender Zerfall in der materialen Ufer- und der methodischen Konturenlosigkeit der sich als „Kulturkunde“ (oder heutzutage Kulturwissenschaften) ausgehenden Richtungen andererseits – mußten die Anglistik besonders hart treffen. Kein Wunder, daß einer der größten Vertreter der Anglistik, Levin Ludwig Schücking (1878–1964), gerade den kulturkundlichen Zerfall der Disziplin(en) schon 1927 befürchten zu müssen glaubte<sup>2</sup>.

Wenn es also im Spektrum der geisteswissenschaftlichen Fächer während der Nazi-Zeit eine anglistische *differentia specifica* geben sollte, dann wird man sie kaum in den allenthalben anzutreffenden Varianten propagandistischer Überanpassung, konformistischer Anpassung, leiser innerer Distanzierung und gelegentlicher Opposition finden. (Das genauere, hier leider nicht vorgenommene Studium der einschlägigen Akten würden, so steht zu vermuten, wohl selbst die wenigen Lichtgestalten der Anglistik im Dritten Reich nicht gänzlich unbeschädigt überstehen; zu einem Beispiel vgl. Punkt IV.) Wohl aber könnte eine Teildifferenz im *Stil* bestehen, mit dem diese Varianten gehandhabt wurden. Diese Teildifferenz, auf die ich nur am Rande eingehe, dürfte ihrerseits, so die Zentralthese, einem Widerstreit innerhalb der Anglistik geschuldet sein, der sich im Dritten Reich erheblich verschärfte, aber nicht nur diese Zeit kennzeichnet: dem Widerstreit zwischen den beschränkten fachgeschichtlichen, vor allem theoretisch-methodologischen (vielleicht aber auch personellen) Ressourcen und der geschichtlichen, von den Machthabern vorgeschriebenen bzw. von Fachvertretern dem Fach unter dem Eindruck politischer Vorgaben zugeschriebenen *Aufgabe*. In der Zeit des Nationalsozialismus bekam/übernahm die Anglistik die Aufgabe, England, näherhin die „englische Kulturideologie“, das heißt aber das Bild einer traditionell auch in Deutschland überwiegend als zivilisatorisch, ja kulturell führend empfundenen Nation zu demontieren. Angesichts der spezifischen – wohl auch: spezifisch beschränkten – methodologischen Potenziale der Anglistik einerseits, angesichts unbestreitbarer militärischer, ziviler und kultureller Leistungen Englands bzw. Großbritanniens in Geschichte und Gegenwart andererseits fällt dem sich im Dritten Reich als Englandwissenschaft aufspielenden Fach der Nachweis schwer, daß die wissenschaftliche Erkenntnis des Feindes zwanglos oder zwangsläufig in die Widerlegung seiner „Kulturideologie“ (so der Hauptbegriff in zwei Bänden anglistischen Kriegseinsatzes 1941, 1943) mündet. Hatte doch Herbert Schöffler, auf den zurückzukommen sein wird, schon 1929 festgestellt: „Wir stehen im angelsächsischen Tage der Weltgeschichte, mögen wir die Sonne dieses Tages begrüßen oder verwünschen.“<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Levin L. Schücking, Die Kulturkunde und die Universität, in: Die Neueren Sprachen 35 (1927) 1–16.

<sup>3</sup> England in der deutschen Bildung, in: Britannica. Festschrift für Max Förster (Leipzig 1929), zit. bei Thomas Finkenstaedt, Kleine Geschichte der Anglistik in Deutschland. Eine Einführung (Darmstadt 1983) 126 (im folgenden zitiert: Finkenstaedt, Geschichte). Martin Dibelius, England (1923) hatte vom „ungeheuren politischen Willen“ Englands gesprochen

Ich möchte also prüfen, inwiefern die Gleichschaltung zu einem spezifischen Stil anglistischer Selbstnivellierung geführt hat. Ich möchte aber auch zeigen, inwiefern ein ‚Spitzenvertreter‘ der Anglistik die Möglichkeiten zwischen friktionsreicher, wenn auch meist konfliktarmer alltäglicher Anpassung und einer in Publikationen intellektuell larvierten, ja allegorisierten Distanz zum, wenn auch nicht Widerstand gegen das Regime ausgeschöpft und zu einem diskutierbaren Modell fachlich-persönlich-politischer Koexistenz ausgestaltet hat. ‚Spitzenvertreter‘ können für die damalige wie die heutige Zeit jene genannt werden, die sich wohl als Anglisten, darüber hinaus aber auch und manchmal vor allem auf nichtanglistischen Gebieten hervorgetan haben. Das ist kein Paradox, sondern eine empirisch-historisch motivierte, die Problematik des Faches in eigener Weise beleuchtende These. Soweit das Programm.

Vorderhand jedenfalls dürften heutigen Lesern die meist ermüdend langen Aufsätze der Kriegseinsatzbände, und nicht nur sie, im Sinne der Nazi-Ideologie als kontraproduktiv vorkommen. Dies gilt auch da, wo diese Aufsätze in Einzelfällen „in Pausen meines Waffeneinsatzes“ geschrieben oder wegen „Einberufung“ verkürzt abgefaßt werden mußten<sup>4</sup>. Man wüßte zu gerne, was die Nationalsozialisten zu solchen Elaboraten gesagt – wenn sie sie denn gelesen hätten.

Vorab habe ich nochmals Versäumnisse zu bekennen. Mangelnde Archivarbeit und weithin fehlende Quellenstudien könnten die Geltung meiner Thesen einschränken und in Einzelfällen aufheben. Allerdings werden diese Mängel in dem mir wichtigsten Einzelfall (Schöffler) durch die Quellenstudien von dazu ohnehin eher berufenen Kollegen gemildert. Jedenfalls unterstelle ich, daß die Lichtgestalt der Anglistik, (der wohlgemerkt nichtjüdische) Levin Ludwig Schücking, gleichsam *per definitionem* die maximal mögliche Distanz zum Regime verkörperte und

(zit. bei Iser, Anglistik 290). Andere Vertreter der Weimarer Kulturkunde meinen, „der Engländer“ bewiese in vielen seiner Lebensäußerungen einen „Zug ins Große“; von ihm könne man viel, von den Romanen (den romanischen Ländern) nur die Form lernen usw. Vgl. Fritz Roeder, *Englischer Kulturunterricht*, in: *Englischer Kulturunterricht*. Leitgedanken für seine Gestaltung (Leipzig, Berlin 1924) 1–15, 15.

<sup>4</sup> Vgl. Richard Naumann, *Deutsche und englische Staatsauffassung*, in: *Die Englische Kulturideologie*. Zweiter Band, hrsg. v. Carl August Weber (*Deutsche Geisteswissenschaft: England und Europa*, Stuttgart, Berlin 1943) 239–281, 278 (im folgenden zitiert: *Kulturideologie II*); Harro de Wet Jensen, *Die englische Romantik und Europa*, in: *Grundformen der Englischen Geistesgeschichte*, hrsg. v. Paul Meißner (*Deutsche Geisteswissenschaft: England und Europa*) 333–424, 411 Fn. 2 (im folgenden zitiert: *Geistesgeschichte*); vgl. ferner *Die englische Kulturideologie*. Erster Band, hrsg. v. Carl August Weber (*Deutsche Geisteswissenschaft: England und Europa*, Stuttgart und Berlin 1941; im folgenden zitiert: *Kulturideologie I*). Was den Kriegseinsatz („Aktion Ritterbusch“) angeht, beschränke ich mich auf diese Bände. Zum Programm des Kriegseinsatzes in der Anglistik und seiner weit dahinter zurückbleibenden Realisierung vgl. Frank-Rutger Hausmann, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945) (*Schriften zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte* 1. Dresden 1998) 141–161 (im folgenden zitiert: *Geisteswissenschaft*).

deshalb den entsprechenden Pressionen auch dann ausgesetzt war, wenn sich deren Details bislang uneinheitlich darstellen<sup>5</sup>.

Trotz meiner Unterlassungssünden dürfte indes klar und deshalb nicht mehr allzu interessant sein, daß die Anglistik ihre Quote an fachlicher (Über-)Anpassung voll erfüllt hat. Im Shakespeare-Jahrbuch legt Hans Hecht 1933 eine Ergebnissadresse an den Führer vor; Robert Spindler übermittelt später (1939) den anglistischen, vor Servilität tiefenden Gruß zu dessen fünfzigstem Geburtstag (s.u.); Wolfgang Schmidt (-Hidding nach dem Krieg) schreibt mit ‚Neuphilologie als Auslandswissenschaft auf der Grundlage des Sprachstudiums‘ schon 1934 die bei Elwert in Marburg erscheinende Theorie zeitgemäßer, mit Hitlerzitat eingeleiteter Anglistik<sup>6</sup> und bleibt im Krieg vor allem bei den Kriegsvorträgen der Bonner Universität bzw. als Herausgeber der Schriften zur deutsch-englischen Auseinandersetzung aktiv. Mit Finkenstaedt (Geschichte 167f.) halte ich aber dafür, daß die meisten dieser Entgleisungen, mögen sie opportunistisch oder aus Überzeugung vollzogen worden sein, weniger wegen ihrer ideologischen Plumpheit als vielmehr wegen ihrer erstaunlichen intellektuellen Beschränktheit auffallen. Ich biete damit kein Argument, möchte aber gleichwohl auf sehr krude Weise das Problem beschränkter kognitiver Ressourcen schon einmal andeuten. Überdies hat man es oft – und das gilt ja für die meisten Philologien – mit allenfalls zugespitzten Formen längerfristiger Orientierungen zu tun. Schon die „Denkschrift an die deutschen Regierungen“ der deutschen Shakespeare-Gesellschaft von 1865 faselt, wie auch weithin die Shakespeare sich einverleibende Germanistik, von Shakespeare als dem „größten Vertreter eines uns stammverwandten und (...) uns zunächst stehenden Volkes“<sup>7</sup>. Hecht selbst hatte, 1915 im Felde stehend, in einer Grußbotschaft an die in Weimar „in weihervoller Sitzung im Jahre des Sieges des deutschen Geistes“ tagende Shakespeare-Gesellschaft ‚uns‘ Deutsche zu echten Erben des

<sup>5</sup> Vgl. *Finkenstaedt*, Geschichte 166, 169, zur Streichung von Hörgeld und Gehalt; *Ulrich Bertram*, *Dieter Petzold*, Erlanger Anglistik und Amerikanistik in Vergangenheit und Gegenwart (Erlangen 1990) 35 (Verlust von Prüfungsberechtigung und Pensionsanspruch; es kann aber auch die von Wolfgang Iser erwähnte Möglichkeit zutreffen, daß die für den in Leipzig regulär emeritierten Schücking zuständige sowjetische Besatzungsmacht das Ruhegeld nicht an den in Farchant bei Garmisch Wohnenden überwies). In seinen „Memorabilia“, *Anglia* 76 (1958) 1–26, schweigt sich Schücking diesbezüglich aus, spricht nur davon, daß seinem Wunsch nach Emeritierung nach langem Widerstand stattgegeben wurde und vermerkt lapidar zu der ihm aus dem Führerhauptquartier mit Datum vom 26. 10. 1944 zugehenden, ihn von seinen amtlichen Pflichten entbindenden Urkunde: „(...) Adolf Hitler (...) sprach mir für meine ‚akademische Wirksamkeit und dem Deutschen Volke geleisteten treuen Dienste‘ seinen Dank aus. Das war mehr, als ich meinerseits Herrn Hitler hätte bescheinigen können“ (24). Schücking wird, nachdem er in Garmisch/Farchant Englischstunden à zwei Mark gegeben hatte, 1946 auf den verwaisten Erlanger Lehrstuhl berufen und 1952 erneut emeritiert. Danach macht er mit einem Lehrauftrag in München weiter. Schückings im Plan zumindest vorgesehene Mitwirkung bzw. faktische Nichtteilnahme am Kriegseinsatz müßte noch genauer bestimmt werden.

<sup>6</sup> Vgl. *Finkenstaedt*, Geschichte 161–163, 165.

<sup>7</sup> Zit. bei *Gunta Haenicke*, Zur Geschichte der Anglistik an deutschsprachigen Universitäten 1850–1925 (Augsburg 1979) 37. Weiteres aufschlußreiches Material bei *Werner Habicht*, Shakespeare und die Gründer, in: *Shakespeare Jahrbuch* 136 (2000) 74–89.

Shakespeareschen Geistes als die zu hassenden Engländer erklärt (*Finkenstaedt*, Geschichte 127). Dergleichen schreibt der nicht rein arische Bankierssohn Hecht, der 1935 „zum Besten der besonders in Göttingen gepflegten Anglistik“ und im Gefolge anglistisch-kollegialer Machenschaften (Mitteilung von Frank-Rutger Hausmann) mit 59 Jahren den Antrag auf Emeritierung stellt, das heißt stellen muß (*Finkenstaedt*, Geschichte 166)<sup>8</sup>.

Es gibt die Blut-Boden-Anglistik zuhauf. Es gibt unter ihren Vertretern jene, die nach dem Krieg schnell wieder aufsteigen und sich sogar um die Entwicklung neuer Fachzweige wie der Amerikanistik verdient machen, ohne einem heftigen, zumindest privaten Antisemitismus jemals abzuschwören (*Galinsky*). Es gibt merkwürdigerweise auch jene, die im Dritten Reich vergleichsweise dezent schreiben und plötzlich nach dem Krieg die Ideologie an den scheinbar unpassendsten Stellen wiederaufbereiten. So leistet sich der Göttinger E. Th. Sehrts in einem Buch ausgerechnet über Vergebung und Gnade bei Shakespeare (1952) überraschende Ausfälle gegen das geistig unterlegene, aber gleichwohl gefährliche, unharmonische Menschentum des „untermenschlichen Juden“ und dergleichen mehr<sup>9</sup>. Sehrts war ein angesehener Nachkriegsanglist; daß er solche Sätze 1952 schreiben konnte, spricht mithin nicht unbedingt für ein hohes anglistisches Reflexionsniveau. Bestürzend, vielleicht auch nur kurios mag uns der Fall des Wieners Friedrich Wild vorkommen. Seine Theoreme zur Kulturkunde (in *Heinz Kindermanns* ‚Handbuch der Kulturkunde‘ 1934) mutieren 1963 zur Kulturgeschichte, pflegen aber das bedenkliche Hobby rassenkundlich-anthropologischer Typisierungen umstandslos, ja selbst zur Feier seines Abschieds von der akademischen Bühne weiter. Wild bedauert, daß es im England der Nachkriegszeit so wenig anthropologische Vermessungen (von Schädeln usw.) gebe („der‘ Engländer, der über alles und alle Erkundigungen einziehe, möchte wohl, so Wild, möglichst wenig über sich selbst preisgeben“)<sup>10</sup>. 1943 hatte Wild Soldatenbriefe zur geistigen Eigenart Englands im Rahmen der Studentenföhrung an der Universität Wien verfaßt.

Zum Ruhme hingegen scheint es der Anglistik zu gereichen, daß sie in einer Zeit, in der den Frauen zeitweilig die Habilitation verwehrt war (auch wenn sie später vorübergehend zum Ersatz der ‚im Felde‘ stehenden Männer gefördert wurde), vier Dozentinnen (eine davon als ao. Professorin) aufzubieten hatte. Aber

<sup>8</sup> Näheres, auf Archivstudien Gestütztes zu Hecht (wie auch, das sollte nicht vergessen werden, zur sehr respektablen Rolle des langjährigen Präsidenten der Shakespeare-Gesellschaft, Werner Deetjen) bei *Ruth Freifrau von Ledebur*, „Dem Land, das Dich zum zweitenmal geboren.“ Ein Beitrag zur politischen Geschichte der Shakespeare-Gesellschaft 1918–1945, in: *Shakespeare-Jahrbuch* 136 (2000) 90–107, besonders 105–107.

<sup>9</sup> *Ernst Theodor Sehrts*, Vergebung und Gnade bei Shakespeare (Stuttgart 1952) 86 f. Vgl. 89, 99. Publikationen Sehrts während der Nazi-Zeit (etwa zum geschichtlichen und religiösen Denken bei Thomas de Quincey, 1936, oder Charles Morgans Begriff vom Wesen der Kunst 1938) halten sich demgegenüber teilweise fast vornehm zurück.

<sup>10</sup> Vgl. *Handbuch der Kulturwissenschaft*, hrsg. v. *Eugen Thurnher*, Bd. 12. Abt. 2: Die Kultur der angelsächsischen Völker, hrsg. von *Friedrich Wild* und *Harold von Hofe* (Konstanz 1963) 14 (in: *Wild*, *Die Kultur Großbritanniens und Irlands* 1–160).



auch hier trübt sich das Bild ein. Marie Schütt (Hamburg) zügelt sich, vielleicht im Blick auf Wissenschaftsstandards und Nachwelt (1978 gestorben), im Schriftlichen einigermaßen, engagiert sich aber, ohne daß nennenswerter Druck ausgeübt worden wäre, als Mitglied des NS-Dozentenbundes und tritt als Gaurednerin der NS-Frauenschaft auf. Hildegard Gauger (Tübingen) gibt 1938 die Reden Joseph Chamberlains heraus – und 1964 die von J. F. Kennedy<sup>11</sup>.

Recht raffiniert („opportunistisch“) geht im Dritten Reich wie auch danach der von Schöffler habilitierte Klaus Dockhorn zu Werk. Er benutzt den Einsatz der englischen Wissenschaft im Ersten Weltkrieg als Vehikel für eine Polemik gegen England im Zweiten. Er wettert gegen das „klassische Land der naturalistisch-empirischen Philosophie“, das sich anmaßt, „Deutschland, den Schöpfer und Träger aller echten idealistischen Systeme der Neuzeit und ihrer systematischen Fortbildungen, zum Vertreter eines geist- und kulturfeindlichen Materialismus und Naturalismus zu stempeln“<sup>12</sup>. Nach dem Krieg entschärft Dockhorn das recht elegant mit Titeln wie ‚Deutscher Geist und angelsächsische Geistesgeschichte. Ein Versuch der Deutung ihres Verhältnisse‘ (Göttingen, Frankfurt, Berlin 1954), ja er ordnet es diskursgeschichtlich selbst prägnant mit dem bekannt gewordenen, aber in der selbstrechtfertigenden Stoßrichtung des Untertitels meist weniger be-

<sup>11</sup> Vgl. *Hans Peter Lütjen*, Das Seminar für englische Sprache und Kultur 1933–1945, in: Hochschulalltag im Dritten Reich, hrsg. v. *Eckart Krause*, *Ludwig Huber*, *Holger Fischer* (Hamburg, Berlin 1991) 737–756, 741. Vgl. auch *Gauger*, Persönlicher Besitz als Grundlage von Führertum und Verantwortungsbewußtsein in England (Anglistische Forschungen 82, Heidelberg 1936); *Die Psychologie des Schweigens in England* (Anglistische Forschungen 84, Heidelberg 1937).

<sup>12</sup> Vgl. *Der Einsatz der englischen Wissenschaft im Weltkrieg* (Schriften des Deutschen Instituts für Außenpolitische Forschung und des Hamburger Instituts für Auswärtige Politik 84, Berlin 1940) 81 f. Dockhorn konnte es sich schon 1937 nicht versagen, völkische Floskeln in eine Untersuchung zum (gerade von der deutschen Philosophie stark beeinflussten) englischen Idealismus einfließen zu lassen, obwohl sein „verehrter“ Lehrer Schöffler schon 1932 vor kulturkundlicher Wesensschau gewarnt hatte. Für diese müßten „Mythologien herhalten“. „Die ziemlich sichere Aussicht“ sei, daß man mit diesen „in gelehrte Barbarei“ abgleite. Vgl. *Schöffler*, Die Anfänge des Puritanismus. Versuch einer Deutung der englischen Reformation (Kölner Anglistische Arbeiten 14, Leipzig 1932) 7. Vgl. auch die Polemik gegen das „Funktionalisieren auf den ‚germanischen Geist‘, das ‚Blut‘, ‚echt germanischen Freiheits-sinn‘, ‚germanischen Individualismus‘“ als „leeres Gerede“ (11) und unten Abschnitt 4. Dagegen Dockhorn, sich anpassend, vorsichtig (jedenfalls vorsichtiger als 1940) und im Blick auf Schöffler einigermaßen irreführend zugleich: „eine allgemeinere, methodisch ungemein wichtige Anschauung von der Erschließung völkischer Individualität“ oder auch des Volksgeists müsse dessen „wachsende und dynamische Individualität“ durch eine „historisch-dynamische Betrachtung“ erschließen, wie sie eben der „verehrte Lehrer“ Schöffler für die „Erfassung der englischen Volksindividualität“ gefordert und angewendet habe. Vgl. *Dockhorn*, Die Staatsphilosophie des englischen Idealismus. Ihre Lehre und Wirkung (Kölner Anglistische Arbeiten 29, Bochum-Langendreer 1937) X. Dockhorns Analysen selbst (vor allem zu Green, Bradley, Bosanquet) sind hier noch weitgehend neutral und enden mit dem Fazit: „Es würde sich dann [bei der Anwendung der dynamischen Methode] vielleicht auch zeigen, daß die traditionelle Ansicht vom Engländer, die schon durch viele Versuche erschüttert ist, zu der Anerkennung der Möglichkeit gezwungen wird, daß eins der Motive englischen Handelns und Denkens auch eine idealistische Metaphysik sein kann“ (224).

achteten Buch ‚Macht und Wirkung der Rhetorik. Vier Aufsätze zur Ideengeschichte der Vormoderne‘ (Bad Homburg, Berlin, Zürich 1968, vereinzelt mit Texten aus der Kriegszeit) ein. Dockhorns Karriere freilich blieb schon im Dritten Reich im Dozentenstatus stecken.

Gekonnter hat sich Horst Oppel aus der Affäre und in die Karriere gezogen. Mit 26 Jahren veröffentlicht er 1939 – als vergleichender Literaturwissenschaftler wohlgemerkt – das brillante, existentialistisch und leicht, aber nur leicht völkisch angehauchte Buch ‚Die Literaturwissenschaft in der Gegenwart. Methodologie und Wissenschaftslehre‘; noch 1944 dringt er, als Komparatist und Germanist, in die Regionen des Nordischen in der Goethezeit vor. Als Nachkriegsanglist hingegen schwenkt er humanisierend auf den Kurs durchschnittlicher anglistischer Interpretationswut und Theorielosigkeit ein<sup>13</sup>. Die Selbstnivellierung der Anglistik – bzw. auch: die Selbstnivellierung des Literaturwissenschaftlers in der Anglistik – gewinnt mit Oppel erste deutlichere Konturen.

## II. Das verspätete Fach

Die bisherigen Ausführungen werfen extrem verkürzte Schlaglichter auf die Anglistik im Dritten Reich. Sicherlich dominieren statistisch der vorausseilende Gehorsam und die keineswegs verordnete Überanpassung; Nonkonformisten wie der Linguist Bogislav von Lindheim (geb. 1910) kommen kaum vor. Aktiven Widerstand leistete wohl nur die amerikanische Lektorin Harnack-Fish, die an der Berliner auslandswissenschaftlichen Fakultät unterrichtete und 1942 hingerichtet wurde (Finkenstaedt, Geschichte 166). An dieser berüchtigten Fakultät drängten vor allem die Anglisten in Führungspositionen; der unsägliche Karl-Heinz Pfeffer, ein Soziologe mit freilich vor allem anglistisch-amerikanistischen Arbeitsbereichen, steigt 1944/45 zu ihrem letzten Dekan auf bzw. ab. Aber die rechte, für das Fach distinktive Repräsentativität will sich nirgends einstellen. Otto Gerhard Oexle hat sicher recht, wenn er die Rede- und Schreibweisen der Gelehrten im Dritten Reich nicht, wie viele andere, einfach als ‚irrational‘ abqualifizieren möchte und ihnen statt dessen „eine eigentümliche Rationalität, eine Rationalität der ‚Ent-Differenzierung‘ und der ‚Ent-Institutionalisierung‘ und einer offenkundigen „Entsublimierung“, ja „Enthemmung“ bescheinigt<sup>14</sup>. Dennoch zögere ich, diese Begriffe für eine Beschreibung auch des Faches bzw. der Fachvertreter der Anglistik einfach zu übernehmen. Wie repräsentativ sind jene, die sich während des Dritten Reichs um das Nordentum Shakespeares, nach dem Krieg etwa um

<sup>13</sup> Der englische Humanismus im Zeitalter Elisabeths (Mainzer Universitäts-Reden 5, Mainz 1947).

<sup>14</sup> Otto Gerhard Oexle, „Zusammenarbeit mit Baal“. Über die Mentalitäten deutscher Geisteswissenschaftler 1933 – und nach 1945, in: Historische Anthropologie. Kultur. Gesellschaft. Alltag 8 (2000) 1–27, 12.

die englische Schachspielnotation kümmern (Gustav Plessow)<sup>15</sup>? Jene, die wie Walter Hübner (1884–1970) nur die völkischen Versatzstücke aus ihren Texten tilgen, diese mit Goetheschen Schicksalszitaten neu munitionieren und damit das seit dem 19. Jahrhundert unter wechselnden Auspizien bedeutungsschwanger eingehende geistesgeschichtliche Geraune weiterpflegen<sup>16</sup>? Jene, die wie Hermann Martin Flasdieck (1900–1962) 1943 in einer Kölner Antrittsvorlesung die „englische Sprachforschung als Ausdruck völkischen Denkstils“ (ein schlimmes Stück Prosa) betreiben, 1947 dann aber in einer z.T. ganz offenbar während des Dritten Reiches noch entstandenen Heidelberger Antrittsvorlesung über Kunstwerk und Gesellschaft zwar die „Zeitumstände“ so weit wie möglich ausblenden, immerhin noch andeuten, daß die „Brüche im eigenen Lebenslauf“, die eigenen „Lebens-trümmer“ jene der Zeit spiegeln und daß deshalb die Suche nach einem neuen Weltbild ansteht? (Flasdieck, der während des Krieges in Jena und kurz in Leipzig war, ist imstande, diese Antrittsvorlesung ausgerechnet Schücking zum 70. Geburtstag zuzueignen.) Flasdieck gibt 1947 die „Turbulenz“ seiner „Wissenschafts-gegenwart“ als „das Symptom einer existentiellen Alternative des abendländischen Denkens schlechthin“ aus (9f.). Er will die „Gefährdung“ der Wissenschaft durch den „politischen Machtwillen“ nicht ignorieren, aber durch historische Selbst-reflexion bannen. Das „vergangene Jahrzwölft“ habe „großmäulige ‚Zweckfor-schung‘“ zum Schaden des „abendländischen Wesens und Seins“ betrieben. Aber damit sei es ja nun zu Ende.

Man kann diese Heidelberger Antrittsvorlesung natürlich den wohlbekannten Verschleierungsstrategien zurechnen. Wissenschaftsgeschichtlich aber wird man sie eher als weiteres Indiz anglistischer Selbstnivellierung werten können – die Selbstnivellierung in einer Situation bzw. einem Situationstyp, in welchem das Bedürfnis nach einem theoretisch-methodologischen Befreiungsschlag wieder einmal gefühlt, aber nicht gestillt werden kann. Flasdiecks Rede stellt nämlich eine neue Methodik der Literaturgeschichtsschreibung in Aussicht. Diese soll Literatur nicht mehr als Abfolge großer Namen und Werke oder Epochen des Zeitgeistes begreifen, sondern sowohl ihre Produktions- wie auch Rezeptionsgeschichte unter soziologischen Gesichtspunkten anvisieren. Flasdieck gewärtigt selbst die Bedeutung des Films als „literarischer Grenzform“, welche die „zukünftige Literaturhistorie einbegreifen“ müsse, „wenn anders sie ihren sinngebenden Anspruch als Geschichte der künstlerischen Wortgestaltung des Welterlebnisses vollinhaltlich aufrecht erhalten will“. Aber auch hier – die Selbstnivellierung gewinnt Konturen – verpuffen die methodologischen Impulse im humanisierend-existentiali-

<sup>15</sup> Um Shakespeares Nordentum (Aachen 1937); Die englische Schachspielnotation, in: Schach-Welt 3 (1948) 110, 117.

<sup>16</sup> Vgl. zu Hübner vor allem Die Stimmen der Meister. Eine Einführung in Meisterwerke des englischen Dichten und Denkens (Berlin 1949, 1962), besonders Goethes mottoartig vorangestelltes „Symbolum“ und das schwadronierende Vorwort. Das Buch, das mich zu meinem Abitur beglückte, und ein weiteres gehen zurück auf Die englische Dichtung in der Schule. Grundzüge einer Interpretationslehre (Leipzig 1934) und ähnliche Vorarbeiten. Hübner war beim Kriegseinsatz (Geistesgeschichte) dabei.

sierenden Gerede von den „abgrundhaften Mysterien“ des Kunstwerks und des Künstlertums, die nur ein „entarteter (!) Geist“ ans „Fließband“ zwingen könne. Die Wirkung des Kunstwerks ist eingespannt nun nicht mehr in die „Gruppengliedertheit“ des völkischen, immerhin aber noch des „volklichen Gesamt-ichs“<sup>17</sup>. Sie verliert sich in der Konzeption der Wissenschaft als „eminenter ethischer Anliegen (...) im Vorhof der Religion“ (39), im Jasperschen und Heideggerianischen Existentialismus wie in der Kritik an Heideggers „Zynismus“ und „Nutzanwendung des Existentialismus auf die Wirklichkeit des ‚Führers‘“ bzw. den „staatlichen Totalitarismus“ (40) – oder auch im Einprägen auf die „kontinentale Modephilosophie“ des als Heideggerschüler sich ausgebenden Sartre (39). Seine vertrackten Satzschrauben, die das Scheitern persönlicher und volklicher Existenz gleichsam ikonisch abbilden, gestatten es Flasdieck, Kritik an Hitler und Marx („die animalische Gegebenheit der biologischen Artung in Rasse und Blut“ – „die mechanistische Bedingtheit der geselligen Zustände aus der ökonomischen Produktionslage“) in einen Topf zu werfen (41). Der ewigen Wahrheit versichere sich demgegenüber ein „gemäßigter Soziologismus“ (sic!), „der Subjekt und Objekt emporläutert zu immer reinerer Wahrhaftigkeit und zu jener ewigen Wahrheit, deren Besitz allein den Menschen frei macht“. So gestalten wir unsere „Humanitas unmittelbar zu Gott“ und beschirmen „unser wissenschaftliches Erkenntnisstreben vor der Tyrannei der Politisierung“ (41). Das kann man auch das „wahrhaft faustische Streben der Kulturträger“ (42) nennen. Kurzum und mit Toynbee: „Wir müssen wirken (...) solange es Tag ist“ (44).

Flasdiecks syntaktisch und begrifflich nur schwer nachvollziehbarer Text bietet sicherlich ein Paradebeispiel für eine bei allen prägnanten Ansätzen massiv entdifferenzierende Verschleierung. Sie ist, was schon die entstehungsgeschichtliche Verklammerung von NS- und Nachkriegszeit andeutet, aber auch Ausdruck der methodologischen Unsicherheit einer Disziplin. Diese Unsicherheit bekundet eine Art Produktivität aus heutiger Perspektive allein darin, daß Flasdieck in den 50er Jahren als Doktor- und Habilitationsvater Wolfgang Iser diesen zwar nicht unbedingt förderte, doch mit Sprüchen von der „ästhetischen Sauce“, in der Iser

<sup>17</sup> Vgl. *Hermann (Martin) Flasdieck*, England und die Sprachwissenschaft. Englische Sprachforschung als Ausdruck völkischen Denkstils, in: GRM 31 (1943) 169–184; Kunstwerk und Gesellschaft: eine Betrachtung über den Wissenschaftsgedanken der Literaturgeschichtsschreibung (Heidelberg 1948) 7 f., 10, 25 f., 28. Zum sonstigen, vor allem in der Habilitationsschrift kaum produktiv – etwa methodologisch inspirierend – anmutenden Werk Flasdiecks vgl. auch die Bibliographie in Britannica. Festschrift für Hermann Martin Flasdieck (Heidelberg 1960), hrsg. v. Wolfgang Iser und Hans Schabram (im folgenden: Britannica). Es fällt auf, daß diese Festschrift ohne Einleitung, Geleitwort oder dergl. auskommen muß. Für die – im Blick auf Titelveränderungen einzelner zwischen 1933 und 1945 erschienener Schriften nicht ganz konsequente – Bibliographie zeichnet Herbert Zirker verantwortlich. Um Mißverständnisse zu vermeiden: In mancherlei Hinsicht war Flasdieck sehr produktiv (die Bibliographie nennt 272 Titel, davon freilich eine erdrückende Mehrzahl von ein- bis zweiseitigen Miscellen und Besprechungen). Auch war sein wissenschaftlicher Fortgang außergewöhnlich: Mit 21 Jahren promoviert, mit 23 habilitiert, mit 25 Jahren Extraordinarius, mit 26 Ordinarius in Jena. Für Informationen zu Flasdieck danke ich – natürlich – vor allem Wolfgang und Lore Iser.

(im Blick auf sein Habilitationssprojekt zu Walter Pater) offenbar rühren wolle, gewähren ließ. Iser wiederum aber stieg zum Spitzenvertreter der Literaturwissenschaft und insofern *auch* der Anglistik auf, weil seine theoretische Orientierung die Grenzen der Anglistik radikal überschritt.

Der Topos des verspäteten Faches zieht sich wie ein roter Faden (nicht nur) durch Finkenstaedts Geschichte der Anglistik, durch die Schriften seiner Gewährsleute und durch die Statistiken, die er anführt. Verspätung, das bedeutet auch weniger Prestige, das belastet mit bedrängenderen und, im Blick auf die prestigeträchtigeren Fächer, angstbesetzten Problemen der Gegenstands- und Methodenfixierung. Daraus wiederum folgt, daß die „bedeutendsten Anglisten“ zwischen ca. 1920 und 1950, Schücking und Schöffler, „ihre Kräfte eher in der Auseinandersetzung mit der Anglistik oder in anderen Fächern übten“ (Finkenstaedt, Geschichte 118). Mit anderen Worten, und das gilt in verschiedenen Ausprägungen bis heute: Anglisten können bedeutend werden, wo sie entweder wie Schücking eine heute nicht einmal mehr vorstellbare Spannweite des Faches beherrschen bzw. allererst definieren, wo sie (wie später Clemen) in der Konzentration auf den fraglosen und immer fraglos ergiebigen Gegenstand Shakespeare Perspektiven setzen (ansonsten sind bedeutende Shakespeare-Erklärer meist ohnehin Nichtanglisten, Finkenstaedt, Geschichte 38) oder eben sich auch erheblich anderen Interessen als nur anglistischen verschreiben. (Schöffler etwa hatte in der Romanistik promoviert und war vor allem im Dritten Reich mindestens so stark ‚germanistisch‘ wie ‚anglistisch‘ tätig.) Selbst Finkenstaedts Bedeutung liegt abgesehen von seiner Fachgeschichte weniger im Anglistischen als in Büchern zu Stanglsitzerheiligen und großen Kerzen (1968) oder den drei Bänden über die Wieswallfahrt (1981). Solche Beispiele ließen sich auch über Iser hinaus fortsetzen.

Sicherlich bewegt man sich mit zwischenfachlichen Qualitätsvergleichen in einem stark verminten Gelände. Aber man könnte natürlich E. R. Curtius' im Dritten Reich ausgearbeitetes opus magnum ‚Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter‘ (1948) mit der ‚Literärästhetik des europäischen Mittelalters‘ (1937) des Anglisten Hans H. Glunz vergleichen<sup>18</sup>. Für die Anglistik jedenfalls, so Finkenstaedt, verkörperten Glunz und Schöffler ein isoliertes und vergleichsweise schnell gekapptes Spitzenpotenzial. Wäre es zur Entfaltung gelangt, hätte es vielleicht die Selbstnivellierung aufbrechen können: „Es ist kaum auszudenken, wie sich die Anglistik entwickelt hätte, wären Glunz und Schöffler bis zu ihrer Emeritierung am Leben geblieben“ (Geschichte 161; Glunz fiel 1944, der nach Her-

<sup>18</sup> Curtius hat dies 1938 selbst in einem Verriß des Glunzschen Buches getan. Vgl. die Besprechung in ZRPh 58 (1938) 1–50. Mit seinem Programm, die Literaturwissenschaft, jenen „Versager“ vor allem in ihren kunstgeschichtlichen wie geistesgeschichtlichen Varianten, den Symptomen „wissenschaftlichen Verfalls“, wieder auf strenge Philologie zurückzubringen, hat sich Curtius die Sache seinerseits freilich zu einfach gemacht. Vgl. Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter (Bern, München 81973) 385. Die herablassende Feierlichkeit des Philologen wirkt inzwischen so „vergilbt“ (s.u. Hermann Heimpel zu Schöffler) wie die geistesgeschichtlichen Tiraden der von Curtius Gemaßregelten.

mann Heimpel in jeder Hinsicht „übermüdete“ Schöffler erhängte sich 1946 nach dem Ende seiner Dekanszeit in Göttingen).

So ist denn, wie es scheint, der deprimierende, die Anglistik als Fach gleichsam definierende Befund zu erheben, daß Mittelmaß Mittelmaß anzieht (Finkenstaedt, Geschichte 155); daß das Fach über sein Frühstadium eines „guten Positivismus“ (118) kaum hinausgekommen ist. Es herrsche, so Finkenstaedt weiter, eine „(fachspezifische?) Tradition der Zurückhaltung im Grundsätzlichen“ (118) bzw. bei „theoretisch-methodologischen Auseinandersetzungen“ (157), eine „Bescheidung in gründlicher stoffgebundener Arbeit“ (118; vgl. auch 52, 158, 193f.). Ein Mehr an Perspektiven hat freilich auch Finkenstaedt nicht zu bieten: Wer sich von der „traditionellen philologischen Arbeit“ abwendet, läuft Gefahr, in „belanglose Subjektivität“ zu versinken; das „goldene Zeitalter der Lehre und Forschung im Bereich der Literatur“ ist ohnehin „für immer vorbei“ (189).

Gründe für die unproduktive, freiwillige wie erzwungene Selbstbescheidung sind schnell gefunden: Englisch bzw. die Anglistik betreten sei es als Schul-, sei es Universitäts- oder gar Promotions- und Habilitationsfach spät die Bühne des höheren Geistes. Wenn die großen Anglisten während des Dritten Reichs und danach ihr Heil vornehmlich in der Nichtanglistik suchten, fielen vor dem Ersten Weltkrieg und auch noch danach die zu Anglisten Gewordenen, das heißt in anderen Fächern Ausgebildeten (die in der Romanistik usw. Promovierten, manchmal gar die Habilitierten) in die (abgesehen von dem in der Germanistik wiederholt umgepflügten Shakespeare) jungfräulichen Gefilde englischer Sprache und Literatur ein (vgl. bei Finkenstaedt, Geschichte, vor allem 39f., 55)<sup>19</sup>. Fachlich erblickt man in Anglistischem vor allem in der Sprachwissenschaft lange ein Anhängsel der Germanistik, institutionell bleibt die Anglistik über längere Zeit ein Fortsatz der Romanistik – eine Art später Rache vollstreckt anfangs der 60er Jahre erst Wolfgang Iser, der zum kommissarischen Vorstand des durch die Streitereien der Ordinarien Rauhut und Storost lahmgelegten Romanischen Seminars in Würzburg ernannt wird (die dortigen Bücher mit dem Stempel „Romanisch-Englisches [nicht etwa: Englisch-Romanisches] Seminar“ – vgl. auch die Zeitschrift für den französischen und englischen Unterricht usw. – habe ich selbst noch studiert). Finkenstaedt scheint gelegentlich darob so betrübt, daß er den meisten Anglisten gar „die Freude am Buch und der philologischen Arbeit“ (86) absprechen möchte. So kommt es denn dahin, daß die Anglistik für lange Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in ihrem Promotionsanteil unter der Architektur – „einem der promotionsfernsten Fächer überhaupt“ (194) – liegt. Der eine ganze Zeitlang sehr anglophile Hitler hat daran mit der von ihm durchgesetzten Priorität des Englischen in den Schulen offenbar nichts geändert. Die Profilbildung der Anglistik mag auch dadurch zusätzlich erschwert worden sein, daß das Land ihrer Gegen-

<sup>19</sup> Hausmanns Entrüstung (Geisteswissenschaft 158) sollte sich daher nicht nur auf die Anglistik richten: „Die ‚Deutsche Anglistik‘ wollte Shakespeare nicht nur germanisch-deutsch vereinnahmen, sondern sie erdreistete sich auch, in ihm einen nationalsozialistischen Vorkämpfer zu sehen.“ Was sich die Germanistik im Laufe der Jahre geleistet hatte, war oft nicht viel besser.

stände, Großbritannien, wiederum abgesehen von Shakespeare doch wohl weniger an wie immer problematischen intellektuellen Herausforderungen als die deutsche Philosophie oder auch die intellektuellen Reize Frankreichs zu bieten hatte. Und zu bieten hat: Der heutige Anglist muß sich von den Exegesen deutscher Ästhetik durch Terry Eagleton usw. nicht unbedingt beeindrucken oder anregen lassen. Vielmehr deuten diese wie die Schulen des *cultural materialism* und andere an, daß die britischen Modelle einer Literaturkritik als „criticism of life“, wie sie im 20. Jahrhundert F. R. Leavis noch mit großem und doch schon etwas lächerlichem Pathos pflegte, auch auf der Insel wohl langsam zu den Auslaufmodellen zählen und durch Importware zumindest ‚aufgefrischt‘ werden müssen.

Die zur deutschen Anglistik bislang versammelten Aspekte laufen jedenfalls sehr vorsichtig ausgedrückt darauf hinaus, daß die geisteswissenschaftlich jeweils zuhandenen theoretisch-methodologischen Optionen in der Anglistik sei es eher zögerlich, zum Teil auch gar nicht aufgenommen, sei es in eine vergrößernde Einseitigkeit übersteigert worden sind. So wird das Fach, vielleicht mehr als andere, in seiner Frühgeschichte von den Extremen der Sprachmeisterei, der strengen, von der klassischen in Zucht genommenen Philologie, später von den Extremen der utilitaristischen, auch politisierten landes- und kulturkundlichen Ausrichtungen, des vermeintlich guten Positivismus neuerer Sprachwissenschaft oder der dem Anscheine nach harmlosen, aber auch profillosen literarischen Interpretation gebeutelt.

Das Bild eines Schwankens zwischen Extremen und die komplementäre ‚(Selbst-)Nivellierung‘ (positiver mit Finkenstaedt: Selbstbescheidung) sehe ich vor allem im Essay Iserers vorgezeichnet. Seine fachlichen wie aber auch (und doch wohl: vor allem) theoretischen Leistungen haben Iser zum profiliertesten Anglisten bzw. besser Auch-Anglisten nach dem Zweiten Weltkrieg in der BRD aufsteigen lassen. Zwangsläufig provoziert dies die leider durchaus ernst gemeinte Frage, inwieweit die Anglistik im engeren Sinne diese Einschätzung geteilt hat und in Iser einen Anglisten sah bzw. sieht. Sucht man nach einem weiteren ‚Fach‘vertreter dieser Art, wird man lediglich in der DDR bei Robert Weimann fündig. In der (von mir natürlich vereinfachten) Doppelung Shakespeare und Theorie sind bei Iser und Weimann, in jeweils der einen oder anderen Schwerpunktsetzung, die Modalitäten wie die Bürgen einer inner-, vor allem aber auch außeranglistischen Positionssicherung sehr klar ausgeprägt. Schließlich könnte man wie immer vorläufig unergiebig darüber spekulieren, was die auch zeitlich sehr ausgedehnte Präsenz Weimanns und vor allem Iserers in der US-amerikanischen Szenerie wissenschaftsgeschichtlich besagt.

Mit solchen Auslassungen scheine ich dem (nicht nur) Shakespeare-Forscher Wolfgang Clemen (1909–1990), dem „Wunderkind der deutschen Anglistik“, schwer Unrecht zu tun. Nun kann das in viele Richtungen ausstrahlende glänzende Wirken Clemens natürlich überhaupt nicht in Frage gestellt werden. Gleichwohl bleibt Shakespeare auch bei ihm der offenbar einzige genuin anglistische Bereich, in welchem dem Anglisten als Anglisten das Wissenschaftshaupt mit Lorbeer gekrönt wird. Es fällt daher im Sinne meiner Argumentation nicht leicht,

den Shakespeare-Analysen Clemens eine einigermaßen konkrete methodologische Ausrichtung zu bescheinigen<sup>20</sup>. Mehr als recht allgemeine Formeln zum historischen Interesse an Kunstmitteln und der überzeitlichen ästhetischen Wirkung des sprachlichen Kunstwerks haben Wolfgang Weiß und Manfred Pfister, sicherlich wie wenig andere zur Würdigung Clemens berufen, in ihren Würdigungen zu unterschiedlichen Anlässen nicht aufgeboten. Beide vermerken Clemens Distanz zu einer in Theorie- und Methodendiskussionen verstrickten Literaturwissenschaft recht deutlich. Ich halte es auch für symptomatisch, daß F.-R. Hausmann in seiner Darstellung des anglistischen Kriegseinsatzes einem Nichtanglisten den breitesten Raum widmet: In Breslau scheint nur Dagobert Frey, der Kunsthistoriker, über „ein ausgeprägtes Methodeninteresse“ (Geisteswissenschaft 154) verfügt und dieses dem gegen Ende des Krieges im Breslauer Volkssturm umgekommenen Hauptvertreter der dortigen Anglistik Paul Meißner (freilich auch Vertretern anderer Fächer) in wöchentlichen Oberseminarsitzungen nachgerade aufgezwungen zu haben (vgl. 152–154, aber auch 161 – ein nach dem Kriege posthum erschienenes Buch von Meißner sei „letztlich aus den bereits erwähnten Breslauer Donnerstagabendseminaren [...] unter Leitung Dagobert Freys hervorgegangen“)<sup>21</sup>.

Wo sich Anglisten als Vertreter der *Anglistik* an theoretisch-methodologische Reformdebatten heranwagen, da tapen sie meist in die dortselbst reichlich aufgestellten Fallen hinein. Dies beginnt schon damit, daß sich anglistische Theorie meist auf die Forderung nach Praxis, d.h. Praxisrelevanz – und auf die Angst, dafür von den strengen Philologen geprügelt zu werden – beschränkt. Karl Viëtor etwa will in seiner Schrift ‚Der Sprachunterricht muß umkehren‘ (1882)<sup>22</sup> der allenthalben darniederliegenden Sprachkompetenz aufhelfen. Das ist einerseits radikal. Andererseits sitzt die Angst vor der wissenschaftlich skandalträchtigen

<sup>20</sup> Vgl. dazu den Nachruf von Wolfgang Weiß, „Wolfgang Clemen“, in: *Anglia* 108 (1990) 281–291 (Internet: [www.anglistik.uni-muenchen.de](http://www.anglistik.uni-muenchen.de), s.v. Shakespeare-Bibliothek). Zum „Wunderkind“ vgl. 281. In diesem Nachruf, der auch auf den u.a. von Schöffler geförderten, von den Machthabern erschwerten und durch Kriegsdienst abgebrochenen Karrierebeginn Clemens im Dritten Reich eingeht, leitet Weiß die Distanz Clemens zu einer in Theorie- und Methodendiskussionen verstrickten Literaturwissenschaft u.a. aus dem Einfluß von E. R. Curtius ab. Man wüßte gerne, auch im Sinne meiner obigen Bemerkungen, wie die heutige Romanistik in dieser Hinsicht Curtius situiert. Ausführlicher noch als Weiß hat Manfred Pfister den großen und doch ambivalenten Stellenwert der Clemenschen Shakespeare-Studien gewürdigt: Wi(e)dergelesen: Wolfgang Clemen, Shakespeares Bilder (1936), in: *Poetica* 29 (1997) 624–635. Unbestimmt bleibt (und muß wohl bleiben), inwiefern wir in der Clemen-Forschung „nicht weit genug“ (635) sind.

<sup>21</sup> In seiner „Zusammenfassenden Würdigung“ attestiert Hausmann fast allen Unternehmungen des Kriegseinsatzes die „Flucht in den Positivismus“ (275); er würde dieses Urteil vermutlich aber nicht auf das wissenschaftliche Verhalten der Disziplinen während des gesamten Dritten Reiches (oder auch zu anderen Zeiten) ausdehnen. Gegen eine solche Ausdehnung sprächen schon die von ihm in den gesonderten Romanistik-Kapiteln zitierten Briefe selbst eines nicht übermäßig profilierten Wissenschaftlers wie Fritz Schalk (von Curtius und Friedrich ganz zu schweigen).

<sup>22</sup> Der Sprachunterricht muß umkehren! Ein Beitrag zur Überbürdungsfrage von Quousque Tandem (Leipzig 31905, 1882), jetzt in: *DNS* 8 (1982) 120–148.



Praxis gerade den Praktikern im Nacken. Der Neuling auf der Wissenschaftsbühne sieht sich von etablierten Interessen umzingelt, denen er irgendwie, und sei es nur in Form eines Lippenbekenntnisses, zu genügen hat. (Englisch hat sich, wie gesagt, an Schulen wie Universitäten später als Französisch, z. T. selbst als Italienisch durchgesetzt; 1734 wird an der neugegründeten Universität Göttingen mit ihren vielen Beziehungen zu England eine Professur für Französisch eingerichtet, das Englische muß sich mit einem Lektor begnügen, der erst 1751 den Titel eines Extraordinarius, 1762 den eines Ordinarius erhält; ins Gymnasium dringt Englisch erst am Ende des 19. Jahrhunderts als planmäßiges Fach ein, bleibt vorher auf die Realschulen beschränkt, deren Dunstkreis Viëtor entstammt usw. – Finkenstaedt, Geschichte 16f., 31, 39f., 55, 87). So schreibt etwa Wilamowitz-Moellendorf 1892 in einem Brief an Althoff über Viëtor: „Die Fakultät in Marburg hat jetzt doch wohl jede Patronage dieses Herrn aufgegeben, über dessen wissenschaftliche Disqualifikation ja eine seltene Einstimmigkeit herrscht (...) Wir können einen also Strebenden nicht erlösen, und ich z. B. würde jede gesellschaftliche Berührung mit ihm ablehnen“ (zit. bei Finkenstaedt, Geschichte 90).

Das mag uns heute wie die Kultursicherheit, ja die kulturell-wissenschaftliche Anmaßung einer fernen Zeit vorkommen. Aber auch andere Begründungsversuche der Anglistik muten wie jener Viëtors zugleich plausibel und plakativ an. „Die englische Sprache ist die Sprache des Zeitgeistes“, so heißt es bei Carl Elze in einer Schrift zur englischen Sprache und Literatur in Deutschland von 1864 (1864; Elze hat 1887 auch einen Grundriß der englischen Philologie publiziert). Das soll, so Elze, nicht oder nicht nur nach Nützlichkeits erwägungen klingen. Aber diese lauern im Hintergrund: Shakespeare vor allem muß in die Sphäre des wahrhaft gelehrten Betriebs erhoben werden, weil Deutschland die Studierstube der Welt ist (zit. bei Finkenstaedt, Geschichte 50f.). Unterstellt man sich aber derart dem Diktat des Zeitgeists, dann kann dessen Eigenart auch in der Studierstube der Welt gleich selbst bestimmt werden: Das geschieht dann in der Kulturkunde der Weimarer und in der Englandwissenschaft der tausendjährigen Zeit. Finkenstaedt dürfte wohl recht haben, wenn er meint, daß sich schon am verbalen Säbelrasseln gegen England während und nach dem Ersten Weltkrieg fast alle Anglisten beteiligt haben (der schon erwähnte Hecht sieht schon 1915 nur noch einen wahrhaft hassenswerten Feind, die Engländer; Finkenstaedt, Geschichte 127).

### III. Die Selbstüberforderung der Anglistik im Kriegseinsatz

Nun ist es leicht, aus dem Felde kurze Grußbotschaften der Hechtschen Machart zu senden oder in vergleichsweise kurzen Kriegsvorträgen verbal gegen den Feind zu Felde zu ziehen. Sicherlich kann man bei den Anglisten aller Ausrichtungen – Sprach- und Literaturwissenschaftlern, Kulturkundlern bzw. Auslandswissenschaftlern – nationalsozialistisches Schrifttum in rauen Mengen ausgraben. Das

Bild hellt sich keineswegs auf, wenn man sieht, wie der als Sprachwissenschaftler völkischen Denkstils 1943 auftretende Flasdieck 1938 seine Polemik gegen Jüdisches im und zum *Merchant of Venice* mehr oder weniger auf den Titel und auf den Literaturüberblick in den Fußnoten beschränkt, seine sprachgeschichtliche Analyse der Namen Shylock, Jessica usw. aber weitgehend davon freihält<sup>23</sup>. Wollte man eine Liste der besonders und explizit Linientreuen aufstellen, dürften Namen wie Galinsky, R. Hoops (im Gegensatz zu seinem Vater Johannes, der im Alter von 80 Jahren das erste Nachkriegsrektorat in Heidelberg antrat), Hübner, Keller, Meißner, Pfeffer, Schmidt (-Hidding), Schönemann, Weber, Wild u. a. nicht fehlen.

Aber das, was da produziert wurde, ist entweder töricht (so Finkenstaedts Einschätzung) oder banal (fast im Sinne einer Banalität des Bösen) oder beides zusammen. Es ist banal, weil es im Sinne der wissenschaftlichen Programmierung der Anglistik erwartbar war – erwartbar nicht nur im Blick auf völkische Ideologie, sondern vor allem im Blick auf die Spezifik der dabei zu Tage tretenden intellektuellen Selbstnivellierung. Der linientreue Robert Spindler<sup>24</sup> darf wie erwähnt Hitler zum 50. Geburtstag die Ziele und Aufgaben der englischen Philologie erläutern: Natürlich hat da die „nationalsozialistische Revolution (...) in Forschung wie Lehre in weitem Ausmaß und in hohem Grade bestimmend und befruchtend eingewirkt“, wurde „Ungesundes (...) kraftvoll hinausgedrängt und getilgt“. Aber zu den neuen, „umfassendere[n] Aufgaben“ hat Spindler doch wenig mehr zu sagen, als daß sie „alle irgendwie [...] mit dem Weltbild des Nationalsozialismus organisch verbunden“ (43) sind. Das ist nicht nur heute, das war schon zum Zeitpunkt der Abfassung und in einem anderen Sinne kaum ein Jahr später Makulatur, weil Spindler dem Führer noch den diesem unterstellten Glauben an die deutsch-englische Freundschaft andienen und „die enge geistige und seelische Verwandtschaft der beiden großen Kulturvölker der Deutschen und der Engländer unabweisbar vor Augen und zu Gemüt“ führen zu müssen glaubte. Spindler prophezeit, daß „die unzerstörbaren Bande des Blutes“ das „deutsche Volk mit dem englischen und das englische mit dem deutschen, als die zwei führenden germanischen Völker der Erde, auf immer verkettet werden“ (44).

Die unbestreitbar „großen Kulturleistungen des englischen Volkes“, gipfelnd in der „Aufrichtung des erdballumspannenden Weltreichs“ (44 f.), nicht aber das intellektuell-wissenschaftliche Potential und das institutionelle Raffinement, werden sich in der Tat als eine Art Sperre erweisen, an der die freiwillige Selbstkontrolle der Anglistik unfreiwillig bzw. indirekt ins Wanken gerät. Die fach- und institutionengeschichtlich motivierte Selbstnivellierung schlägt unter den verschärften Bedingungen des Kriegseinsatzes in Selbstüberforderung um. Was immer man von der selbstverordneten Überanpassung halten mag: Sie erscheint heute weniger

<sup>23</sup> Vgl. Jüdisches im und zum ‚Merchant of Venice‘, in: Neuphilologische Monatsschrift 9 (1938) 148–161. Der Titel wird im Kürschner von 1950 um das Jüdische gekürzt (Zum ‚Merchant of Venice‘).

<sup>24</sup> In: Deutsche Wissenschaft. Arbeit und Aufgabe (Leipzig 1939) 43–45.

als ein Problem der Moral oder moralanaloger Dimensionen oder auch nur einer diesbezüglichen Sensibilisierung. Sie entspringt, weitaus beunruhigender, einem vergleichsweise schlichten Denkstil und seinem unausgegorenen wissenschaftstheoretischen und -geschichtlichen Hintergrund.

So stoßen wir denn in den 22 Aufsätzen auf über 1200 Seiten in den drei von mir vor allem durchgesehenen Bänden des Kriegeinsatzes der Anglistik auf ein sattsam mit völkischen Versatzstücken angereichertes Material. Die schrillen Töne nehmen vor allem im zweiten Band der „englischen Kulturideologie“ bei den üblichen Verdächtigen Galinsky, Hoops, Pfeiffer, ansonsten bei Meißner (Geistesgeschichte) gerade dann überhand, als es mit den militärischen Siegen 1943 bergab geht. Zumeist aber wirft kaum einer der langen Beiträge propagandistisch verwertbare Erträge ab.

Nun mag die zeitliche Distanz bei mir eine eigene Art der Blindheit oder Naivität erzeugt haben. Aber ich halte die meisten Beiträge für – im Sinne der Nazi-Ideologie – kontraproduktiv, weil sie überwiegend aus Zitaten und Paraphrasen weitgehend positiv wirkender englischer Kulturleistungen bestehen. Die Widerlegung der englischen „Kulturideologie“ wird kaum, halbherzig oder nur punktuell unternommen. Jedenfalls gelingt sie nicht. Rudolf Kapp meint sogar, „eine wissenschaftlich befriedigende Geschichte der nationalreligiösen Ideologie Englands“ werde man erst „geraume Zeit nach dem gegenwärtigen Kriege“ schreiben können (Die nationalreligiöse Idee Englands im gegenwärtigen Kriege, in: Kulturideologie I 167–262, 172). Der Hamburger Emil Wolff komponiert eine Symphonie der Zitate, die er mit dem völlig unkommentierten Paukenschlag des Philosophen und Bischofs Berkeley beschließt: „Im Ernst, ich glaube, daß Denken das große Desideratum des gegenwärtigen Zeitalters ist“ (England und die Antike, in: Geistesgeschichte 1–94, 94). Zu denken gibt aber auch Wolffs vorsichtig-differenzierte Würdigung des gelegentlich für die Bibel des englischen Imperialismus gehaltenen Buches von J. R. Seeley (The Expansion of England 1884; vgl. Wolff, 35–38; zu Seeley vgl. in ähnlicher Manier Marie Schütt, Die Begriffe Land, Volk, Staat, Reich bei den englischen Geschichtsschreibern, in: Kulturideologie II 49–104, 91–93; auch dieser Aufsatz geht mit seinen Leitbegriffen eher erstaunlich vorsichtig um). Ein Hans Wolf läßt sich immerhin herbei, via Gladstone ein Modell ironisch-eleganter englischer Selbstkritik zu entwerfen, dessen Nutzen offen bleibt (Das Sendungsbewußtsein in Entscheidungsstunden der britischen Nation, in: Kulturideologie I 263–357, 288–291, 305–310 u.ö.; auch die Stoßrichtung eines Zitats von Canning: „Deutschland erwacht aus diesem Trancezustand und zeigt endlich einige Symptome bewußten Daseins“ 295 sowie Bemerkungen zur englischen Sachlichkeit 322f. sind nicht ohne weiteres einsichtig). Hildegard Gauger sehnt sich in die Zeiten wahrer, nicht vom Rundfunk reduzierter Beredsamkeit zurück – so als wäre ihr die Rolle dieses Mediums für die Machthaber unbekannt (Die politische Redekunst Englands im 20. Jahrhundert, in: Kulturideologie I 359–405, 370f.). Sie preist Lloyd George als Vertreter einer neuen volksnahen Redekunst von packender sprachlicher Kürze und kräftig-derber Bildlichkeit. Daß Lloyd George die mangelhaften Kriegsvorbereitungen Englands geißelt, reicht ihr

in fast schon komischer oder gewollter Situationsverkenntung als Lobesgrund aus; seine für die Deutschen wenig angenehme Rolle im Ersten Weltkrieg wischt sie mit dem Hinweis beiseite, er sei „durch seine kämpferische Vergangenheit irgendwie [...] ein Nationalheld geworden“ (379). Selbst der Leitaufsatz zum zweiten Band der Kulturideologie laviert zwischen dem Blutsmäßigen und der Delegation kritischer, aber bedenkenwerter Urteile über England an unverdächtige, überdies schon besiegte Ausländer (in diesem Fall der berühmte André Siegfried und sein Buch ‚La Crise Britannique‘) hin und her (Kulturideologie II xvif., xxiii).

Von nahezu erstickender Langatmigkeit, aber auch von nationalsozialistischem Gedankengut praktisch völlig frei (und insofern ein markantes Beispiel für konturenlose Selbstnivellierung wie unfreiwillige Selbstüberforderung) ist das geistesgeschichtliche Gefasel, sind die stilistischen Grotesken von Harro de Wet Jensen (Die englische Romantik und Europa, in: Geistesgeschichte I 333–424). Jensen hat offensichtlich den Auftrag nicht begriffen. Er bedauert zwar, daß die englischen Romantiker ihr Verständnis für Deutschland nicht bis zur Empfindung fundamentaler Seelen- und Geistesverwandtschaft vertieft haben. Ansonsten aber läßt er einer Mischung von rhapsodischem Lob, Stilblüten und einer Orgie von schicksalhaft übereinstimmenden Geburts- und Todestagen (344f.) freien Lauf („Hiermit haben wir schon über den Coleridge von Ratzeburg und Göttingen hinausgegriffen und müssen das auch weiterhin tun“ 370; „[...] draußen rast zerstörend der Sturmwind, dann ist es plötzlich still, und ein verlorenes Kind weint einsam in der Verlassenheit“ 375 zu Coleridges Dejection: An Ode; „Sein [Coleridges] Lieblingsthema ist Einheit und Reinheit, die Einheit in Reinheit, sein Lebenskampf der Kampf zwischen seiner geistigen Egozentrik und dem Suchen nach der größeren liebenden Hingabe, nach der größeren Konzentrik – dabei wird er oft hinausgeschleudert in die Peripherie der Exzentrik, ja der Exotik“ 381; „Shelley ist derjenige unter den romantischen Dichtern, dessen Lebensweg am meisten dazu vorbestimmt schien, golden zu sein“ 383; „Die Natur hat ihm ein warm fühlendes und empfindsames Herz – das zeigen die dunklen Augen in dem träumerischen Gesicht – und einen reichen Geist mitgegeben“ 383 [ein recht merkwürdiger Satz auch angesichts der bekannten Gemeinheiten Shelleys]; auch „Byron hatte ein empfindendes und warmes Herz – aber war es immer stark und echt? Und kann das wahre Romantische wie alles wahre Dichterische nicht allein aus der Echtheit kommen? Deswegen vermessen wir bei Byron ja so oft die Ruhe, die Lösung, die Erlösung!“ 414 usw. usw.). Wir können froh sein, daß uns die Einberufung des Verfassers eine noch längere als die ohnehin weit über 100 Seiten lange Suada ersparte<sup>25</sup>.

<sup>25</sup> Jensen konnte auch nazi-frommes Gedankengut nachbeten – aber auch das fiel dann in einem seiner entsetzlich langen ‚Aufsätze‘ entsprechend töricht aus: „Das organische Denken eignet (...) Goethe, Moeller van den Bruck und Hitler, Shakespeare, Burke und Galsworthy, eignet den Deutschen und den Engländern in besonderem Maße, es ist eine Eigentümlichkeit germanischen Wesens“ (Das konservative Welt- und Staatsbild Edmund Burkes, in: Anglia 58 [1934] 155–291, 161).

Die anglistischen Kriegseinsatz-Versuche, die englische Geistesgeschichte bzw. Kulturideologie nationalsozialistisch zu kritisieren oder gar zu widerlegen, lassen sich typisieren. Da gibt es einmal die geistesgeschichtlichen, mit NS-Versatzstücken scharf gemachten Nebelwerfer („Hier wird nicht an das Buch von Hermann U. Kantorowicz gedacht [Der Geist der englischen Politik und das Gespenst der Einkreisung Deutschlands, 1929], dessen Verfasser Jude ist und der sich so deutlich außerhalb der deutschen Volksgemeinschaft stellt, daß sein Buch nicht als Äußerung deutschen politischen Denkens angesprochen werden kann“, Hermann Christern, Einfluß und Abwehr englischer politischer Ideologie in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, in: Kulturideologie II 283–396, 390; zum Zeitpunkt der Veröffentlichung war dieser Professor an der Universität Greifswald bereits gefallen; selbst er hielt freilich die „patriotischen Besinnungen“ in Sombarts Händler und Helden von 1915 für einseitig, 384f.). Wer dergleichen konsequent und diskursiv-terminologisch flächendeckend durchzuhalten versucht, landet meist in Formen völkischer Scurrilität („Lawrence stammt aus einem anglisch-wikingischen Siedlungsgebiet des östlichen Mittellandes, also aus einem Raum, in dem der nordische Anteil besonders stark ist“, Hans Galinsky, England und die altgermanische Welt im britischen Traditionsbewußtsein der Gegenwart, in: Kulturideologie II 397–435, 407; daß Lawrence schon 1930 im Alter von 45 Jahren an Schwindsucht gestorben war und kaum den germanischen Barden geben konnte, gibt Galinsky dann indirekt doch zu denken: Später „krankhaft reizbar geworden“, habe das „Einfühlen eines englischen Dichters in den mittelmeerischen Pol der Rassenspannung auch seine Grenze“ – Lawrence hatte die „kornischen Träger“ der keltischen Kultur mit Ausdrücken wie „der alten Sinnlichkeit der Dunkelheit, eine Art Weichheit, eine Art des Zusammenfließens in körperlicher Innigkeit, etwas fast Negroides“ als etwas „Fesselndes“ charakterisiert, 408).

Schlauer sind jene, die wie Rainald Hoops punktuell, aber gleichzeitig gezielt und wohlberechnet in zumindest argumentativer *Form* zuschlagen. Hoops leistet sich die zunächst überraschende Forderung, man müsse sich „von den Vorurteilen, die wir heute gegen den modernen [englischen] Liberalismus hegen, freimachen“. Es erhebe sich die Frage, ob der englische Liberalismus historisch gesehen „nicht in die große Linie des Befreiungskampfes nordischen Geistes gegen fremde Engstirnigkeit einzureihen ist“; aufpassen müsse man nur bei seinen modernen Fehlentwicklungen und Auswüchsen (Ursprünge und Wesen des englischen Liberalismus, in: Kulturideologie II 181–238, 200f.). Immerhin hat in dieser positiven Ursprungsgeschichte des Liberalismus Baruch Spinoza etwa – daß dieser Jude war, wird nicht erwähnt – einen guten Platz (215). Hoops räumt ein, daß der englische Liberalismus verständlicherweise immer gute Exportchancen gehabt habe und die „schädlichen Wirkungen“ sich „erst in den letzten Jahren in wirklich deutlichem Maße geltend gemacht“ hätten (238).

Natürlich bleibt das alles gleichwohl Propaganda. Aber der Versuch, eine „Kulturideologie“ zu widerlegen, die zumindest immer wieder alle möglichen Varianten einer unübersehbaren „Anglomanie“ auch bei den Deutschen provoziert hat,

mündet im Prinzip in die Selbstüberforderung der Anglistik. Zwar mag es zutreffen, daß man „von der Anglomanie nicht besser zurück als in England“ kommt (Justus Möser, zit. bei Christern, 363; vgl. auch die Art, wie Christern Friedrich Lists Englandanalysen ausbreitet 351–361 und Mißerfolge bei der Ausrottung der Englandschwärmerei im 19. Jahrhundert konstatieren muß 362–368). Was die skizzierten Typen überdeutlich entwerfen, das ist aber weniger das Bild des perfiden Albion, sondern kontraproduktiv ein Spielraum der Beurteilungsmöglichkeiten.

#### IV. Herbert Schöffler und die intellektuelle Allegorie der Distanz

Ich vermag daher der Anglistik im Dritten Reich im allgemeinen wie jener des Kriegseinsatzes im besonderen weder durchgängige „wissenschaftliche Qualitäten“ (Hausmann, Geisteswissenschaft 44) noch einen einheitlichen ‚Wissenschaftsdiskurs‘ überhaupt (vgl. Hausmann, Geisteswissenschaft 31) noch eine durchgehende „eigentümliche Rationalität“ im Sinne Otto Gerhard Oexles (vgl. Fn. 14) zu bescheinigen. Was Anglistik im Dritten Reich angesichts dieses Spielraums im Einzelfall sein konnte, aber aufgrund ihrer Geschichte in repräsentativer Form nicht geworden ist, zeigt das Beispiel Herbert Schöfflers. F.-R. Hausmann, so scheint es, möchte bei Finkenstaedts Ausstellung eines Persilscheins für Schöffler (am Kriegseinsatz habe dieser „ohne Berührung mit dem Zeitgeist mitgewirkt“, Geisteswissenschaft, 139f., Fn. 90) nicht mitmachen. Aber Finkenstaedt hat recht. Schöfflers „Sozialer Puritanismus“ (Kulturideologie I 73–119) redet recht unverblümt vom englischen Dissent, der da wisse, „wie Verfolgung tut“, der ganz anders zum „Nachdenken über Unterdrückung und Verfolgung“ geführt werde als „die Majorität, die Unterdrücker und Verfolger“ (79 – zusätzlich angereichert wird das mit dem Fußnotenhinweis auf eine von Schöffler betreute, 1935 abgeschlossene Dissertation wohl eines Inders über Tierschutz, Vegetarismus und Konfession im englischen 17. und 18. Jahrhundert – und 80 u. a. mit pathetischem Hinweis auf den für die Nazis schwierig zu handhabenden Oscar Wilde<sup>26</sup>). Es folgt der Hinweis auf Mary Wollstonecrafts *Vindication of the Rights of Women* (1792), eine Schrift, die laut Schöffler „für jeden an der sozialen Gestaltung unseres Kulturkreises Interessierten ein ehrwürdiges Dokument“ ist (93). Dies und anderes kontrastiert mit „deprimierenden“ Lücken „im Leben unseres Volkes“ (95): „Geist der Unfreiheit, der Mißbrauch der Regierungsgewalt, grobe Willkürakte gegen die Freiheit Mißliebigen gewordenen, sultanhaftes Gebaren der Herrscher“

<sup>26</sup> Wilde galt als dekadenter Homosexueller, aber auch etwa als willkommener Kritiker englischer Heuchelei und sozialer Mißstände. Märchen wie „The Selfish Giant“ und „The Happy Prince“ wurden noch 1943 vom Reichserziehungsministerium auf die Liste englischer Klassenlesestoffe gesetzt. Näheres zu diesem Zwiespalt bei *Manfred Pfister*, Oscar Wilde. „The Picture of Dorian Gray“ (München 1986) 14f.

(99). Natürlich zählt Schöffler dabei nur Herrscher der Vergangenheit auf; im Fall des Württembergers Karl Alexander vergißt er auch Jud Süß nicht, hütet sich aber davor, dessen ‚Rolle‘ näherhin auszumalen. Im übrigen macht er eine traurige Bilanz deutscher Herrscherfiguren quer durch die Lande und Zeiten auf. Wo die „Abweichungen ins Verwerfliche“ (100) nicht vorkommen, da liegt es im signifikantesten Fall, Hannover, ausgerechnet an der englischen Verbindung. Hier wie andernorts schlägt der Anglist und Polyhistor („Allesleser“, Heimpel) Schöffler sein Lieblings-, ja Lebensthema an: Gegen die Verdienste des englischen Puritanismus, des Dissent, steht die Verfallsgeschichte des deutschen Protestantismus. Dieser, selbst ein Moment der Säkularisierung, treibe die Verweltlichung bis zur Auflösung verpflichtender humaner Werte weiter. In das „Weltanschauungsvakuum“ werde dann von imperialen Ideologien bis zum Marxismus, vom Bismarckismus über den Wilhelminismus bis zum Nazismus alles mögliche und eben auch das Schlimmste hineingeschleudert. Die liberale Richtung habe dagegen keine Chance gehabt.

So jedenfalls will es sein „Lebenswerk“ (H. Heimpel), die alles bilanzierende Rede Schöfflers als erster Nachkriegsdekan der Philosophischen Fakultät Göttingens vor ca. 500 Studenten, 30 Kollegen und einigen englischen Besatzungsoffizieren am 18. 10. 1945<sup>27</sup>. 1941 konnte solches natürlich nicht offen gesagt werden. Aber die Rede vom „protestantischen Polizeistaat“ (Sozialer Puritanismus 101) war schon damals deutlich genug (Schöffler hat sich natürlich Gedanken u. a. über die Tatsache gemacht, daß Hitler aus dem Katholizismus kam). Dabei übersieht Schöffler nicht, daß keine andere Bevölkerung so verkommen konnte wie die englische während der Industriellen Revolution (102). Aber auch uns, dem „Volk ohne Raum“, ist es „selten lange gut gegangen“ (103). Scheinbar gemildert wird dieses Bild durch die aufreizend ausführlich geschilderten Bemühungen um humanen Strafvollzug in den Straf- und Irrenanstalten des deutschen 18. Jahrhunderts (104–111). Das aber heißt, daß „eine großdeutsche Sicht“ (113) nur dann anzustreben ist, wenn man die sozialen Leistungen des „bürokratisch-autoritären“ Staats im 18. Jahrhundert „unbefangen“ prüft – wozu wiederum die englische Geschichte allen Anlaß gibt (114).

Mit alledem leistet Schöffler selbstredend keinen Widerstand. Vieles ist verklau-suliert, aus heutiger Sicht merkwürdig, uneinheitlich, unglücklich oder gar bestür-

<sup>27</sup> Zu dieser in Nachschriften erhaltenen Rede hat Hermann Heimpel – unbeschadet seiner eigenen oft sehr problematischen Äußerungen im Dritten Reich, auf die u. a. Otto Gerhard Oexle („Baal“ 1 f., 10, 24 f.) hinweist – alles Nötige, auch im gebotenen Stil, gesagt. Vgl. Heimpel, „Zur Lage“. Eine Vorlesung des Professors der Englischen Philologie, Herbert Schöffler, gehalten im Oktober 1945, in: *Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe* (Göttinger Universitätsschriften Serie A: Schriften 2, Göttingen 1987), hrsg. v. Hartmut Boockmann und Hermann Wellenreuther, 364–399; zum Lebenswerk in „jenen zwei Doppelstunden“ 390. Jedenfalls war die Süffisanz des Göttinger Historikers Siegfried Kaehler (Schöffler „gibt von sich“) gänzlich unangebracht (vgl. Heimpel 364 und 394). Dar-aus folgt, daß auch einige eher Kaehler folgende Passagen bei Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945* (München 1993 [1989]) 112, leicht einen etwas irreführenden Eindruck vermitteln könnten.

zend formuliert (Heimpel spricht wiederholt von „vergilbten“ Formulierungen). Das gilt für alle Schriften Schöfflers, das gilt auch für sein Verhalten. Kein Parteigenosse, 1933 telegraphisch seines Postens als Dekan der Kölner Fakultät enthoben (Schöffler weilte gerade auf Sizilien), 1942 wegen seiner für den Kölner Gauleiter untragbaren Witze nach Göttingen ‚straftversetzt‘ (ich komme darauf zurück), gesteht er in der bewußten Rede 1945, in seiner Jugend Antisemit gewesen zu sein. Eine Reihe von Ausdrücken und Passagen in Schriften auch in der Rede vom Oktober 1945 geraten immer wieder in bedenkliche Nähe zu Haltungen, die man nur als gewollt oder ungewollt antisemitisch bezeichnen kann<sup>28</sup>. Andererseits besucht er jüdische Emigranten (1935, 1937, cf. Heimpel, 396); der vertriebene und weitaus berühmtere Helmuth Plessner bewahrt dem toten Freund Schöffler auch nach 1945 die Freundschaft und gibt 1955 die ‚Kleine Geographie des deutschen Witzes‘ heraus, die zu Schöfflers ‚Straftversetzung‘ geführt hatte<sup>29</sup>. (Interessanterweise hat sich, wie es scheint, selbst der „Allesleser“ und in anglistischen Horizonten vor allem im Blick auf funktionalistische Mentalitätsanalysen hochgradig intellektualisierte Schöffler für „denkschwach“ im Vergleich zum „Denker“ Plessner gehalten; vgl. Heimpel, ‚Zur Lage‘ 384.)

In seiner „Geographie“ kommt Schöffler den Nazis insoweit entgegen, als er sich auf die Rede von „Stämmen“ und ihrem Sinn für Humor bzw. Witze einläßt. Er hält sie auf Distanz, insofern er im Gegenzug die „großen Städte“ mit ihren Geschwindigkeiten und Anknüpfungsmöglichkeiten zu den eigentlichen „Hauptorten“ des Witzes erklärt (15). Folglich macht er sich über die Bedingungen eines Preisausschreibens 1934 lustig, in welchem die für einen Neubau eingeplanten Fresken die „fünf blutsmäßigen Teile“ des deutschen Volkes charakterisieren sollten (30f.). (Auch mit Witzen wie jenem über den Dresdner Standesbeamten, der den von den glücklichen Eltern für ihren neugeborenen Sohn vorgeschlagenen germanischen Namen „Dankward“ für eine Berufsbezeichnung hält [44], geht Schöffler begrenzte Risiken ein. Kolportiert [so Wolfgang Iser] wird, die ‚Straf-

<sup>28</sup> Vgl. dazu Heimpel, 370, 382, 392, 396f.

<sup>29</sup> Vgl. Schöffler, *Kleine Geographie des deutschen Witzes* (Göttingen 1955), mit einem Nachwort hrsg. v. Helmuth Plessner. Die ‚Straftversetzung‘ war nach Plessner auch das Ergebnis einer Rangelei zwischen Gauleiter und Kultus- bzw. Propagandaministerium (95). Wie immer bei Schöffler wird die Sache aber schon durch die ursprüngliche Veröffentlichung der Artikel über die Geographie des deutschen Witzes zweideutig: Die Artikel erschienen im „Reich“, einer Wochenzeitschrift, in welcher Goebbels jahrelang Leitartikel verfaßte, eine Zeitung, die aber andererseits insofern Niveau halten, als sie die Verbindung zu den Intellektuellen aufrechterhalten sollte. Vgl. auch Frank Golczewski, Kölner Universitätslehrer und der Nationalsozialismus. Personengeschichtliche Ansätze (Studien zur Geschichte der Universität zu Köln 8, Köln, Wien 1988). Golczewski erwähnt Schöffler mehrfach, freilich in einer Weise, die alles offen läßt und wohl offenlassen muß. Fachgeschichtlich (s. o. zu Iser und Würzburg) wäre die Tatsache amüsant, daß Schöffler eine Zeitlang auch dem Romanischen Seminar zu Köln vorstand – wenn dieser Fall eben nicht wegen der Vertreibung Leo Spitzers eingetreten wäre. Bemerkenswert bleibt jedenfalls, daß kein in den Quellen bei Golczewski oder auch Hausmann (z. B. in Briefen des seinerseits von Rostock nach Köln ‚straftversetzten‘ Romanisten Fritz Schalk) angeführter Bezug auf Schöffler sei es kritisch sei es lobend ausfällt.



versetzung' sei auch wegen des folgenden Witzes erfolgt: Ein Kölner Kollege Schöfflers habe geäußert, er wolle sich an einem schönen Morgen nach dem Kriege zur Besichtigung des Reiches aufmachen. Darauf habe Schöffler ihn gefragt: „Und was machen Sie am Nachmittag?“ Weiteres auch zu diesem Thema bietet Heimpel, ‚Zur Lage‘, 395 f. Schöffler selbst schreibt, man solle „keine politischen Geschichten weitergeben, weil man nie weiß, was dabei heraus- und wo man hineinkommt“ (!) 65.)

Extrem bricht speziell die antisemitisch-philosemitische Ambivalenz Schöfflers in seinem im Dritten Reich wiederholt aufgelegten Buch ‚Abendland und Altes Testament‘ auf<sup>30</sup>. Hier stößt man reihenweise auf Formulierungen, die aus heutiger Sicht dem Nazi-Jargon entnommen sein könnten („judendurchsetzt“ 83 u.ö., die These, in England finde sich über Jahrhunderte kein Antisemitismus, weil es „sich an keinem Judentume im Lande zu reiben brauchte“ 84 [im Original gesperrt], die in England folglich bloß „akademische Natur“ des Philosemitismus 91 usw.). Dann wiederum prescht Schöffler mit der These vor, Anti- wie Philosemitismus (das Bild des edlen Juden etwa im deutschen 18. Jahrhundert) seien allesamt und allenthalben unterschiedlich motivierte und überzeichnende Stereotypen (94–105), vermischt dieses mit der nicht ganz dazu passenden und ihrerseits uneinheitlichen Zusatzthese, wonach die deutschen literarischen Darstellungen realistischer und vom Wissen um „jüdische Sitte“ geprägt seien (105). Schließlich erklärt Schöffler lapidar, das Verhältnis des englischen Volkes zum Judentum sei „ein ganz anderes Problem“ und bedürfe zu seiner wissenschaftlichen Erklärung „ganz anderer Schichten von Argumenten“ (116, letzter Satz des Buches). Liest man das seinerseits lapidare Vorwort von diesem Ende her, so ist ein antinazistischer Sarkasmus unverkennbar: Schöffler weist auf seine Arbeit am Problem seit 1918 hin und ist sich sicher, „daß dank dem Unterricht durch Anschauung, den inzwischen das Leben erteilt hat, die Gläubigkeit gegenüber dem hier Auszuführenden zugenommen hat“ (I).

So muß man zwangsläufig annehmen, daß Schöfflers Verlangen nach „geistigen Führern der Nation“, wie sie die schlesischen Dichter für den deutschen Sprachraum zwischen 1620 und 1740 abgaben, von den Nationalsozialisten jedenfalls nicht befriedigt wurde<sup>31</sup>. Die schlesischen Dichter werden zur Allegorie einer zu wünschenden geistigen Führung, weil sie zwischen komplizierten, bedrückenden, konfessionell und machtpolitisch belasteten Gegebenheiten lavieren und doch oder gerade dadurch zu Trägern „des unentwegt lauten Widerspruchs“ geworden

<sup>30</sup> Abendland und Altes Testament. Untersuchung zur Kulturmorphologie Europas, insbesondere Englands (Kölner Anglistische Arbeiten 30, Bochum-Langendreer 1937, <sup>2</sup>1941). Während hier England mit im Zentrum steht, bleibt ein rein anglistisches Werk Schöfflers aus dem Jahre 1935 wiederum fachgeschichtlich konsequent blaß: England das Land des Sports. Eine kultursoziologische Erklärung (Leipzig 1935).

<sup>31</sup> Schöffler, Deutsches Geistesleben zwischen Reformation und Aufklärung. Von Martin Opitz zu Christian Wolff (Frankfurt am Main <sup>3</sup>1974, <sup>2</sup>1956, <sup>1</sup>1940) 69. Man ist versucht, die Art, wie Schöffler den Umgang der Schlesier mit ihrer Obrigkeit 29 f. schildert, für ein Bild seiner eigenen Situation zu halten.

sind (30). Für ihre Form des Luthertums gab es keine Hochschule in Deutschland. Indem sie an der kosmopolitischsten der europäischen Universitäten, in Leiden, studierten (sicher auch, weil man auf dem Wasserwege relativ gefahrlos dorthin gelangte), gewannen sie eine „Weite der Interessen“ (125), eine „Buntheit und Weite des Geistes“ (126), eine „unerhörte Fülle, unerhörte Freiheit jeglichen Lebensgebietes, Buntheit der Welt und Kühnheit des Denkens“ (128). Solche Formulierungen wiederholt Schöffler unermüdlich. Am meisten gleicht dieser ganz „anderen Realität“ noch Großbritannien (142). Im schlesischen Kontext kommen die Gegensätze des Ost- und Westjudentums zusammen vor und miteinander aus (151 f.). Man wird daher für Schöffler die im allgemeinen sicher zutreffende These Hausmanns nicht aufrechterhalten können, neue Methoden (u.a. Soziologie, Mentalitätsgeschichte) seien (vor allem im Kriegseinsatz) nicht ausprobiert worden (Geisteswissenschaft 46). Die von Schöffler selbst unterschiedlich „Kultursoziologie“ bzw. „-morphologie“, „Bildungssoziologie“, „Religionssoziologie“, gelegentlich gar „religionssoziologische Anthropologie“, von anderen (etwa Eckhard Heftrich in seiner Vorbemerkung zu Schöfflers ‚Deutsches Geistesleben...‘) z. B. „historisch-soziologisch“ genannten Ansätze lassen sich sicher nicht in Kaehlerscher oder ähnlicher Manier als bloße, damals sattem bekannte Geistesgeschichte abtun – gleichviel, ob einem Schöfflers dabei an den Tag gelegter Denkstil zusagt oder nicht<sup>32</sup>.

Wenn es folglich für Schöffler einen deutschen Denker gegeben hat, der in einer Person eine analoge Weite des Geistes wie die Schlesier vereinte, dann war es ein Aufklärer, und zwar kein völkischer: Lichtenberg. Schöffler spricht die „Worte Göttinger Gedenkens“ zum 200. Geburtstag Lichtenbergs am 1. 7. 1942, wenige Schritte „von seinem Hause, noch näher seinem Grabe“<sup>33</sup>. Er läßt sich „gütigst“ (Heimpel, ‚Zur Lage‘ 390, Fn. 50), aber latent doch risikofreudig selbst über Lichtenbergs unorthodoxes Liebesleben aus: Keine der „doch gleichfalls blühenden Töchter der Fakultätskollegen“ habe Lichtenberg gewählt, sondern eben dieses „andere“, in einer Manufaktur für künstliche Blumen arbeitende Mädchen. Schöffler scheut den Hinweis nicht, daß bei Goethe ähnliche Zustände herrschten und man folglich die Erklärung dafür woanders als in der ‚entarteten‘ Triebhaftigkeit des Buckligen zu suchen habe: „Die Dinge sind doch wohl tiefer aufzufassen“ (26).

Wie dem auch sei: Die „vaterländische Gesinnung“ Lichtenbergs (31) ist auf Friedrich den Großen ausgerichtet. Das aber ist der Friedrich Voltaires, „Sa Majesté Très Voltairienne“ (30). Die vaterländische Gesinnung ist hier nicht groß-, nicht einmal klein-, sondern kleinstdeutsch: Hannover, allenfalls noch Hessen,

<sup>32</sup> Vgl. Deutsches Geistesleben Xf. Hier wie auch an anderen Orten trägt Schöffler die Dankesschuld an Ernst Troeltsch ab. Vgl. auch Heimpel, „Zur Lage“ 386–388. Schöfflers Sohn Heinz Herbert – ein Arzt – bezeichnet seinen Vater „auf dem Felde geistiger Landschaftsgeographie“ als „Antipoden Josef Nadlers“ (Deutscher Geist, Vorbemerkung zur 2. Auflage, X).

<sup>33</sup> Schöffler, Lichtenberg (Leipzig 1943) 5. Es gibt weitere Schriften Schöfflers zu Lichtenberg.

kann als Modell gelten (31, 33). Damit richtet sich der Blick wieder auf England, zu dessen erkenntniskritisch-psychologisch-philosophischer Eigenart der Weg für Lichtenberg „instinktiv“ wie „geradezu schicksalhaft vorgezeichnet“ war (35). Mit der Empfehlung eines Wegs „an den Briten entlang“ (36, im Original gesperrt) aber hat Schöffler mitten im Krieg, in den Jahren 1942/1943, sicherlich einen Kriegseinsatz ganz eigener Art unternommen. Wem das nicht reicht, dem kann für die Anglistik nicht geholfen werden.

Holger Dainat

## Germanistische Literaturwissenschaft

Wilhelm Voßkamp zum 65. Geburtstag

Früher als die meisten anderen Disziplinen hat sich die westdeutsche Germanistik<sup>1</sup> zu ihrer NS-Vergangenheit bekannt. Seit dem Münchner Germanistentag von 1966<sup>2</sup> gehört es zum germanistischen Selbstverständnis, dem eigenen Fach eine besondere Anfälligkeit für den Nationalsozialismus zu attestieren. Sicher, auch hier reagierte der Fachverband auf eine zuvor in den Massenmedien geführte Diskussion<sup>3</sup>. Doch die Impulse von außen führten zu jenem internen Klärungsprozeß, der es nicht bei der Feststellung von Verfehlungen einzelner Gelehrter bewenden ließ. Die damit verbundene Personalisierung und Moralisierung der Auseinandersetzung wollte man gerade vermeiden. Vielmehr stellte, so Eberhard Lämmert, „die Gesamtdisposition dieser Wissenschaft selbst, der von früh an ihr gesetzte Auftrag, eine nationale Wissenschaft zu sein, einen Hauptgrund für die mehr als subjektive Gefährdung ihrer Vertreter“<sup>4</sup> dar. Ein Vergleich mit anderen Wissenschaften, wie ihn diese These implizierte, fand indessen nicht statt. Umgekehrt machten weder Historiker oder Philosophen, Theologen oder Juristen, noch Mediziner oder Physiker den Germanisten die von ihnen reklamierte Son-

<sup>1</sup> Zur Terminologie: Die germanistische oder (Neuere) deutsche Literaturwissenschaft ist Teil der Germanistik, die deshalb im folgenden ständig mitberücksichtigt werden muß. Germanistische Literaturwissenschaft schließt die Mediävistik ein, die hier jedoch nicht im Zentrum steht. Zur (germanistischen) Linguistik siehe den Beitrag von Clemens Knobloch in diesem Band.

<sup>2</sup> Die hier von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrady und Peter von Polenz gehaltenen Vorträge avancierten zu einem Bestseller: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert u. a. (Frankfurt a. M. 1967, 1980), im folgenden zitiert: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. – Zur Vorgeschichte vgl. Karl Otto Conrady, Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966, in: Diskussion Deutsch 19 (1988) 126–143; Petra Boden, Probleme mit der Praxis. Hochschulgermanistik zwischen Wissenschaft, Bildung/Erziehung und Politik, in: Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich: Wissenschaft – Literatur – Medien, hrsg. von Rainer Rosenberg u. a. (Berlin 2000) 181–225, 186 ff.

<sup>3</sup> Vgl. auch Hartmut Gaul-Ferenschild, National-völkisch-konservative Germanistik. Kritische Wissenschaftsgeschichte in personengeschichtlicher Darstellung (Bonn 1993) 40 ff.

<sup>4</sup> Eberhard Lämmert, Germanistik – eine deutsche Wissenschaft, in: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft 7–41, 20.

derrolle streitig; das bedeutete aber auch, daß das germanistische Selbstbild nur dort Eingang in die wissenschaftshistorische Forschungsliteratur fand, wo man es zitierte. Wichtiger war die Funktion dieser Selbstbeschreibung für die Germanistik selbst, diente doch die Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit dazu, den offenen Bruch mit eben dieser Tradition im Fach zu vollziehen.

Die Forderung, „den Gesellschafts- und Wissenschaftsprozess, der den Weg der Germanistik ins Dritte Reich bereitet hat, in seiner ganzen Komplexität aufzuklären“, wurde mit „der Klärung und Sicherung der heutigen Grundlagen des Faches“ verbunden<sup>5</sup>. Konsequenter wandte sich das Fach nach dem Münchner Germanistentag den Zukunftsaufgaben zu. Ob über die Universitätsreform, neue Methoden oder Studienordnungen diskutiert wurde, immer war die Erinnerung an die NS-Vergangenheit als Negativfolie präsent. So sorgte dieses historische Selbstverständnis für zusätzliche Plausibilität, wenn eine Szientifizierung als Mittel gegen Irrationalismen propagiert, die Umwandlung der Nationalphilologien in die Studienfächer Linguistik und Literaturwissenschaft gefordert oder Ideologiekritik und Sozialgeschichte mit Emanzipation und Aufklärung über die bürgerlichen Grundlagen der Literatur und ihrer Wissenschaft verknüpft wurden.

Die fachgeschichtliche Forschung dagegen wandte sich unterdessen dem 19. Jahrhundert zu. Sie stand im Zeichen von starken Kontinuitätsannahmen<sup>6</sup>. Für das Gros der Arbeiten bildete der Nationalsozialismus das Telos der Geschichte. Diese Legitimation förderte die wissenschaftliche Beschäftigung mit der germanistischen Fachgeschichte, deren Verwissenschaftlichung relativierte die normativen Grundlagen: Die historische Forschung unterminierte die teleologischen Verlaufsannahmen. Diese nur schwer zu kaschierende Diskrepanz zwischen empirischen Befunden und leitenden Annahmen kennzeichnet besonders die Beiträge der DDR-Germanistik der achtziger Jahre<sup>7</sup>, die sich auf diese Weise an der Erosion realsozialistischer Dogmen beteiligte.

Während in den 1980er Jahren das 19. Jahrhundert systematisch erforscht wurde<sup>8</sup>, könnte man die wichtigsten Beiträge zur NS-Zeit fast noch zu den akade-

<sup>5</sup> *Karl Otto Conrady*, Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich, in: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft 71–105, 105. Vgl. dazu *Petra Boden*, Probleme mit der Praxis (Anm. 2); *dies.*, „Es geht ums Ganze!“ Vergleichende Beobachtungen zur germanistischen Literaturwissenschaft in beiden deutschen Staaten 1945–1989, in: *Euphorion* 91 (1997) 247–275.

<sup>6</sup> Vgl. *Marcus Gärtner*, Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945 (Bielefeld 1997), im folgenden zitiert: *Gärtner*, Kontinuität.

<sup>7</sup> *Rainer Rosenberg*, Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik. Literaturgeschichtsschreibung (Berlin 1981), im folgenden zitiert: *Rosenberg*, Zehn Kapitel; *ders.*, Literaturwissenschaftliche Germanistik. Zur Geschichte ihrer Probleme und Begriffe (Berlin 1989), im folgenden zitiert: *Rosenberg*, Germanistik; Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung, hrsg. von *Werner Bahner* und *Werner Neumann* (Berlin 1985). Vgl. *Holger Dainat*, Veränderungen im Wissen über Wissenschaft. Zu Werner Bahners und Werner Neumanns Darstellung der sprachwissenschaftlichen Germanistik, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 12 (1987) 296–307.

<sup>8</sup> Neben den in der vorigen Anm. genannten Arbeiten sind vor allem zu nennen: *Klaus Weimar*, Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts

mischen Gelegenheitsschriften rechnen. Der 50. Jahrestag von Machtergreifung und Bücherverbrennung veranlaßte auch den Aufsatz von Wilhelm Voßkamp<sup>9</sup>. Der nach den Münchner Vorträgen von Conrady, Lämmert u. a. meistzitierte Beitrag zu unserem Thema entstand für eine Bielefelder Ringvorlesung zur „Wissenschaft im Dritten Reich“. Voßkamp modifizierte die Kontinuitätsthese, indem er für 1933 – und 1945 – eine wissenschaftliche, eine kognitive Kontinuität bei einer Diskontinuität in der politischen Funktion konstatierte. Damit griff er auf wesentliche Ergebnisse der Forschungen zum 19. Jahrhundert zurück, die eine größere Eigenständigkeit der Wissenschaft und ihrer Disziplinen gegenüber einer auf Politik zentrierten Gesellschaftsgeschichte festgestellt hatten. Das trug zu einer ‚Verwissenschaftlichung‘ der Fachhistoriographie bei. Die Historisierung der NS-Zeit rückte diese Vergangenheit näher an die Gegenwart heran, weil man erkannte, wie sehr sie zu unserer Moderne gehört, zwar unerwünscht, aber untrennbar mit ihr (uns!) verbunden.

Der ideologiekritische Forschungsansatz, der für den Beobachter eine immer schon überlegene Position bereithält, wurde durch ein Konzept der Mehrfachperspektivierung ersetzt<sup>10</sup>, das drei miteinander vielfach vernetzte und wechselseitig selektiv aufeinander wirkende Untersuchungsebenen unterschied: die kognitive Ebene des Wissens, die soziale Dimension der Institutionen und die Leistungsbeziehungen zu diversen Teilbereichen im Umfeld der Wissenschaft. Alle drei Ebenen sind plural besetzt. Es gibt verschiedene Konzepte, Theorien, Methoden, Forschungsfelder. Es gibt unterschiedliche Institutionalisierungsformen, von den Lehrstühlen und Instituten bis hin zu den Zeitschriften und Fachverbänden. Schließlich unterhält jede Disziplin vielfältige Beziehungen zu anderen Disziplinen, zur Politik, zum Erziehungssystem, zur kulturellen Öffentlichkeit usw. Dieses Konzept erlaubt eine differenzierte Untersuchung und Beschreibung wissenschaftshistorischer Prozesse. Es strukturiert auch meine eher resümierenden Ausführungen.

(München 1989); Jürgen Fohrmann, *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich* (Stuttgart 1989); *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, hrsg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp (Stuttgart, Weimar 1994).

<sup>9</sup> Wilhelm Voßkamp, *Kontinuität und Diskontinuität. Zur deutschen Literaturwissenschaft im Dritten Reich*, in: *Wissenschaft im Dritten Reich*, hrsg. von Peter Lundgreen (Frankfurt a. M. 1985) 140–162, im folgenden zitiert: Voßkamp, *Kontinuität*.

<sup>10</sup> Jürgen Fohrmann, *Organisation, Wissen, Leistung. Konzeptuelle Überlegungen zu einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 16 (1991) 110–125; vgl. auch Wolfgang Höppner, *Mehrfachperspektivierung versus Ideologiekritik. Ein Diskussionsbeitrag zur Methodik der Wissenschaftsgeschichtsschreibung*, in: *Zeitschrift für Germanistik* N.F. 5 (1995) 49–54.

## Wissen

Für die kognitive Dimension der germanistischen Literaturwissenschaft ist Voßkamps These von der Kontinuität im großen und ganzen bestätigt worden<sup>11</sup>. In diesem Sinne lassen sich die Bekenntnisse führender Fachvertreter lesen, in denen sie 1933 erklärten, daß ihr altes Programm „mit einigen Änderungen und Erweiterungen ein gutes Programm auch für die zu leistende Arbeit des nationalen Aufbaus [sei], soweit er die Wissenschaft vom deutschen Menschen und die Erziehung zum deutschen Menschen betrifft“<sup>12</sup>. Die „alten Kämpfer“ der NSDAP wußten es besser, wenn sie den Professoren mißtrauten, die vor der „Machtergreifung“ kein besonderes Engagement für diese Partei zeigten und deren jetzige Ergebnissadressen genau davon ablenken sollten, um die Hochschulen vor gravierenden Veränderungen zu schützen. Spätestens 1938 stimmten die verschiedensten Parteinstanzen in ihren Lagebeurteilungen überein: „Auch einzelne Inhaber germanistischer Lehrstühle tragen schon vereinzelt den Forderungen einer neuen literaturgeschichtlichen Epoche Rechnung.“<sup>13</sup> Das umfangreiche Gutachten über die „Lage und Aufgaben der Germanistik und deutschen Literaturwissenschaft“, das vermutlich Hans Rößner, zeitweise Assistent bei Karl Justus Obenauer an der Universität Bonn, Ende 1938/Anfang 1939 für den Sicherheitsdienst der SS erstellte, kam zu dem Ergebnis, „dass gerade auf dem kulturpolitisch lebenswichtigen Gebiet der Germanistik noch ein ausgesprochen liberaler Wissenschaftsbetrieb herrscht, in dem eine Menge von gegnerischen oder zumindest reaktionären und liberalen Kräften noch immer am Werk ist“<sup>14</sup>. Nun neigen solche Diagnosen sicher zur Dramatisierung, da die Autoren die Relevanz ihrer Dienststellen und die eigene Bedeutsamkeit herausstreichen wollten. Zudem sorgte der polykratische Charakter des Regimes über Konkurrenzkämpfe für eine Radikalisierung, hinter der die Wirklichkeit stets zurückbleiben mußte. Trotz dieser Tendenz zur Übertreibung darf man den Realitätsgehalt solcher Beschreibungen nicht unterschätzen, zumal ihre Befunde mit anderen Zeugnissen übereinstimmen.

<sup>11</sup> Vgl. nur die jüngsten Monographien: *Jost Hermand*, Geschichte der Germanistik (Reinbek 1994), im folgenden zitiert: *Hermand*, Geschichte; *Gärtner*, Kontinuität; *Ralf Klausnitzer*, Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich (Paderborn u.a. 1998), im folgenden zitiert: *Klausnitzer*, Blaue Blume; *Christa Hempel-Küter*, Germanistik zwischen 1925 und 1955. Studien zur Welt der Wissenschaft am Beispiel von Hans Pyritz (Berlin 2000).

<sup>12</sup> *Karl Viëtor*, Die Wissenschaft vom deutschen Menschen in dieser Zeit, in: Zeitschrift für Deutsche Bildung 9 (1933) 342–348, 346.

<sup>13</sup> *Wolfgang Lutz*, Gedanken zur nationalsozialistischen Literaturgeschichte, in: Nationalsozialistische Bibliographie 3 (1938) H. 8, Beilage 5, XII–XX, XV. Weitere Belege bei *Holger Dainat*, Anpassungsprobleme einer nationalen Wissenschaft. Die Neuere deutsche Literaturwissenschaft in der NS-Zeit, in: Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert, hrsg. von *Petra Boden* und *Holger Dainat* (Berlin 1997) 103–126, 105 f., im folgenden zitiert: *Dainat*, Anpassungsprobleme.

<sup>14</sup> Zit. nach: Germanistik in den Planspielen des Sicherheitsdienstes der SS. Ein Dokument aus der Frühgeschichte der SD-Forschung. Teil 1: Einleitung und Text, hrsg. von *Gerd Simon* (Tübingen 1998) 5, im folgenden zitiert: Germanistik in den Planspielen.

Ihr Beharrungsvermögen läßt die (literaturwissenschaftliche) Germanistik in gewissen Grenzen als resistent gegenüber dem Nationalsozialismus erscheinen. Das schließt die vielen – oft an die Substanz gehenden – Zugeständnisse nicht aus, von denen kaum eine Publikation dieser Jahre völlig frei ist und die eher selten aufgrund äußeren Drucks zustande kamen. Es gibt nur wenige Texte aus dieser Zeit, die nicht „nach der Wiederlektüre einen zwiespältigen Eindruck“<sup>15</sup> hinterlassen. Diese Ambivalenz läßt sich kaum dadurch auflösen, daß man sauber zwischen Wissenschaftlichem und Ideologischem zu trennen sucht. Ein solches Verfahren erweist sich bei einer Weltanschauung als problematisch, die sich durch einen hohen Grad an Unbestimmtheit – und permanenten Konkurrenzkämpfen um die Definitionsmacht – auszeichnet. Es geht hier auch weniger um das Phänomen einer bloßen ‚Vorredenrhetorik‘, um die ‚Verzierung‘ der Texte mit Schlag- oder Signalwörtern, die Anschlüsse an je aktuelle Kontexte erlauben und durch schnellen Austausch Anpassung an neue Verhältnisse ermöglichen, ohne die ‚eigentlichen‘ Aussagen zu berühren. Vielmehr, und das ist der wissenschaftshistorisch und -theoretisch interessantere Fall, durchzieht dieser Zwiespalt die Texte und Konzeptionen selbst<sup>16</sup>; er ist in ihrer Struktur zu verorten und kein Spezifikum der NS-Zeit. Mit geringfügigen Änderungen der Semantik funktionieren die gleichen Argumentationsmuster vor und nach 1933/1945, ja bis in die Gegenwart hinein. Das sollte mißtrauisch machen gegen klare Abgrenzungen und erklärte Brüche.

Resistenz wie hohe Zustimmungsbereitschaft sind in gleicher Weise erläuternsbedürftig. Eine Erklärung, die die Resistenz auf die relative Autonomie eines sozialen Teilsystems zurückführt<sup>17</sup>, muß ebenso plausibel machen können, weshalb die Germanisten überzeugt sein konnten, daß sie das richtige Programm schon vor 1933 gehabt hätten.

Die Schlagworte von 1933 stammen aus Diskussionen, die seit etwa 1890 geführt wurden und jetzt in einer politisierten Gestalt auftraten<sup>18</sup>. Im Zuge des Modernisierungsschubes der Jahrzehnte um 1900, der sich in disziplinären Differenzierungsprozessen und in einer intensivierte Theoriediskussion niederschlug, übernahm die Neuere deutsche Literaturwissenschaft eine Führungsrolle in der Germanistik, während sich die Mediävistik weitgehend in den eher traditionellen

<sup>15</sup> Wolfgang Adam, Wieder gelesen: Wolfdietrich Rasch: Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts, in: *Ars et Amicitia*. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte, Kunst und Literatur. Festschrift für Martin Bircher zum 60. Geburtstag am 3. Juni 1998, hrsg. von Ferdinand van Ingen und Christian Juranek (Amsterdam 1998) 41–55, 55.

<sup>16</sup> Vgl. dazu die Fallstudie von Martin Jesinghausen, Der Roman zwischen Mythos und Post-histoire – Clemens Lugowskis Romantheorie am Scheideweg, in: *Formaler Mythos*. Beiträge zu einer Theorie ästhetischer Formen, hrsg. von Matias Martinez (Paderborn u.a. 1996) 183–218.

<sup>17</sup> Vgl. Dainat, Anpassungsprobleme.

<sup>18</sup> Holger Dainat, Voraussetzungsreiche Wissenschaft. Anatomie eines Konflikts zweier NS-Literaturwissenschaftler im Jahre 1934, in: *Euphorion* 88 (1994) 103–122, im folgenden zitiert: Dainat, Wissenschaft.



philologischen Bahnen fortbewegte. Ich konzentriere mich im folgenden auf diesen besonders dynamischen Teil der Disziplin.

Für das neue „disziplinäre Programm“<sup>19</sup>, das sich um 1910 durchsetzte, hat sich die Bezeichnung Geistesgeschichte eingebürgert<sup>20</sup>. Es handelt sich um eine Fortschreibung idealistischer Konzepte des 19. Jahrhunderts, die jedoch durch die Unterscheidung von Geistes- und Naturwissenschaften eine folgenreiche Verschiebung erfahren. Werden die Naturwissenschaften mit Objektivität und Rationalismus identifiziert, so wenden sich die Geisteswissenschaften dezidiert dem *ganzen* Menschen als einem denkenden, fühlenden und wollenden Wesen (Wilhelm Dilthey) zu. Das Medium, in dem sich dieses ‚mehr als nur Rationale‘ ausdrückt, ist die Kunst, speziell die als Dichtung verklärte Literatur. Der Ort und die Zeit, wo die Überwindung des Rationalismus stattfand, war das Deutschland der Goethezeit<sup>21</sup>. In dieser Blütezeit kam der deutsche Geist zu sich selbst; an diese Zeit wollte man wieder anschließen. Die Einheit der Goethezeit konstituiert sich über die Differenz zur Aufklärung<sup>22</sup>. Die ‚Deutsche Bewegung‘ (Herman Nohl) steht der westlichen (französischen) Zivilisation gegenüber. Die Kritik an einer auf den Rationalisierungsprozeß verengten Moderne wird gekoppelt mit der Annahme eines deutschen Sonderwegs, so daß die unerwünschten Effekte externalisiert werden können. Die zeitgenössische französische Germanistik argumentiert übrigens analog mit umgekehrten Vorzeichen: Die Modernisierung in Deutschland erschien hier als Sieg preußischer Zivilisation (Militär, Bürokratie, Technik) auf Kosten der wahren Kultur und Demokratie<sup>23</sup>.

Diese geistesgeschichtliche Konzeption – obwohl bereits Ende der zwanziger/Anfang der dreißiger Jahre erschöpft – bestimmte noch die Anlage des germanisti-

<sup>19</sup> Im Unterschied zu „Forschungsprogramm“, vgl. *Timothy Lenoir*, Politik im Tempel der Wissenschaft. Forschung und Machtausübung im Deutschen Kaiserreich (Frankfurt a.M. 1992).

<sup>20</sup> Vgl. *Rosenberg*, Zehn Kapitel 182 ff.; Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1920, hrsg. von *Christoph König* und *Eberhard Lämmert* (Frankfurt a. M. 1993); *Frank Trommler*, Geist oder Gestus? Ursprünge und Praxis der Geistesgeschichte in der Germanistik, in: *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*, hrsg. von *Petra Boden* und *Holger Dainat* (Berlin 1997) 59–80; *Rainer Kolk*, „Repräsentative Theorie“. Institutionengeschichtliche Beobachtungen zur Geistesgeschichte, in: ebd. 81–101.

<sup>21</sup> Vgl. das monumentale Werk von *Hermann August Korff*, Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte, 4 Bde. (Leipzig 1923–53; 81966), das er in der Weimarer Republik zu schreiben begann, in der NS-Zeit fortsetzte und in der DDR beendete, wo es noch zahlreiche Neuauflagen erfuhr – allerdings ohne die Widmung des 3. Bandes, die „Den Helden unseres Freiheitskampfes“ galt, und ohne die Datierung des Vorworts: „Leipzig, am Tage der Einnahme von Paris, 14. Juni 1940“.

<sup>22</sup> Vgl. *Holger Dainat*, Die wichtigste aller Epochen: Geistesgeschichtliche Aufklärungsforschung, in: Aufklärungsforschung in Deutschland, hrsg. von *Holger Dainat* und *Wilhelm Voßkamp* (Heidelberg 1999) 21–37.

<sup>23</sup> *Gilbert Merlio*, Die französische Germanistik und ihr Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland, erscheint in: Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus, hrsg. von *Holger Dainat* und *Lutz Danneberg*.

schen Beitrags zum ‚Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften‘<sup>24</sup> und des repräsentativ angelegten und reich illustrierten „Handbuchs des deutschen Schrifttums“, das über einige wenige Lieferungen nicht hinauskam<sup>25</sup>. Bei der Umsetzung in wissenschaftliche Forschungsprogramme stellte sich allerdings das Problem, daß die Totalität des Geistes nur partial erfaßt werden kann. Insofern gibt es *die* Geistesgeschichte auch gar nicht<sup>26</sup>, sondern nur eine Vielzahl sogenannter Methoden (Ideen-, Stil-, Problem-, Stammesgeschichte usw.), die miteinander konkurrierten und sich eben nicht zur erhofften Synthese zusammenfügen wollten. Man mußte sich für bestimmte theoretische Annahmen entscheiden, die dann den Untersuchungen zugrundegelegt wurden. Genau dafür gab es aber immer Alternativen, die sich letztlich in keine verbindliche Ordnung bringen ließen. Wie kaum ein anderes Fach wurde die Neuere deutsche Literaturwissenschaft mit der eigenen Kontingenz konfrontiert, stellte es sich dem Relativismus, der als ‚Krise des Historismus‘ auftrat. Diesem Objektivitätsverlust begegneten allzu viele Literaturwissenschaftler mit einem „Mut zur Metaphysik“ (Emil Ermatinger), also bewußt mit einer weltanschaulichen Fundierung ihrer konzeptuellen Entscheidungen. Wie kaum ein anderes Fach bemühte es sich um Sinnstiftung und (re)produzierte derart die Vielfalt der Betrachtungsweisen.

An diesem Methodenpluralismus, der als Verlust von Einheit und daher als Krise erfahren wurde, änderte sich in der NS-Zeit grundsätzlich nichts<sup>27</sup>. Was die Nazis am wenigsten mochten (Marxismus, Psychoanalyse), spielte in der Germanistik keine große Rolle. Die 1933 einsetzende Politisierung begünstigte zwar bestimmte Konzepte, ohne daß diese dadurch an wissenschaftlicher Produktivität gewannen, wie sich etwa an der Konjunktur der Stammesgeschichte ablesen läßt. Sie verschärfte aber andererseits die Konflikte ins Unberechenbare, wo fachliche Auseinandersetzungen von nationalsozialistischen Fraktionskämpfen überlagert und mittels eines Freund-Feind-Schemas codiert wurden<sup>28</sup>. Angesichts dieser Er-

<sup>24</sup> Von deutscher Art in Sprache und Dichtung, 5 Bde., hrsg. von *Gerhard Fricke*, *Klemens [sic!] Lugowski* und *Franz Koch* (Stuttgart, Berlin 1941). Vgl. *Frank-Rutger Hausmann*, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945) (Dresden, München 1998).

<sup>25</sup> Handbuch des deutschen Schrifttums, hrsg. von *Franz Koch* in Verbindung mit *Ludwig Wolff*, *Willi Flemming* und *Karl Justus Obenauer* (Potsdam o. J. [1939 ff.]). An Stelle von Flemming war zunächst *Clemens Lugowski* als Autor für den 2. Band („Von 1500 bis 1700“) vorgesehen.

<sup>26</sup> Es handelt sich hier – wie zuvor beim ‚Positivismus‘ – um ein homogenisierendes Ex-post-Etikett, das von einer späteren Generation zwecks Markierung einer programmatischen Differenz durchgesetzt wurde.

<sup>27</sup> Vgl. *Voßkamp*, *Kontinuität*; *Hermand*, *Geschichte* 100 ff.; sowie aus zeitgenössischer Perspektive: *Julius Petersen*, *Die Wissenschaft von der Dichtung. System und Methodenlehre der Literaturwissenschaft*, Bd. 1 (Berlin 1939); *Horst Oppel*, *Die Literaturwissenschaft in der Gegenwart. Methodologie und Wissenschaftslehre* (Stuttgart 1939); *Paul Kluckhohn*, *Deutsche Literaturwissenschaft 1933–1940*, in: *Forschungen und Fortschritte* 17 (1941) 33–39, im folgenden zitiert: *Kluckhohn*, *Literaturwissenschaft*.

<sup>28</sup> Vgl. zur Kummer-Höfler-Kontroverse: *Klaus von See*, *Barbar, Germane, Arier. Die Suche*

fahrungen dürfte die Politisierung zugleich entpolitisierende Effekte gehabt haben. Es empfahl sich, Streit zu vermeiden und über brisante Themen zu schweigen<sup>29</sup>. Das kam Gegenstandsbereichen und Fragestellungen entgegen, bei denen man Konsens unterstellen durfte. Das Bewährte dominierte und schränkte die Chancen für Innovationen erheblich ein.

Eine Lösung für das Problem der Integration pluraler Betrachtungsweisen wurde schließlich gefunden, indem man die ersehnte Einheit nicht mehr auf der Ebene der ‚Methoden‘ oder der ihnen zugrundeliegenden Weltanschauungen suchte, sondern im Kunstwerk selbst verortete, das auf verschiedene Weisen ausgelegt werden kann. Das Objekt, nicht die Theorie oder Weltanschauung, fungiert als Sinngarantie. Das setzt allerdings eine Dichtungsmetaphysik voraus, eine Feier der großen, bedeutsamen, klassischen ‚Dichtwerke‘. „[A]uf dem Gebiet der literarischen Normen“ fand im Dritten Reich „trotz den lautstarken Kampagnen nur ein sehr begrenzter Machtkampf zwischen den konservativen Kultureliten und ‚den‘ Nationalsozialisten“ statt<sup>30</sup>.

Die Umstellung auf werkimmanente Interpretation<sup>31</sup>, die dann die westdeutsche Nachkriegsgermanistik bis in die sechziger Jahre beherrschen sollte, erfolgte bereits Ende der dreißiger Jahre<sup>32</sup>. Dieses neue ‚disziplinäre Programm‘ war mit nationalsozialistischen Vorstellungen durchaus kompatibel, wie etwa der 1942 von Heinz Otto Burger herausgegebene Sammelband „Gedicht und Gedanke“ belegt<sup>33</sup>. Literaturgeschichte präsentierte sich hier als Abfolge von Deutungen einzelner Werke; dem konnten auch Geistes-, Problem- und Stilgeschichtler etwas abgewinnen. Dieses zweite Gemeinschaftswerk germanistischer Literaturwissenschaft ist wesentlich innovativer als der offizielle Beitrag der Germanisten zum ‚Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften‘. Es zielte in die gleiche Richtung der Vermittlung ‚ewiger Werte und Wahrheiten‘, die nach der militärischen Niederlage aus dem amerikanischen Exil Karl Viëtor seinen deutschen Kollegen empfahl, als er ihnen in Kenntnis der internationalen Entwicklung – und in Unkenntnis der

nach der Identität der Deutschen (Heidelberg 1994) 231 f., im folgenden zitiert: von See, *Barbar*; zur Fricke-Pongs-Kontroverse: Dainat, *Wissenschaft*.

<sup>29</sup> „Das Schweigen über ‚jüdische‘ Literatur“, das die Ausgrenzung fortsetzte, wenn nicht vollendete, geschah nicht unbedingt aus „Angst vor staatlichen Sanktionen, es dürfte wohl eher dem abgründigen Schrecken vor der eigenen Bestialität als irgendwelchem Kalkül entsprungen sein“, so Uwe-K. Ketelsen, *Literatur und Drittes Reich* (Schernfeld 1992) 85, im folgenden zitiert: Ketelsen, *Literatur*.

<sup>30</sup> Ebd. 331.

<sup>31</sup> Vgl. die Beiträge von Lutz Danneberg, Bernhard Böschstein, Frank Baasner u.a., in: *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, hrsg. von Wilfried Barner und Christoph König (Frankfurt a. M. 1996).

<sup>32</sup> Dainat, *Anpassungsprobleme* 125 f.

<sup>33</sup> *Gedicht und Gedanke. Auslegungen deutscher Gedichte*, hrsg. von Heinz Otto Burger (Halle 1942). Vgl. die mehr als zehn Jahre später publizierte Rezension des Buches von Kurt May (in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 72 [1953] 204–213), der konstatierte, daß hier „eine große Aufgabe in würdigster Weise gelöst“ (204) sei: „Die Beiträge von Staiger, Pongs, Lugowski bedeuten (für den Rezensenten) die beglückende Erfüllung der letzten und höchsten Ansprüche“ (208).

jüngsten deutschen Arbeiten – riet, die Interpretation „zur Haupt- und Grundkunst des Wissenschaftlers“<sup>34</sup> zu erheben.

Das geistesgeschichtliche Projekt hat sich wissenschaftlich insofern als produktiv erwiesen, als es der Germanistik neue Forschungsfelder erschloß. Das Interesse an der irrationalen Traditionslinie kam insbesondere der Barock- und der Romantikforschung zugute, die zu den zentralen Forschungsgebieten der zwanziger Jahre avancierten. Die Beschäftigung mit ‚gelehrter‘ Barockliteratur<sup>35</sup> wird ab 1933 wegen ihrer ‚Volksferne‘ diskreditiert und brach nahezu vollständig ab, um erst seit den sechziger Jahren wieder aufgenommen zu werden. Damit ging ein Wissen verloren, das die auf goethezeitliche Kategorien basierende ‚Glaubenslehre‘ der deutschen Literaturwissenschaft gründlich hätte erschüttern können. Bemerkenswert bleibt, daß sich selbst solche Literaturwissenschaftler wie z.B. Günther Müller Ende der dreißiger Jahre diesen germanistischen Dogmen unterwarfen, die sie zuvor abgelehnt hatten, und daß Barockforscher wie Richard Alewyn oder Erich Trunz erst in den sechziger Jahren wieder an ihre bahnbrechenden Arbeiten aus der Zeit der Weimarer Republik anknüpften. In der Romantikforschung<sup>36</sup> konnten sich die Versuche einer Umwertung zugunsten der Spätromantik (Stichwort: Volkstumserlebnis) letztlich nicht durchsetzen.

Das verstärkte Interesse an der Weimarer Klassik<sup>37</sup> seit Ende der zwanziger Jahre, zuvor litt diese germanistische ‚Paradeepoche‘ unter den ideologischen Scharmützeln der Deutschkundler mit den Neuhumanisten, nahm noch in dem Maße zu, in dem die Werkinterpreten ihr Rüstzeug an den Texten eben jener Periode erprobten, der sie ihre leitenden poetologischen Annahmen verdankten. In der Biedermeierforschung<sup>38</sup> stolperte die Öffnung eines neuen Forschungsfeldes über die eigenen Prämissen. Generell ist zu beobachten, daß im wesentlichen auf

<sup>34</sup> Karl Viëtor, *Deutsche Literaturgeschichte als Geistesgeschichte. Ein Rückblick*, in: *Publications of the Modern Language Association* 60.1 (1945) 899–916, 915. – Viëtor gehörte in den ersten Jahren nach 1945 zu den schärfsten Kritikern germanistischer Literaturwissenschaftler, die sich an ihre nationalsozialistische Vergangenheit nicht mehr erinnern konnten oder wollten (vgl. seine unveröffentlichten Briefe an Walther Rehm im Deutschen Literaturarchiv, Marbach), an sich selbst hat er dabei wohl weniger gedacht – etwa daran, daß er Anfang Februar 1933 im Hochschulausschuß des Germanistenverbandes „zündende Reden und Vorträge über jetzt besonders brennende Fragen (Frühgeschichte und Rassenkunde)“ forderte (Die Sitzungsberichte, in: *Deutsche Bildung* 14 [1933] Nr. 1/2, 11–18, 17). Daß es ihm dabei nicht um Aufklärung ging, belegen seine Publikationen dieser Jahre.

<sup>35</sup> Vgl. *Hans-Harald Müller*, *Barockforschung. Ideologie und Methode. Ein Kapitel deutscher Wissenschaftsgeschichte* (Darmstadt 1973); *Herbert Jaumann*, *Die deutsche Barockliteratur. Wertung – Umwertung. Eine wertungsgeschichtliche Studie in systematischer Absicht* (Bonn 1975); *Europäische Barock-Rezeption*, hrsg. von *Klaus Garber* (Wiesbaden 1991).

<sup>36</sup> *Klausnitzer*, *Blaue Blume*.

<sup>37</sup> Vgl. *Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus. Schiller – Kleist – Hölderlin*, hrsg. von *Claudia Albert* (Stuttgart, Weimar 1994); *Weimar 1930. Politik und Kultur im Vorfeld der NS-Diktatur*, hrsg. von *Lothar Ehrlich* und *Jürgen John* (Köln u. a. 1998); *Das Dritte Weimar. Klassik und Kultur im Nationalsozialismus*, hrsg. von *Lothar Ehrlich* u. a. (Köln u. a. 1999).

<sup>38</sup> *Petra Boden*, *Im Käfig des Paradigmas: Biedermeierforschung 1928–1945 und in der Nachkriegszeit*, in: *Euphorion* 90 (1996) 432–444.

ältere Konzepte zurückgegriffen wurde, daß Erkenntnisgewinn gewöhnlich in Form gestiegenen Detailwissens erfolgte, daß eine Wiederholung des Bekannten dominierte – allerdings häufig bei einem forcierten Nationalismus. Eine philologische, stärker an empirischen Befunden ausgerichtete Arbeitsweise schränkte sicher mit der Deutungsfreiheit auch den Einsatz von Ideologemen ein, begrenzte aber wohl ebenso den Resonanzraum der Studien auf den kleinen Kreis der Fachleute. Der einzelne Gelehrte mochte solche Nischen aufsuchen; für eine Disziplin, deren Ressourcenzuteilung vom Nachweis gesellschaftlichen Nutzens abhängig gemacht wurde, konnte das auf Dauer keine Lösung sein.

Trotz z.T. massiver Förderung rückte keines der von den Nationalsozialisten besonders präferierten Forschungsfelder (Vor- und Frühgeschichte, Volkskunde, Gegenwartsliteratur, Auslandsdeutschtum) von der Peripherie ins Zentrum des Faches. Das lag nicht zuletzt an der Ausdifferenzierung eigenständiger Disziplinen, die flexibler auf die neuen Anforderungen zu reagieren vermochten und entsprechend expandierten. Das schließt Überschneidungen und Kompetenzstreitigkeiten nicht aus. Mit der institutionellen Verselbständigung von Volkskunde und Frühgeschichte haben sich die Kommunikationsbedingungen verändert. Ihre mitunter ‚starren‘ philologischen Standards bewahrten die Germanistik hier vor manchem ideologischen Abenteuer. Besonders in der Anfangsphase des NS-Regimes ergaben sich zahlreiche Auseinandersetzungen mit Laienforschern, die die Gunst der Stunde für ihre Belange nutzen wollten, vielfach ohne den geringsten wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen. Gegen Herman Wirth und andere ‚Außen-seiter‘ verteidigten Experten wie Arthur Hübner oder Otto Behaghel erfolgreich die fachliche Kompetenz der Germanistik in Wahrheitsfragen<sup>39</sup>. Doch ein solches Bekenntnis zur Wissenschaftlichkeit, eine „methodische Vorentscheidung für philologisches Arbeiten bedeutete keine Entscheidung für oder gegen die herrschende Politik“<sup>40</sup>.

Die Aufforderung, sich mit Gegenwartsliteratur zu befassen, gewann ab 1933 an Brisanz, weil damit jetzt Werke und Autoren gemeint waren, die dem Regime nahestanden. Weniger gegen diese Texte als vielmehr gegen diesen Objektbereich pflegte das Fach einen historistischen Vorbehalt, demzufolge nur Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung werden kann, was vergangen und somit in sich abgeschlossen ist. So lehnte es die „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ (DVjs) als führende Fachzeitschrift prinzipiell ab, Beiträge über lebende deutsche Schriftsteller zu publizieren. Bezeichnenderweise stammten die beiden erfolgreichsten Darstellungen der zwanziger Jahre über die

<sup>39</sup> Michael H. Kater, Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches. 2., um ein ausführliches Nachwort erg. Aufl. (München 1997) 15f.; Reinhard Olt und Hans Ramge, „Außen-seiter“: Otto Behaghel, ein eitel Hirngespinnst und der Nationalsozialismus, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 14 (1984) H. 53/54, 194–223.

<sup>40</sup> Otfrid Ehrismann, Germanistik und Mittelalter im Hitler-Reich, in: Forum. Materialien und Beiträge zur Mittelalter-Rezeption, hrsg. von Rüdiger Krohn, Bd. 1 (Göppingen 1986) 51–94, 69, im folgenden zitiert: Ehrismann, Germanistik.

neuere deutsche Literatur von zwei Mediävisten<sup>41</sup>, die mit einer solchen Publikation ihre Reputation als Wissenschaftler weit weniger gefährdeten als ihre Kollegen aus der neueren Abteilung. Die Zurückhaltung schwand bei denjenigen Neugermanisten nach 1933 merklich, die kulturpolitisch Flagge zeigen wollten, wobei mancher bei seinen Veröffentlichungen Wert darauf legte, zwischen fachwissenschaftlichen und publizistischen Beiträgen zu trennen. Mit dem in „Dichtung und Volkstum“ umbenannten „Euphorion“ öffnete sich dann auch eine Fachzeitschrift verstärkt für die Gegenwartsliteratur<sup>42</sup>. Der Erkenntnisgewinn blieb gering; die Literaturwissenschaftler wiederholten in der Regel nur die Botschaften, die kaum verhüllt in den Texten standen. Selbst die eher populären NS-Literarhistoriker wie Walther Linden, Hellmuth Langenbucher oder Arno Mulot versuchten „keinen wirklich neuen Kanon zu etablieren, sie versuchten vielmehr, den ihnen wichtigen Bestand als Teilkanon im Gemäuer des alten Kanons unterzubringen“<sup>43</sup>. Vorausgegangen war dieser Ausgrenzung der sich seit den frühen dreißiger Jahren durchsetzende Verzicht, die verschiedenen literarischen Programme der Gegenwart als einen Zusammenhang darzustellen; die deutsche Literatur wurde in zwei parallel verlaufende Stränge gespalten.

Rassismus in der Germanistik war nicht auf Rassentheorien angewiesen, sondern eher ein mehr oder minder expliziter Bestandteil national(istisch)er Auffassungen. Anschlußmöglichkeiten ergaben sich ebenso über gängige Gegenstandskonzeptionen, welche die Sprache, die Literatur, das Werk, das Volk als Organismus begreifen. Antisemitismus, obwohl vom politischen Umfeld gefördert, brachte im Wissenschaftssystem kaum Reputationsgewinne ein<sup>44</sup>. Ähnlich verhielt es sich mit der Rassenkunde. Noch 1942 beklagte sich ein Fachvertreter, daß „[n]ur ganz vereinzelt [...] sich bislang literaturwissenschaftliche Untersuchungen rassekundlichen Themen zugewandt“<sup>45</sup> hätten. Die dezidiert geisteswissenschaftliche Ausrichtung der Germanistik stand dem eher entgegen; nicht Konzeptionen der modernen Biologie, sondern Naturvorstellungen der Goethezeit prägten die Germanistik. Im Ergebnis machte das allerdings keinen sehr großen Unterschied.

<sup>41</sup> *Friedrich von der Leyen*, Deutsche Dichtung in neuer Zeit (Jena 1922); *Hans Naumann*, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. 1885–1923 (Stuttgart 1923). Vgl. *Rosenberg*, Germanistik 22 ff.; *Karl Otto Conrady*, Völkisch-nationale Germanistik in Köln. Eine unfestliche Erinnerung (Schernfeld 1990) 64 ff.

<sup>42</sup> *Wolfgang Adam*, Einhundert Jahre „Euphorion“. Wissenschaftsgeschichte im Spiegel einer germanistischen Fachzeitschrift, in: *Euphorion* 88 (1994) 1–72, 54, im folgenden zitiert: *Adam*, Einhundert Jahre.

<sup>43</sup> *Ketelsen*, Literatur 93; zur „Spaltung des literarischen Ensembles“ vgl. ebd. 77 ff.

<sup>44</sup> Vgl. *Klausnitzer*, Blaue Blume 352.

<sup>45</sup> *Willi Flemming*, Literaturwissenschaft und rassische Betrachtungsweise, in: *Bücherkunde* 9 (1942) 133–139, 133; ähnlich *Kluckhohn*, Literaturwissenschaft 35. Für die Altgermanistik und Altnordistik bestätigt diesen Befund *von See*, *Barbar* 224.

## Organisation

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert war die Germanistik – mit wenigen Ausnahmen – an allen deutschsprachigen Universitäten mit zwei Professuren (keineswegs überall Ordinariaten) vertreten, von denen gewöhnlich die eine der Neueren deutschen Literaturgeschichte (oder -wissenschaft) gewidmet war, die andere der Mediävistik und Sprachwissenschaft<sup>46</sup>. Die Zuordnung der Linguistik zur älteren Abteilung behinderte zweifellos deren Entwicklung; das änderte sich erst mit dem Ausbau der Hochschulen in den sechziger Jahren. Traditionell bildete das Fach in erster Linie Deutschlehrer aus, genauer: Deutschlehrer für die Gymnasien, denn die Ausbildung der Volksschullehrer erfolgte in der Regel nicht an den Universitäten, sondern an eigenständigen Einrichtungen (Seminare, Pädagogische Akademien bzw. Hochschulen). Der Versuch, die Zweiteilung der Lehrerbildung aufzuheben, scheiterte in der NS-Zeit. Wie die anderen Nationalphilologien war die Germanistik also in einem hohen Maße vom Erziehungssystem und damit vom Staat abhängig. Die Erfordernisse der Schule (Deutschunterricht) fungierten als Klammer für die Einheit der Disziplin, obwohl sich längst eine kognitive Differenzierung in Literaturwissenschaft, Linguistik und Mediävistik vollzogen hatte. Wo diese Verankerung im Schulunterricht nicht gegeben war, kam es bereits um 1900 zur Ausdifferenzierung eigenständiger Disziplinen wie Volkskunde und Nordistik.

Innerhalb der Germanistik verzeichnete die neuere Abteilung den größeren Zulauf unter den Studierenden<sup>47</sup> und die größere öffentliche Resonanz, dagegen verfügte die ältere Abteilung meist über die größere institutionelle Macht, so auch in aller Regel über das (zuerst eingerichtete) Ordinariat. Die Kollegen aus der Neueren deutschen Literaturwissenschaft mußten sich vielfach mit einem Extraordinariat begnügen. Eine besonders markante Ausprägung fand diese eher typische Konstellation im Heidelberg der zwanziger Jahre. Hier zog der a.o. Prof. Friedrich Gundolf, der wohl berühmteste deutsche Literaturwissenschaftler seiner Zeit, das große Publikum an, während der o. Prof. Friedrich Panzer die Prüfungen abnahm, in Universitätsgremien und Akademie dominierte – und ein deutlich höheres Gehalt erhielt, ja 1930 das höchste in der ganzen Fakultät<sup>48</sup>.

Eine außeruniversitäre germanistische Forschung spielte nur eine geringe Rolle. Zwar betreute z. B. die Deutsche Kommission an der Preußischen Akademie der Wissenschaften zahlreiche germanistische Forschungsvorhaben, doch handelte es sich hierbei um typische Langzeitprojekte wie Wörterbücher (Grimms Deutsches Wörterbuch, diverse Dialektwörterbücher), Handschrifteninventare, Bibliogra-

<sup>46</sup> Vgl. dazu die in Anm. 7 und Anm. 8 genannte Literatur.

<sup>47</sup> Paul Merker, *Neue Aufgaben der Literaturgeschichte* (Leipzig und Berlin 1921) 15 ff.

<sup>48</sup> Vgl. Rainer Kolk, *Literarische Gruppenbildung. Am Beispiel des George-Kreises 1890–1945* (Tübingen 1998) 342 ff. und 398 f.; zu den Einkommensverhältnissen: Christian Jansen, *Vom Gelehrten zum Beamten. Karriereverläufe und soziale Lage der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1933* (Heidelberg 1992) 40.

phien und Editionen. Mit Ausnahme vielleicht der Kulturraumforschung, an der germanistische Sprachwissenschaftler beteiligt waren, kann man diesen Unternehmungen weder eine besondere öffentliche Ausstrahlung noch eine erhebliche Rückwirkung auf aktuelle Forschungsdiskussionen oder gar auf die Lehre bescheinigen, so verdienstvoll diese entsagungsreichen Arbeiten waren<sup>49</sup>. Der größte Teil der Drittmittel für die Germanistik floß in diesen Bereich. Eine Sonderstellung nahmen die Deutsche Akademie in München<sup>50</sup>, die für die im Ausland tätigen Lektoren zuständig war, und das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart<sup>51</sup> ein.

Eher skeptisch, was ihre Reichweite und Rückwirkung auf die Disziplin betrifft, sind auch die Versuche von NS-Organisationen einzuschätzen, literaturwissenschaftliche Forschung außerhalb der Universitäten zu etablieren. Das schließt die Projekte ein, die im Zusammenhang mit dem Fall Schneider/Schwerte bekannt wurden<sup>52</sup>. Allerdings wäre hier zweierlei einmal grundsätzlich zu erörtern: Zum einen müßte man sich über die Kriterien für den Erfolg bzw. die Relevanz von wissenschaftlichen Unternehmungen verständigen. Keinesfalls darf man sich allein auf die Aussagen der Beteiligten verlassen. Anträge und Berichte haben bekanntlich ihre eigene ‚Rhetorik‘. Zum anderen stellt sich die Frage, ob nicht die Zeit zu kurz war, um nachhaltige Wirkungen zu erzielen, ob sich nicht Effekte der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik in einem späteren, ganz anderen gesellschaftspolitischen Umfeld einstellten, wobei dieser Kontextwechsel kaum ohne Folgen für die Projekte geblieben sein dürfte. Hier wäre vor allem an die verstärkten Anstrengungen während des Zweiten Weltkriegs zu denken, die hauptsächlich auf einem Terrain stattfanden, auf dem die Interessenssphären noch nicht so abgesteckt waren wie im Deutschen Reich, wo folglich Innovationen auf weniger Widerstand stießen. Ob es sich dabei um eine ‚Spielwiese‘ oder um ein Experimentierfeld zukunftssträchtiger Modelle handelte, wäre ebenso zu untersuchen wie die für Rückwirkungen ausschlaggebenden Resonanzbedingungen der etablierten Strukturen.

<sup>49</sup> Holger Dainat, Die paradigmatische Rolle der Germanistik im Bereich der Philologien. Die Deutsche Kommission im disziplinären Kontext, erscheint in: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945, hrsg. von Wolfram Fischer (Berlin 2000) 169–196.

<sup>50</sup> Edgar Harvolk, Eichenzweig und Hakenkreuz. Die Deutsche Akademie in München (1924–1962) und ihre volkshundliche Sektion (München 1990).

<sup>51</sup> Ernst Ritter, Das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart 1917–1945. Ein Beispiel deutscher Volkstumsarbeit zwischen den Weltkriegen (Wiesbaden 1976).

<sup>52</sup> Vgl. Gerd Simon, „Ihr Mann ist tot und läßt Sie grüßen“. Hans Ernst Schneider alias Schwerte im Dritten Reich, in: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 27 (1996) 82–120, im folgenden zitiert: Simon, „Ihr Mann ist tot“; Ludwig Jäger, Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Das Kapitel Schneider/Schwerte, in: ebd. 5–47; ders., Seitenwechsel. Der Fall Schneider/Schwerte und die Diskretion der Germanistik (München 1998). Ob man die Tätigkeit Schneiders oder allgemein den „germanischen Wissenschaftseinsatz“ überhaupt der Germanistik zuordnen kann, scheint mir zumindest fraglich. Gegen überzogene Vorstellungen einer verschworenen Germanistengemeinschaft nach 1945 vgl. Klaus Weimar, Schneider/Schwerte und die Germanistik und Ludwig Jäger, in: Merkur 53 (1999) 445–453.



Schauen wir auf die Universitäten: Das zentrale Steuerungsmittel staatlicher Wissenschaftspolitik stellt in den Geisteswissenschaften die Personalpolitik dar, also Entlassungen und die Schaffung bzw. Besetzung von Stellen. Folgt man der Statistik von Christian von Ferber<sup>53</sup> über die Entwicklung des Lehrkörpers, dann sank von 1931 bis 1938 die Zahl der Germanistik-Dozenten von 144 auf 114, d.h. auf den Stand von 1920. Das entspricht einem Rückgang um 20%; damit ist die Verlustrate doppelt so hoch wie bei den Geisteswissenschaften (9,5%) und viermal so hoch wie bei den Historikern (5%). Betroffen von diesem Personalabbau waren hauptsächlich Privatdozenten. Man wird diesen Rückgang nicht allein auf politische Säuberungsmaßnahmen zurückführen dürfen; die drastische Verringerung der Studentenzahlen<sup>54</sup> mag ebenfalls dazu beigetragen haben, da das Einkommen der nicht fest angestellten Dozenten zu einem erheblichen Teil aus Hörgeldern bestand.

Bei den politisch motivierten Entlassungen des Jahres 1933 sollte man nicht nur auf Zahlen und Namen achten, sondern auch auf den Rang in der Universitäts-hierarchie. Hier fällt bei der literaturwissenschaftlichen Germanistik auf, daß 1933 hauptsächlich die unteren Statusgruppen betroffen sind, dagegen zunächst so gut wie keine Ordinarien; diese werden erst von der zweiten Entlassungswelle 1936 erreicht<sup>55</sup>. Das deutet auf eine akademische Sozialisation und dann auf eine Vorauswahl bei Berufungen bereits in der Weimarer Republik hin, derzufolge Juden, Linke, Liberale und Frauen kaum Chancen auf eine Professur hatten. Das galt auch für die Schweiz und Österreich<sup>56</sup>. Mit Melitta Gerhard wurde 1933 in Kiel die einzige Privatdozentin in der germanistischen Literaturwissenschaft aus dem Deutschen Reich vertrieben. Im Unterschied etwa zur Romanistik gehörte die Germanistik sicher zu den konservativeren Disziplinen, die von ihren Vertretern eine deutschnationale Gesinnung als Zeichen ‚nationaler Zuverlässigkeit‘ erwarteten. Der praktizierte Antisemitismus wurde eher selten thematisiert. Wenn in der Weimarer Republik im Zusammenhang von Berufungen die ‚weltanschauliche‘ Gebundenheit von Bewerbern moniert wurde, dann betraf es vor allem das Bekenntnis zum Katholizismus. Widerstand haben Germanisten m. W. nicht gegen die Entlassungen ihrer Kollegen geleistet<sup>57</sup>; die Anteilnahme hielt sich in engen

<sup>53</sup> Christian von Ferber, *Die Entwicklung des Lehrkörpers der deutschen Universitäten und Hochschulen 1864–1954* (Göttingen 1956) 195 ff.

<sup>54</sup> Vgl. Hartmut Tütze, *Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland 1820–1944* (Göttingen 1987) 124 ff., im folgenden zitiert: Tütze, *Hochschulstudium*.

<sup>55</sup> Hermand, *Geschichte* 99 f.

<sup>56</sup> Vgl. Julian Schütt, *Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus* (Zürich 1996), im folgenden zitiert: Schütt, *Germanistik*; Sebastian Meissl, *Germanistik in Österreich. Zu ihrer Geschichte und Politik 1918–1938*, in: *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938*, hrsg. von Franz Kadmoska (Wien u. a. 1981) 475–496.

<sup>57</sup> Vgl. aber: Wolfgang Harms, *Die studentische Gegenwehr gegen Angriffe auf Paul Hankamer an der Universität Königsberg 1935/1936. Ein Versuch der Verteidigung einer Geisteswissenschaft*, in: *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*, hrsg. von Mar-

Grenzen. Zumindest für die Preußische Akademie der Wissenschaften läßt sich belegen, daß man sich solchen Zumutungen (bis Ende 1938) erfolgreich widersetzen konnte.

Eine Untersuchung zu den Berufungsverfahren in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft zwischen 1933 und 1945<sup>58</sup> hat u. a. gezeigt, daß zwei Phasen zu unterscheiden sind. Von 1933 bis 1936/37 dominierten eindeutig politische Kriterien bei Personalentscheidungen, die häufig gegen den erklärten Willen der Fakultäten durchgesetzt wurden. Das kam in der Weimarer Republik so gut wie gar nicht vor. Charakteristisch für die Zeit bis etwa 1937 war erstens eine relativ lange Dauer des Verfahrens, weil Listenvorschläge wiederholt abgelehnt und ergänzt und dazu zahlreiche Gutachten eingeholt werden mußten, die z. T. völlig kontrovers ausfielen. Zweitens äußerte sich das Mißtrauen gegenüber bereits etablierten Professoren darin, daß in dieser ersten Phase ausschließlich Erstberufungen politisch zuverlässig erscheinender Literaturwissenschaftler erfolgten. In den wenigsten Fällen konnten diese allerdings die in sie gesteckten Erwartungen erfüllen, sei es, weil sie frühzeitig durch Krankheit oder Tod wieder aus dem Dienst ausschieden, wegen ihrer Homosexualität entlassen wurden oder sich als wissenschaftlich unfähig erwiesen. Über den Einzelfall hinaus ist drittens weder eine stringente personalpolitische Konzeption zu erkennen noch die Bevorzugung bestimmter Forschungsprogramme oder Forschungsfelder. Zweifellos wurde viertens durch die politischen Eingriffe die bestehende informelle Reputationshierarchie, die nicht nur bei der Vergabe von Stellen eine nicht unerhebliche Rolle spielte, empfindlich gestört<sup>59</sup>, ohne daß sich eine neue etablieren konnte, die im Sinne des NS-Regimes funktionierte.

Ab 1937/38 dominierten wieder wissenschaftliche Gesichtspunkte die Personalentscheidungen – allerdings auf einem ‚gesäuberten‘ Feld: Bestimmte Personen kamen nicht mehr vor. Eingriffe der Kultusministerien und der Parteistellen nahmen deutlich ab, ohne daß man auf eine politische Bewertung der Kandidaten verzichtete. Die Fachgutachten erhielten wieder ein größeres Gewicht. Das ist nicht allein darauf zurückzuführen, daß sich bestimmte Verfahren eingespielt und die

*tin Huber und Gerhard Lauer* (Tübingen 2000) 281–301; *Helmut Kunigk*, Paul Hankamer und sein Königsberger Schülerkreis (1932–1936), in: *Das Preußenland als Forschungsaufgabe. Eine europäische Region in ihren geschichtlichen Bezügen*, hrsg. von *Bernhart Jähnig* und *Georg Michels* (Lüneburg 2000) 761–781. – Zum Folgenden vgl. *Hanne Knickmann*, Der Jean-Paul-Forscher Eduard Berend (1883–1973). Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 29 (1994) 7–91 und 30 (1995) 7–104.

<sup>58</sup> Vgl. zum Folgenden *Holger Dainat*, Zur Berufungspolitik in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft 1933–1945, erscheint in: *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*, hrsg. von *Holger Dainat* und *Lutz Danneberg*.

<sup>59</sup> Trotz seiner zahlreichen Verbeugungen vor den braunen Machthabern konnte z. B. Julius Petersen seine Position nicht behaupten; vgl. *Petra Boden*, Julius Petersen: Ein Wissenschaftsmanager auf dem Philologenthron, in: *Euphorion* 88 (1994) 82–102; *dies.*, Charlotte Jolles über Julius Petersen. Zum wissenschaftlichen Leben am Germanischen Seminar in den dreißiger Jahren, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe* 36 (1987) 632–639.

Säuberungs- und Disziplinierungsmaßnahmen gegriffen hätten, denn zum gleichen Zeitpunkt konstatierten verschiedenste Stellen der NSDAP das Scheitern der Gleichschaltung (s. o.) und mahnten Handlungsbedarf an. Tatsächlich wurden jetzt auch Literaturwissenschaftler berufen, die zuvor aus politischen Motiven abgelehnt wurden (wie z. B. Walther Rehm oder Max Kommerell); dabei waren diese früheren Bedenken keineswegs vergessen und nicht völlig ausgeräumt. Wenn Literaturwissenschaftler wie etwa Benno von Wiese später die NS-Zeit nicht in so guter Erinnerung hatten<sup>60</sup>, obwohl sie sich, wie man in ihren Publikationen nachlesen kann, um das Wohlwollen der Machthaber bemühten, so liegen dem durchaus reale Erfahrungen zugrunde. Die Verzögerungen im Karriereverlauf machen sie jedoch noch lange nicht zu Opfern der Diktatur. Seit 1937 verbesserten sich ihre Aussichten. Nicht wenige der zwischen 1939 und 1944 erstellten Listenvorschläge wären so auch in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre akzeptiert worden<sup>61</sup>. Als Gründe für die Umorientierung in der NS-Berufungspolitik sind der Mangel an akademischem Nachwuchs und ein stärkeres Interesse an funktionierenden – statt politisierten – Universitäten zu nennen. Das schließt weiterhin politisch motivierte Entlassungen (Paul Hankamer in Königsberg, Günther Müller in Münster) ebensowenig aus wie die Verweigerung von Akademiemitgliedschaften aus primär politischen Gründen (Josef Nadler in Berlin, Benno von Wiese in München).

Unterliegt die Besetzung von (Professoren-) Stellen ‚harten‘ Zugangskriterien, so gelten für Publikationsmöglichkeiten eher ‚weiche‘. Hier zeigt sich die zünftige Wissenschaft stets großzügiger. So konnte der 1933 in Heidelberg entlassene, mittlerweile im Exil lebende Richard Alewyn noch 1935 in der – dem gleichgeschalteten Germanistenverband nahestehenden – „Zeitschrift für Deutsche Bildung“ einen zweiteiligen Bericht über „Das neunzehnte Jahrhundert in der jüngsten Forschung“ publizieren. Die Beiträge, die Erich Rothacker in seiner Autobiographie als Beweis für die Distanz der von ihm und Paul Kluckhohn herausgegebenen DVjs zum NS-Regime nennt<sup>62</sup>, wurden bis 1935 publiziert. Danach verengte sich der Spielraum selbst für solche Zeitschriften, deren Herausgeber und Verleger sich an wissenschaftlichen Leistungen und weniger an politischen Konjunkturen orientierten<sup>63</sup>. Eine Auswertung des Redaktionsarchivs der DVjs belegt

<sup>60</sup> Hans Peter Herrmann, Das Bild der Germanistik zwischen 1945 und 1965 in autobiographischen Selbstreflexionen von Literaturwissenschaftlern, in: Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, hrsg. von Wilfried Barner und Christoph König (Frankfurt a. M. 1996) 345–360.

<sup>61</sup> Mit sehr wenigen Ausnahmen (z. B. Käthe Hamburger) sind nach 1945 in der Bundesrepublik nur solche Literaturwissenschaftler als Hochschullehrer in die Disziplin integriert worden, die bereits vor 1933 etabliert waren. Die DDR zeigte sich in dieser Hinsicht zunächst offener; vgl. Petra Boden, Universitätsgermanistik in der SBZ/DDR. Personalpolitik und struktureller Wandel 1945–1958, in: Deutsche Literaturwissenschaft 1945–1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen, hrsg. von Petra Boden und Rainer Rosenberg (Berlin 1997) 119–149.

<sup>62</sup> Erich Rothacker, Heitere Erinnerungen (Frankfurt a. M., Bonn 1963) 73.

<sup>63</sup> Vgl. zum Folgenden Holger Dainat und Rainer Kolk, Das Forum der Geistesgeschichte.

indessen ein beständiges Lavieren: Wurde die Machtergreifung noch begrüßt, so stießen der zunehmende Druck des Regimes und die Maßnahmen gegen jüdische Mitarbeiter auf Ablehnung; das konnte sogar zu Eingriffen in Beiträge führen: Aus dem „jüdischen Literarhistoriker“ im Manuskript wurde im Druck ein „Berliner Literarhistoriker“; doch diese ‚Umdeklarierung‘ kam nicht allen zugute, und sie war nicht mit allen Verfassern machbar.

Zu den Voraussetzungen für eine verhältnismäßig resistente Haltung gehörten bei der DVJs erstens der Wille von Herausgebern und Verleger, Publikationen vorrangig von wissenschaftlichen Kriterien abhängig zu machen. Das galt selbst für die Zeit von Rothackers intensivem NS-Engagement 1933/34. Dazu zählte zweitens die ökonomische Unabhängigkeit; zwischen Druckkostenzuschüssen, die schon damals die meisten Zeitschriften benötigten, und politischem Druck bestand ein direkter Zusammenhang. Drittens war eine internationale Reputation nicht zu unterschätzen, zumal wenn sie Devisen einbrachte. Daß wissenschaftliche Publikationen unter diesem Aspekt ein gewichtiger Faktor waren, mag heute überraschen, aber es gab damals sogar entsprechende Subventionsmaßnahmen<sup>64</sup>. Viertens spielte die Konkurrenzsituation zu den anderen Fachperiodika eine zentrale Rolle. Im Fall der DVJs wurde besonders der 1934 in „Dichtung und Volkstum“ umbenannte „Euphron“<sup>65</sup> aufmerksam beobachtet. Dessen demonstrative Anlehnung an die NS-Ideologie stieß weder in der germanistischen Fachöffentlichkeit noch bei den Nationalsozialisten selbst auf besondere Gegenliebe. Positiver beurteilte das SD-Gutachten über die „Lage und Aufgaben der Germanistik“ die beiden zugleich an die Deutschlehrer adressierten Zeitschriften, die „Zeitschrift für Deutschkunde“ und die „Zeitschrift für Deutsche Bildung“<sup>66</sup>, während die praxisfernen, sich mit philologischen Spezialfragen beschäftigenden Periodika keine ausdrückliche Erwähnung fanden<sup>67</sup>.

Die „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ (1923–1944), in: Beiträge zur Methodengeschichte der neueren Philologien. Zum 125jährigen Bestehen des Max Niemeyer Verlages, hrsg. von Robert Harsch-Niemeyer (Tübingen 1995) 111–134; Holger Dainat, „wir müssen ja trotzdem weiter arbeiten“. Die Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte vor und nach 1945, in: Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, hrsg. von Wilfried Barner und Christoph König (Frankfurt a. M. 1996) 76–100, im folgenden zitiert: Dainat „wir müssen ja“.

<sup>64</sup> Vgl. Jan-Pieter Barbian, Literaturpolitik im „Dritten Reich“. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder (Frankfurt a. M. 1993) 282 ff.

<sup>65</sup> Vgl. Adam, Einhundert Jahre; ders., „Dichtung und Volkstum“ und erneuerter „Euphron“. Überlegungen zur Namensänderung und Programmatik einer germanistischen Fachzeitschrift, in: Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, hrsg. von Wilfried Barner und Christoph König (Frankfurt a. M. 1996) 60–75.

<sup>66</sup> Vgl. Uwe Grund, Indices zur Sprachlichen und Literarischen Bildung in Deutschland. Bd. 1: Zeitschrift für Deutschkunde 1920–1943. Beiträge – Themen – Textprofile; Bd. 2: Zeitschrift für Deutsche Bildung 1925–1944. Beiträge – Themen – Textprofile (München u. a. 1990/95).

<sup>67</sup> Germanistik in den Planspielen 57. – Vgl. Ehrismann, Germanistik 72 ff.; Birgitta Almgren, Germanistik und Nationalsozialismus. Affirmation, Konflikt und Protest. Traditions-

Der Germanistenverband<sup>68</sup> war 1933 faktisch pleite und ist nach der schnellen Selbstgleichschaltung unter der Führung des langjährigen Göttinger Führer-Rektors Friedrich Neumann nicht mehr in Erscheinung getreten. Der zweifache Versuch, einen internationalen Germanistenverband zu gründen, scheiterte<sup>69</sup>. (Internationale) Germanistentage kamen in der NS-Zeit über das Planungsstadium nicht hinaus, so daß die ‚Kriegseinsatztagungen‘ in Weimar 1940 die einzigen größeren Zusammenkünfte germanistischer Fachvertreter in der NS-Zeit waren, sieht man von der zuletzt 1934 stattgefundenen ‚Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner‘ mit ihrer Germanistensektion ab und einem informellen Treffen in kleinem Kreise ebenfalls 1934 in Maulbronn.

## Leistung

Daß die Germanistik im Hinblick auf die Zahl der Studierenden seit der Jahrhundertwende zur größten Disziplin an der Philosophischen Fakultät expandierte, ist auf eine bildungspolitische Grundsatzentscheidung zurückzuführen: auf die Ablösung des Neuhumanismus durch Nationalbildung<sup>70</sup>. Mit dieser sich einige Jahrzehnte hinziehenden Bildungsreform (ca. 1890–1925) erfolgte eine Aufwertung der modernen Sprachen und Naturwissenschaften sowie eine gewisse soziale Öffnung der Hochschulen. Diese ‚Modernisierungskomponenten‘ verbanden sich zum einen mit einer strengeren Differenzierung des Bildungssystems in zwei ‚Klassen‘ (Volksschule vs. höhere Bildung), die sich in den Interessenverbänden der Lehrer fortsetzte. Mit den Gewerkschaften und dem Philologen- bzw. Germanistenverband standen sich auch politisch unterschiedlich ausgerichtete Organisationen gegenüber<sup>71</sup>. Zum anderen fand eine Politisierung des Bildungsbereiches statt, die sich vor allem in der Aufwertung des Nationalen als Integrationsmittel in sozialer und sachlicher Hinsicht ausdrückte. Bildung, d.h. das Erziehungssystem, sollte die Nation einen, und der nationale Bezug sollte als Vereinigungspunkt des sich spezialisierenden Wissens dienen. Die zentrale Stellung des

felder und zeitgebundene Wertung in Sprach- und Literaturwissenschaft am Beispiel der Germanisch-Romanischen Monatsschrift 1929–1943 (Uppsala 1997).

<sup>68</sup> Klaus Röther, Die Germanistenverbände und ihre Tagungen. Ein Beitrag zur germanistischen Organisations- und Wissenschaftsgeschichte (Köln 1980).

<sup>69</sup> Simon, „Ihr Mann ist tot“ 96.

<sup>70</sup> Helmut Becker und Gerhard Kluchert, Die Bildung der Nation. Schule, Gesellschaft und Politik vom Kaiserreich zur Weimarer Republik (Stuttgart 1993); Detlev Kopp, Deutsche Philologie und Erziehungssystem, in: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, hrsg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp (Stuttgart, Weimar 1994) 669–741, 728 ff.; Horst Joachim Frank, Dichtung, Sprache, Menschenbildung. Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945, 2 Bde. (München 1976) Bd. 2, 485 ff., im folgenden zitiert: Frank, Dichtung.

<sup>71</sup> Vgl. Der Lehrer und seine Organisationen, hrsg. von Manfred Heinemann (Stuttgart 1977).

Deutschunterricht sollte alle Schulen verbinden und die ‚Deutschkunde‘<sup>72</sup> so unterschiedliche Fächer wie Geschichte, Geographie, Religion und Biologie zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenfassen, die ihren Kern im Literatur- und Sprachunterricht besaß. Über diese bildungspolitische Grundkonzeption bestand weitgehend Konsens von den Konservativen bis zu den Sozialdemokraten.

Das Nationale als Integrationsmittel erwies sich besonders in zwei Hinsichten als äußerst problematisch: Zum einen eignete es sich nicht, den schulischen Lehrstoff zu verringern und zu ordnen (Überlastungsproblem). Als Bildungsideal war die Deutschkunde mit ihrer endgültigen Durchsetzung Mitte der zwanziger Jahre in die Krise geraten, wenn nicht gescheitert<sup>73</sup>. Zu Recht konnte man jetzt der Deutschkunde den gleichen ‚Historismus und Enzyklopädismus‘ vorwerfen, mit dem sie zuvor die Neuhumanisten diskreditiert hatte. Statt das Konzept zu ändern, reagierten nicht wenige mit einer Radikalisierung des Nationalismus. Nicht nur für Walther Linden begann deshalb 1933 ein neues Zeitalter in der Geschichte der Deutschkunde-Bewegung. Auf die erste Phase, „die im wesentlichen *stoffartig* bestimmt war“, und auf die zweite geistesgeschichtlich dominierte, „welche die äußere Kenntnis zu einer inneren Seelenbeziehung vertiefte“, sollte jetzt eine dritte folgen, „die nun vom *Politischen, Geschichtlichen* und den *religiösen Gemeinschaftsbeziehungen* her ihre Bestimmung erhält. [...] Das Übergeordnete ist nicht der Geist, sondern der *Wille*, nicht der Gedanke oder selbst das gestaltete Kunstwerk, sondern die *Tat*.“<sup>74</sup> Das Zitat verdeutlicht zugleich jenen anderen problematischen Aspekt der Nationalbildung, auf den ideologiekritische Arbeiten zur Fachgeschichte ihr besonderes Augenmerk richteten. Die Nation oder das deutsche Volk konnte gegen den Staat, konkret: gegen die Weimarer Republik, und all jene, die als national unzuverlässig galten, ausgespielt werden; davon wurde von Beginn an Gebrauch gemacht. Eine Abgrenzung zu völkischen oder rassistischen Positionen fand faktisch nicht statt, und einer Radikalisierung der Konzeptionen stand wenig im Wege. Insofern lassen sich mühelos Kontinuitätslinien vom 19. Jahrhundert bis in die NS-Zeit ziehen; es gab aber immer auch andere Stränge<sup>75</sup>.

<sup>72</sup> Die Deutschkunde war also einerseits im Erziehungssystem das Gegenstück zur Geistesgeschichte des Wissenschaftssystems, andererseits die germanistische Variante der romanistischen oder anglistischen Kulturkunde und somit Teil einer Modernisierung des Bildungsbereichs, die auf aktuellere Unterrichtsstoffe setzte und sich damit gegen jene Philologen richtete, die Antike und Mittelalter präferierten.

<sup>73</sup> Vgl. Die moderne Kultur und das Bildungsgut der deutschen Schule. Bericht über den Pädagogischen Kongreß des Deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht, hrsg. von Georg Ried (Leipzig 1927); Walther Hofstaetter, Der Kampf gegen die Deutschkunde, in: Zeitschrift für Deutschkunde 1927, 97–114. Vgl. dazu Frank, Dichtung Bd. 2, 693 ff.

<sup>74</sup> Walther Linden, Deutschkunde als politische Lebenswissenschaft – das Kerngebiet der Bildung!, in: Zeitschrift für Deutschkunde 1933, 337–341, 339; vgl. ders., Das neue Antlitz der Deutschkunde, in: Deutsches Bildungswesen 1 (1933) 401–414.

<sup>75</sup> Vgl. z. B. Deutsche Bildung? Briefwechsel zweier Schulmänner. Otto Schumann – Martin Havenstein 1930–1944, hrsg. von Notker Hammerstein (Frankfurt a. M. 1988). Zur Unterrichtspraxis vgl. die materialreiche Fallstudie von Bettina Goldberg, Schulgeschichte als

Die Politisierung kann das Sachproblem der Überlastung nur dann lösen, wenn man sich über die Kriterien einig ist, welche Gegenstände man wie im Unterricht an Schule und Hochschule behandeln möchte. Hier helfen ‚Wille‘ und ‚Tat‘, ‚Gesinnung‘ und ‚Haltung‘ nicht weiter. Wer solche Phrasen ernstnimmt, sieht sich schnell in endlose Streitigkeiten verwickelt. Wenn Linden 1933 das Programm einer ‚politischen Lebenswissenschaft‘ verkündete, dann handelte es sich auch um eine Absage an jene „Magna charta des Bildungsprogramms“<sup>76</sup>, auf die sich der Germanistenverband kurz zuvor im Februar 1933 verständigt hatte. Um bei der wissenschaftlichen Ausbildung der Deutschlehrer der Gefahr „einer schwer überschaubaren Ansammlung von Forschungs- und Wissensbereichen“ und damit der Auflösung des Studiengbietes „in ein kulturgeschichtliches Vielerlei“ zu entkommen, plädierte der Fachverband dafür, das „Schwergewicht der Ausbildung“ auf die „Schulung zur Interpretation“ zu legen: „In der echten Interpretation, der eigentlichen Kunstleistung des Philologen, schießen Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und jede Art von Sachwissenschaft zu einem lebendigen Ganzen zusammen.“<sup>77</sup> Bemerkenswert an diesem Plädoyer für Interpretation ist, daß der Impuls vom Deutschunterricht kam und daß diese Forderung der literaturwissenschaftlichen Theoriediskussion um einige Jahre vorausging. Vor den späten dreißiger Jahren waren es allein einige Außenseiter, die auf eine solche Ausrichtung der Literaturwissenschaft drangen. Diese Problemlösung hat sich im Deutschunterricht spätestens nach 1945 allgemein durchgesetzt; zuvor aber fand eine Aufwertung statt von Sprecherziehung, Feierstunden, Ritualen und Körperertüchtigung, von Charakterschulung und Inszenierung von Gemeinschaft<sup>78</sup>.

An den Vor- und Nachteilen, an der Problematik der Nationalbildung partizipierte die Germanistik als selbsterklärte „Zentralwissenschaft vom deutschen Geist“ (Rudolf Unger) in besonderem Maße. Die 1933 geäußerten Hoffnungen, die eigene Bedeutung jetzt noch steigern zu können, erfüllten sich nicht. An den Universitäten sank die Zahl der Germanistik-Studierenden von 1931 bis 1938 um ca. 80% (von 5.361 auf 1.049)<sup>79</sup>. Danach erfolgte wieder ein Anstieg, der aus den besseren Berufsaussichten als Folge des Mangels an akademischem Nachwuchs

Gesellschaftsgeschichte. Die höheren Schulen im Berliner Vorort Hermsdorf (1893–1945) (Berlin 1994).

<sup>76</sup> J[ohann] G[eorg] S[prengel], Die Erfurter Ausschußtagung (3.–5. Februar 1933), in: Deutsche Bildung. Mitteilungen der Gesellschaft für Deutsche Bildung (Deutscher Germanistenverband) 14 (1933) Nr. 1/2, 2–4, 4.

<sup>77</sup> Die Leitsätze: Die wissenschaftliche Ausbildung der Deutschlehrer, in: ebd. 6–10, 7. – Zur Diskussion dieser Leitsätze im Hochschulausschuß des Germanistenverbandes vgl. Die Sitzungsberichte, ebd. 12–16.

<sup>78</sup> Vgl. Norbert Hopster und Ulrich Nassen, Literatur und Erziehung im Nationalsozialismus. Deutschunterricht als Körperkultur (Paderborn u. a. 1983); Reinhard Dithmar, Richtlinien und Realität. Deutschunterricht im Gymnasium nach der „Machtergreifung“, in: Schule und Unterricht im Dritten Reich, hrsg. von Reinhard Dithmar (Neuwied 1989) 21–37.

<sup>79</sup> Titze, Hochschulstudium 124 ff.; vgl. ders., Der Akademikerzyklus. Historische Untersuchungen über die Wiederkehr von Überfüllung und Mangel in akademischen Karrieren (Göttingen 1990); Michael Grüttner, Studenten im Dritten Reich (Paderborn u. a. 1995) 127 f. und 134 f.

resultierte und der bis weit in die fünfziger und dann mit dem Ausbau des Erziehungssystems in den sechziger und siebziger Jahren andauerte. Daß die Zahl der Studierenden derartig zurückging, war nicht allein Ergebnis der restriktiven nationalsozialistischen Hochschulpolitik, sondern resultierte auch aus den Schwankungen des Akademikerzyklus, der jedoch in der Abschwungphase, in der er sich 1933 schon befand, erheblich verstärkt wurde – mit den entsprechenden Folgen für den akademischen Arbeitsmarkt. Daß mit Kriegsbeginn überwiegend Frauen Germanistik studierten, entsprach sicher nicht der nationalsozialistischen Ideologie.

Auch im Bereich der Publizistik, in der kulturellen Öffentlichkeit, ist ein Bedeutungsverlust der etablierten germanistischen Literaturwissenschaft zu konstatieren. Gelang es in den Jahrzehnten vor 1933 gleich einer ganzen Reihe von Fachvertretern wie Friedrich Gundolf, Fritz Strich, Josef Nadler, Hermann August Korff, Ernst Bertram, Hans Naumann u. a., Bücher zu schreiben, die sowohl in der Fachöffentlichkeit wie unter den Gebildeten erhebliche Resonanz erzielten, so zeichnete sich in der NS-Zeit tendenziell eine Spaltung der Öffentlichkeit ab: Erreichten die wissenschaftlichen Texte nur ein kleines, eher elitäres Publikum, so blieb der ‚größere‘ Markt – mit wenigen Ausnahmen wie Franz Kochs ‚parteiamtlicher‘ Literaturgeschichte oder vielleicht Max Kommerells „Geist und Buchstabe der Dichtung“<sup>80</sup> – den Popularisatoren und Parteischriftstellern überlassen. Gundolf und Strich waren als Juden verpönt. Letzterer verstummte zwischen 1933 und 1945, erst 1946 begann er wieder zu publizieren. Als 1949 seine Monographie über die „Deutsche Klassik und Romantik“ (zuerst 1922) in der 4. Auflage erschien, warnte er in einem neu hinzugefügten Vorwort ausdrücklich vor den Gefahren einer Romantikrezeption, die er selbst gefördert hatte: „Wenn es damals eine Aufgabe war, das eigene Recht der Romantik gegenüber der Klassik ins Licht zu stellen, so gestehe ich heute, daß mich die Entwicklung der Geschichte dazu geführt hat, in der deutschen Romantik eine der großen Gefahren zu erkennen, die dann wirklich zu dem über die Welt hereingebrochenen Unheil führten.“<sup>81</sup>

Selbst sich jetzt offen zum Nationalsozialismus bekennende Literaturwissenschaftler konnten nicht an frühere Erfolge anknüpfen. Das gilt zweifellos für Bertram, dessen Nietzsche-Buch von 1919 zehn Jahre später in der 7., verbesserten Auflage vorlag, auf die erst 1965 eine 8., erweiterte Ausgabe folgte. Als Naumann die 6. (und letzte) Auflage seiner einst von Thomas Mann gerühmten Literaturgeschichte (zuerst 1923) auf den neuesten Stand von 1933 gebracht hatte,

<sup>80</sup> Franz Koch, *Geschichte deutscher Dichtung* (Hamburg 1937; 7., erw. Aufl. 1944); Max Kommerell, *Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe, Kleist, Hölderlin* (Frankfurt a. M. 1940; 3., verm. Aufl. 1944).

<sup>81</sup> Fritz Strich, *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich*, 4., erw. Auflage (Bern 1949) 9. Das Buch ist jetzt „Dem Andenken meines Freundes Samuel Singer“ gewidmet. Strichs altgermanistischer Kollege in Bern war übrigens der aktive Nationalsozialist Helmut de Boor, der im Frühjahr 1945 – zusammen mit Richard Newald – aus der Schweiz ausgewiesen wurde. Vgl. Max Wehrli, *Germanistik in der Schweiz 1933–1945*, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 37 (1993) 409–422, 412; vgl. auch Schütt, *Germanistik* 42 ff.



monierten die Kritiker seine Unentschiedenheit. Zu deutlich sahen sie die Diskrepanzen zwischen den verschiedenen Fassungen, um nicht hämisch zu fragen: „Wie verträgt sich nun diese Handlung mit dem Ethos der Wissenschaft und den von George anerzogenen höchsten Maßstäben?“<sup>82</sup> An Nadler schieden sich nach wie vor die Geister. Er arbeitete seine von Hofmannsthal bis Ernst Robert Curtius geschätzte „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ (1912/28) für die berühmte 4. Auflage in eine „Literaturgeschichte des deutschen Volkes“ (1938/41) mehr oder minder gründlich um und setzte dabei die sich seit 1933 vollzogene „Liquidierung des älteren Stammesdenkens“<sup>83</sup> fort. Gleichzeitig stieß er vor allem seiner konfessionellen Bindung wegen auf starke Vorbehalte: „Nadler ist katholischer Kulturuniversalist. Germanisch-deutsches Kontinuitätsdenken und katholischer Universalismus verhalten sich wie Feuer und Wasser“<sup>84</sup>, verlautete aus der nationalsozialistischen Rosenberg-Fraktion im Rahmen einer Kampagne gegen eine sogenannte „Wiener Schule“ katholischer Historiker. Das Propaganda-Ministerium und der Stellvertreter des Führers, Martin Bormann, schlossen sich der Ablehnung Nadlers an, der unterdessen in dem Wiener Gauleiter Baldur von Schirach einen hinreichend mächtigen Beschützer fand<sup>85</sup>.

Größere Erfolge auf dem Buchmarkt konnten germanistische Literaturwissenschaftler erst nach 1945 wieder erzielen. Betrachtet man die Auflagenzahlen, dann haben die Bücher von Wolfgang Kayser, Benno von Wiese, Emil Staiger u. a. die höchsten Auflagenzahlen während des ganzen Jahrhunderts – bezogen auf das Fach – erreicht. Dabei handelt es sich um Monographien, die zum großen Teil bereits vor 1945 konzipiert oder geschrieben wurden. Sowohl seine „Kleine Versschule“ (Bern 1946, <sup>26</sup>1999) wie seine Einführung in die Literaturwissenschaft

<sup>82</sup> Gerhart Streiberg, Eine seltsame Literaturgeschichte, in: Volk im Werden 4 (1936) 322–325, 325; vgl. Thomas Schirmacher, „Der göttliche Volkstumsbegriff“ und der „Glaube an Deutschlands Größe und heilige Sendung“. Hans Naumann als Volkskundler und Germanist im Nationalsozialismus mit Daten zur Geschichte der Volkskunde an den Universitäten Bonn und Köln, 2 Bde. (Bonn 1992) Bd. 1, 260 ff.

<sup>83</sup> Sebastian Meissl, Zur Wiener Neugermanistik der dreißiger Jahre: „Stamm, Volk, Rasse, Reich“. Über Josef Nadlers literaturwissenschaftliche Position, in: Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Ideologische Verhältnisse, institutionelle Voraussetzungen, Fallstudien, hrsg. von Klaus Amann und Albert Berger (Wien u. a. 1985) 130–146, 142. – Die Umarbeitungen betreffen vor allem den 4. Band: „hier werden denn auch am wenigsten die früheren anfechtbaren Formulierungen aus Nadlers Anfängen mitgeschleppt, wie zuweilen in den ersten Bänden, die gründlicher hätten umgearbeitet werden müssen, um weniger umstritten zu sein“, so Karl Justus Obenauer in seiner Besprechung in der Zeitschrift für Deutsche Bildung 18 (1941) 146–149, 146.

<sup>84</sup> Hans W. Hagen, Das Reich und die universalistische Kulturgeschichtsschau. Notwendige Bemerkungen zu Josef Nadlers „Literaturgeschichte des deutschen Volkes“, in: Die Weltliteratur (1941) H. 2, 40–44, 44; vgl. Hans Hagemeyer, Das Reich, in: ebd. 34 f.; Kurt Laub, Zweierlei Geschichtsbetrachtung, in: ebd. 36 f.; Gerhard Krüger, Reichsidee oder Universalismus. Klarstellungen zum gesamtdeutschen Geschichtsproblem, in: ebd. 37–39; Hans Hagemeyer, Intellekt und Instinkt?, in: ebd. 112 f.; Edgar Traugott und Hugo Rößner, Die „Wiener Schule“, in: ebd. 113–116.

<sup>85</sup> Sebastian Meissl, Wiener Ostmark-Germanistik, in: Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945, hrsg. von Gernot Heiß u. a. (Wien 1989) 133–154, 138 f.

„Das sprachliche Kunstwerk“ (Bern 1949, <sup>20</sup>1992) verfaßte Kayser noch in Lissabon, wo er seit 1941 als Auslandsprofessor erfolgreich tätig war<sup>86</sup>. Von seiner Einführung, die von der Überzeugung getragen war, „daß es keine nationalen Literaturwissenschaften gibt“<sup>87</sup>, und entsprechend komparatistisch ausgerichtet war, erschien übrigens zugleich eine portugiesische Ausgabe. Staigers „Grundbegriffe der Poetik“ (Zürich 1946, <sup>8</sup>1968) und „Die Kunst der Interpretation“ (Groningen 1951, <sup>6</sup>1971) zählen zu Standardwerken ‚werkimmanenter Interpretation‘. Benno von Wiese's zweibändige Darstellung „Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel“ (Hamburg 1948, <sup>8</sup>1973) entstand zwischen 1938 und 1947 und wurde in Teilen bereits vor 1945 publiziert. Besonders die von ihm herausgegebenen Interpretationssammelbände, die dem Modell von Burgers „Gedicht und Gedanke“ folgten, prägten für viele Jahre die Außenwahrnehmung der germanistischen Literaturwissenschaft. Die beiden erfolgreichsten Literaturgeschichten der fünfziger und sechziger Jahre schließlich stammten von zwei Fachvertretern, die wegen ihrer NS-Belastung als Hochschullehrer (noch) suspendiert waren<sup>88</sup>.

Voraussetzung dieser Erfolge, die auf das Selbstbewußtsein des Faches rückwirkten<sup>89</sup>, war ein disziplinäres Programm, das zum einen mit der Zentrierung auf Werkinterpretation dem Deutschunterricht ein brauchbares Modell lieferte, zum anderen Erwartungen eines sich nach 1945 restaurierenden Bildungsbürgertums bediente, das sich – nach den katastrophalen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit – in ein heiles Reich der Kultur zurücksehnte<sup>90</sup>. Im Goethejahr 1949 daran zu erinnern, daß zwischen uns und Weimar Buchenwald liegt<sup>91</sup>, wurde, sofern man es nicht einfach ignorierte, als äußerst störend empfunden.

<sup>86</sup> Vgl. *Teresa Seruya*, Germanistik in Portugal. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Bericht, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 39 (1995) 391–417; *dies.*, Wolfgang Kayser in Portugal. Zu einem wichtigen Kapitel der portugiesischen Germanistik, in: Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846–1996), hrsg. von *Frank Furbeth* u.a. (Tübingen 1999) 715–725.

<sup>87</sup> *Wolfgang Kayser*, Das sprachliche Kunstwerk. Einführung in die Literaturwissenschaft (2., erg. Aufl. Bern 1951) 6.

<sup>88</sup> *Fritz Martini*, Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (Stuttgart 1949, 19., neu bearb. Aufl. 1991); *Gerhard Fricke*, Geschichte der deutschen Dichtung (Tübingen 1949, 20., neu bearb. Aufl. 1988); vgl. dazu *Wilfried Barner*, Literaturgeschichtsschreibung vor und nach 1945: alt, neu, alt/neu, in: Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, hrsg. von *Wilfried Barner* und *Christoph König* (Frankfurt a. M. 1996) 119–149.

<sup>89</sup> Vgl. *Klaus R. Scherpe*, Die Renovierung eines alten Gebäudes. Westdeutsche Literaturwissenschaft 1945–1950, in: Wissenschaft im geteilten Deutschland. Restauration oder Neubeginn nach 1945?, hrsg. von *Walter H. Pehle* und *Peter Sillem* (Frankfurt a. M. 1992) 149–163.

<sup>90</sup> Vgl. *Georg Bollenbeck*, Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters (Frankfurt a. M. 1996) 301 ff.

<sup>91</sup> So die prägnante Formulierung von *Richard Alewyn*, vgl. dazu *Karl Robert Mandelkow*, Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers, Bd. 2 (München 1989) 135 ff.; *Maximilian Nutz*, Restauration und Zukunft des Humanen. Zur westdeutschen Goetherezeption von 1945 bis 1949, in: Klassik und Moderne. Die Weimarer Klassik als historisches Ereignis und Herausforderung im kulturgeschichtlichen Prozeß, hrsg. von *Karl Rich-*

Ein neues Phänomen stellte die geisteswissenschaftliche Kulturpropaganda im Zweiten Weltkrieg dar. Nie zuvor waren so viele Germanisten in offizieller Mission im Ausland tätig – als Auslandsprofessoren (Kayser in Lissabon, Rudolf Fahrner in Athen), als Gastprofessoren (Hermann Schneider in Bukarest, Karl Polheim in Zagreb), als Leiter der Deutschen wissenschaftlichen Institute (Fahrner in Athen, Otto Höfler in Kopenhagen), als Vortragsreisende<sup>92</sup>. Dies ist um so bemerkenswerter, als noch 1937 die Versetzung von Heinz Kindermann von Danzig nach Münster mit Devisenmangel begründet wurde, was ebenso bei der Berufung von Herbert Cysarz von Prag nach München eine Rolle gespielt haben dürfte. Im Krieg waren erhebliche Mittel vorhanden. Davon profitierten auch Literaturwissenschaftler, die in den Jahren zuvor aufgrund kritischer Gutachten, also aus politischen Gründen, in ihrer Karriere behindert wurden. Davon profitierte selbst die ‚resistente‘ DVjs, bei der noch im Frühjahr 1944 die Auslandsstelle für auswärtige Lektorate 112 neue Abonnements orderte; zum Vergleich: Die Zeitschrift hatte zu diesem Zeitpunkt etwa 400 feste Abnehmer<sup>93</sup>. Im Hinblick auf die thematischen Schwerpunkte dieser Kulturpropaganda hielt es das Reichssicherheitshauptamt 1940 für zweckmäßig, „nicht allzusehr die für den Ausländer noch wenig verständlichen nationalsozialistischen Leitbegriffe wie ‚Rasse‘, ‚Weltanschauung‘ und dergleichen in den Vordergrund zu stellen, sondern die die Vorstellungswelt des Auslandes bestimmenden Ideen der ‚klassischen‘ deutschen Kultur zu behandeln“<sup>94</sup>. Eine solche Aufforderung dürfte manchen Literaturwissenschaftlern die Mitarbeit erleichtert haben; während sie ihre Vorträge über Goethe, Schiller, Hölderlin hielten, fand der systematische Massenmord statt.

ter und Jörg Schönert (Stuttgart 1983) 457–481; Ehrhard Bahr, Die Goethe-Renaissance nach 1945. Verspieltes Erbe oder verhinderte Revolution, in: Goethe Yearbook 5 (1990) 1–24.

<sup>92</sup> Vgl. Wolfgang Höppner, Der Berliner Germanist Franz Koch in Warschau. Aspekte der Wissenschaftspolitik des ‚Dritten Reiches‘ im okkupierten Polen, in: Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen 1997, 61–82.

<sup>93</sup> Dainat, „wir müssen ja“ 79.

<sup>94</sup> Meldungen aus dem Reich des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Amt III vom 7. 5. 1940, zit. nach Wolfgang Höppner, „Der Kampf um das neue Goethebild“. Zur Goethe-Rezeption in der Berliner Germanistik des „Dritten Reiches“, in: Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen, hrsg. von Wolfgang Stellmacher und László Tarnóczy (Frankfurt a. M. u. a. 2000) 373–390, 386.

Jürgen Elvert

## Geschichtswissenschaft

### 1. Zur Forschungslage

Unter den Historikern, die sich nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Imperiums mit der Frage nach der Rolle der eigenen Wissenschaft im „Dritten Reich“ befaßten, war Gerhard Ritter mit seinem Postulat von der Professoren-schaft, die auch in der nationalsozialistischen Diktatur mehrheitlich die Maßstäbe wissenschaftlicher Objektivität gewahrt habe<sup>1</sup>, lange Zeit tonangebend. Da Ritter selber über jeden Verdacht der Kollaboration mit dem System erhaben war – er hatte stets erkennbare Distanz zum NS-Regime gewahrt und aufgrund seiner Nähe zum Widerstand sogar mehrere Wochen in Gestapo-Haft verbracht –, galt er als ein verlässlicher Zeuge. Zwar stand seinem aus der Rückschau gefällten Urteil manch kritisches Wort entgegen, das er in nationalsozialistischer Zeit über jene Kollegen gesprochen hatte, die, anstatt entschlossen gegen die Pseudo-Historie des „Dritten Reiches“ vorzugehen, lieber das „Weihrauchfaß“ geschwenkt hätten, doch schloß sich in den 1950er Jahren eine deutliche Mehrheit der Fachkollegen seinem eher milden Urteil bereitwillig an<sup>2</sup>.

Ritters Urteil paßte in die Stimmung der unmittelbaren Nachkriegszeit. Diese war geneigt, den Nationalsozialismus mit einer Naturkatastrophe zu vergleichen, die über Deutschland hereingebrochen war, ohne daß die Deutschen etwas dagegen unternehmen konnten. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Rolle der Hochschullehrerschaft in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus hätte dagegen in vielen Fällen eine Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung gegenüber dem Scheitern der Republik und dem Aufstieg der NS-Diktatur bedeutet. Kritischere Stimmen gewannen erst seit den 1960er Jahren an Gewicht. Beispielsweise wies Karl Ferdinand Werner in seiner Studie über „Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft“<sup>3</sup> auf zahlreiche Übereinstimmungen zwischen nationalsozialistischer Agitation und Darstellungen von

<sup>1</sup> *Gerhard Ritter*, Deutsche Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert, in: GWU 1 (1950) 81–96 und 129–137.

<sup>2</sup> Vgl. dazu: *Karen Schönwälder*, Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus (Frankfurt a. Main 1992) 12 f.; im folgenden zitiert als: *Schönwälder*, Historiker.

<sup>3</sup> *Karl Ferdinand Werner*, Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft (Stuttgart 1967).

dem Nationalsozialismus vermeintlich nicht nahestehender Historiker hin. Werner zufolge war dies freilich weniger die Folge opportunistischen Handelns, sondern das Resultat grundsätzlicher Übereinstimmung zwischen nationalsozialistischem und nationalkonservativem Denken. Davon abgesehen, betonte er wie andere kritische Historiker auch erneut die verbreitete Resistenz vieler Wissenschaftler gegenüber den Gleichschaltungsbestrebungen des NS-Systems, das auf die grundsätzliche Unvereinbarkeit im Denken nationalkonservativer – und damit zumeist auch anti-demokratischer – Historiker einerseits und der NS-Ideologie andererseits zurückzuführen sei<sup>4</sup>. Neben Werners Studie sorgte Helmut Heibers Arbeit über „Walter Frank und sein Reichsinstitut für die Geschichte des neuen Deutschland“ für Aufsehen, da es sich dabei eben nicht nur um die Innenansicht einer nationalsozialistischen Initiative handelte<sup>5</sup>, sondern sie in bis heute nicht wieder erreichter Dichte Einblick bot in das Handeln bzw. Funktionieren, den Erfolg und das Scheitern von Individuen und Netzwerken aus dem Bereich der Historiographie angesichts der nationalsozialistischen Machtübernahme und Herrschaftskonsolidierung<sup>6</sup>. So hatte Heiber unter anderem am Beispiel des Erfurter Historikertages von 1937 versucht, die Ambivalenz der deutschen Historiker gegenüber dem NS-System herauszuarbeiten und konstatiert, daß der Kongreß aus Sicht des Systems eine Pleite gewesen sei, da die Zunft keineswegs geschlossen das „bürgerliche Lager“ verlassen habe und auf die Seite der nationalsozialistischen Geschichtsschreibung gewechselt sei<sup>7</sup>.

Das von Werner und Heiber geprägte Bild einer Fachwissenschaft, die trotz mancher Affinitäten einzelner Wissenschaftler zum System insgesamt gesehen und eingedenk der relativen Einflußlosigkeit der Universitäten gegenüber Staat und Partei ihre Integrität durch demonstrative Betonung des elitär-wissenschaftlichen Eigencharakters als Abgrenzung zum vulgär-populistischen Wesen des Nationalsozialismus bewahren konnte, dominierte die Selbstwahrnehmung der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft bis Ende der 1980er Jahre. Erst die genauere Untersuchung der Rolle einzelner Universitäten, Universitätsinstitute und anderer Forschungseinrichtungen im Kontext der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ und Herrschaft sowie eine Reihe von Detailstudien über Spezifika der Geschichtsforschung und Forschergruppen in der nationalsozialistischen Zeit vermochten diesen weitgehenden Konsens zu erschüttern<sup>8</sup>. Die seither gesammel-

<sup>4</sup> Zum Beispiel in: *Georg G. Iggers*, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart (München 1971) 318 ff. Siehe dazu auch: *Schönwälder*, Historiker 13 f.

<sup>5</sup> So die Einschätzung bei: *Schönwälder*, Historiker 13.

<sup>6</sup> *Helmut Heiber*, Walter Frank und sein Reichsinstitut für die Geschichte des neuen Deutschland (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 13, Stuttgart 1966); im folgenden zitiert: *Heiber*, Reichsinstitut.

<sup>7</sup> Ebd. 724 ff.

<sup>8</sup> Eine Übersicht über die einschlägige Forschungsliteratur bieten: *Winfried Schulze*, *Gerd Helm*, *Thomas Ott*, Deutsche Historiker im Nationalsozialismus. Beobachtungen und Überlegungen zu einer Debatte; im folgenden zitiert als: *Schulze*, *Helm*, *Ott*, Historiker, in:

ten Erkenntnisse zwangen die Wissenschaft zu einem Auszug aus der idyllischen Selbstwahrnehmungsnische der „inneren Emigration“ und grundsätzlichen Resistenz gegenüber dem NS-System. Nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund der „Abwicklung“ der DDR-Geschichtswissenschaft nach der deutschen Wiedervereinigung schien eine erneute Überprüfung der Rolle der eigenen Profession gegenüber dem Nationalsozialismus geboten. Der jahrzehntelange zurückhaltende Umgang mit dieser Frage wurde nun teils verdeckt, teils offen auch als der Versuch einiger führender Nachkriegshistoriker gewertet, ihre eigene Verstrickung in das System zu verschleiern<sup>9</sup>. Die „Zunft“ reagierte verunsichert auf Attacken, die die jahrzehntelange Selbstwahrnehmung als zumindest geschönt zu entlarven suchte. Nun schienen sogar so düstere Bilder nicht völlig aus der Luft gegriffen zu sein wie das Peter Schöttlers, für den sich die Fachwissenschaft angesichts der nationalsozialistischen Machtergreifung insgesamt diskreditiert hatte:

„Die Selbst-Gleichschaltung der Universitäten und zumal der historischen Seminare funktionierte nahezu reibungslos. Überall stellten sich prominente Historiker in den Dienst der ‚nationalen Revolution‘, während die Jüngeren sich auf die Stellen drängelten, die durch anti-demokratische und antijüdische Zwangsmaßnahmen frei wurden [...] Als der Krieg schließlich da war, beteiligte sich fast die gesamte Zunft an der geistigen Mobilmachung [...] Nur wenige anfängliche Anhänger des Regimes verstummten angesichts von Terror und Katastrophe. Die meisten klammerten sich an ihre Illusionen und machten mit.“<sup>10</sup>

Nachdrücklich forderte Schöttler von der historischen Profession, das nachhaltige Versagen der deutschen Geschichtswissenschaft mittels Rekonstruktion von Netzwerken, Aufdeckung von Entscheidungsprozessen und Nennung der persönlich Verantwortlichen zu thematisieren. Der deutsche Historikerverband handelte entsprechend und widmete auf dem 42. Historikertag 1998 in Frankfurt/Main eine ganze Sektion diesem Thema. Die Kongreßbesucher honorierten diesen Entschluß mit ungewöhnlich reger Teilnahme.

Die seinerzeit gehaltenen Vorträge liegen zwischenzeitlich zusammen mit einigen anderen Beiträgen und den erweiterten Fassungen einiger Diskussionsbeiträge vor<sup>11</sup>. Sie spiegeln dreierlei: Erstens zeigen sie, wie weit der Forschungsstand in dieser Frage bis heute gediehen ist – mittlerweile ruht unser Wissen über das Funktionieren nationalsozialistischer Wissenschaftspolitik und Forschungsvorhaben ebenso wie die Beteiligung mancher in der Nachkriegszeit zu Ruhm und Ehren gelangter Historiker daran auf einer soliden Faktengrundlage. Zwei-

Winfried Schulze, Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus* (Frankfurt a. M. 1999) 11–48, hier bes. 15 ff.

<sup>9</sup> Hier sei an die Diskussion über einige prominente „Gründerväter“ der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft erinnert, namentlich an die über Theodor Schieder, Werner Conze und auch Karl Dietrich Erdmann. Daran erinnern z.B.: *Schulze, Helm, Ott*, in: *Schulze, Helm, Ott*, *Historiker* 16f. und 21–27.

<sup>10</sup> *Peter Schöttler* (Hrsg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945* (Frankfurt a. M. 1997) 7 f.; im folgenden zitiert als: *Schöttler*, *Geschichtsschreibung*.

<sup>11</sup> *Schulze, Oexle*, *Historiker*.

tens zeugen die Stellungnahmen mancher Schüler davon, daß ihre Lehrer offenbar die eigenen Beiträge zur nationalsozialistischen Forschungspolitik in der Nachkriegszeit nicht oder nur ungenügend thematisiert hatten. Drittens wird schließlich deutlich, daß mancher Forschungsansatz<sup>12</sup>, der sich in der Nachkriegszeit etablieren konnte, bereits mit einigem Erfolg im Rahmen nationalsozialistisch geförderter Forschungsgrößen entwickelt und erprobt worden war. Viele der hier versammelten Aussagen bieten neue Erkenntnisse, doch auch nach der Lektüre der Beiträge des Bandes läßt sich die Frage nicht abschließend beantworten, ob die angeführten Beispiele als Hintergrund eines Bildes taugen, das die Geschichtswissenschaft insgesamt als eine weit über das bislang angenommene Maß hinaus das NS-System tragende Disziplin zeigt<sup>13</sup>. Weiterhin bleibt unklar, ob solche Bilder den damit verbundenen Vorwurf stützen, daß die Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik Deutschland die Rolle des eigenen Faches im Nationalsozialismus bislang nur unzureichend und zudem noch unzutreffend aufgearbeitet habe. Und schließlich gibt es nach wie vor keine überzeugende Antwort auf die Frage, ob viele in der Bundesrepublik zu Ruhm und Ehren oder wenigstens zu einer Anstellung gelangte Historiker, die ihre wissenschaftliche Sozialisation in den 20er und 30er Jahren erfahren hatten, diesen Teil ihrer eigenen beruflichen Vergangenheit nach 1945 bewußt verschleiert hatten oder nicht.

Jene, die angesichts der veränderten Beweislage eine grundlegende Neubewertung der Rolle der Geschichtsforschung im Nationalsozialismus fordern<sup>14</sup>, verweisen beispielsweise auf die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ als ein weitverzweigtes Netzwerk, von dem nach 1945 niemals mehr die Rede gewesen sei, obwohl in ihnen zwischen 1931 und 1945 viele hundert Historiker mitgearbei-

<sup>12</sup> Zu nennen wären hier z. B. die „Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft“, die „Südostdeutsche Forschungsgemeinschaft“ sowie das „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“.

<sup>13</sup> Das hängt auch damit zusammen, daß manche Beiträge zu diesem Thema Zweitauflagen bereits anderswo veröffentlichter älterer Beiträge enthalten. Hier sei auf die These Götz Alys verwiesen, daß der Holocaust als Ergebnis eines Zusammenwirkens lauter einzelner „Tatbeiträge“ in Intention und Vollzug gewesen sei – wobei er selber zugeben muß, daß sich manche „Beiträge“ nur schwer messen lassen. Ähnliches hatte Aly bereits 1991 in seinem zusammen mit Susanne Heim verfaßten Buch „Vordenker der Vernichtung“ behauptet, ohne daß die von beiden konstatierte „Zwangsläufigkeit“ und Homogenität des Zusammenwirkens verschiedenster Instanzen am Holocaust glaubwürdiger geworden wäre – es sei denn, man eigne sich auf einen so allgemeinen Nenner wie die Aussage, daß alle im Nationalsozialismus bestehenden Institutionen letztlich zu dessen Stabilisierung beigetragen hätten und damit auch für den Holocaust in die Verantwortung genommen werden müßten (Götz Aly, *Susanne Heim*, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die Pläne für eine neue europäische Ordnung [Hamburg 1991]). Auch Peter Schöttlers These von der direkten Verbindungslinie zwischen „rheinischer Landesgeschichte und ‚nazistischer Volksgeschichte‘“ war schon 1997 in seinem Beitrag über „Die historische „Westforschung“ zwischen „Abwehrkampf“ und territorialer Offensive publiziert worden (in: *Schöttler*, *Geschichtsschreibung* 204–262).

<sup>14</sup> Hier wäre wiederum Peter Schöttler zu nennen, ebenso ist auf die Beiträge von Wolfgang J. und Hans Mommsen in *Schulze, Oexle*, Historiker zu verweisen. Wolfgang J. Mommsen hatte schon 1992 eine Neubewertung der Rolle der Historiker im Nationalsozialismus gefordert. Vgl. dazu den von ihm verfaßten „Klappentext“ zu: *Schönwälder*, *Historiker*.

ret hätten<sup>15</sup>. Die These vom Netzwerk aus „hundertten Historikern“ stützt sich u.a. auf die Studien Willi Oberkromes zur „Volksgeschichte“. Dieser weiß in bezug auf das zweifellos ambitionöse Projekt eines „Handwörterbuchs des Grenz- und Auslandsdeutschtums“ in der Tat von 46 Teilredaktionen und etwa 800 Mitarbeitern zu berichten<sup>16</sup>. Allerdings repräsentierten diese 800 Mitarbeiter, wie er schreibt, „ein gutes Dutzend Einzelfächer“<sup>17</sup>, was dazu führte, daß bei der Realisierung einer „Volkstumsgeschichte ... in der Linie des Nationalsozialismus“ öfters eher Soziologen als Historiker zum Zuge gekommen seien<sup>18</sup>. Oberkromes Arbeit bietet zweifellos einen guten Einblick in das Funktionieren der nationalsozialistischen Forschungspolitik. Ohne daß hier eine abschließende Gewichtung der Beiträge der Einzeldisziplinen an diesem oder an anderen Großprojekten vorgenommen werden könnte, zeigt er das Ausmaß der Instrumentalisierung von Geistes-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften durch das NS-System, das die so gewonnenen Forschungserkenntnisse unter anderem im Rahmen der eigenen Versuche zur Neuordnung Europas im Sinne eines nationalsozialistischen großgermanischen Reiches nutzen wollte<sup>19</sup>. Daran waren Historiker in vielerlei Hinsicht beteiligt. Ihre Beiträge reichten von der allgemeinen historischen Legitimation des deutschen Herrschaftsanspruches über bestimmte Gebiete Europas oder auch den ganzen Kontinent bis zur Erstellung von Siedlungskarten zur Bestimmung von Siedlungsstrukturen und -bewegungen in Mittel- und Osteuropa und daraus abgeleiteten Vorschlägen für Aus-, Neu- und Umsiedlungsmaßnahmen in dieser Region.

Damit leisteten sie dem System zweifellos gute Dienste. Ob sie in diesem Kontext aber eine im Vergleich zu anderen Geisteswissenschaften besonders hervorragende Stellung als „Vordenker“ nationalsozialistischer Volkstumspolitik im Westen oder Osten eingenommen hatten, bleibt zweifelhaft, auch wenn manche neueren Arbeiten diesen Eindruck erwecken<sup>20</sup>. Plausibler erscheint die Annahme, daß sich Historiker – als Repräsentanten der historischen Perspektive – ebenso wie Vertreter anderer Disziplinen<sup>21</sup> ausgezeichnet in die für den Nationalsozialis-

<sup>15</sup> Schöttler, *Geschichtsschreibung* 14.

<sup>16</sup> Willi Oberkrome, *Geschichte, Volk und Theorie. Das „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“*, in: Schöttler, *Geschichtsschreibung* 104–127; hier: 109.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 101, Göttingen 1993) 183.

<sup>19</sup> Zu den nationalsozialistischen Plänen und Versuchen zur Um- und Neugestaltung Europas siehe auch: Jürgen Elvert, *Mitteleuropa! Deutsche Pläne zur europäischen Neuordnung (1918–1945)* (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 35, Stuttgart 1999) hier besonders 309ff; im folgenden zitiert: Elvert, *Mitteleuropa*.

<sup>20</sup> Als Beispiel dafür sei hier Ingo Haars Untersuchung über die Beteiligung deutscher Historiker an der nationalsozialistischen „Ostforschung“ genannt: Ingo Haar, *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten* (Göttingen, Zürich 2000).

<sup>21</sup> Hier wären neben der Geschichtswissenschaft (unter besonderer Betonung von politik-, kultur- und ideengeschichtlichen Aspekten) insbesondere Soziologie, Geographie, Ökono-



mus zur Realisierung des Lebensraumgedankens so wichtige „Volkstumswissenschaft“ oder „Volksforschung“ einpassen ließen. Dabei handelte es sich jedoch keineswegs um einen genuin nationalsozialistischen Forschungsansatz, sondern um ein interdisziplinär angelegtes Forschungskonzept, das bereits in den frühen 1920er Jahren entwickelt worden war, als es darum ging, das nach dem Ersten Weltkrieg neuentstandene Problem der deutschen Minderheiten in den Staaten Ostmittel-, Südost- und Osteuropas im Sinne des Weimarer Revisionismus zu lösen. Ein Blick auf die Personalstruktur der deutschen Geschichtswissenschaften in den 1920er und 1930er Jahren zeigt, daß viele „Volkstumshistoriker“ bereits vor der nationalsozialistischen Machtübernahme tätig waren, und andere, die nach 1933 eine Anstellung erhielten, aus ihrer Schule stammten<sup>22</sup>. Ihr Forschungsansatz wurde nach der nationalsozialistischen Machtergreifung beibehalten und weiterentwickelt, da er sich zur wissenschaftlichen Untermauerung der nationalsozialistischen Lebensraumideologie und den damit verbundenen Überlegungen zur Neugestaltung Europas eignete, die ihrerseits in vielerlei Hinsicht an die vor 1933 von der Volkstumsforschung gewonnenen Erkenntnisse anknüpften und aufbauten.

Als Mitwirkende an der „Volksforschung“ stellten viele junge Historiker ihre Forschungstätigkeit in den Dienst des NS-Systems. Über ihre Gründe wissen wir wenig. Sie deshalb aber pauschal als „NS-Historiker“ zu bezeichnen und ihnen damit eine wenigstens indirekte Beteiligung am Holocaust zuzusprechen, führt allerdings in eine hermeneutische Sackgasse, zumal dieser Ansatz von vornherein jede tiefergehende Motivsuche als implizit apologetisch zu diskreditieren sucht. Eine einleuchtende Erklärung für bestimmte Verhaltensmuster mancher Historiker scheint nur noch in Verbindung mit psychologischen bzw. psychoanalytischen Ansätzen möglich zu sein<sup>23</sup>, zumal sich die „volksforschenden“ Historiker in ihrem Verhältnis zum NS-Staat noch in mancherlei Hinsicht von den reinen Fachwissenschaftlern unterscheiden. Deren Systemkonformität wurde von führenden NS-Ideologen bis zum Zusammenbruch des „Dritten Reichs“ eher kritisch bewertet. Sie gingen noch in der Spätphase des Zweiten Weltkrieges davon aus, die Gleichschaltung der Geschichtswissenschaften auf die Nachkriegszeit verschieben zu müssen, da es auch weiterhin deutliche Diskrepanzen zwischen den wissenschaftlichen Erkenntnissen der Historiographie und den Vorstellungen der NS-Ideologie gebe<sup>24</sup>. Aber auch vorher hatten NS-Dienststellen immer wie-

mie, Sprachwissenschaft, Religionswissenschaft und Kunstgeschichte zu nennen, ohne daß mit dieser Reihung bereits eine Wertung oder gar Vollständigkeit angestrebt werden würde.

<sup>22</sup> Dazu nach wie vor äußerst hilfreich: Wolfgang Weber, *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800–1970* (Frankfurt a. M., Bern, New York 1984); im folgenden zitiert: Weber, *Priester*.

<sup>23</sup> Diesen Ansatz hat Ursula Wolf durchaus erfolgreich genutzt in: Ursula Wolf, *Die Zeiger der Geschichte rückten in eine neue Stunde vor*, in: Wolfgang Bialas, Manfred Gangl (Hrsg.), *Intellektuelle im Nationalsozialismus* (Frankfurt a. M. usw. 2000) 325–355; hier bes. 344–355.

<sup>24</sup> Ursula Wiggershaus-Müller, *Nationalsozialismus und Geschichtswissenschaft. Die Geschichte der Historischen Zeitschrift und des Historischen Jahrbuchs von 1933–1945* (Stu-

der die ideologische Unzulänglichkeit historischer Arbeiten beklagt und daraus eine völlige Fremdheit der Geschichtswissenschaftler gegenüber der nationalsozialistischen Geschichtsauffassung abgeleitet<sup>25</sup>.

Der hier nur angedeutete Widerspruch spiegelt sich auch in der neueren Forschung. Offensichtlich erlauben die historischen Fakten grundsätzlich verschiedene, ja einander geradezu ausschließende Interpretationen. Auf der einen Seite wird ein beinahe geschlossenes Einschwenken der deutschen Historikerschaft auf die nationalsozialistische Linie konstatiert und damit eine radikale Neubewertung der Rolle der Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus vorgenommen. Diese steht in einem krassen Gegensatz zu der traditionellen Sicht, die seit den 1960er Jahren von einer nur geringen institutionellen und personellen Verflechtung der Historikerschaft mit dem System ausgegangen war. Sie steht jedoch auch im Widerspruch zu neueren Untersuchungen. So hat zum Beispiel Ursula Wolf in ihrer Studie aus dem Jahr 1996 darauf hingewiesen, daß die Inhaber von historischen Lehrstühlen zwischen 1933 und 1945 durchaus keine homogene Gruppe darstellten, und daraus gefolgert, daß es „den“ Historiker mit einer typischen Verhaltensweise im „Dritten Reich“ nicht gegeben habe<sup>26</sup>. Ursula Wiggershaus-Müller ergänzte dies 1998 mit der Feststellung, daß die Historiker der NS-Ideologie nur solange folgten, wie sie mit ihren eigenen politischen Interessen zu verbinden war. Wenn sie diese bedroht sahen, hätten sie hingegen die Anpassung verweigert<sup>27</sup>. Wolf betonte in ihrer Untersuchung zudem, daß die Rolle der Historiker im Nationalsozialismus nicht mit unseren heutigen Maßstäben und aus der sicheren Position der Nachgeborenen be- und verurteilt werden könne, sondern sie nur aus ihrer Zeit heraus verstehbar seien<sup>28</sup>. Peter Schöttler hingegen hält diese Vorgehensweise für absurd und verlangt statt dessen, ausschließlich solche Maßstäbe gelten zu lassen, die seinerzeit in den meisten europäischen Ländern selbstverständlich waren und auch den Bewohnern des Deutschen Reiches – zumal gebildeten Geschichtsprofessoren – durchaus bekannt gewesen seien. Als Beispiel dafür nennt er die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte aus dem Jahre 1789<sup>29</sup>. Der Problematik eben dieses Bezugs scheint er sich aber nicht bewußt zu sein – denn bekanntlich wollten sich die deutschen Historiker mehrheitlich gerade nicht in eine Traditionslinie stellen, die bis „1789“ zurückreichte. Statt dessen hatten sie schon unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg eine klare Trennung von den als „westlich“ abgelehnten Wertvorstellungen gesucht und die Besinnung auf die

dien zur Zeitgeschichte 17, Hamburg 1998) 265; im folgenden zitiert: *Wiggershaus-Müller*, Nationalsozialismus.

<sup>25</sup> Ebd.

<sup>26</sup> *Ursula Wolf*, *Litteris et patriae*. Das Janusgesicht der Historie (Frankfurter Historische Abhandlungen 37, Stuttgart 1996); im folgenden zitiert: *Wolf*, *Litteris*.

<sup>27</sup> *Wiggershaus-Müller*, Nationalsozialismus 267.

<sup>28</sup> Ebd. 24.

<sup>29</sup> *Peter Schöttler*, Von der rheinischen Landesgeschichte zur nazistischen Volksgeschichte oder Die „unhörbare Stimme des Blutes“, in: *Schulze*, *Oexle*, *Historiker* 89–113; hier 92 f.

besonderen „Werte von 1914“ gefordert, um deren Verwirklichung Deutschland schon im „Weltkrieg“ gekämpft habe<sup>30</sup>.

Der offensichtliche Zwiespalt zwischen den hier nur grob skizzierten Geschichtsinterpretationen führt unversehens an den Rand eines anderen altvertrauten Terrains, der „Sonderwegsdiskussion“ der 1980er Jahre – diesmal freilich unter veränderten Vorzeichen. Denn während seinerzeit die These vom „deutschen Sonderweg“ in der Geschichte als Erklärungsversuch für den nationalsozialistischen Erfolg formuliert und die Perspektive von dem Jahrzwölft nationalsozialistischer Herrschaft auf einen ungleich größeren Zeitraum erweitert wurde, der gelegentlich bis 1848/49 oder sogar bis 1806 zurückreichen konnte, reduzieren die Verfechter des radikalen Neubewertungsansatzes die Perspektive nun wieder auf den Zeitraum 1933–1945. Damit jedoch ignorieren sie bewußt oder unbewußt alle Erkenntnisse, die die Geschichtsforschung seit den 1980er Jahren unter Nutzung der weiteren Perspektive gewonnen hatte. Seinerzeit konnte sich bei aller Gegensätzlichkeit der Standpunkte ein Kriterium als verbindend herausbilden: Ein angemessenes Verständnis des Phänomens „Nationalsozialismus“ in der deutschen Geschichte ist nur dann möglich, wenn man es im weiteren historischen Kontext, also zumindest unter Berücksichtigung der Weimarer Jahre, untersucht und nicht aus diesem herauslöst. Die gleiche Forderung muß auch für die Behandlung der Frage nach der Rolle der deutschen Geschichtsforschung im Nationalsozialismus gelten, geht es dabei doch um nicht weniger als die Suche nach der Verantwortung deutscher Historiker für die nationalsozialistische Machtübernahme und Herrschaftskonsolidierung.

Hier erscheint es als zu kurz gegriffen, vermeintliche Kontinuitätslinien gegebenenfalls über das Jahr 1945 hinaus in die bundesdeutsche Forschungslandschaft zu ziehen, ohne danach zu fragen, wie es denn vor 1933 ausgesehen hatte. Das wird auch von den meisten Anhängern des Neubewertungsansatzes so gesehen<sup>31</sup>. So verweist Wolfgang J. Mommsen explizit auf den Stellenwert „konservativ-revolutionärer“ Argumente und Forderungen im Denken vieler Intellektueller der 1920er Jahre und betont auch, daß viele der deutschen Historiker, die sich nach 1933 in den Dienst der nationalsozialistischen Ostpolitik stellten, vorher keineswegs dem Nationalsozialismus nahestanden hätten<sup>32</sup>. Am Beispiel Theodor

<sup>30</sup> Vgl. dazu z.B. *Doris von der Brelie-Lewien*, Der Aufstieg des Nationalsozialismus – unvermeidliches Ende des „deutschen Sonderwegs“ in Europa?, in: *Helga Grebing* (u. Mitarbeit v. *D. v. d. Brelie-Lewien, H.-J. Franzen*), Der „deutsche Sonderweg“ in Europa 1806–1945. Eine Kritik (Stuttgart 1986) 138–193; hier bes. 160–164.

<sup>31</sup> Peter Schöttler freilich scheint an einer solchen Perspektivenerweiterung nicht interessiert zu sein. Seine entsprechenden Untersuchungen können zwar die Jahre vor 1933 nicht gänzlich ausschließen, sie konzentrieren sich aber wesentlich auf die NS-Jahre. In seiner immerhin 57-seitigen Studie über Die historische „Westforschung“ zwischen „Abwehrkampf“ und territorialer Offensive (in: *Schöttler*, Geschichtsschreibung 204–261) widmet er nur sieben einleitende Seiten dem Zeitraum vor 1933. Dabei schreibt er eingangs selber, daß nicht Versailles am Anfang der deutschen „Westforschung“ stehe, sondern der Mythos vom französischen „Erbfeind“, und daß ihre Geschichte deshalb bereits im 19. Jahrhundert beginne.

<sup>32</sup> *Wolfgang J. Mommsen*, Vom „Volkstumskampf“ zur nationalsozialistischen Vernich-

Schieders vermag er den Einfluß des „völkischen“ Denkens der „konservativen Revolutionäre“ auf den akademischen Nachwuchs der 1920er Jahre aufzuzeigen und zu belegen, daß die Annäherung an das NS-System aus dieser Perspektive erfolgte, weil viele damit die Hoffnung verknüpften, die eigenen völkischen und ständestaatlichen Ideale unter dem Dach des Nationalsozialismus endlich verwirklichen zu können. Wie andere rechtsintellektuelle Antidemokraten Weimars war Schieder bereit, mit dem Nationalsozialismus zu kollaborieren, ohne damit zugleich zu einem überzeugten Nationalsozialisten zu werden<sup>33</sup>. Und wie andere „innere Kollaborateure“ auch war er schließlich unter dem Eindruck der ersten Kriegserfolge der Wehrmacht bereit, „den Rubikon zu überschreiten“ und die eigene Arbeitskraft in den Dienst der nationalsozialistischen Neuordnungspolitik in Ostmittel- und Osteuropa zu stellen<sup>34</sup>. Dennoch sei es unangemessen, so Mommsens Fazit, Schieder und seine Mitstreiter Werner Conze oder Erich Maschke deshalb als „Vordenker der Vernichtung“ zu bezeichnen<sup>35</sup>.

Mommsens Beitrag zeigt anschaulich, wie wichtig die auf die Zwischenkriegszeit erweiterte Perspektive für die dieser Untersuchung zugrundeliegende Fragestellung ist. Aus einer anderen Perspektive fordert Gerd Krumeich Ähnliches. Er konstatiert mit Recht, daß die Geschichtswissenschaft das institutionelle und mentale Fortwirken des Ersten Weltkriegs bislang zu wenig beachtet habe<sup>36</sup>. Dieses Manko bezieht er ausdrücklich auch auf die Rolle und den Einfluß der Historiker der 20er und 30er Jahre sowie deren Weltkriegsforschung. Allein ihr Kampf gegen die „Kriegsschuldlüge“ scheine aufgearbeitet zu sein, ihre (und anderer) Beteiligung bei der Herausbildung zum Beispiel eines neuen „völkischen“ Antisemitismus als Massenbewegung mit Wurzeln in der Kriegs- und Nachkriegsfrustration hingegen sei noch nicht wirklich klar<sup>37</sup>. Andere noch weitgehend brachliegende Forschungsfelder sieht Krumeich bei der Behandlung von Fragen nach der Fernwirkung des Kriegsrechts, der Verantwortung der Kirchen für den Transport von Ideologemen und dem Jargon der Kriegszeit auf die nachkriegszeitliche Bekämpfung des Sowjetkommunismus<sup>38</sup>. Man könnte diese Liste problemlos erweitern – hier sei zum Beispiel das Weiterwirken bestimmter Vorstellungen über Deutschlands Rolle als mitteleuropäische Ordnungs- und Hegemonialmacht an-

tungspolitik in Osteuropa. Zur Rolle der deutschen Historiker unter dem Nationalsozialismus, in: *Schulze, Oexle, Historiker 183–214*; hier 183; im folgenden zitiert: *W. J. Mommsen, Volkstumskampf*.

<sup>33</sup> Mommsen zeigt dies am Beispiel der nur wenigen überlieferten öffentlichen Aussagen Schieders zugunsten des NS-Systems. Ebd. z.B. 193.

<sup>34</sup> *W. J. Mommsen, Volkstumskampf* 204.

<sup>35</sup> Ebd.

<sup>36</sup> Das Problem wurde thematisiert auf der von Gerd Krumeich geleiteten Sektion „1918: Das Ende des Weltkrieges?“ auf dem Frankfurter Historikertag von 1998. Vgl. dazu den Berichtsband zum 42. Deutschen Historikertag: *Marie-Luise Recker, Doris Eizenhöfer, Stefan Kamp* (Hrsg.), *Intentionen – Wirklichkeiten*. 42. Deutscher Historikertag in Frankfurt/Main (München 1999) hier 230–236.

<sup>37</sup> Ebd. 230f.

<sup>38</sup> Ebd.

gedeutet. Entsprechende Überlegungen hatten schon die Kriegszieldiskussion 1914 bestimmt, wir treffen sie in den 1920er Jahren wieder, teilweise sogar in noch schärferer Form als 1914, und sie beeinflussten in erheblichem Maße die zwischen 1933 und 1945 geführte Diskussion über die europäische Neuordnung nach nationalsozialistischem Gusto<sup>39</sup>.

## 2. Zur Struktur der deutschen Geschichtsforschung 1930 bis 1945

### 2.1. Zur Vorgehensweise

Im folgenden geht es um den Versuch einer Standortbeschreibung der deutschen Geschichtsforschung der Zwischenkriegszeit. Das Rahmenthema läßt eine perspektivische Verengung auf den Zeitraum 1930 bis 1945 als sinnvoll erscheinen. Auch wenn damit die strukturelle und personelle Entwicklung der 1920er Jahre weitgehend ausgeklammert wird, erscheint der gewählte Zeitraum insofern als ausreichend, weil er die personellen und institutionellen Kontinuitäten und Brüche in der nationalsozialistischen Zeit sichtbar werden läßt. Dabei ist aufgrund ansonsten ungenügender Materiallage eine Beschränkung auf die historischen Lehrstühle erforderlich. Eine Berücksichtigung des gesamten Personalbestandes aus dem Bereich „Geschichtswissenschaft“ mitsamt seiner vom NS-System vorgenommenen Veränderungen ist wegen des immer noch heterogenen Forschungsstandes zur Rolle der Universitäten im deutschsprachigen Raum und hier besonders im Deutschen Reich in diesem Rahmen nicht möglich. Doch sei bei dieser Gelegenheit ausdrücklich die Notwendigkeit eines entsprechend umfassenden Zugriffs auf die strukturelle wie personelle Entwicklung der deutschen Universitäten mittels eines einheitlichen Fragerasters und bezogen auf alle jeweils angebotenen Fächer betont. Erst wenn eine solche Übersicht vorliegt, wird eine in jeder Hinsicht angemessene Bewertung der Rolle der deutschen Universitäten im Kontext der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik möglich sein<sup>40</sup>. Der (eingeschränkt) quantifizierende und qualifizierende Zugriff auf das Thema schließt zugleich die besondere Hervorhebung einzelner Persönlichkeiten aus, eine Namensnennung im thematischen Kontext erfolgt nur dann, wenn die betreffende Person als exemplarisch für eine bestimmte Haltung oder Sichtweise angesehen wird. Deshalb wird in dieser Untersuchung nicht weiter auf die derzeitige Diskussion über das Verhalten einzelner Historiker im Nationalsozialismus eingegangen – wir wissen noch zu wenig darüber, um entsprechende Verhaltensweisen als „typisch“ für eine bestimmte Gruppe bezeichnen zu können. Auch wird sich diese

<sup>39</sup> Vgl. die entsprechenden Hinweise in: *Elvert*, Mitteleuropa.

<sup>40</sup> Der Verfasser dieses Beitrages hat ein entsprechendes Forschungsprojekt konzipiert, an dem insgesamt 38 Disziplinen beteiligt sind. Erste Ergebnisse sind voraussichtlich Anfang 2003 zu erwarten.

Untersuchung nicht eingehend mit der Frage der sog. „Volksforschung“ oder „Volkstumsforschung“ befassen, die zwischen 1933 und 1945 in mehreren Großprojekten betrieben wurde. Denn auch wenn daran ohne Zweifel Historiker beteiligt waren, handelte es sich um interdisziplinäre Projekte unter Einfluß des gesamten Spektrums der Geistes-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften. Es bedarf erst einer wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden, ebenso quantifizierenden wie qualifizierenden Erforschung dieser Projekte, bevor ein abschließendes Urteil über die Rolle der beteiligten Historiker gefällt werden kann<sup>41</sup>. Statt dessen wird sich diese Untersuchung auf das Verhältnis von Historikern als Vertretern einer Fachwissenschaft zum Nationalsozialismus beschränken, um so ein möglichst aussagekräftiges und differenziertes Bild von der „Rolle der Geschichtswissenschaft“ als einer Geisteswissenschaft im „Dritten Reich“ zu zeichnen.

## 2.2. Übersicht über die Geschichtslehrstühle an deutschsprachigen Universitäten (1930–1945)

(Tabelle S. 98–108, Auflösung der Siglen im namentlichen Verzeichnis der Historiker am Ende des Beitrages)

Die hier zur Quantifizierung genutzten statistischen Angaben sind weitgehend der von Wolfgang Weber angestellten Untersuchungen zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Deutschland zwischen 1800 und 1970 entnommen<sup>42</sup>. Weber hat sich in seiner umfassenden Auswertung des zur Verfügung stehenden Datenmaterials nicht nur Verdienste um die Rekonstruktion der Entwicklung der deutschen Geschichtsforschung erworben, ihm ist es darüber hinaus auch gelungen, personenbezogene Netzwerke und „Schulen“ aufzuzeigen, die teilweise über einen bemerkenswert langen Zeitraum (vier und mehr Schülergenerationen) wirken konnten. Auch wenn er in vielen Fällen nur Vermutungen über die Rolle persönlicher Beziehungen bei Berufungen anstellen konnte, liefern die von ihm herausgearbeiteten Verflechtungen insgesamt gesehen doch ein bemerkenswert dichtes Bild. So wird beispielsweise deutlich, daß bei Neubesetzungen von Lehrstühlen in nationalsozialistischer Zeit zwar mehrfach die Frage der Parteimitgliedschaft eine Rolle gespielt hatte, daneben jedoch auch die jeweiligen Netzwerke noch weiter wirkten. Daß sich die Situation bei jenen Lehrstühlen anders darstellte, die nach 1933 neu geschaffen wurden, überrascht hingegen nicht. Wie die nachfolgende Übersicht über die Geschichtslehrstühle an deutschsprachigen Universitäten zeigt, kamen hier fast ausschließlich Parteigenossen zum Zuge. Trotzdem spielte auch in diesen Fäl-

<sup>41</sup> Ansatzweise versucht dies: *Michael Fablbusch*, Die „Südostdeutsche Forschungsgemeinschaft“. Politische Beratung und NS-Volkstumpolitik, in: *Schulze, Oexle*, Historiker 241–264.

<sup>42</sup> *Weber*, *Priester*.

Universität/Jahr	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
<i>Basel</i>																
Mittl. u. Neuere Gesch. 1	AB1	HB1	HB1	HB1	HB1	WK3	WK3	WK3	WK3	WK3	WK3	WK3	WK3	WK3	WK3	WK3
Mittl. u. Neuere Gesch. 2	ED1															
Allgemeine Geschichte, Schweizer-geschichte	HB1	ED1	ED1	ED1	ED1	EB3	EB3	EB3	EB3	EB3	EB3	EB3	EB3	EB3	EB3	EB3
Alte Geschichte	FS5 (ao)	FS5	FS5	FS5	FS5	FS5	FS5	FS5	FS5	FS5	FS5	FS5	FS5	FS5	FS5	BW
<i>Bern</i>																
Allgemeine Geschichte, Neuzeit	WN	WN	WN	WN	WN	WN	WN	WN	WN	WN	WN	WN	WN	WN	WN	WN
Schweizer-geschichte, Neuzeit	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1	RF1
<i>Berlin</i>																
Allgemeine Geschichte, Neuzeit	HO	HO	HO	HO	HO	HO	AOM	AOM	AOM	AOM	AOM	AOM	AOM	AOM	AOM	AOM
Alte Gesch. 1	EM1	EM1	EM1	EM1	EM1	EM1	EM1	EM1								
				WS	WS	WS	WS	WS								
Alte Gesch. 2	UW	UW	UW	UW	UW	UW	UW	UW								
			WW	WW	WW	WW	WW	WW	WW	WW	WW	WW	WW	WW	WW	WW
Mittl. u. Neuere Geschichte, Hist. Hilfswiss.	RH	RH	RH	RH	RH	RH	RH	RH	RH	RH	FB	FB	FB	FB	FB	FB
Hist. Hilfswiss.	EP (ao)	EP	EP	EP	EP	EP	WE (ao)	WE (ao)	WE (ao)	EM2 (ao)	EM2 (ao)	EM2 (ao)	EM2 (ao)	EM2 (ao)	EM2 (ao)	EM2 (ao)
Neuere Deutsche Gesch.	FM	FM	FM	WW1 (HP)	WW1 (HP)	WW1 (HP)	WS1	WS1	WS1	WS1	WS1	WS1	WS1	WS1	WS1	WS1

Universität/Jahr	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
Neuere/Neueste Gesch.	FH	FH	FH	FH	FH	FH	FH	FH	FH	FH	FH	FH	FH	FH	FH	FH
Osteurop. Geschichte	KS	KS	KS	KS / OH1	OH1	OH1	HU	HU	HU	HU	HU	HU	HU	HU	HU	HU
Hist. Geogr.	WV	WV	WV	WV	WV	WH	WH	WH	WH	WH	WH	WH	WH	WH	WH	WH
Mittl. Gesch.	EC	EC	EC	EC	EC	EC	FR	FR	FR	FR	FR	FR	FR	FR	FR	FR
Mittl. u. Neuere Geschichte, Kriegsgeschichte				WE1	WE1	WE1	WE1	WE1	WE1	WE1	WE1	WE1	WE1	WE1	WE1	WE1
Übersee/Kolo-nialgeschichte											EZ	EZ	EZ	EZ	EZ	EZ
Südosteurop. Geschichte											FV (ao)	FV (ao)	FV (ao)	FV (ao)	FV (ao)	FV (ao)
Politische Geschichte													WF	WF	WF	WF
<i>Bonn</i>																
Mittl. Gesch., Hilfswiss.	WL (ao)	WL	WL	WL	WL	WL	WH1	WH1	WH1	WH1	WH1	WH1	WH1	WH1	WH1	WH1
Alte Geschichte	FO	FO	FO	FO	FO	FO	FO	FO	FO	FO	FO	FO	FO	FO	FO	FO
Mittl. u. Neuere Gesch. 1	FK	FK	FK	FK	FK	FK	FK	FK	FK	FK	FK	FK	FK	FK	FK	FK
Mittl. u. Neuere Gesch. 2	MB	MB	MB	MB	MB	MB	MB	MB	MB	MB	MB	MB	MB	MB	MB	MB
Rheinische Lan-desgeschichte	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)	FS (ao)
<i>TU Braunschweig</i>																
Neuer. Gesch.	EAR (ao)	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR	EAR
<i>Breslau</i>																
Neuer. Gesch.	SAK	SAK	SAK / GB	GB	GB	GB	GB	GB	GB	GB	GB	GB	GB	GB	GB	GB
Mittl. u. Neuere Geschichte	HA	HA	HA	HA	HA	HA	HA	HA	HA	HA	HA	HA	HA	HA	HA	HA

Universität/Jahr	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
Hist. Hilfswiss.	LS	LS	LS	LS	LS	LS	LS	LS	LS	LS	LS	LS	LS	LS	HA1 (ao)	HA1 (ao)
Mittl. u. Neuere Geschichte, Ost- europ. G.					HU	HU	HU	HK	HK	HK	HK					
Alte Geschichte	EK	EK	EK	EK	EK	EK	EK	JV	JV	JV	JV	AH (ao)	AH (ao)	AH	AH	AH
<i>TH Danzig</i> Neuer. Gesch.	FL	FL	FL	FL	FL	FL	WR	WR	WR	WR	WR	WR	WR	WR	WR	WR
<i>TH Dresden</i> Geschichte	JK	JK	JK	JK	JK	JK	JK	JK	JK	JK	JK	JK	JK	JK	JK	JK
<i>Erlangen</i> Alte Geschichte	AS1	AS1	AS1	AS1	AS1	AS1	WE2	WE2	WE2	WE2	WE2	WE2	WE2	WE2	JS (ao)	JS (ao)
Neuere und Neueste Ge- schichte	OB (ao)	OB (ao)	OB (ao)	OB (ao)	OB (ao)	OB	LZ (ao)	LZ (ao)	LZ (ao)	LZ	LZ	LZ	LZ	LZ	LZ	LZ
Mittl. Gesch., Hist. Hilfswiss.	BS	BS	BS	BS	BS	BS	BS	EG	EG	EG	EG	EG	EG	EG	EG	EG
<i>Frankfurt/Main</i> Mittl. u. Neuere Geschichte, Hist. Hilfsw. 1	FS1	FS1	FS1 / EK1	EK1	EK1											
Mittl. u. Neuere Geschichte	GK1	GK1	GK1	GK1	GK1	WP	WP	WP	WP	WP	WP	WP	WP	WP	WP	WP
Alte Geschichte	MG	MG	MG	MG	MG	MG	MG	MG	MG	MG	MG	MG	MG	MG	MG	MG
Mittl. u. Neuere Geschichte, Hist. Hilfsw. 2	WP	WP	WP	WP	WP	PK	PK	PK	PK	PK	PK	PK	PK	PK	PK	PK
<i>Freiburg i. Br.</i> Mittl. Gesch., Hist. Hilfswiss.	EC	HH	HH	HH	HH	TM	TM	TM	TM		HWK (ao)	HWK (ao)	HWK (ao)	HWK	GT	GT

Universität/Jahr	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
Neuere Geschichte	GR	GR	GR	GR	GR	GR	GR	GR	GR	GR	GR	GR	GR	GR	GR	GR
Mittlere und Neuere Geschichte	PF	PF	PF	PF	PF	PF	PF	PF	CB	CB	CB	CB	CB	CB	CB	CB
Alte Geschichte	WK	WK	WK	WK	WK	WK	WK	WK	WK	WK	WK	WK	WK		JV	JV
<i>Gießen</i> Neuer. Gesch.	GR1	GR1	GR1	GR1	GR1	GR1		RS (ao)	RS	KB (ao)	KB (ao)	KB (ao)	KB (ao)	KB (ao)	KB (ao)	KB (ao)
Mittl. Gesch.	TM	TM	TM	TM	TM	EG			GT	GT	GT	GT	GT		LP (ao)	
Alte Gesch.	RL	FT	FT	FT	FT	FT		KS (ao)	KS (ao)	KS (ao)	KS (ao)	KS (ao)	FH (ao)	FH (ao)	FH (ao)	FH (ao)
<i>Göttingen</i> Mittl. Gesch.	AH	AH	AH	AH	AH	AH	AH	AH	AH	EB (ao)	EB (ao)	EB (ao)	EB (ao)	EB (ao)	EB (ao)	EB (ao)
Neu. Gesch.	KB1	KB1	KB1	KB1	KB1	KB1	KB1	SAK	SAK	SAK	SAK	SAK	SAK	SAK	SAK	SAK
Alte Gesch.	UK	UK	UK	UK	UK	UK	UK	UK	UK	UK	UK	UK	UK	UK	UK	UK
Hist. Hilfswiss.	PES	PES	PES	PES	PES	PES	PES	PES	PES	PES	PES	PES	PES	PES	PES	PES
<i>Graz</i> Mittl. Gesch., Hist. Hilfswiss.	WE3	WE3	WE3	WE3						WK1	WK1	WK1	WK1	WK1	WK1	WK1
Österr. Geschichte	RFK	AM	AM	AM	AM	AM	HH1 (ao)	HH1 (ao)	HH1 (ao)							HH1 (ao)
Allgemeine Ge- schichte, Neuzeit	KK	KK				FB2 (ao)	FB2 (ao)	FB2 (ao)	FB2 (ao)	FB2 (ao)	FB2 (ao)	FB2 (ao)	FB2 (ao)	FB2 (ao)	FB2 (ao)	FB2 (ao)
Alte Geschichte	WE2	WE2	WE2	WE2	WE2	WE2	WE2	FS2 (ao)	FS2 (ao)		FS3	FS3	FS3	FS3	FS3	FS3
Römische Alter- tumsk., Epigraphik	OC	OC	OC										BS1	BS1	BS1	BS1
<i>Greifswald</i> Alte Geschichte	JK1	JK1	JK1	JK1	JK1	JK1	HV	HV	HV	HV	HV	HV	HV	HV	HV	HV
Neuere Geschichte	HG	HG	HG	HG	HG					UN (ao)	UN (ao)	UN	UN	UN	UN	UN



Universität/Jahr	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
Allgemeine Geschichte	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2	AH2
Hist. Geogr.	FC	FC	FC	FC	FC	FC	FC	FC	FC	FC		FM1 (ao)	FM1 (ao)	FM1 (ao)	FM1 (ao)	FM1 (ao)
<i>Halle-Wittenberg</i>																
Neuer. Gesch.	OB1		SAK	SAK	SAK	SAK			WF	WF	WF	WF	WF		CH (ao)	CH (ao)
Mittlere Geschichte, Hist. Hilfswiss.	RH	WH1	WH1	WH1	WH1	WH1	WH1	ML1 (ao)	ML1 (ao)	ML1 (ao)	ML1 (ao)	ML1 (ao)	ML1 (ao)	ML1 (ao)	ML1	ML1
Alte Geschichte	WW	WW	RL	RL	RL											
<i>Hamburg</i>																
Mittlere und Neuere Geschichte	JH	JH	JH	JH	JH	JH	JH	JH	JH	JH	EA	EA	FF (ao)	FF (ao)	FF (ao)	FF (ao)
Mittlere und Neuere Geschichte, Hist. Hilfswiss.	FK2	FK2	FK2	FK2	OW	OW	OW	OV (ao)	OV (ao)	OV	OV	OV	OV	OV	OV	OV
Osteurop. Geschichte	RS1	RS1	RS1	RS1	RS1											
Alte Geschichte	EZ1	EZ1	EZ1	EZ1	EZ1	EZ1	EZ1	EZ1		HR (ao)	HR (ao)	HR	HR	HR	HR	HR
Mittlere und Neuere Geschichte 2	GAR (ao)	GAR (ao)	GAR (ao)	GAR (ao)	GAR	GAR	GAR	GAR	GAR	GAR						
Hansische Geschichte											PJ (ao)	PJ (ao)	PJ (ao)	PJ (ao)	PJ (ao)	PJ (ao)
<i>Heidelberg</i>																
Mittlere Geschichte, Hist. Hilfswiss.	KH	KH	KH	KH	KH	GF (ao)	GF (ao)	FE	FE	FE	FE	FE	FE	FE	FE	FE
Alte Geschichte	ET	ET	ET	ET			FS3	FS3	FS3	FS3	FS3	HS	HS	HS	HS	HS

Universität/Jahr	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
Neuere Geschichte	WA	WA	WA	WA	WA	WA	WA	WA	WA	WA	WA	WA	WA	WA	WA	WA
<i>Innsbruck</i>																
Wirtschafts- und Sozialgeschichte	HW	HW	HW	HW	HW	HW	HW	HW	HW	HW	HW	HW	FH2 (ao)	FH2 (ao)	FH2 (ao)	FH2 (ao)
Mittlere Geschichte, Hist. Hilfswiss.	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1	HS1
Allgemeine Geschichte, Neuzeit	IPD	IPD	IPD	IPD	IPD	IPD	IPD	IPD	IPD		KP	KP	KP	HR1	HR1	HR1
Alte Geschichte	CFLH	CFLH		FM2 (ao)	FM2 (ao)	FM2 (ao)	FM2 (ao)	FM2 (ao)	FM2 (ao)	FM2 (ao)	FM2	FM2	FM2	FM2	FM2	FM2
<i>Jena</i>																
Mittlere und Neuere Geschichte, Hist. Hilfswiss.	GM	GM	GM	GM	GM	GM	SAK	EM3	EM3	EM3	EM3	EM3	EM3	EO (ao)	EO (ao)	
Alte Geschichte	WJ	FS3 (ao)	FS3	FS3	FS3	FS3	HS (ao)	HS (ao)	HS (ao)	HS (ao)	HS (ao)	HS (ao)	HB (ao)	HB (ao)	HB (ao)	HB (ao)
Deutsche Geschichte der Neuzeit	AC	AC	AC	AC	AC	AC	GF	GF	GF	GF	GF	GF	GF	HHJ	HHJ	
Deutsche Geschichte, Bauerngeschichte											JJL	JJL	JJL	JJL	JJL	JJL
<i>Karlsruhe</i>																
Neuere Geschichte	FS4	FS4	FS4	FS4	FS4	FS4	FS4	FS4								
<i>Kiel</i>																
Alte Geschichte	HP	HP	HP	HP	HP	PLS (ao)	PLS (ao)	PLS (ao)	PLS (ao)	PLS	PLS	PLS				
(Mittlere) und Neuere Geschichte	FW	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1	OB1

Universität/Jahr	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
Mittlere (und Neuere) Geschichte	FR	FR	FR	FR	FR	FR	ML1 (ao)	KS2	KS2	KS2	KS2	KJ (ao)	KJ (ao)	KJ	KJ	KJ
Nordische Geschichte, Landesgeschichte	OS	OS	OS	OS	OS	OS	OS	OS	OS	OS	OS	OS	OS	OS	OS	OS
<i>Köln</i>																
(Mittlere) und Neuere Geschichte	MS	MS	MS	MS	MS	MS	MS	MS	MS	MS	MS	PR	PR	PR	PR	PR
Mittlere (und Neuere) Geschichte, Hist. Hilfswiss.	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2	GK2
(Mittlere) und Neuere Geschichte	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	JZ	
Alte Geschichte	JH1	JH1	JH1	JH1	JH1	JH1	JH1	JH1	JH1							
Geschichte der Niederlande										LW	LW	LW	LW	LW	LW	LW
Wirtschafts- und Sozialgeschichte	BK	BK	BK	BK	BK											
<i>Königsberg</i>																
Mittlere Geschichte	FB	FB	FB	FB	FB	FB	FB	FB	FB	FB	HG1	HG1	HG1	HG1	HG1	
Alte Geschichte	OL	OL	OL	OL	OL	LW (ao)	LW (ao)	LW (ao)	LW (ao)	LW (ao)	KS1 (ao)	KS1 (ao)	KS1 (ao)	KS1 (ao)	KS1 (ao)	KS1 (ao)
Neuer. Gesch.	HR2	HR2	HR2	HR2	HR2		OW	OW	KP	KP	KVR	KVR	KVR	TS	TS	
Osteurop. Geschichte	MW (ao)	MW (ao)	MW (ao)	MW (ao)	MW (ao)	HK	HK	HK								
<i>Leipzig</i>																
Mittlere und Neuere Geschichte	WG	WG	WG	WG												
Allgemeine Geschichte, Neuzeit	EB2	EB2	EB2	EB2	EB2	EB2	OV1 (ao)	OV1 (ao)	OV1 (ao)	OV1	OV1	OV1	OV1	OV1	OV1	OV1

Universität/Jahr	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
Allgemeine Geschichte, Mittelalter	SH	SH	SH	SH	HH	HH	HH	HH	HH	HH	HH	HH	EM3	EM3	EM3	EM3
Alte Geschichte	HB	HB	HB	HB	HB	HB	HB	HB	HB	HB	HB	HB	HB	HB		
(Süd-) Osteuropäische Geschichte	FB3	FB3	FB3	FB3	FB3					GS1 (ao)	GS1 (ao)	GS1 (ao)	GS1 (ao)	GS1 (ao)	GS1 (ao)	GS1 (ao)
Hist. Geographie	RK (ao)	RK	RK	RK	RK	RK	AH3	AH3	AH3	AH3	AH3	AH3	WS3 (ao)	WS3 (ao)	WS3 (ao)	WS3 (ao)
<i>Marburg</i>																
Neuere Geschichte	WM	WM	WM	WM	WM	WM	WM	WM	WM	WM	WM	WM	WM	WM	WM	WM
Alte Geschichte	AVP	AVP	AVP	AVP	AVP	AVP	FT1	FT1	FT1	FT1	FT1	FT1	FT1	FT1	FT1	FT1
Mittlere Geschichte, Hist. Hilfswiss.	EES	EES	EES	EES	EES	EES	EES	EES	TM	TM	TM	TM	TM	TM	EES	EES
Mittlere Geschichte, Hist. Hilfswiss. (WISO)	RH1															
<i>U München</i>																
Neuere Geschichte	AOM	AOM	AOM	AOM	AOM	AOM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM
Mittlere (und Neuere) Geschichte, Hist. Hilfswiss.	HG3	HG3	HG3	HG3	HG3	HG3	MB1	MB1	MB1	MB1	MB1	MB1				
Landesgeschichte	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM	KAM
Alte Geschichte	WO	WO	WO	WO	WO	WO	WO	WO	WO	WO	WO	WO		HB	HB	HB
Hist. Hilfswiss.	RVH (ao)	RVH (ao)	RVH	RVH	RVH	RVH	RVH	RVH	RVH	RVH	RVH	RVH	RVH	RVH	RVH	RVH
Neuere Geschichte							UC (ao)	UC (ao)	UC (ao)	UC (ao)	UC (ao)	UC	UC	UC	UC	UC

Universität/Jahr	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
<i>TU München</i>																
Geschichte	RME															
<i>Münster</i>																
Mittlere Gesch., Hist. Hilfswiss.	AE	AE	AE	AE	AE	AE	AE	AE	AE	AE	AE	AE	GT	GT	GT	HG1
Alte Geschichte	FM3	FM3	FM3	FM3	FM3	FM3	HES (ao)	HES (ao)	HES (ao)	HES (ao)	HES (ao)	HES (ao)	HES (ao)	HES (ao)	HES (ao)	HES (ao)
Neuere Geschichte	HW1	HW1	HW1	HW1	HW1	HW1	HW1	HW1	HW1	HW1	HW1	HW1	HW1	KVR	KVR	KVR
<i>Posen</i>																
Neuer. Gesch.												RW	RW	RW	RW	RW
Mittl. Gesch., Hist. Hilfswiss.												LA	LA	LA	LA	LA
Alte Gesch.													FV2 (ao)	FV2 (ao)	FV2 (ao)	FV2 (ao)
Reichsgeschichte, Großdeutsche Geschichte													GK3	GK3	GK3	GK3
<i>Prag</i>																
Allg. Gesch., Neuzeit						AE1 (ao)	AE1 (ao)	AE1 (ao)	AE1 (ao)	AE1	AE1	AE1	AE1	AE1	AE1	AE1
Mittl. Gesch., Hist. Hilfsw., 1	HZ (ao)	HZ (ao)	HZ (ao)	HZ (ao)												
Alte Geschichte (Griechisch)	VE (ao)	VE (ao)	VE (ao)	VE (ao)	VE (ao)	VE	VE	VE	VE	VE		WH2 (ao)	WH2 (ao)	WH2 (ao)	WH2 (ao)	WH-2 (ao)
Mittl. Gesch., Hist. Hilfsw., 2	TM				HZ	HZ	HZ	HZ	HZ	HZ	HZ		HZ	HZ	HZ	HZ
Alte Geschichte (Römisch)	AS2	AS2	AS2	AS2	AS2	AS2	AS2	AS2	AS2	AS2						
Osteurop. Geschichte	JP (ao)	JP (ao)	JP (ao)	JP (ao)	JP (ao)	JP	JP	JP	JP	JP	JP	JP	JP	JP	JP	JP

Universität/Jahr	1930	1931	1932	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945
Europäische Geistesgeschichte												EW1	EW1	EW1	EW1	EW1
<i>Rostock</i>																
Mittlere und Neuere Geschichte	HS3	HS3	HS3	HS3	HS3	HM (ao)	HM (ao)	HM (ao)	HM (ao)	HM (ao)	HM	HM	HM	HM	HM	HM
Alte Geschichte	EH	EH	EH	EH	EH	EH	EH	EH	EH	EH	EH	EH	EH	EH	EH	EH
Neuere Geschichte	WS1	WS1	WS1	WS1	WS1	WS1	OSW (ao)	OSW (ao)	OSW (ao)	OSW (ao)	OSW (ao)	OSW (ao)	OSW (ao)	OSW	OSW	OSW
<i>Straßburg</i>																
Neuere Gesch.												EA	EA	EA		
Mittl. Gesch.												HH	HH	HH	HH	
Alte Gesch.												PLS	ASS	ASS	ASS	
Mittlere Gesch., Hist. Hilfswiss.													ER	ER	ER	
Mittlere und Neuere Geschichte												GF	GF	GF	GF	
<i>Stuttgart</i>																
Geschichte					HG4	HG4	HG4	HG4	HG4	HG4	HG4	HG4	HG4	HG4	HG4	HG4
<i>Tübingen</i>																
Neuere Gesch.	AW1	AW1	AW1	AW1	AW1	AW1	AW1	AW1	RS	RS	RS	RS	RS	RS	RS	RS
Mittlere Geschichte	JH2	JH2	JH2	HD1	HD1	HD1	HD1	HD1	HD1	HD1	HD1	HD1	HD1	HD1	HD1	HD1
Alte Geschichte	RL	RL	RL / WUG	WUG	WUG	WUG	WUG	WUG	WUG	WUG	WUG	JV	JV	JV	JV	JV
Osteurop. Geschichte	EK2 (ao)	EK2 (ao)	EK2 (ao)	EK2 (ao)	EK2	EK2	EK2	EK2	EK2	EK2	EK2					
<i>Wien</i>																
Allg. Gesch., Neuzeit 1	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS	HRS
Österr. Geschichte	AD	AD	AD	AD	AD	AD	AD					OB2	OB2	OB2	OB2	OB2



len die Frage der Einbindung in bestehende Lehrer-Schüler-Netzwerke eine durchaus signifikante Rolle.

Bis auf die Universität Freiburg/Schweiz<sup>43</sup> wurden in dieser Übersicht alle Universitäten berücksichtigt, deren Unterrichtssprache während des Untersuchungszeitraums Deutsch war. Aufgrund der traditionell engen Kontakte zwischen deutschen und österreichischen Historikern sind die österreichischen Universitäten hier von vornherein mit herangezogen worden, wenngleich eine direkte Personalpolitik im Sinne des NS-Systems erst nach dem „Anschluß“ von 1938 möglich war. Dagegen konnte sich ein allzu offenes Bekenntnis zum Nationalsozialismus zwischen 1933 und 1938 für österreichische Historiker sogar als nachteilig für ihre berufliche Karriere in der Alpenrepublik erweisen, in mehreren Fällen erfolgte deshalb ein Wechsel an eine reichsdeutsche Universität<sup>44</sup>. Solche Motive spielten im Falle der berücksichtigten deutschsprachigen Schweizer Universitäten keine Rolle, sie wurden lediglich als Vergleichsmuster mit aufgeführt. Die Übersicht zeigt, daß es hier im Untersuchungszeitraum kaum zu personellen Veränderungen kam. Gänzlich anders war die Situation in Danzig, Posen, Prag und Straßburg, in Städten also, die zwischen 1938 und 1940 unter deutsche Kontrolle fielen. Im Kontext der nationalsozialistischen Neuordnungspläne für Europa wurde diesen Städten, besonders aber ihren jeweiligen Universitäten eine Schlüsselrolle beigemessen.

Neben den historischen Lehrstühlen in Basel, Bern und Zürich gab es im Untersuchungszeitraum 149 Lehrstühle aus allen Teilgebieten der Geschichtsforschung, wobei die Lehrstühle für Mittlere Geschichte und Historische Hilfswissenschaften an der Universität Marburg und für Geschichte an der TU München seit 1931 nicht mehr besetzt wurden. 36 der verbliebenen 147 Lehrstühle erfuhren zwischen 1933 bis 1945 keine personelle Veränderung, die jeweiligen Inhaber waren sämtlich schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme berufen worden<sup>45</sup>. 19 von ihnen konnten ihr Ordinariat über das Jahr 1945 hinaus, teilweise bis in die 1960er Jahre behalten<sup>46</sup>; ein weiterer verlor die Lehrkanzel, weil seine Heimatuniversität nunmehr auf polnischem Gebiet lag, doch fand sich für ihn rasch ein „Ersatz“ an einer anderen Universität<sup>47</sup>. Für 15 Lehrstuhlinhaber bedeutete das Jahr 1945 zugleich das Ende ihrer beruflichen Karriere<sup>48</sup>, dabei dürften in mindestens acht Fällen<sup>49</sup> politische Gründe ausschlaggebend gewesen sein, min-

<sup>43</sup> Eine Berücksichtigung dieser Universität wäre thematisch gänzlich unergiebig gewesen.

<sup>44</sup> Weber, Priester 288.

<sup>45</sup> WW, FH, FO, FK, MB, FS, EAR, GB, HA, JK, MG, GR, UK, PES, FB2, AH2, GAR, WA, HS1, FM2, OB1, OS, GK2, JZ († 1944), WM, KAM, RVH, AE1, HZ, JP, EH, HD1, HRS, RE, JK1, WB1.

<sup>46</sup> FH, FO, FK, MB, FS, EAR, JK, MG, GR, UK, PES, AH2, WA, OB1, GK2, WM, EH, HD1, JK1.

<sup>47</sup> HA.

<sup>48</sup> Jedenfalls geben die herangezogenen Unterlagen (primär Weber, Priester) keine weitere berufliche Tätigkeit als Hochschullehrer mehr an.

<sup>49</sup> GAR, HS1, OS, AE1, HZ, HRS, RE, WB1.

destens einmal<sup>50</sup> scheinen Altersgründe eine Rolle gespielt zu haben<sup>51</sup>. Von den wissenschaftlichen Arbeitsfeldern her besehen zählten folgende Lehrgebiete zu dieser Gruppe: Geschichte allgemein (1), Alte Geschichte (10), Mittlere Geschichte und Historische Hilfswissenschaften (6), Mittlere und Neuere Geschichte (4), Neuzeit allgemein (3), Neuere und Neueste Geschichte (7), Osteuropäische Geschichte (1), Nordische Geschichte (1), Landesgeschichte (2). Die Lehrstühle dieser Gruppe lassen sich demnach in etwa gleich große Gruppen den drei zentralen Lehr- und Forschungsgebieten zuordnen – zehn Lehrstühle zur Alten Geschichte stehen neben zehn Lehrstühlen zur Mittleren bzw. Mittlere und Neuere Geschichte, zehn weitere Lehrstühle sind dem aus Sicht des Themas besonders „kritischen“ (weil politisch dem NS-System am nächsten liegenden) Bereich der Neuere und Neuesten Geschichte zuzurechnen.

64 Lehrstühle wurden zwischen 1933 und 1945 ein- oder mehrfach neu besetzt. In 26 Fällen boten politische oder ideologische Motive Gründe für eine Umbesetzung<sup>52</sup>. Ein genauerer Blick auf die Entlassungsgründe zeigt, daß in mindestens 12 Fällen<sup>53</sup> rasseideologische Motive ausschlaggebend waren, 13 weitere Fälle aus dieser Gruppe lassen eine politische Gegnerschaft zum NS-System erkennen<sup>54</sup>, während in einem Fall ein Rücktritt zur Vermeidung eines Disziplinarverfahrens erfolgte<sup>55</sup>.

27 Kanzeln wurden im Verlauf des Untersuchungszeitraums nicht mehr wiederbesetzt, darunter allein drei von vier Lehrstühlen bzw. planmäßigen Extraordinariaten für Alte Geschichte an der Universität Berlin<sup>56</sup>. Zwischen der nationalsozialistischen Machtübernahme und dem Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde darüber hinaus an acht weiteren reichsdeutschen und drei österreichischen bzw. tschechischen Universitäten auf eine Wiederbesetzung von Lehrstühlen verzichtet: Frankfurt / Main<sup>57</sup>, Halle-Wittenberg<sup>58</sup>, Hamburg<sup>59</sup>, Karlsruhe<sup>60</sup>, Köln<sup>61</sup>,

<sup>50</sup> RVH.

<sup>51</sup> Die übrigen Fälle konnten mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nicht geklärt werden.

<sup>52</sup> VE, JH1, RL, FM3, FS2, AS2, ET, EC, KH, AE, SH, WL, BS, EA, JH, EK1, OW, HR2, FS4, HH1, OH1, RS1, MW, FC, BK, EP.

<sup>53</sup> VE, RL, FM3, FS2, AS2, EC, SH, WL, HR2, RS1, FC, EP.

<sup>54</sup> JH1, ET, KH, AE, BS, JH, EK1, FS4, HH1, OH1, MW, BK. In einem Fall (EA) war ein dem Dritten Reich eng verbundener Historiker von einer Umbesetzung betroffen. Er hatte sich schon vor der Machtübernahme mit einem hochrangigen NS-Funktionsträger überworfen, dieser sorgte dann 1943 für dessen „Entlassung in die Wehrmacht“; dazu: Wolf, Litteris 410f.

<sup>55</sup> OW, dem ein Disziplinarverfahren wegen Verstoßes gegen § 175 StGB drohte; dazu: ebd., 411.

<sup>56</sup> Alte Geschichte 1, 1937, EM1; Honorarprofessur 1937 WS; Alte Geschichte 2, 1937, UW. Alle drei Stellen wurden vakant aus Altersgründen bzw. Wegberufung.

<sup>57</sup> Mittlere u. Neuere Geschichte, Hist. Hilfswissenschaften 1, 1934, EK1.

<sup>58</sup> Alte Geschichte, 1934, RL.

<sup>59</sup> Osteuropäische Geschichte, 1935, RS1.

<sup>60</sup> Neuere Geschichte, 1937, FS4.

<sup>61</sup> Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 1934, BK.

Königsberg<sup>62</sup>, Leipzig<sup>63</sup>, München<sup>64</sup> sowie Graz<sup>65</sup>, Wien<sup>66</sup> und Prag<sup>67</sup>. Bezogen auf die reichsdeutschen Universitäten (Berlin eingeschlossen) handelte es sich dabei in vier Fällen um Stellen, deren ehemalige Inhaber aus Opposition gegen das NS-System ihren Dienst quittiert hatten bzw. entlassen worden waren, zweimal um Entlassungen aus rassistischen Gründen sowie um sieben Vakanzen aus Altersgründen bzw. Weggang. Die übrigen Stellen wurden erst im Verlauf der Kriegsjahre frei und dürften in der Regel aus strukturellen Gründen nicht mehr wiederbesetzt worden sein.

Den weggefallenen bzw. nicht wiederbesetzten Lehrstühlen standen 20 Kanzeln gegenüber, die im Untersuchungszeitraum neu geschaffen wurden, darunter vier an der unter nationalsozialistischer Ägide neugegründeten Universität Posen<sup>68</sup> und fünf an der gleichfalls nationalsozialistischen Universität Straßburg<sup>69</sup>. Die drei Vakanzen an der Berliner Universität wurden durch vier neue Lehrstühle deutlich kompensiert. Da sich in der jeweiligen Ausrichtung der neuen Lehrstühle anders als bei den nicht wiederbesetzten Stellen deutlich erkennbar Elemente des nationalsozialistischen Geschichtsverständnisses spiegelten, liegt der Schluß nahe, daß die Berliner Universität entweder als eine nationalsozialistische Modelluniversität geplant war oder aber die neugeschaffenen Lehrstühle unmittlbar politischen Zwecken dienen sollten<sup>70</sup>. Jeweils ein neuer Lehrstuhl wurde eingerichtet an den Universitäten Breslau<sup>71</sup>, Hamburg<sup>72</sup>, Jena<sup>73</sup>, Köln<sup>74</sup>,

<sup>62</sup> Osteuropäische Geschichte, 1937, HK.

<sup>63</sup> Mittlere und Neuere Geschichte, 1933, WG.

<sup>64</sup> Neuere Geschichte, 1935, Ausscheiden AOM, Stelle bis 1945 von KAM mitverwaltet.

<sup>65</sup> Mittlere Geschichte, Hist. Hilfswissenschaften, 1933, WE3 (wiederbesetzt 1939 mit WK1); Römische Altertumskunde und Epigraphik, 1932, OC (wiederbesetzt 1942 mit BS1).

<sup>66</sup> Österreichische Geschichte, 1936, AD (wiederbesetzt 1942 mit OB2).

<sup>67</sup> Mittlere Geschichte, Historische Hilfswissenschaften 1, 1933, HZ.

<sup>68</sup> Neuere Geschichte (RW), Mittlere Geschichte und Hilfswissenschaften (LA), Alte Geschichte (FV2) und Reichs- und Großdeutsche Geschichte (GK3). Bei dem letztgenannten Lehrstuhl handelte es sich um ein offensichtlich vom nationalsozialistischen Zeitgeist beflügeltes Unternehmen, während die anderen drei Lehrstühle die traditionelle Struktur historischer Seminare spiegeln.

<sup>69</sup> Neuere Geschichte (EA), Mittlere Geschichte (HH), Alte Geschichte (PLS/ASS), Mittlere Geschichte und Historische Hilfswissenschaften (ER), Mittlere und Neuere Geschichte (GF). Von der Struktur des Seminars und der Bewidmung der einzelnen Lehrstühle her betrachtet war Straßburg somit konventionell ausgestattet.

<sup>70</sup> Lehrstühle wie „Mittlere und Neuere Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Kriegsgeschichte“ (eingerichtet 1933, WE1) spiegelten einmal bestimmte inhaltliche Präferenzen des NS-Systems, die dort gewonnenen Erkenntnisse ließen sich zugleich bei der Vorbereitung des kommenden Krieges anwenden. Ähnliches trifft für wenigstens zwei weitere neue Lehrstühle zu (Südosteuropäische Geschichte, 1940, FV; Übersee- und Kolonialgeschichte, 1940, EZ), während sich der vierte neugeschaffene Lehrstuhl um die Festigung des nationalsozialistischen Geschichtsbildes zu kümmern hatte (Politische Geschichte, 1942, WF).

<sup>71</sup> Mittlere und Neuere Geschichte sowie Osteuropäische Geschichte, 1934 (HU/HK).

<sup>72</sup> Hansische Geschichte, 1940, PJ.

<sup>73</sup> Deutsche Bauerngeschichte, 1940, JIL.

<sup>74</sup> Geschichte der Niederlande, 1942, FP.

München<sup>75</sup>, Prag<sup>76</sup> und Stuttgart<sup>77</sup>. Auch in diesen Fällen wurden mit der Vergabe neuer Planstellen bzw. Umwidmung nicht wiederbesetzter Stellen erkennbare politische Ziele verfolgt. So erfolgte in Breslau schon 1934 eine Aufwertung der Osteuropäischen Geschichte, in Hamburg wohl als Reaktion auf die von einigen führenden NS-Ökonomen neu entfachte Diskussion über die Einrichtung einer neuen „Hanse“ als Grundlage einer neuen europäischen Wirtschaftsordnung die Schaffung eines „Hanse-Lehrstuhls“ im Jahre 1940, während im selben Jahr in Jena als Reverenz an den nationalsozialistischen „Blut- und Boden-Mythos“ ein Lehrstuhl zur Deutschen Bauerngeschichte geschaffen wurde und zwei Jahre später in Köln mit der Einrichtung eines Lehrstuhls zur Erforschung der Geschichte der (seit 1940 besetzten) Niederlande die Westforschung gestärkt werden sollte. Stuttgart als „Stadt der Auslandsdeutschen“ erfuhr durch die Einrichtung eines Geschichtsordinariats an der dortigen Universität im Jahre 1934 eine Aufwertung, während mit der Einrichtung eines Lehrstuhls für Europäische Geistesgeschichte an der Universität Prag im Jahre 1941 das Zentrum des nationalsozialistisch beherrschten Europa gestärkt wurde.

Zusammenfassend ergibt sich für die 147 Geschichtslehrstühle an den Universitäten, die zwischen 1933 und 1945 im unmittelbaren Einflußbereich des nationalsozialistischen Deutschland lagen, folgendes Bild: 64 Lehrstühle (43,5%) wurden in diesem Zeitraum ein- oder mehrfach neu besetzt, in 26 Fällen waren dafür politische oder rasseideologische Motive der Anlaß, 38 neue Berufungen erfolgten hingegen auf Stellen, die aus strukturellen Gründen freigeworden waren. 36 Lehrstühle (24,5%) blieben personell von der nationalsozialistischen Machtübernahme völlig unberührt, in 15 Fällen wurde der jeweilige Stelleninhaber nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft entlassen, acht dieser Entlassungen erfolgten aus politischen Gründen aufgrund offensichtlicher Nähe zum NS-System. 27 Lehrstühle (18,4%) wurden im Laufe des Untersuchungszeitraums aus unterschiedlichen Gründen vakant und nicht wiederbesetzt. In vier Fällen führten politische Gründe, zweimal rasseideologische, siebenmal aber Altersgründe zur Vakanz. Die restlichen Vakanzen fielen aus unterschiedlichen, jedoch allesamt strukturellen Gründen an. 20 Lehrstühle (13,6%) wurden neu geschaffen, dabei scheinen in allen Fällen unmittelbare politische oder ideologische Überlegungen eine Rolle gespielt zu haben.

<sup>75</sup> Neuere Geschichte, 1936, UC.

<sup>76</sup> Europäische Geistesgeschichte, 1941, EW1.

<sup>77</sup> Geschichte, 1934, HG4.



### 3. Über das Verhältnis der Historiker zum Nationalsozialismus

Die im voranstehenden Abschnitt aufgestellte Übersicht über die Struktur des Faches Geschichte an reichsdeutschen und deutsch-kontrollierten Universitäten im Zeitraum zwischen 1930 und 1945 bietet einen ersten Überblick über Kontinuitäten und Brüche nach der nationalsozialistischen Machtübernahme. Sie bietet zudem Informationen über bestimmte Eingriffe der zuständigen Kultusbehörden in die fachspezifische universitäre Forschungslandschaft. In Verbindung mit weiteren Hintergrundinformationen lassen sich damit die Umrisse der Pläne erkennen, die das NS-System in bezug auf das Fach Geschichte hegte, so wie es an Universitäten zunächst des Deutschen, Großdeutschen und schließlich des Großgermanischen Reiches gelehrt wurde. Es zeigt sich, daß der in der jüngeren Diskussion über die Rolle der Geschichtswissenschaften im Nationalsozialismus gelegentlich geäußerte Vorwurf, die deutsche Historikerschaft sei nahezu geschlossen in die Arme des Nationalsozialismus übergelaufen<sup>78</sup>, unhaltbar ist. Immerhin waren 31 der in Frage kommenden 147 Lehrstühle (21%) nach der „Machtergreifung“ von Entlassungen bzw. Frühpensionierungen oder -emeritierungen aus rassistischen Gründen bzw. aus Gegnerschaft zum NS-System betroffen.

Andererseits bleibt im Umkehrschluß festzuhalten, daß fast 80% der Lehrstühle die nationalsozialistische Machtergreifung überstanden. Hier stellt sich die Frage, ob der vor diesem Hintergrund in Teilen der Literatur erhobene Vorwurf der Käuflichkeit durch das System, der die betroffenen Historiker zu dessen Stützen und damit auch zu „Vordenkern der Vernichtung“ gemacht habe, angemessen ist. Ein Junktim, das jeden Historiker, der sich vom NS-System bezahlen ließ, a priori zu einer Stütze des Systems und zu einem Teil einer „NS-Historie“ macht<sup>79</sup>, provoziert die Frage nach dem Erkenntniswert einer solchen Klassifizierung. Schließlich läßt ein derart pauschaler Umgang mit dem Begriff „Nationalsozialismus“ keinerlei Binnendifferenzierungen mehr zu, von einem wissenschaftlich wenig aussagekräftigen Gut-Böse-Schema einmal abgesehen<sup>80</sup>. Auch würde das bedeuten, daß diese Historiker schon in der Zeit vor 1933 „NS-Historie“ betrie-

<sup>78</sup> So beispielsweise bei Peter Schöttler. Ihm zufolge gab es „keinen deutschen Marc Bloch“, also keinen Historiker, der für seine Überzeugung im Konzentrationslager ermordet worden wäre. Zwar kennt auch er durchaus einige „gute“ Historiker: Hildegard Schaeder, Georg Sacke, Heinrich Scheel, Walter Markov – seinerzeit allesamt jüngere Historiker, über denen aufgrund ihrer Verbindungen zum aktiven Widerstand stets das Damoklesschwert der KZ-Haft schwebte, Ordinarien hingegen finden keinen Platz in seinem „Pantheon“, obwohl es, wie gesehen, manche gab, die auch den Schöttler'schen Aufnahmekriterien entsprochen hätten. Vgl. dazu: *Schöttler, Geschichtsschreibung* 11.

<sup>79</sup> Ich habe weder im Sammelband Schöttlers (*Schöttler, Geschichtsschreibung*) noch in dem von Schulze und Oexle herausgegebenen Kompendium (*Schulze, Oexle, Historiker*) den expliziten Versuch einer Definition dessen gefunden, was unter „NS-Historie“ verstanden wird, obwohl der Begriff an beiden Orten mehrfach gebraucht wird.

<sup>80</sup> Manchen Forschern scheint dies zu genügen. Vgl. z. B. *Schöttler, Geschichtsschreibung* 11.

ben hätten, da sie andernfalls Teil der kleineren Gruppe der vom systemischen „Bannstrahl“ Betroffenen gewesen wären. Wie jedoch noch zu zeigen ist, befanden sich auch unter den Ordinarien, die den Systemwechsel des Jahres 1933 überstanden, durchaus systemkritische Köpfe. Das zeigt noch einmal, daß ein allzu pauschaler Umgang mit dem Begriff „NS-Historie“ ein differenziertes Urteil über das Verhältnis von Historikern zum Nationalsozialismus und damit auch über die Rolle der Geschichtswissenschaften im NS-System ebenso ausschließt wie eine Reduktion des Untersuchungszeitraums auf die Jahre 1933–1945.

### 3.1 Vor 1933

Die Forschung hat längst den Nachweis dafür erbracht, daß viele Forderungen und Verhaltensweisen, die die Anhänger der These von der „NS-Historie“ als genuin „nationalsozialistisch“ brandmarken, bereits in den 20er Jahren zum argumentativen Fundus jener Weimarer Historiographen zählte, die seinerzeit glaubten, aus patriotischer Pflicht so handeln zu müssen. Unter den etwa 180 Ordinarien, die in den 1920er Jahren Lehrstühle für Alte, Mittelalterliche, Mittelalterliche und Neuere, Neuere, Osteuropäische Geschichte und andere Bereiche der Geschichte innehielten, befand sich nur etwa ein Dutzend überzeugter oder „Ver-nunft“-Republikaner. Auch wenn letztere zwar keineswegs als überzeugte Demokraten gelten können, bemühten sie sich immerhin, die Weimarer Republik konstruktiv-kritisch zu begleiten<sup>81</sup>. Verglichen mit ihnen nahm der junge Peter Rassow (zu dem Zeitpunkt allerdings noch nicht Inhaber eines Lehrstuhls) zweifellos eine Sonderstellung ein, da er sich öffentlich für die „rechtliche, liberale Ordnung“ durch parteipolitisches Engagement in der DDP einsetzte<sup>82</sup>. Trotzdem wurde er im Jahre 1941 als Nachfolger Martin Spahns auf den Kölner Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Geschichte berufen. Rassow folgte damit einem Historiker, der in den 20er Jahren in der „Zunft“ zu den heftigsten Kritikern der Weimarer Republik zählte. Spahn<sup>83</sup> galt als „Vertrauensmann“ der „Konservativen Revolutionäre“ und war der Spitzenkandidat Alfred Hugenbergs bei dessen Versuch, die 1920 ins Leben gerufene dezidiert republikanische „Deutsche Hochschule für Politik“ für die antidemokratische Rechte zu gewinnen. Als dieser Versuch fehlschlug, wurde mit dem „Politischen Kolleg“ eine eigene Bildungseinrich-

<sup>81</sup> Dazu die Zahlen bei: *Wolf*, Litteris 406–415; zu Rassow vgl.: ebd. 109.

<sup>82</sup> Rassow wurde erst 1941 erstmals berufen. Dazu: ebd. 410.

<sup>83</sup> Martin Spahn war 1920 aus dem Zentrum ausgetreten, für das er zwischen 1902 und 1912 ein Reichstagsmandat wahrgenommen hatte. Zwischen 1924 und 1933 saß er für die DNVP im Reichstag, am 9. Juni 1933 trat er aus der DNVP aus, beantragte 3 Tage später die Mitgliedschaft in der NSDAP, gehörte auf seinen Antrag hin ab 15. Juni 1933 als Hospitant der NSDAP-Reichstagsfraktion an, im November 1933 erhielt er einen Listenplatz zugesprochen, obgleich Innenminister Frick noch Mitte Oktober eine Berücksichtigung ausgeschlossen hatte, da die NSDAP-Mitgliedschaft noch nicht ausgesprochen war. Dazu: *Martin Schumacher*, M.d.R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945. Eine biographische Dokumentation (Düsseldorf 1994) 486.

rung als Konkurrenz zur Deutschen Hochschule ins Leben gerufen, die sich unter der Leitung Spahns rasch zum intellektuellen „Aushängeschild“ der rechten Antidemokraten entwickeln sollte<sup>84</sup>.

Rassow auf der einen und Spahn auf der anderen Seite können als repräsentativ für den geistesgeschichtlichen Spannungsbogen gelten, in dem die Mehrheit der Weimarer Historiographen dachte und argumentierte. So unterschiedlich ihre Haltung gegenüber der ersten deutschen Republik auch gewesen sein mochte, stimmten sie in der Forderung nach der Revision des Versailler Vertrages überein. Dabei erschien ihnen der Friedensvertrag nicht nur als das Diktat der Siegermächte und der Ort des Artikels 231, er bedeutete für sie zugleich den Gipfelpunkt der Krise der Moderne, wie sie sich in der hochtechnisierten Kriegführung des Ersten Weltkriegs eindringlich gezeigt hatte. Friedrich Meinecke zum Beispiel glaubte „das historische Denken und Forschen“ insgesamt in Frage gestellt zu sehen<sup>85</sup>, und Oswald Spengler schien die Wurzel des Problems erkannt und einen Ausweg gefunden zu haben, als er feststellte, daß es sich in der Geschichte immer nur um das Leben, die Rasse, den Triumph des Willens zur Macht handele, nicht um den Sieg von Wahrheiten, Erfindungen oder Geld<sup>86</sup>. Man könnte sein Fazit als Leitmotiv über viele tagespolitische Aussagen von Historikern aus den 20er Jahren stellen. Unabhängig davon, ob klein- oder großdeutsch, ob mitteleuropäisch oder europäisch argumentierend – die meisten Weimarer Neuzeithistoriker fühlten sich ohnehin der kleindeutschen Geschichtsschreibung Bismarck'scher Prägung verpflichtet<sup>87</sup> – stimmten die deutschen Historiographen der 20er Jahre mehrheitlich darin überein, daß nur ein „starker Staat“ das Reich vor dem endgültigen Versinken in ein „subalternes Fellachentum“ (Spengler) retten konnte. Nur wenige sahen die Verantwortung für die Republik bei ihren Bürgern. Franz Schnabel gehörte zu ihnen, wenn er darauf verwies, daß sich die Krise der frühen 1930er Jahre nicht durch Notverordnungen lösen lasse, sondern nur über den aktiven Einsatz der Menschen für Republik und Verfassung<sup>88</sup>. Die meisten seiner Fachkollegen aber empfanden die Notverordnungen als eine Wiederherstellung der klassenübergreifenden Volksgemeinschaft und Kameradschaft, wie man glaubte, sie in den Kriegsjahren gekannt zu haben<sup>89</sup>. Freilich variierten die entsprechenden Konzepte je nach Standort des Einzelnen. Der Vernunftrepublikaner Meinecke sah das parlamentarische System als Übergangsform und meinte, ein Bedürfnis nach starker Vertrauensdiktatur als Kennzeichen der Moderne ausmachen zu können<sup>90</sup>, andere Stellungnahmen erhofften sich einen starken Staat als Rahmen, in dem die Einzelinteressen dem Gemeinwohl untergeordnet würden,

<sup>84</sup> Dazu: *Elvert*, Mitteleuropa 150ff.

<sup>85</sup> Zitiert nach: *Wolf*, Litteris 111.

<sup>86</sup> *Oswald Spengler*, Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte (Sonderausgabe, München 1990).

<sup>87</sup> *Elvert*, Mitteleuropa 20f.

<sup>88</sup> *Wolf*, Litteris 112f.

<sup>89</sup> Ebd.

<sup>90</sup> Ebd. 112.

damit aus dem „Amboß“ Deutsches Reich wieder ein „Hammer“ für eine kraftvolle deutsche Außenpolitik als Großmachtpolitik würde<sup>91</sup>.

Die große Mehrheit der deutschen Historikerschaft, soweit sie durch die Lehrstuhlinhaber repräsentiert wurde, fühlte sich von der Krise der Weimarer Republik keineswegs zu einem engagierten Eintreten für das bestehende politische System veranlaßt. Im Gegenteil: Von wenigen Ausnahmen abgesehen, empfand sie die erste deutsche Republik als ein von den westlichen Siegermächten geschneidertes Zwangskorsett: Dieses mit dem „besonderen deutschen Wesen“ nicht zu vereinbarende westliche politische Modell mochte ihrer Meinung nach dazu taugen, bestimmten Partikularinteressen Rechnung zu tragen, keinesfalls jedoch konnte es den Gemeinschaftsinteressen des Deutschen Volkes gerecht werden. Mit der deutschen Republik ließ sich, wie sie glaubte, kein Staat machen, auch deshalb nicht, weil sie nicht dazu in der Lage war, die Interessen der Gesamtheit des deutschen Volkes wahrzunehmen.

Schließlich hatten die Pariser Vorortverträge die vormaligen in den Grenzen des Kaiserreiches und der Habsburger Monarchie lebenden Deutschen auf die neugeschaffene Staatenwelt Mittel- und Südosteuropas verteilt, in fast allen Nachfolgestaaten gab es deutsche Volksgruppen als nationale Minderheiten. Daß das Deutsche Reich eine Fürsorgepflicht gegenüber diesen volksdeutschen Minderheiten wahrzunehmen hatte, war eine auch unter Historikern weit verbreitete Meinung. Besonders im Lager der antidemokratischen Rechtsintellektuellen aber reichten die Gedanken weit über das reine Fürsorgeprinzip hinaus. Hier wurden Konzepte dafür entwickelt, wie die Existenz von volksdeutschen Minderheiten dazu genutzt werden konnte, um die Machtposition des Deutschen Reichs in Mitteleuropa zu der einer Hegemonialmacht zu erweitern. Unter anderem wurde dazu im Umfeld des Politischen Kollegs und des ihm nahestehenden „Tat“-Kreises „konservativ-revolutionärer“ Antidemokraten mit „Volk und Reich“ eine Zeitschrift ins Leben gerufen, die sich ausdrücklich der politischen Neugliederung Europas, der Befriedung des mitteleuropäischen Raumes nach allgemeingültigen Rechtsgrundsätzen, der Eingliederung der deutschen Wirtschaft in die mitteleuropäische durch Schaffung eines geschlossenen mitteleuropäischen Binnenmarktes, der Pflege der deutschen Sprache als mitteleuropäischer Verkehrssprache, der Erhaltung und dem Schutz der deutschen Volksgruppen und Volkssplitter in Mitteleuropa als Vermittler deutscher Kultur sowie der Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Technik verschrieben hatte<sup>92</sup>.

Die deutsche Volkstumsforschung, an der sich von Anfang an auch (aber nicht nur) viele Historiker beteiligten, war also keineswegs ein Kind des Nationalsozialismus, sondern entsprang dem gedanklichen Fundus der rechten antidemokratischen Intellektuellen Weimars. Die Rolle der Historikerschaft dabei war klar: Sie hatte den Anspruch der Deutschen auf Hegemonie in Mitteleuropa historisch zu legitimieren. Martin Spahn beispielsweise versuchte dies in einem Beitrag für

<sup>91</sup> Zitiert nach: ebd.

<sup>92</sup> So als Zielkatalog abgedruckt im Impressum von „Volk und Reich“.

„Volk und Reich“, der 1925 in einem Sonderheft publiziert wurde<sup>93</sup>. Den Herrschaftsanspruch der Deutschen führte er zurück in das 13. Jahrhundert, als sich in Mitteleuropa das Deutsche an die Stelle des Lateinischen geschoben hatte, wo es seither den Austausch zwischen den Bewohnern vermittelte. Aus vielerlei Gründen habe dies aber nicht genügt, um den daraus eigentlich ableitbaren Anspruch auch auf politische Hegemonie über die Jahrhunderte aufrechtzuerhalten. Diesen zurückzugewinnen sei jedoch die Aufgabe der Zukunft. Es gelte daher, so Spahn Fazit, die Fühlung zu den Deutschen in Mitteleuropa aufzunehmen sowie die Fesseln des parlamentarischen Systems und des westlichen Kapitalismus abzuschütteln. Ferner war das deutsche Volk von all jenen Kräften innerlich zu befreien, die mit den volksfeindlichen Kräften des Westens gemeinsame Sache machten. Damit wäre seiner Meinung nach die Voraussetzung geschaffen für eine erfolgreiche Auseinandersetzung mit dem westlichen Parlamentarismus und Kapitalismus. Wenn dieser Kampf erfolgreich beendet sei, eröffneten sich dem deutschen Volk als dem europäischen Führungsvolk neue Möglichkeiten zur Gestaltung Mitteleuropas.

In seiner gedanklichen Radikalität und Reichweite dürfte Spahn unter den etablierten Historikern der 20er Jahre unübertroffen gewesen sein. Dennoch traten viele in ihren Schriften ähnlich wie er für die Schaffung einer deutschen Hegemonie über Mitteleuropa ein. Für den Weg dorthin wurden freilich unterschiedliche Konzepte entworfen, die von föderalen Überlegungen bis hin zu einer auf Berlin ausgerichteten, straff zentralistischen Staatsform reichten. Spahn hatte seine Überlegungen mit folgendem Zitat abgeschlossen:

„Welch eine Zukunft harrt unseres Vaterlandes, wenn seine akademische Jugend beizeiten begreift, wofür sie sich zu schulen, worauf sie sich vorzubereiten hat! Zum ersten Mal in unserer tausendjährigen Geschichte ist nicht nur dieser oder jener Stamm, sondern ist unser ganzes Volkstum lebendig und in Bewegung. Es bedarf nur der Richtung. Die Überzeugung, der Glaube muss über uns kommen, daß auch unserem Volk eine Sendung beschert wurde! Diese Sendung heißt: Mitteleuropa!“

Die Vereinigung der deutschen Volksgruppen innerhalb eines neuzugestalteten Zentraleuropa unter deutscher Herrschaft war demnach das Ziel der Volkstumsarbeit und -forschung der 1920er Jahre. Im Sinne des zeitgenössischen Revisionismus sollte aus der Not der Pariser Friedensordnung die Tugend der Neuordnung Mitteleuropas nach deutschem Muster erfolgen. Allerdings erlaubte weder die deutsche noch die europäische politische Wirklichkeit lange Zeit auch nur die Hoffnung auf Realisierung solcher Konzepte. Die einzige Partei, die in ihrem Programm so weitgehende Forderungen offen aufgriff, war die NSDAP. Insofern überrascht es nicht, wenn diese Partei für die „Mitteleuropäer“ und „Volkstumsforscher“ konservativ-revolutionärer Observanz eine ernstzunehmende Alternative zu den anderen Parteien der Weimarer Republik darstellte,

<sup>93</sup> Martin Spahn, Mitteleuropa und das deutsche Volk, in: Volk und Reich. Politische Monatshefte für das junge Deutschland, hrsg. v. Friedrich Heiße (Berlin 1925). Die nachstehende Inhaltsangabe stützt sich auf die Textanalyse bei: Elvert, Mitteleuropa 154–157.

zumal aus der Sicht der nationalkonservativen Antidemokraten alle anderen bereits ihre „Unschuld“ durch Regierungsbeteiligungen verloren hatten. Trotz großer Divergenzen beispielsweise auf dem Gebiet der Rassenfrage gab es also in der Programmatik der „konservativ-revolutionären“ Rechtsintellektuellen Weimars und der NSDAP vor der nationalsozialistischen Machtergreifung auf dem Gebiet der mitteleuropäischen Neuordnung und der Volkstumsforschung zahlreiche Überschneidungen. Aus diesem Blickwinkel erschien die NSDAP sonst skeptischen Rechtsintellektuellen wählbar zu sein.

Die Partei selber hatte bewußt viele Argumente der Volkstumsforschung in ihre eigene Programmatik übernommen, um sich den völkisch denkenden und forschenden Weimarer Antidemokraten als die einzige Partei anzubieten, mit der eine Realisierung solcher Neuordnungsentwürfe machbar schien. Anfangs war es also eher der Rahmen, den die Partei bot, der den rechten Intellektuellen attraktiv erschien, da sie glaubten, ihn mit eigenen Inhalten ausfüllen zu können. Im Laufe der Konsolidierung der NS-Herrschaft sollte sich zeigen, daß die Partei auch die Rahmeninhalte bestimmen wollte. Wenn viele Volkstumsforscher trotzdem nicht mit der Partei brachen, so dürfte das wiederum mit den Erfolgen zusammenhängen, die Hitler-Deutschland erzielte – der „Anschluß“ Österreichs, die Errichtung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ und des „Generalgouvernements“ wären hier in einem Atemzug zu nennen. Schließlich waren damit viele der Forderungen eingelöst worden, die von „Mitteleuropäern“ und „Großdeutschen“ wie Martin Spahn oder Heinrich von Srbik seit den 20er Jahren gefordert worden waren. Erst jetzt sollte der „faustische Pakt“ der Volkstums- und Ostforschung mit dem NS-System sein wahres Gesicht zeigen.

### 3.2. Nach 1933

Vielleicht hatte Hermann Heimpel an seine eigene Haltung zur NSDAP gedacht, als er schrieb, daß das deutsche Volk 1933 dazu bereit gewesen sei, jedem zu folgen, der es zu sich selbst zu führen versprach<sup>94</sup>. Eine Mehrheit der Deutschen wollte in Hitler den „Retter Deutschlands“ sehen – und übersah dabei teils bewußt, teils unbewußt die warnenden Zeichen der ersten Monate und Jahre nationalsozialistischer Herrschaft. Das galt auch für viele Historiker, obwohl vor der nationalsozialistischen Regierungsübernahme gerade Vertreter dieses Berufsstandes mehrfach Kritik am Massencharakter der NSDAP geübt hatten<sup>95</sup>. Unter Berücksichtigung der in Abschnitt 3.1. erfolgten Positionsbestimmung der Weimarer Historikerschaft läßt sich deren Haltung zum Nationalsozialismus angesichts der immer unübersehbaren Erfolge der NSDAP vor der eigentlichen „Machtergreifung“ als wohlwollend-distanziert beschreiben: Unter den 51 Hochschul-

<sup>94</sup> Zu Heimpels Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus vor und nach 1945 vgl. z.B. *Pierre Racine*, Herman Heimpel à Strasbourg, in: *Schulze, Oexle*, Historiker 142–158; auch: *Arnold Esch*, Über Hermann Heimpel, in: ebd. 159f.

<sup>95</sup> *Wolf*, Litteris 118.

lehrern, die sich am 26. Juli 1932 öffentlich zum Nationalsozialismus bekannten, waren nur drei Historiker<sup>96</sup>, und das vor den Wahlen vom 12. November 1933 von 960 Professoren verfaßte Bekenntnis zu Adolf Hitler und dem NS-Staat unterschrieben nur 14 von 183 Ordinarien und planmäßigen Extraordinarien<sup>97</sup>.

So gesehen, kann von einer freiwilligen „Gleichschaltungswelle“ oder sogar einer Art „vorausseilendem Gehorsam“ „der Geschichtswissenschaft“ also nicht die Rede sein. Und dennoch „wurde Hitler möglich“<sup>98</sup>, dennoch waren nach der nationalsozialistischen Machtübernahme hochqualifizierte „Profis“ und Intellektuelle bereit, einem offensichtlichen Autodidakten und Dilettanten wie Hitler zu folgen, der augenscheinlich doch „nur“ die Massen aufputschen konnte und dessen Anhänger schon bald begannen, Bücher öffentlich zu verbrennen und Mitbürger aus der Gesellschaft auszugrenzen. Über die Motive, die jene, die es eigentlich hätten besser wissen müssen, bewog, solche und andere Exzesse zu ignorieren und die eigenen Fähigkeiten dem neuen System zur Verfügung zu stellen oder sich wenigstens mit diesem zu arrangieren, wissen wir manches, wenngleich es sich dabei in der Regel um Stellungnahmen aus der Zeit nach 1945 handelt und somit apologetische Tendenzen nie ganz ausgeschlossen sind. Winfried Schulze schreibt von einer häufig beobachtbaren Mischung aus „menschlicher Anständigkeit und politischer Kurzsichtigkeit“, die eine Auswertung der Verhaltensweisen deutscher Historiker im Rahmen der Spruchkammerverfahren ergeben habe<sup>99</sup>. Die NSDAP wurde als ein „nationaler Schutzwall“ gegen den Bolschewismus empfunden<sup>100</sup>, der zudem die „besonderen Werte des Deutschtums“ pflegen und die deutsche Kultur vor einer Überfremdung mit Elementen der westlichen Zivilisation bewahren würde. Das Motiv der inneren Stärkung und Konsolidierung durch Ordnung und Abwehr als negativ empfundener äußerer Einflüsse scheint in vielen Fällen ausschlaggebend für eine aktive Unterstützung der NSDAP oder wenigstens für ein Arrangement mit dem System gewesen zu sein – zumal damit auch der jeweils eigene Broterwerb sichergestellt werden konnte. Manche anfänglichen Sympathisanten überwandern zudem ihre inneren Zweifel am neuen System mit dem Argument, diesem ggf. die Unterstützung wieder entziehen zu können<sup>101</sup>. Aus einer solchen Haltung heraus erklärt sich die auch bei Vertretern der Geschichtswissenschaft zwischen 1933 und 1945 zu beobachtende Ambivalenz im Umgang mit dem NS-System: Einerseits wurde die nationalsozialistische Machtübernahme wenn nicht begrüßt, so doch toleriert, andererseits schreckten auch offene Sympathisanten mit dem NS-System nicht davor zurück, dieses als Vertre-

<sup>96</sup> GF, HG4, JH2.

<sup>97</sup> GAR, OW, EZ, GF, WM, AVP, EES, EZ, LZ, HB, EB2, HG1, PK, RK.

<sup>98</sup> Die Frage nach dem „warum“ ist eine der zentralen Fragen, die alle Studien, die sich mit den frühen Erfolgen des Nationalsozialismus oder mit biographischen Studien führender Nationalsozialisten befassen, wie ein roter Faden durchzieht. So auch in Ian Kershaws neuester Hitler-Biographie. Vgl.: *Ian Kershaw, Hitler 1889–1936* (Stuttgart 1998) 8f. und 17.

<sup>99</sup> Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945* (München 1993) 42f.

<sup>100</sup> Ebd.

<sup>101</sup> Ebd.

ter einer Fachwissenschaft dann zu kritisieren oder gar zu attackieren, wenn es die als sakrosankt empfundenen Regeln der Wissenschaft ideologisch beeinflussen wollte<sup>102</sup>.

Hermann Heimpel hatte somit durchaus zutreffend auf die Probleme verwiesen, die sich bei dem Versuch einer Unterscheidung der „Bösen von den Braven“ ergeben würden<sup>103</sup>. Wie schwierig eine Klassifizierung oder auch nur Differenzierung der deutschen Historiker (hier am Beispiel der Ordinarien und planmäßigen Extraordinarien) ist, zeigt die Studie Ursula Wolfs über das „Janusgesicht“ der Historie<sup>104</sup>. Ausgehend von der These, daß es die „NS-Historie“ nicht gegeben habe, versucht sie, die von ihr untersuchte Fallgruppe bestimmten Kategorien zuzuordnen. Dabei unterscheidet sie zwischen politisch stark bzw. politisch mäßig engagierten und solchen Historikern, deren politisch-weltanschaulicher Standort nicht verifizierbar war. Folgende Zuordnungskriterien dienten ihr als Maßstab: 1. politisches Engagement in Partei oder vergleichbarer Organisation, 2. Auffassung von der Rolle des Historikers in der Gesellschaft, 3. Intensität der publizistischen Äußerungen und 4. Ort der Publikation<sup>105</sup>. Um zur ersten Gruppe der „politisch stark engagierten“ Persönlichkeiten gezählt zu werden, galt es, folgende Kriterien zu erfüllen: 1. die Übereinstimmung der jeweiligen Person mit dem NS-System mußte durch Mitarbeit in Partei oder Parteiorganisationen öffentlich dokumentiert sein und 2. hatte von der betreffenden Person ein klares Bekenntnis zu zentralen Aspekten der nationalsozialistischen Weltanschauung vorzuliegen<sup>106</sup>.

Wolf ist sich der Zuordnungsschwierigkeiten, die mit der von ihr gewählten Form der Kategorisierung verbunden sind, durchaus bewußt. Diese hängen zusammen mit den jeweils individuell verlaufenden Biographien der untersuchten Historiker, mit ihren individuellen Persönlichkeitsprofilen, mit ihrer wissenschaftlichen Sozialisation und schließlich ihrem grundsätzlichen Wissenschaftsverständnis. Dennoch ist ihr Versuch der Zuordnung der von ihr untersuchten Historiker zu einzelnen Gruppen im Sinne eines besseren Verständnisses der Rolle der Historikerschaft im Nationalsozialismus grundsätzlich begrüßenswert, stellt er doch den ersten Versuch einer ideologischen Quantifizierung dieser Berufsgruppe im Nationalsozialismus überhaupt dar. Besonders in Verbindung mit den Forschungsergebnissen Wolfgang Webers<sup>107</sup> lassen sich aussagekräftige Erkenntnisse über Berufungspraxis und -politik in der Zeit des Nationalsozialismus gewinnen.

Im einzelnen gelangt Wolf zu folgenden Erkenntnissen: Der ersten Gruppe, den „politischen Historikern“ gehörten zehn Vertreter der Alten Geschichte<sup>108</sup>,

<sup>102</sup> Ebd.

<sup>103</sup> So Heimpel 1949 in einem Brief an Gerhard Ritter. Nach: ebd. 43.

<sup>104</sup> Wolf, Litteris.

<sup>105</sup> Die Gründe für die Aufstellung dieses Kriterienkatalogs ebenso wie die nähere Erläuterung der einzelnen Kriterien in: ebd. 83 f.

<sup>106</sup> Ebd. 85.

<sup>107</sup> Weber, Priester.

<sup>108</sup> HB, UK, EK, FM2, WO, FS3, HES, FT1, JV, WW.



sieben der Mediävistik<sup>109</sup>, 23 der Mittleren und Neueren Geschichte<sup>110</sup>, 29 der Neueren Geschichte<sup>111</sup>, fünf der Osteuropäischen Geschichte<sup>112</sup> sowie zehn Vertreter anderer historischer Lehrgebiete<sup>113</sup> an. Aus dieser 84-köpfigen Gruppe erhielten 1933 bzw. 1938 insgesamt 28 Personen einen Lehrstuhl<sup>114</sup>. Zur zweiten Gruppe der politisch mäßig engagierten rechnet Wolf 15 Vertreter der Alten Geschichte<sup>115</sup>, 11 der Mediävistik<sup>116</sup>, sieben der Mittleren und Neueren Geschichte<sup>117</sup>, acht der Neueren Geschichte<sup>118</sup>, drei der Osteuropäischen Geschichte<sup>119</sup> und zwei Vertreter anderer Lehrgebiete<sup>120</sup>. Von den 46 Personen aus dieser Gruppe erhielten 24 einen Ruf nach 1933 bzw. 1938<sup>121</sup>. Politisch nicht engagiert bzw. nicht einzuordnen sind Wolf zufolge 16 Vertreter der Alten Geschichte<sup>122</sup>, neun Mediävisten<sup>123</sup>, acht Vertreter der Mittleren und Neueren Geschichte<sup>124</sup>, sechs der Neueren Geschichte<sup>125</sup>, vier der Osteuropäischen Geschichte<sup>126</sup> und zehn anderer Lehrgebiete<sup>127</sup>. Aus dieser 53-köpfigen Gruppe erhielten 24 einen Ruf nach 1933 bzw. 1938<sup>128</sup>.

So verdienstvoll der Wolf'sche Versuch einer Quantifizierung des Problems auch ist, zieht ihre Kategorisierung doch eine Reihe von Zusatzfragen bzw. neuen Problemen nach sich. Zum Beispiel vermögen die Auswahlkriterien für die jeweilige Gruppenzuordnung nicht zu verhindern, daß sich in der ersten Gruppe der „politischen Historiker“ durchaus unterschiedliche Charaktere wie die erklärten Nationalsozialisten Martin Spahn, Günther Franz oder Kleophas Pleyer neben offen NS-kritischen Historikern wie Franz Schnabel bzw. dem System aus unterschiedlichen Gründen nicht genehmen Fachvertretern finden, die allesamt nach

<sup>109</sup> MB1, WE, HH, HH2, TM, HS1, HZ.

<sup>110</sup> EA, HA, OB1, EB, KB1, GF, AH1, JH, SAK, GK2, FK, PK, GK1, EM3, HM, FP, WP, GAR, FR, LS, PES, MS, OW.

<sup>111</sup> WA, WB1, GB, KB, EB2, OB, UC, WF, FH, HH3, AOM, WM, KAM, HO, KP, KVR, WR, GR, HR1, EAR, HR2, TS, FS4, WS1, HRS, RS, AW1, RW, LZ.

<sup>112</sup> OB2, OH1, JP, HU, WW2.

<sup>113</sup> WE1, HG4, AH3, WH, GK3, JK, JJJ, EM2, OS, EZ.

<sup>114</sup> HES, WE, EA, EB, GF, PK, EM3, HM, FP, OW, KB, UC, KP, KVR, HR1, TS, RS, RW, LZ, OB2, HU, WE1, HG4, WH, GK3, JJJ, EM2, EZ.

<sup>115</sup> HB2, RE, MG, EH, WK, RL, FO, ASS, PLS, JS, WUG, FV2, HV, UW, EZ1.

<sup>116</sup> FB, HD1, FE, HG1, EG, RH, WK1, LP, BS, EES, GT.

<sup>117</sup> CB, PF, HG3, KJ, KS2, OV, JZ.

<sup>118</sup> FB2, AC, EF1, HG, CH, GR1, OSW, HW1.

<sup>119</sup> HK, GS1, FV.

<sup>120</sup> RK, HW.

<sup>121</sup> HB2, ASS, PLS, JS, FV2, HV, HD1, FE, HG1, EG, WK1, LP, GT, CB, KJ, KS2, OV, FB2, EF1, CH, OSW, HK, GS1, FV.

<sup>122</sup> WE2, FH1, JH1, AH, WH2, JK1, OL, FM3, AVP, HP, HR, BS1, HS, AS1, KS1, LW.

<sup>123</sup> LA, EC, AE, KH, WH1, HWK, WL, ML1, ER.

<sup>124</sup> HA1, FF, PJ, EK1, GM, EO, PR, HS3.

<sup>125</sup> AC1, AE1, MG1, HHJ, FL, OV1.

<sup>126</sup> FB3, EK2, RS1, MW.

<sup>127</sup> FC, RVH, AH2, FH2, BK, FM1, EP, WS3, WV, EW1.

<sup>128</sup> FH1, AH, WH2, HR, BS1, HS, KS1, LW, LA, HWK, ML1, ER, HA1, FF, PJ, EO, PR, MG1, HHJ, OV1, FH2, FM1, WS3, EW1.

1933 ihre Lehrstühle verloren. Hier seien als Beispiele Otto Hoetzsch (wegen seiner angeblichen „Russenfreundschaft“) oder Hans Rothfels (aus rasseideologischen Gründen) genannt<sup>129</sup>. Insofern darf der Begriff „politischer Historiker“ nicht in allen Fällen gleichgesetzt werden mit „überzeugter“ oder „bekennender Nationalsozialist“. Das freilich bestätigt auch Ursula Wolf. Sie bezeichnet insgesamt 50 Ordinarien oder planmäßige Extraordinarien aus der insgesamt 183 Personen umfassenden Liste als uneingeschränkte „Nationalsozialisten“, von denen 23 nach 1933 bzw. 1938 berufen worden waren. Insgesamt gesehen, zählten 45,9% der von ihr erfaßten Personen zu den politisch engagierten Historikern des Untersuchungszeitraums. Diese Zahlen lassen einerseits darauf schließen, daß die Politisierung der gesamten „Zunft“ nach der „Machtergreifung“ keineswegs stärker war als vorher. Es wird andererseits aber auch deutlich, daß sich nach 1933 die Zahl der erklärten Nationalsozialisten nahezu verdoppelte. Allerdings muß in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß sich von den nach 1933 bzw. 1938 neu Berufenen 24 politisch gar nicht und weitere 24 kaum politisch betätigten. Das heißt im Umkehrschluß, daß sich maximal etwa 1/3 der nach 1933 Berufenen zu dem vom System geforderten Typus des „kämpferischen Historikers“ zählte. Ganz offensichtlich konnte die Wissenschaftspolitik des Nationalsozialismus unter den Fachvertretern nur eine begrenzte Anzahl von Anhängern finden. Diese Erkenntnisse werden bestätigt durch Aussagen von „kämpferischen“ Lehrstuhlinhabern wie die Wilhelm Engels oder Gerhard Krügers, die sich bereits 1936/37 darüber beklagten, daß sich die Wissenschaft insgesamt gegenüber der neuen Wissenschaftsauffassung resistent zeige, oder die Harold Steinackers, der noch 1940 kritisch darauf hinwies, daß erst ganz wenige Seminare die neue volksorientierte Geschichtswissenschaft praktizierten. Mit einem Umbruch rechnete er erst nach dem „Wegsterben“ der derzeitigen Gelehrten generation mit ihrem traditionellen Wissenschaftsverständnis<sup>130</sup>.

### *3.3. Die Geschichtswissenschaft im Spannungsfeld zwischen „kämpfendem“ und traditionellem Wissenschaftsverständnis*

Offensichtlich stellte das traditionelle Wissenschaftsverständnis ein Problem für die „kämpfenden Wissenschaftler“ dar, die sich häufig im Umfeld des von Walter Frank gegründeten „Reichsinstituts für die Geschichte des neuen Deutschland“ bewegten. Die Erklärung für ihre offensichtlich unbefriedigende Resonanz an den Universitätsinstituten war ebenso typisch wie Ausdruck der Hilflosigkeit gegenüber der traditionellen Fachwissenschaft: Die Berufungspolitik der Weimarer Republik habe, so hieß es, eben zu einer starken „Durchsetzung des deutschen Lehrkörpers mit Juden, Freimaurern und Pazifisten“ geführt, wodurch der Einsatz der

<sup>129</sup> Siehe dazu auch meine Ausführungen in Abschnitt 2.2. dieser Studie.

<sup>130</sup> Wolf, Litteris 98 f.

Universitäten für den Nationalsozialismus verhindert worden sei<sup>131</sup>. In dieser Studie ist bereits der Beweis für die Unsinnigkeit dieser Aussage erbracht worden, so daß sich eine weitere Kommentierung erübrigt. Dennoch gelangen den im Sinne des Nationalsozialismus „kämpfenden“ Historikern einige beachtliche „Coups“. Hier wäre einmal auf die Ablösung Friedrich Meineckes als Herausgeber der Historischen Zeitschrift im Jahre 1935 hinzuweisen, die von Frank als Leiter des Reichsinstituts angestrebt worden war. Allerdings führten letztlich primär verlegerische Entscheidungen zum Wechsel der Herausgeberschaft. Die Gelegenheit veränderter Machtverhältnisse im Reich wurde für günstig genug befunden, um einen Konflikt im Sinne des Oldenbourg-Verlags zu lösen, der schon seit den 20er Jahren zwischen Meinecke und der Verlegerfamilie geschwelt hatte<sup>132</sup>.

Einen deutlich größeren und publikumswirksamen Auftritt hatten die „kämpfenden Historiker“ auf dem 19. Deutschen Historikertag, der vom 5.–7. Juli 1937 in Erfurt stattfand. Diese Veranstaltung, der einzige Historikertag im NS-Deutschland, könnte cum grano salis als der Höhepunkt der Tätigkeit Walter Franks als einer der Wortführer des neuen Wissenschaftsverständnisses bezeichnet werden. Das Tagungsprogramm, an dessen Aufstellung Frank maßgeblich beteiligt gewesen war, vermochte durchaus zu beeindrucken. Die Forderungen nach gesamtdeutschem Denken und Handeln beschränkten sich keineswegs auf die Bereiche Politik und Wirtschaft. In seinem Bericht über den Historikertag umriß Erich Botzenhart einleitend drei Erkenntnisse, die der Kongreß für das „neue“ Geschichtsverständnis gebracht habe: 1. sei der Beweis dafür erbracht worden, daß alle Geschichtsschreibung nur politische Geschichtsschreibung sein könne, 2. habe man erkannt, daß Rasse und Volkstum die tragenden und gestaltenden Faktoren der Geschichtsschreibung seien, und 3. stehe nunmehr fest, daß deutsche Geschichtsschreibung immer gesamtdeutsche Geschichtsschreibung zu sein habe<sup>133</sup>. Die Aufgabe der Geschichtswissenschaft im „neuen Deutschland“ des Nationalsozialismus beschrieb Botzenhart als die einer „starkherzige[n] Verkünderin [...] großer Taten, [um so mitzuhelfen], ein Geschlecht zu erziehen, das große Taten nicht nur zu verstehen, sondern auch zu erzielen vermöge“<sup>134</sup>. Sie sei dafür bestens gerüstet, weil sie mit Walter Frank ihren kämpferischen Führer und Sprecher gefunden habe<sup>135</sup>.

<sup>131</sup> So der Rektor der „Reichsuniversität Straßburg“, Karl Schmidt, in einem Beitrag über „Form und Wollen der Reichsuniversität Straßburg“ (in: Straßbg. Mh., 5. Jg. 1941, H. 11, 682), zitiert nach: Wolf, Litteris 99.

<sup>132</sup> Dazu: Wiggershaus-Müller, Nationalsozialismus 57–65.

<sup>133</sup> Erich Botzenhart, Der 19. Deutsche Historikertag in Erfurt, 5.–7. Juli 1937, in: HZ 156 (1937) 659–667, hier bes. 662; im folgenden zitiert: Botzenhart, Historikertag.

<sup>134</sup> Ebd.

<sup>135</sup> Über die teilweise an eine Schmierenkomödie erinnernde Vorgeschichte des Erfurter Historikertages informiert ausführlich und detailliert: Heiber, Reichsinstitut 707–727. Heiber informiert auch darüber, daß Botzenhart seine Professur auf Anregung Franks erhalten hatte (ebd. 707), was die Frank-Eloge im Tagungsbericht erklärt, ohne daß sie dadurch weniger peinlich würde, und weist schließlich ebenfalls darauf hin, daß der Historikertag retrospektiv, auch aus der persönlichen Sicht Franks, zumeist als ein Desaster, als eine Pleite für den

Als Vertreter der von ihm so eindringlich geforderten gesamtdeutschen Geschichtsauffassung stellte Botzenhart Heinrich von Srbik und Wilhelm Schüssler vor, jene beiden „älteren Vertreter dieser Wissenschaft“, die den gesamtdeutschen Aspekt zur Grundlage der „neuen deutschen Geschichtsbetrachtung“ gemacht hätten<sup>136</sup>. Srbiks Erfurter Vortrag zählte nach Ansicht des Berichtstatters zu den Höhepunkten der Tagung<sup>137</sup>. Damit trug er einmal dem Vortrag selber Rechnung<sup>138</sup>, andererseits würdigte er Srbiks bekannten Standort in der gesamtdeutschen Frage<sup>139</sup>. Daß sich dies keineswegs nur auf die Frage des österreichischen Anschlusses an das Deutsche Reich bezog, hatte der Gewürdigte wenige Monate vor dem Historikertag, am 12. Februar 1937 auf der Jahresversammlung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und der Arbeitsgemeinschaft der Rheinischen Geschichtsvereine in der Aula der Universität Köln unterstrichen. Da die „gesamtdeutsche“ Perspektive für ihn eine die deutschen Reichsgrenzen überwindende „mitteleuropäische“ Komponente besaß, sprach Srbik bei dieser Gelegenheit über „Mitteleuropa. Das Problem und die Versuche seiner Lösung in der deutschen Geschichte“<sup>140</sup>. Zur vorrangigen Aufgabe dabei erklärte er die Stabilisierung des europäischen Zentrums. Das schien ihm aus politischer, kultureller und ökonomischer Sicht dringend geboten, „als das größte [...] Volk der Mitte“ sollte das deutsche Volk hier die Führungsrolle übernehmen. Historisch rechtfertigte Srbik diesen Führungsauftrag mit dem Hinweis auf die Verbindung zwischen den Ideen des ersten universalen Reichs und denen des zweiten nationalstaatlichen Reichs in einem Mitteleuropa, in dem freilich „die stärkste Tragfläche und der machtvolle Kern und Schirm ... das deutsche Reich sein“ müsse<sup>141</sup>. Die Kombination des reichsdeutschen Nationalismus mit dem österreichischen Universalismus stellte für ihn die ideale Ausgangsbasis für eine „völkergerechte“, höhere Form des Zusammenlebens der Deutschen mit den anderen mitteleuropäischen Völkern dar, die auf der Grundlage nationaler Autonomie und eines gleichberechtigten Miteinander ruhen sollte. Die Initiative zu einer solchen „organischen, nicht mechanistischen Ordnung Mitteleuropas“<sup>142</sup> hatte allerdings von der „deutschen Lebensgemeinschaft des Reichs und Österreichs“ auszugehen, an die sich

Vorkämpfer der „neuen deutschen Geschichtsforschung“ gewertet worden sei, da Frank z.B. erkennen mußte, daß die Historikerkunft noch keineswegs geschlossen das „bürgerliche Lager“ verlassen habe und auf die Seite der nationalsozialistischen Geschichtsschreibung übergewechselt sei (ebd. 724 ff.).

<sup>136</sup> Botzenhart, Historikertag 660.

<sup>137</sup> Ebd. 666.

<sup>138</sup> Srbik hatte über „Die französisch-österreichische Geheimkonvention vom 17. Juni 1866“ gesprochen und dabei den Nachweis zu erbringen versucht, daß seinerzeit die Schaffung eines selbständigen Bundesstaates unter österreichischer Führung angestrebt worden war.

<sup>139</sup> Srbik hatte sich bereits in den 1920er Jahren offen und engagiert für den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich ausgesprochen.

<sup>140</sup> Heinrich von Srbik, Mitteleuropa. Das Problem und Versuche seiner Lösung in der deutschen Geschichte (hrsg. v. d. Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, Weimar 1937); im folgenden zitiert: Srbik, Mitteleuropa.

<sup>141</sup> Ebd.

<sup>142</sup> Hier ist das für die 1920er Jahre so typische organologische Weltbild deutlich erkennbar.

die Staaten Ostmittel- und Südosteuropas in Form einer losen politischen Gemeinschaft angliederten. Darin sah Srbik nicht weniger als „die Erfüllung eines ewigen deutschen Traumes und eine große Bürgschaft für den alten Erdteil und die Welt“<sup>143</sup>.

Das Bild, das Heinrich von Srbik also im Februar 1937 von der deutschen Aufgabe in Mitteleuropa zeichnete, war keineswegs neu, sondern könnte als ein Mosaik bezeichnet werden, das aus Einzelteilen all jener Mitteleuropakonzepte zusammengesetzt wurde, die beiderseits der deutsch-österreichischen Grenze seit der Unterzeichnung der Pariser Friedensverträge entworfen worden waren<sup>144</sup>. Wilhelm Schüßler griff die Gedanken Srbiks am Ende seines Vortrages vor den in Erfurt versammelten deutschen Historikern wieder auf, als er betonte, daß Mitteleuropa erst dann sinnvoll gestaltet werden könne, „wenn in diesem Raum der Reichsgedanke, der Staatsgedanke und der Volksgedanke eine Verschmelzung eingehen zu einer höheren Wirklichkeit – auf die das deutsche Schicksal seit einem Jahrtausend“ weise<sup>145</sup>. Beide waren dem Frank'schen „Reichsinstitut“ verbunden<sup>146</sup>. Davon abgesehen fühlte sich Schüßler offenbar Heinrich von Srbik persönlich so nahestehend, daß er ihm das Buch „in alter Verbundenheit“ widmete, in dem sein Erfurter Mitteleuropavortrag abgedruckt war und das den durchaus programmatischen Titel „Deutsche Einheit und gesamtdeutsche Geschichtsbetrachtung“ trug<sup>147</sup>.

Darin folgte Schüßler seinem wissenschaftlichen Vorbild argumentativ auf weiten Strecken, auch für ihn stellten die Begriffe „gesamtdeutsch“ und „mitteleuropäisch“ Synonyme dar. Zudem nutzte er die von Srbik aufgezeigte historische Entwicklung der mitteleuropäischen Rolle Deutschlands als Orientierungsfaden durch die Geschichte, der Erste Weltkrieg wurde als Voraussetzung eines gesamtdeutschen Bewußtseins gesehen, ohne das die überfällige Neuordnung der Mitte des europäischen Kontinents nicht durchgeführt werden konnte<sup>148</sup>. Diese sollte einen Raum umfassen, der sich entweder geographisch durch die Flußsysteme von Rhein, Elbe, Weichsel, Duna und Dnjestr oder aber kulturhistorisch mit den Siedlungsgrenzen der Deutschen markieren ließ – der „Bühne für das gesamtdeutsche Schicksal“, die ihre „schicksalshafte Einigung“ nur durch die Deutschen erfahren konnte<sup>149</sup>. Für Schüßler lag darin die einzige Möglichkeit der Revision der grundlegenden Zerstörung durch die alliierte „Balkanisierung Mitteleuropas“ auf der

<sup>143</sup> Ebd. 39.

<sup>144</sup> Vgl. dazu die entsprechenden Ausführungen bei: *Elvert*, Mitteleuropa.

<sup>145</sup> *Wilhelm Schüßler*, Mitteleuropa als Schicksal und Wirklichkeit, in: *ders.*, Deutsche Einheit und gesamtdeutsche Geschichtsbetrachtung. Aufsätze und Reden (Stuttgart 1937) 151–189, Zitat 189; im folgenden zitiert: *Schüßler*, Deutsche Einheit.

<sup>146</sup> Zur Zusammensetzung der verschiedenen Institutsghremien vgl.: *Heiber*, Reichsinstitut 262–268.

<sup>147</sup> Text der Widmung in: *Schüßler*, Deutsche Einheit V.

<sup>148</sup> Zur Wesensverwandtheit von „gesamtdeutsch“ und „mitteleuropäisch“ vgl. Schüßlers einleitende Ausführungen auf IX in: ebd.; zur Funktion des Ersten Weltkriegs als Produktionsstätte gesamtdeutschen Bewußtseins siehe: *Schüßler*, Deutsche Einheit 151.

<sup>149</sup> Ebd. 152f.

Grundlage der „Idee der einen und unteilbaren Nation“, die zugleich den Wiederaufstieg des deutschen Volkes nach dem Weltkrieg verhindern sollte. Statt dessen sei es aber in diesem Raum zu einer „neuen deutschen Machtbildung“ gekommen, dem Ergebnis eines „deutschen Wunders“, gekennzeichnet durch den Sieg des völkischen über das staatliche Denken. Das wiederum habe es ermöglicht, daß sich die Deutschen in Mitteleuropa erstmals in ihrer Geschichte überhaupt als eine Einheit empfanden und damit „Mitteleuropa als gesamtdeutsche Wirklichkeit“ auferstehen konnte<sup>150</sup>. Schüssler sah das Deutsche Reich seither in einem Selbstbehauptungskampf als „Reich der Mitte“<sup>151</sup>, zu dessen quasi legitimer Strategie nicht nur der Einmarsch in das auf Geheiß der Versailler Siegermächte entmilitarisierte Rheinland gehörte, sondern ebenso die Umwandlung des „mitteleuropäischen Kernstaates“ Deutsches Reich als einem föderativen Gebilde in einen zentral gelenkten Einheitsstaat<sup>152</sup>. Für Mitteleuropa bedeutete das insgesamt, daß es nun wieder die Möglichkeit zur Wahl zwischen zwei Prinzipien im Umgang mit sich und seinen Völkern besaß – es konnte wählen zwischen dem Toleranzprinzip, so wie es vom Deutschen Reich vertreten wurde, oder aber dem mechanistischen Nationalitätsprinzip westeuropäischen Zuschnitts. Die Wahl erschien Schüssler nicht schwer, da es jedem mitteleuropäischen Politiker einleuchten müsse, daß in dem Maße, in dem die Deutschen ihr Volkstum liebten, sie dieses auch bei anderen Völkern anerkennen würden<sup>153</sup>. Diese Aufforderung war insbesondere an die Tschechoslowakei gerichtet, wo es seit 1933 unter dem Eindruck des politischen Paradigmenwechsels im Deutschen Reich den Sudetendeutschen wieder möglich geworden war, dem „herrschenden Staatsvolk“ „die Schicksalsfrage“ zu stellen und damit – auch im Namen der anderen Minderheiten in der Tschechoslowakei – auf Durchsetzung des völkischen Prinzips zu drängen<sup>154</sup>.

Heinrich Ritter von Srbik und Wilhelm Schüssler waren die beiden prominentesten Vertreter des gesamtdeutschen Ansatzes in der deutschen Geschichtswissenschaft der Zwischenkriegszeit. Ihre Arbeiten zeigen, daß das a priori auch eine europäische Perspektive enthielt. Nicht alle Angehörigen der Historikerkunft teilten ihren Standpunkt, doch barg im Sommer 1937 Kritik an solchen Thesen stets das Risiko beruflicher Nachteile in sich. So gesehen, könnte ein ostentatives Fernbleiben von Veranstaltungen, die, wie der Erfurter Historikertag bewußt im Sinne einer demonstrativen Konformität mit dem herrschenden System und dessen historischer Legitimation konzipiert waren, als ein Zeichen der Kritik an dem damit verbundenen Geschichtsverständnis gewertet werden<sup>155</sup>. Allerdings besaß ein

<sup>150</sup> Ebd. 182 f.

<sup>151</sup> Ebd. 185.

<sup>152</sup> Ebd.

<sup>153</sup> Ebd. 186.

<sup>154</sup> Ebd. 187.

<sup>155</sup> Im Rahmen von Heibers Ausführungen zum Erfurter Historikertag findet sich auch eine Analyse der Presseberichterstattung. Heiber betont hierin einerseits, daß in der Presse unisono die (öffentlichen und gut besuchten) Vorträge Srbiks und Schüsslers als „Höhepunkt“ und „seelische Höhe“ gehandelt wurden (*Heiber*, Reichsinstitut 714), er zitiert andererseits

Boykott solcher Kongresse allenfalls eine Signalwirkung für Kenner der Szene, der Öffentlichkeit blieben solche Gesten verborgen – im Gegensatz zu den Produkten jener Forschung, die, darin durchaus auf der Linie der Partei, unter anderem auch den mitteleuropäischen Neuordnungsauftrag Gesamtdeutschlands priesen.

Wie schnell unter den politischen Bedingungen des „neuen Deutschland“ aus der gesamtdeutschen eine großdeutsche Perspektive werden konnte, hatte Heinrich von Srbik persönlich erfahren, schließlich war er bei der Vorbereitung der zweiten Auflage seiner Mitteleuropa-Schrift vom Vollzug des Anschlusses im März 1938 überrascht worden. Doch auch wenn er persönlich damit sein „großdeutsches Sehnen nach dem einen Reich“ ebenso als erfüllt betrachten konnte wie das Mitteleuropa, das er „als eine seelische, politische und militärische Einheit im größten Ringen der Weltgeschichte“ schon einmal erblickt hatte, galt es seiner Meinung nach weiterhin, an der „organischen Gliederung Mitteleuropas ... zu arbeiten, da erst nach dem erfolgreichen Abschluß dieses Auftrages die deutsche Aufgabe für Mitteleuropa als beendet“ betrachtet werden könne<sup>156</sup>. Offensichtlich zog Srbik zu diesem Zeitpunkt immer noch nicht die Möglichkeit in Betracht, daß das NS-Regime den nunmehr großdeutschen Handlungsrahmen in einem anderen Sinn nutzen konnte, als er von den gesamtdeutschen Historikern, die in ihrer Argumentation auch weiterhin fest im nationalkonservativen oder gar konservativ-revolutionären Denken – primär des völkisch-junkonservativen Spektrums – verwurzelt waren, verwendet wurde. Auch war ihm, wie es scheint, im März 1938 immer noch nicht klar, daß sich die Auffassung des NS-Regimes vom Begriff des „Völkischen“ und seinen Implikationen für die mitteleuropäische Politik erheblich vom völkischen Denken konservativ-revolutionärer Prägung unterschied, das er seinen Betrachtungen weiterhin zugrunde legte. Möglicherweise wollte Srbik diese Differenzen auch bewußt übersehen, da er sich wie eine Mehrheit der deutschen Historikerschaft zu dieser Zeit für ein Arrangement, wenn nicht gar für eine Zusammenarbeit mit dem NS-Regime entschieden hatte. Auf jeden Fall konnte sich das System seiner Argumente bedienen, denn 20 Monate später, am 19. März 1939, rechtfertigte das Auswärtige Amt dann die Errichtung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ als Maßnahme, die ausschließlich der Befriedung Mitteleuropas galt – und konnte sich sicher sein, daß dieses Argument von großen Teilen der deutschen Bevölkerung auch geglaubt wurde<sup>157</sup>.

Diejenigen, die nicht daran glaubten, hatten zumeist nicht den Mut, ihre Bedenken öffentlich zu äußern, und zogen, wenigstens noch zu diesem Zeitpunkt, eine wie auch immer gestaltete Form der inneren Emigration dem offenen Widerstand

auch die *Germania* als „diejenige inländische Zeitung, die noch am ehesten wider den Stachel zu locken wagte“, die darauf hinwies, daß „man in Erfurt viele Historiker gesehen habe, die nicht da waren“ (ebd.).

<sup>156</sup> Vgl. dazu das „Nachwort“, aus dem auch sämtliche Zitate entnommen wurden, in: Srbik, Mitteleuropa, 2. Auflage, 41 f.

<sup>157</sup> Manfred Overesch, *Friedrich-Wilhelm Saal* unter Mitarbeit von Jork Artelt, *Das Dritte Reich 1933–1939. Eine Tageschronik der Politik, Wirtschaft, Kultur* (Augsburg 21991) 515.

gegen das System vor. Zu letzteren muß auch der Freiburger Historiker Gerhard Ritter<sup>158</sup> gezählt werden, der sich schon seit Jahren über jene Kollegen geärgert hatte, die nach einem Arrangement mit dem System suchten<sup>159</sup>. Ritter lehnte zudem entschieden jene Form gesamtdeutscher Historiographie ab, wie sie von Srbik und Schüßler vertreten wurde. Auch wenn er Srbiks Verdienst um die Schaffung einer gesamtdeutschen Geschichtsbetrachtung und damit die Zurückdrängung rein großdeutscher Stimmung und anti-preußischer Pathologie in Österreich durchaus anzuerkennen bereit war, eignete sich seiner Meinung nach die von Srbik „zusammengebrauchte gesamtdeutsche Ideologie“ bestenfalls als „ideologisches Feigenblatt (oder Propagandamittel) für eine gesamtdeutsche Außenpolitik“. Ihm wurde „angst bei den Gerüchten, die über die letzten Ziele dieser ‚Südostpolitik‘ neustdeutschen Stils (von denen Männer wie Srbik vielleicht nur sehr wenig, höchstens die allgemeinen Umrisse ahnen!) von Zeit zu Zeit“ zu ihm drang<sup>160</sup>.

Aber trotz solcher Kritik zählten sowohl Srbik als auch Schüßler immer noch zu den Vertretern eines traditionellen Geschichtsverständnisses. Die „kämpfenden Historiker“ um Walter Frank wollten die Gelegenheit des Erfurter Historikertages freilich auch dazu nutzen, um ihr neues wissenschaftliches Selbstverständnis zu präsentieren. Dazu hatten sie mit Christoph Steding einen Protegé Walter Franks aufgeboten, der ein, wie es bei Botzenhart hieß, bahnbrechendes Plädoyer zugunsten der politischen Historiographie und zugleich heftige Attacken gegen die traditionelle Kulturgeschichtsschreibung und die ganze sie tragende geistige und politische Welt hielt. Stedings Thesen entstammten einem zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend abgeschlossenen Buchmanuskript, das nach seinem plötzlichen Tod 1938 posthum von Walter Frank unter dem Titel „Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur“ herausgegeben wurde<sup>161</sup>. Hier kann nicht en detail auf das darin formulierte Geschichtsverständnis eingegangen werden – festgestellt sei lediglich, daß Steding sich bereits weit von den sonst üblichen konservativ-revolutionären Denkwelten entfernt hatte. So stößt man hier z. B. auf Be-

<sup>158</sup> Zur Haltung Ritters gegenüber dem Nationalsozialismus vgl. z. B. die biographische Skizze in: *Klaus Schwabe, Rolf Reichardt* (Hrsg.) unter Mitwirkung von *Reinhard Hauf*, Gerhard Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen (Schriften des Bundesarchivs 33, Boppard a. Rhein 1984) 66f; im folgenden zitiert: *Ritter, Briefe*.

<sup>159</sup> So im Februar 1935 in einem Schreiben an Hermann Oncken. Anlaß dieses Schreibens war ein von Walter Frank verfaßter Artikel, der unter der Überschrift „L'Incorruptible. Studie über Hermann Oncken“ am 3. 2. 1935 im „Völkischer Beobachter“ erschienen war und in welchem Frank, ein Schüler Onckens, seinen Lehrer als einen „epigonenhaften politischen Opportunisten“ beschimpft hatte. Ritter war über diesen Artikel außer sich vor Empörung, besonders „über diese Dreck- und Steinwürfe eines literarischen Straßenräubers“, und überlegte, was er dagegen tun konnte – allerdings ohne zu einem schlüssigen Ergebnis zu kommen. Vgl. dazu: *Ritter, Briefe*, hier Brief Nr. 56 (an Hermann Oncken vom 5. 2. 1935) nebst Anmerkungen, 278f. Am 8. 7. 1937 teilte Ritter Oncken mit, daß er nicht am Erfurter Historikertag teilgenommen habe (ebd. Brief Nr. 79 [Ritter an Oncken vom 8. 7. 1937] 329).

<sup>160</sup> Ebd. Brief Nr. 79 (Ritter an Oncken vom 4. 7. 1937) 329.

<sup>161</sup> *Christoph Steding*, Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur (Hamburg 1942).



griffe wie „germanischen Föderalismus“ oder erfährt, daß ein Charakteristikum der „Dritten Reichsgründung“ der Deutschen die Kongruenz des politischen Willens der Deutschen zur Übereinstimmung mit sich selbst und mit der intensiven Entwicklung der Rassenlehren sei, die es ermögliche, eine zuvor rassisch und politisch diffuse Masse zu einem sehr einheitlich reagierenden, wahrhaft politischen Gebilde umzugestalten.

Solche Aussagen zeichneten Steding zweifellos als einen der Hoffnungsträger der NS-Historie aus. Doch verkörperte er damit ein Geschichtsverständnis, das die etablierten Historiker nicht teilen wollten. Damit blieb dem System in der Tat nur die Hoffnung auf die „nächste Generation“ der Historiker, also unter anderem auf jene, die den „faustischen Pakt“ mit dem System geschlossen hatten. Wie aber Wolfgang J. Mommsen zeigt, klappte auch in diesen Fällen die Zusammenarbeit nur bedingt. Zwar waren Männer wie Schieder und Conze bereit, in der Ostforschung mitzuarbeiten<sup>162</sup>, die Motive dafür aber lagen in ihrer wissenschaftlichen Sozialisation und der volkstumpolitischen Prägung der 1920er Jahre, ebenso in ihrer Naivität im Umgang mit dem NS-System. Leichtfertig hatten sie sich auf eine Zusammenarbeit eingelassen und mußten im Laufe der Zeit erkennen, daß ihre eigenen durchaus weitreichenden Neuordnungspläne sich nur bedingt mit den noch wesentlich weiterreichenden Absichten der Nationalsozialisten deckten. Ähnliches gilt im übrigen auch für die Historiker, die sich am sog. „Kriegseinsatz“ der deutschen Geisteswissenschaften<sup>163</sup> beteiligten. Das zeigen beispielsweise die Ergebnisse eines Kongresses, auf dem sich Anfang Februar 1941 in Nürnberg Mediävisten und Neuzeithistoriker unter dem Generalthema „Das Reich und Europa“ um einen wissenschaftlichen Beitrag zur Feststellung der historischen Dimension des Neuordnungsauftrages für Europa, um den es ihrer Meinung nach im Zweiten Weltkrieg ging, bemühten. Paul Ritterbusch, der damalige Rektor der Universität Kiel und Koordinator des „Kriegseinsatzes“, ging in seinem Geleitwort zu dem zugehörigen Sammelband noch weiter – für ihn handelte es sich um Ausdrucksformen der Suche nach einer Definition der „geschichtlich-politischen Totalität des deutschen Volkstums als Überwindung des unser Volkstum trennenden Staates“<sup>164</sup>. Die deutsche Geschichte erschien ihm als der Beleg für den dauernden Versuch des deutschen Volkes, das seit dem Mittelalter von den westeuropäischen Staaten geschaffene pluralistische Staatensystem zu überwinden und zu einer „überstaatlichen Gemeinschaft der europäischen Völker“ zu gelangen, da es „sowohl rassisch-völkisch als auch in seinem Lebensraum die tragende Mitte“ des Kontinents bilde und damit die Geschichte Europas an sich repräsentiere<sup>165</sup>. Daraus folgerte er für die deutsche Historiographie, daß

<sup>162</sup> W.J. Mommsen, *Volkstumskampf* 209 f.

<sup>163</sup> Vgl. dazu: *Frank-Rutger Hausmann*, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945) (Schriften zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 1, Dresden, München 1998).

<sup>164</sup> Fritz Hartung u. a., *Das Reich und Europa* (Leipzig 2<sup>1941</sup>) hier: Paul Ritterbusch, Zum Geleit, XI f.; im folgenden zitiert: *Hartung*, Reich.

<sup>165</sup> Ebd. XII.

sie nicht mehr nur von der Idee und Wirklichkeit des Großdeutschen Reiches in Mitteleuropa bestimmt sein dürfe, sondern darüber hinaus europäisch wirken und danach streben müsse, die „neue Ordnung“ des Kontinents als die historisch begründete „wirkliche Ordnung“ darzustellen, die Europa nicht mehr länger als „ewiges Chaos und ewigen Krieg infolge des Staatenpluralismus“ sah<sup>166</sup>.

Ohne Zweifel: Der Jurist Ritterbusch war ein Anhänger der „kämpfenden“ Geschichtsforschung. Dennoch war der Zugriff der beteiligten Historiker auf ihre jeweiligen Untersuchungsgegenstände trotz ihrer Nähe zum NS-System überwiegend traditionell. So hatte der Münchener Althistoriker Hans Zeiss über die Ausbreitung des „germanisch-deutschen Volkstums“ im mitteleuropäischen Raum referiert und daraus die These von einem „geschlossenen germanischen Mitteleuropa“ abgeleitet, das die Grundlage der Geschichte des europäischen Mittelalters und der Neuzeit darstellte<sup>167</sup>. Der Berliner Mediävist Fritz Rörig glaubte, diesen Befund bestätigen zu können, und zeigte zugleich die Probleme auf, die seiner Meinung nach den Niedergang des ersten „europäischen Reiches“ eingeleitet hätten: Das Zerbrechen seiner Nord-Südachse nach dem Tode Heinrichs IV. und der Verlust seiner vormaligen politischen Struktur durch die Reformen Friedrichs II. habe die Entstehung jenes europäischen Staatensystems ermöglicht, das von den westeuropäischen Mächten getragen wurde. Ebenso wie diese den staatlichen Pluralismus in Deutschland förderten und damit dessen geschichtlich-politische Einheit beendeten, wurde „Europa als geschichtliches Gebilde zum Vertragssystem seiner Staaten, für das der staatliche Pluralismus die Grundlage bildete“, dessen geschichtliches Gesetz jedoch der „ewige Gegensatz seiner Elemente“ sei<sup>168</sup>. Der Marburger Mediävist Theodor Mayer<sup>169</sup> und sein Berliner frühneuzeitlicher Kollege Fritz Hartung<sup>170</sup> schlossen sich in ihren Ausführungen im wesentlichen den bereits skizzierten Positionen ihrer Vorredner an und spannen den historischen Faden des Niederganges deutscher Macht in Europa lediglich bis zum Ende des Ersten Weltkriegs weiter fort. Auch der Hinweis beider auf eine permanente Auseinandersetzung zwischen pluralistisch-westeuropäischen und „organisch-ganzheitlichen“ Tendenzen in der deutschen Politik in den jeweils untersuchten Zeiträumen war keineswegs neu, sondern knüpfte an das bereits unter den konservativen Antidemokraten der Weimarer Republik weitverbreitete deutsche Sonderbewußtsein an. Das trifft auch für die Betonung des im europäischen Vergleich besonderen, vom patriarchalischen Pflichtbewußtsein gegenüber sich selbst und seinen europäischen Nachbarn durchdrungenen Charakters der

<sup>166</sup> Ebd.

<sup>167</sup> Hans Zeiss, Die Ausbreitung der Germanen in Mitteleuropa, in: *Hartung*, Reich 1–21.

<sup>168</sup> Fritz Rörig, Mittelalterliches Kaisertum und die Wende der europäischen Ordnung (1197), in: *Hartung*, Reich 22–51.

<sup>169</sup> Theodor Mayer, Das deutsche Königstum und sein Wirkungsbereich, in: *Hartung*, Reich 52–74.

<sup>170</sup> Fritz Hartung, Die Ausbildung des Absoluten Staates in Österreich und Preußen, in: *Hartung*, Reich 75–90.

Deutschen zu<sup>171</sup>. Damit ließen sie keinen Zweifel an ihrer Überzeugung, daß „Deutschland“ im Verlauf seiner Geschichte trotz aller „schädlichen pluralistischen Einflüsse“ niemals seinen „europäischen Auftrag“ vergessen habe. Und wenn Hitler, das „wahrhaft weltgeschichtliche Individuum“<sup>172</sup>, in ihrer Beweisführung nur noch hier anzuknüpfen brauchte, um diesen im Sinne der „neuen europäischen Ordnung“ zu vollenden, wird deutlich, daß sich der Standpunkt beider zum Nationalsozialismus im Vergleich zu dem vieler Fachkollegen des Jahres 1933 kaum weiterentwickelt hatte<sup>173</sup>.

#### 4. Fazit

Fünf Punkte erscheinen von Bedeutung bei der Positionsbestimmung der Geschichtswissenschaften im „Dritten Reich“:

1. Läßt sich diese Positionsbestimmung nicht ohne eine angemessene Berücksichtigung der Geschichte des Faches in der Weimarer Republik vornehmen. Denn angesichts der als krisenhaft empfundenen Nachkriegszeit hatte sich eine Mehrheit der Historiker schon damals dazu verpflichtet, Auswege aus der Krise aufzuzeigen. Dafür bemühten sie die deutsche Geschichte, die – unter bewußter Fortsetzung des vor und während des Ersten Weltkrieges unter den Intellektuellen der kriegführenden Staaten geführten „Krieges der Worte“ – als eine besondere Alternative zum Politikverständnis der Siegermächte dargestellt wurde. Zugleich leitete die Wissenschaft daraus einen unter deutscher Führung vorzunehmenden Neuordnungsauftrag für Zentraleuropa ab. Diese Haltung schloß zugleich eine Akzeptanz der Republik von Weimar aus. Deswegen war nur eine Minderheit unter den Historikern bereit, sich aktiv für die erste deutsche Republik einzusetzen, entschieden größer war der Anteil der erklärtermaßen anti-republikanischen Historiker.

2. Beurteilten auch die anti-republikanischen Historiker die nationalsozialistische „Machtergreifung“ nicht durchgehend positiv. Kritik wurde geübt am Massencharakter der Partei, ebenso an bestimmten Aspekten des Parteiprogramms. Freilich erhofften sie sich mehrheitlich die Schaffung eines politischen Rahmens, der ihnen die Realisierung ihrer jeweils eigenen Neuordnungsvorstellungen von Gesellschaft und Staat ermöglichte. Deswegen wurde vor der Regierungsübernahme durch die NSDAP nur vorsichtige Kritik am politischen Kurs dieser Partei geübt. Diese Zurückhaltung in Verbindung mit offener Kritik am republikanischen System erleichterte dem Nationalsozialismus die Machtübernahme, zumal dadurch in der Bevölkerung Hoffnungen geschürt wurden, die anscheinend nur von einer NS-Regierung erfüllt werden konnten.

<sup>171</sup> Vgl. dazu z. B.: *Hartung*, Reich 87 ff.

<sup>172</sup> Zitiert nach: *Hartung*, Reich XII.

<sup>173</sup> Vgl. dazu meine Ausführungen zu Beginn von Abschnitt 3.2.

3. Spiegelten die nationalsozialistischen Erwartungen an die Geschichtswissenschaften, soweit sie erkennbar sind, den für die NS-Ideologie insgesamt typischen Eklektizismus einschließlich ihrer Heterogenität. Die NS-Propaganda wußte allerdings die von den nationalkonservativen antidemokratischen Historikern geschürte Stimmung zur Untermauerung ihrer Forderung nach einer Reorganisation der Gesellschaft und einer staatlichen Neuordnung Gesamt- bzw. Großdeutschlands und Zentraleuropas zu nutzen. Darüber hinaus erwartete das NS-System eine uneingeschränkte Unterstützung der „neuen Ordnung“ durch die Geschichtswissenschaften. Um dies zu erreichen, wurden in den ersten Jahren nationalsozialistischer Herrschaft mißliebige bzw. kritische Historiker aus dem Dienst gedrängt bzw. entlassen. Andere Entlassungen erfolgten aus rasseideologischen Gründen.

4. Die Haltung der nach 1933 im Amt verbliebenen Historiker war uneinheitlich. Etwa 40% von ihnen entschlossen sich zu einer offenen Kooperation und, damit verbunden, zu einer Nutzung des gegebenen neuen beruflichen Handlungsrahmens. Die meisten Vertreter dieser Gruppe blieben ihrer Haltung – teilweise auch wider besseren Wissens – bis zum Zusammenbruch der NS-Herrschaft treu und waren nicht bereit, warnende Stimmen zur Kenntnis zu nehmen. Eine etwa gleich große Gruppe strebte ein Arrangement mit dem NS-System an und versuchte, im Rahmen des Möglichen das traditionelle Wissenschaftsverständnis zu bewahren. Gelegentliche Lippenbekenntnisse zum System sollten hier jene Freiräume schaffen, die als notwendig erachtet wurden, um wissenschaftlich arbeiten zu können. Nur eine Minderheit aus dieser Gruppe erkannte im Untersuchungszeitraum, daß auch die vermeintlich unpolitische Haltung letztlich das System stützte. Anfängliche Zweifel am NS-System wurde von vielen Vertretern dieser Gruppe dadurch ausgeräumt, daß sie auf eine „Normalisierung“ des NS-Systems im Sinne der Schaffung einer Staatsform hofften, die einer Mehrheit der rechtsintellektuellen Antidemokraten vor 1933 vorschwebte. Nur eine Minderheit unter den Historikern bewahrte sich eine kritische Haltung gegenüber dem NS-System und scheute auch nicht vor Kritik zurück. Freilich erfolgte diese zumeist versteckt in wissenschaftlichen Arbeiten, ohne größere Aufmerksamkeit zu erzielen. In der Regel wurden die Kritiker vom System geduldet, erst nach dem 20. Juli 1944 kam es in größerem Umfang auch zu Verhaftungen.

5. Auch wenn durch die Errichtung des NS-Systems die politische Wirkungsmöglichkeit vorsichtig-skeptischer Stimmen aus dem Kreis der kritischen Fachwissenschaftler weitgehend ausgeschaltet werden konnte, gelang es den überzeugten Nationalsozialisten unter den Historikern nicht, ein einheitlich nationalsozialistisches Geschichtsverständnis oder ein neues Wissenschaftsverständnis im Sinne der „kämpfenden“ Wissenschaft zu schaffen. Das entsprechende Scheitern spiegelt sich zum Beispiel im Schicksal des „Reichsinstituts für die Geschichte des neuen Deutschland“, als ein weiterer Beleg dafür wäre das Festhalten am traditionellen Wissenschaftsverständnis auch bei führenden systemkonformen Historikern zu nennen. Unabhängig davon ließen sich viele Forderungen, die die traditionelle Fachwissenschaft seit Ende des Ersten Weltkrieges erhoben hatte, trefflich

zur Legitimation bestimmter politischer Maßnahmen wie Vollzug des Anschlusses, Annexion der Tschechoslowakei, der „Volkstumspolitik“ in den besetzten Ostgebieten nutzen. Auf die Wissenschaft insgesamt bezogen, ist der Vorwurf der „Beihilfe“ an diesen und anderen Maßnahmen der politischen Führung des „Dritten Reiches“ daher sicherlich angemessen, wenngleich in bezug auf Einzelpersonen angesichts der Vielschichtigkeit des Verhältnisses stets eine Individualprüfung notwendig bleiben wird.

## 5. Verzeichnis der Siglen

AB	= Albert Brackmann	EB	= Erich Botzenhardt
AB1	= Adolf Baumgartner	EB1	= Ernst Bernheim
AC	= Alexander Cartellieri	EB2	= Erich Brandenburg
AC1	= Anton Chroust	EB3	= Edgar Bonjour
AD	= Alphons Dopsch	EC	= Erich Caspar
AE	= Anton Eitel	ED	= Ernst Daenell
AE1	= Anton Ernstberger	ED1	= Emil Dürr
AF	= August Fournier	EES	= Edmund E. Stengel
AFP	= Alfred Francis Pribram	EF	= Ernst Fabricius
AH	= Alfred Heuß	EF1	= Eugen Franz
AH1	= Adolf Hasenclever	EG	= Erich Frhr. v. Guttenberg
AH2	= Adolf Hofmeister	EG1	= Ernst Gagliardi
AH3	= Adolf Helbok	EH	= Ernst Hohl
AM	= Anton Mell	EK	= Ernst Kornemann
AM1	= Aloys Meister	EK1	= Ernst Kantorowicz
AOM	= Arnold Oskar Meyer	EK2	= Erich König
AS	= Aloys Schulte	EM	= Erich Marcks
AS1	= Adolf Schulten	EM1	= Eduard Meyer
AS2	= Arthur Stein	EM2	= Eugen Meyer
AS3	= Alfred Stern	EM3	= Erich Maschke
ASS	= Alexander Graf Schenck von Stauffenberg	EM4	= Ernst Meyer
AVD	= Alfred von Domaszewski	EO	= Eberhard Otto
AVP	= Anton von Premierstein	EO1	= Emil von Ottenthal
AW	= Albert Werminghoff	EP	= Ernst Perels
AW1	= Adalbert Wahl	ER	= Ernst Rieger
AW2	= Adolf Wilhelm	ET	= Eugen Täubler
BK	= Bruno Kuske	EVS	= Ernst von Stern
BS	= Bernhard Schmeidler	EW	= Emil Werunsky
BS1	= Balduin Saria	EW1	= Eduard Winter
BW	= Berhard Wyss	EZ	= Egmont Zechlin
CB	= Clemens Bauer	EZ1	= Erich Ziebarth
CC	= Conrad Cichorius	FB	= Friedrich Baethgen
CFLH	= Carl-Frdr. Lehmann-Haupt	FB1	= Friedrich von Bezold
CH	= Carl Hinrichs	FB2	= Ferdinand Bilger
CR	= Carl Rodenberg	FB3	= Friedrich Braun
DS	= Dietrich Schäfer	FC	= Fritz Curschmann
EA	= Ernst Anrich	FE	= Fritz Ernst
EAR	= Ernst August Roloff	FF	= Fritz Fischer
		FG	= Felician Geß

FH	= Fritz Hartung	HES	= Hans-Erich Stier
FH1	= Franz Hampl	HF	= Heinrich Finke
FH2	= Franz Huter	HG	= Hans Glagau
FK	= Fritz Kern	HG1	= Herbert Grundmann
FK1	= Franz Kampers	HG2	= Hermann Grauert
FK2	= Friedrich Keutgen	HG3	= Heinrich Günter
FL	= Friedrich Luckwaldt	HG4	= Helmut Göring
FM	= Friedrich Meinecke	HH	= Hermann Heimpel
FM1	= Friedrich Maeger	HH1	= Hugo Hantsch
FM2	= Franz Miltner	HH2	= Hans Hirsch
FM3	= Friedrich Münzer	HH3	= Hans Herzfeld
FO	= Friedrich Oertel	HHJ	= Hans-Heimar Jacobs
FP	= Franz Petri	HK	= Hans Koch
FR	= Fritz Rörig	HM	= Heinz Maybaum
FR1	= Felix Rachfahl	HN	= Hans Nabholz
FS	= Franz Steinbach	HO	= Hermann Oncken
FS1	= Fedor Schneider	HP	= Hugo Prinz
FS2	= Franz Schehl	HR	= Hans Rudolph
FS3	= Fritz Schachermeyr	HR1	= Hellmuth Roessler
FS4	= Franz Schnabel	HR2	= Hans Rothfels
FS5	= Felix Staehlin	HRB	= Hermann Reincke-Bloch
FT	= Felix Taeger	HRS	= Heinrich Ritter von Srbik
FT1	= Fritz Taeger	HS	= Hans Schaefer
FV	= Fritz Valjavec	HS1	= Harold Steinacker
FV1	= Fritz Vigener	HS2	= Heinrich Swoboda
FV2	= Friedrich Vittinghoff	HS3	= Hans Spangenberg
FW	= Friedrich Wolters	HU	= Hans Uebersberger
GAR	= Gustav Adolf Rein	HV	= Hans Volkmann
GB	= Gisbert Beyerhaus	HW	= Hermann Wopfner
GB1	= Gustav Beckmann	HW1	= Hermann Wätjen
GB2	= Georg Busolt	HWK	= Hans-Walter Klewitz
GF	= Günther Franz	HZ	= Heinz Zatschek
GG	= Gottfried Guggenbühl	IPD	= Ignaz Philipp Dengel
GK	= Georg Kaufmann	JH	= JustusHASHagen
GK1	= Georg Küntzel	JH1	= Johannes Hasebroek
GK2	= Gerhard Kallen	JH2	= Johannes Haller
GK3	= Gerhard Krüger	JJL	= Johann Jacob von Leers
GM	= Georg Mentz	JK	= Johannes Kühn
GMK	= Gerold Meyer v. Knonau	JK1	= Josef Keil
GR	= Gerhard Ritter	JK2	= Johannes Kromayer
GR1	= Gustav Roloff	JK3	= Julius Kaerst
GS	= Gerhard Seeliger	JP	= Joseph Pfizner
GS1	= Georg Stadtmüller	JS	= Johannes Straub
GT	= Gerd Tellenbach	JV	= Joseph Vogt
GT1	= Gustav Tobler	JZ	= Johannes Ziekursch
GVB	= Georg von Below	KAM	= Karl Alexander v. Müller
HA	= Hermann Aubin	KB	= Kurt Borries
HA1	= Heinrich Appelt	KB1	= Karl Brandi
HB	= Helmut Berve	KH	= Karl Hampe
HB1	= Hermann Bächtold	KJ	= Karl Jordan
HB2	= Hermann Bengtson	KK	= Kurt Kaser
HD	= Hans Delbrück	KM	= Karl Meyer
HD1	= Heinrich Dannenbauer	KP	= Kleophas Pleyer

KS	= Karl Stählin	RH	= Robert Holtzmann
KS1	= Kurt Stade	RH1	= Rudolf Haepke
KS2	= Konrad Schünemann	RK	= Rudolf Kötzschke
KS3	= Karl Spannagel	RL	= Richard Laqueur
KVR	= Kurt von Raumer	RME	= Richard Graf DuMoulin Eckart
LA	= Leonid Arbusow	RS	= Rudolf Stadelmann
LM	= Leonhard von Muralt	RS1	= Richard Salomon
LP	= Ludwig Petry	RVH	= Rudolf von Heckel
LP1	= Ludwig Pastor	RW	= Reinhard Wittram
LS	= Leo Santifaller	SAK	= Siegfried A. Kaehler
LW	= Lothar Wickert	SH	= Sigmund Hellmann
LZ	= Ludwig Zimmermann	TH	= Theodor Henner
MB	= Max Braubach	TM	= Theodor Mayer
MB1	= Max Buchner	TS	= Theodor Schieder
MD	= Michael Doeberl	UC	= Ulrich Crämer
MG	= Matthias Gelzer	UK	= Ulrich Kahrstedt
MG1	= Martin Göhring	UN	= Ulrich Noack
ML	= Max Lehmann	UW	= Ulrich Wilcken
ML1	= Martin Lintzel	VE	= Victor Ehrenberg
ML2	= Max Lenz	WA	= Willy Andreas
MS	= Martin Spahn	WB	= Wilhelm Busch
MT	= Michael Tangl	WB1	= Wilhelm Bauer
MW	= Martin Winkler	WE	= Wilhelm Engel
OB	= Otto Brandt	WE1	= Walter Elze
OB1	= Otto Becker	WE2	= Wilhelm Enßlin
OB2	= Otto Brunner	WE3	= Wilhelm Erben
OC	= Otto Cuntz	WF	= Werner Frauendienst
OH	= Otto Hintze	WG	= Walter Goetz
OH1	= Otto Hoetzsch	WH	= Willy Hoppe
OK	= Otto Krauske	WH1	= Walther Holtzmann
OL	= Oskar Leuze	WH2	= Willy Hüttl
OR	= Oswald Redlich	WJ	= Walter Judeich
OS	= Otto Scheel	WK	= Walter Kolbe
OS1	= Otto Seeck	WK1	= Walter Kienast
OSW	= Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode	WK2	= Wilhelm Kubitschek
OV	= Otto Vehse	WK3	= Werner Kaegi
OV1	= Otto Vossler	WL	= Wilhelm Levinson
OW	= Otto Westphal	WM	= Wilhelm Mommsen
OW1	= Ottokar Weber	WN	= Werner Näf
PES	= Percy Ernst Schramm	WO	= Walter Otto
PF	= Philipp Funk	WP	= Walter Platzhoff
PJ	= Paul Johansen	WR	= Walter Recke
PK	= Paul Kirn	WS	= Wilhelm Schubart
PLS	= Paul Leberecht Strack	WS1	= Wilhelm Schüssler
PR	= Peter Rassow	WS2	= Walter Stein
PS	= Paul Schweizer	WS3	= Walter Schlesinger
PW	= Philipp Woker	WUG	= Woldemar Graf von Uxküll-Gyllenband
RE	= Rudolf Egger	WV	= Walter Vogel
RF	= Richard Fester	WW	= Wilhelm Weber
RF1	= Richard Feller	WW1	= Wolfgang Windelband
RFK	= Raimund Friedrich Kaindl	WW2	= Wilhelm Wostry

*Joachim Lerchenmueller*

## Keltologie

### Einführung

#### *Lola Montez als Symbol*

Wenn jemand aus Limerick in München über die deutsche Keltologie spricht, dann darf ein Name nicht fehlen: Lola Montez. Zwar hatte die in Limerick geborene Tänzerin größeren Einfluß auf den Gang der bayerischen Geschichte als auf den der keltischen Studien in Deutschland, immerhin aber verdankt der Begründer dieser Disziplin, der Historiker und Sprachwissenschaftler Johann Kaspar Zeuss (1806–1856), seine Berufung auf den Münchner Lehrstuhl für Geschichte den wissenschaftspolitischen Auswirkungen der Lola-Montez-Affäre: Zeuss wurde im April 1847 zum Nachfolger von Constantin Höfler berufen; König Ludwig I. hatte Professor Höfler zwangspensioniert, weil er angeblich hinter dem politischen Protest steckte, der sich gegen die Einbürgerung von Lola Montez und ihre Erhebung in den Adelsstand geregt hatte<sup>1</sup>.

Ich erwähne diese historische Anekdote nicht nur deshalb, weil man einen Vortrag immer auf einer eher heiteren Note beginnen sollte – was beim Gegenstand dieses Kolloquiums nicht eben einfach ist –, ich erwähne sie, weil die Lola-Montez-Affäre auf einer symbolischen Ebene für die Interdependenz und Interaktion zwischen Keltologie und Politik steht: ein Verhältnis, das im Laufe der Jahrzehnte immer enger wurde. Da ist noch ein weiteres Charakteristikum der deutschen Keltologie, für das die Gräfin Landsfeld (die Limericker Tänzerin erhielt schließlich doch noch die bayerische Staatsangehörigkeit) symbolhaft steht: für den ‚irischen Faktor‘ in der Entwicklung dieser akademischen Disziplin. Denn die schon erwähnte Interaktion und Interdependenz zwischen Wissenschaft und Politik beschränkte sich nicht auf deutsche Innen- und Außenpolitik. Vielmehr hatten politische Entwicklungen in den Ländern des sogenannten ‚Celtic Fringe‘ ebenso Einfluß auf die Keltologie in Deutschland – wie umgekehrt die deutsche Keltologie und ihre Vertreter aktiven Einfluß auf die Nationalbewegungen in Irland, Schottland, Wales und der Bretagne nahmen.

<sup>1</sup> Hierzu und zum folgenden Absatz siehe: *Hans Hablitzel*, Zur Biographie von Professor Dr. Johann Kaspar Zeuss (1806–1856), in: *Erlanger Gedenkfeier für Johann Kaspar Zeuss* (Erlanger Forschungen Reihe A – Geisteswissenschaften – 49, hrsg. von *Bernhard Forssman*, Erlangen 1989) 57–72, 64f.



## Politische Funktion der Keltologie als Teil des Selbstverständnisses der Disziplin

„Eternal punishment, Haines said, nodding curtly. I see. I tackled him this morning on belief. There was something on his mind, I saw. It's rather interesting because professor Pokorny of Vienna makes an interesting point out of that. [...] He can find no trace of hell in ancient Irish myth, Haines said, amid the cheerful cups. The moral idea seems lacking, the sense of destiny, of retribution. Rather strange he should have just that fixed idea. Does he write anything for your movement? [...] Ten years, he said, chewing and laughing. He is going to write something in ten years. Seems a long way off, Haines said, thoughtfully lifting his spoon. Still, I shouldn't wonder if he did after all.“

(James Joyce, *Ulysses*)

Die Rezeption deutscher keltologischer Forschung beschränkte sich keineswegs nur auf den Bereich der irischen Literatur; historisch wesentlich bedeutender war der Einfluß, den die Keltologie auf das bei Joyce erwähnte ‚Movement‘ hatte, auf die irische National- und Unabhängigkeitsbewegung. Schon 1906, rund 50 Jahre nach Erscheinen der „*Grammatica Celtica*“ von Johann Kaspar Zeuss, die gleichsam der wissenschaftliche Grundstein der keltischen Philologie ist, äußerte der Keltologe Kuno Meyer auf einer Gedenkfeier für Zeuss:

„[...] ganze Völkerschaften bringen ihm unsichtbare Lorbeerkränze dar. Sie danken und huldigen ihm als dem Befreier von unerträglichem Joch, der mit dem scharfen Schwerte der Wissenschaft eine Kette durchschlagen hat, die sie lange schmachvoll gebunden hielt; der ihnen einen köstlichen Schatz zurückgewonnen hat, das Bewußtsein einer großen Vergangenheit und Überlieferung. [...] Das hat die mit Füßen Getretenen gehoben und gestärkt: sie sehen sich nun ebenbürtig eingereiht unter die großen Kulturvölker Europas, das Interesse an ihrer alten Sprache und Literatur erwachte wieder und eine mächtige Bewegung ist unter ihnen entstanden, deren Ziel die Hebung des keltischen Nationalgefühls ist.“<sup>2</sup>

Mit der Verfolgung dieses Zieles war die Keltologie im wilhelminischen Zeitalter so sehr verbunden, daß es die ‚Kultur‘ und den wissenschaftspolitischen Diskurs dieser Disziplin noch im Dritten Reich dominierte. Anders formuliert heißt das: Die Entwicklung der Keltologie im Dritten Reich war in einer ihrer wesentlichen Zielsetzungen retrospektiv:

„[Die deutsche Gesellschaft für keltische Studien] will schließlich der deutschen Wissenschaft jenen hervorragenden Platz in der keltischen Forschung wiedererobern helfen, der ihr im Ausland, insbesondere aber von den irischen, schottischen, walisischen und bretonischen Gelehrten früher stets eingeräumt worden ist.“<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Kuno Meyer, Johann Kaspar Zeuss als Sprachforscher, in: ZCP 6 (1908) 213–223, 214. Vgl. auch ebd. „[...] sie alle, Iren, Schotten, Kymren und Bretonen, geniessen die Früchte deutscher Wissenschaft und vor allem der Arbeit des schlichten Gelehrten, dessen Andenken wir feiern.“

<sup>3</sup> Aus dem Gründungsmanifest der „Deutschen Gesellschaft für keltische Studien e.V.“ vom Jahre 1936 – BA – R 57 neu/1004.

Diese vergangenheitsorientierte Zukunftsvision schloß methodische Innovation keineswegs aus, wie weiter unten gezeigt werden wird. Zunächst soll hier kurz auf einige Entwicklungen eingegangen werden, welche die Keltologen im Dritten Reich als wesentliche Traditionsmerkmale ihrer Disziplin wahrnahmen und die somit für diese handlungsrelevant waren.

Der ‚hervorragende Platz der deutschen Forschung‘ innerhalb der Keltologie bis zum Ersten Weltkrieg war eng mit den wissenschaftspolitischen Aktivitäten Kuno Meyers verbunden, der zwischen 1884 und 1911 in Liverpool lehrte. Seine Unterstützung für den ‚cultural nationalism‘ in Irland gab nicht nur der irischen Sprachbewegung wesentliche Impulse, sondern trug entscheidend dazu bei, die Keltologie als akademische Disziplin in Irland und Großbritannien zu etablieren. Auf seine Initiative geht die Gründung der „School of Irish Learning“ 1901 in Dublin zurück, die Generationen irischer und britischer, aber auch französischer und deutscher Keltologen ausbildete. Auch die Gründung der ersten keltologischen Fachzeitschrift in Irland, „Ériu“, ist sein Verdienst. Daneben gründete er die Zeitschriften „Anecdota from Irish Manuscripts“, „Archiv für celtische Lexicographie“ und die „Zeitschrift für celtische Philologie“.

Als wesentlichsten Traditionsbestand betrachtete die nachfolgende Generation deutscher Keltologen allerdings die enge Verbindung der deutschen Keltologie mit dem irischen ‚physical force nationalism‘ während des Ersten Weltkrieges und – damit verbunden – die ‚special relationship‘ zwischen deutschen Keltologen und der politischen Elite des Irischen Freistaats.

Kuno Meyer reiste im November 1914 in Absprache mit Vertretern der irischen Unabhängigkeitsbewegung und der deutschen Reichsregierung in die Vereinigten Staaten, wo er bis zur amerikanischen Kriegserklärung an Deutschland blieb. Sein Aufenthalt dort diente dem Ziel, die Zusammenarbeit zwischen irisch-amerikanischen Organisationen und deutsch-amerikanischen Organisationen zu fördern und damit eine schlagkräftige innenpolitische ‚pressure group‘ zu schaffen, die die fortwährende Neutralität der USA im europäischen Konflikt sicherstellen und die amerikanische Öffentlichkeit und Politik für die Ziele der irischen Unabhängigkeitsbewegung gewinnen sollte.

Die Unterstützung der deutschen Regierung für die Ziele der Sinn Féin und die aktive Mithilfe des deutschen Militärs beim Osteraufstand 1916 waren unmittelbare Ergebnisse des politischen Engagements deutscher Keltologen und ihrer wissenschaftlichen und politischen Verbündeten in Berlin, und zwar Kuno Meyers Bruder, des Historikers Eduard Meyer, sowie dessen Professorenkollegen Theodor Schiemann und Dietrich Schäfer. Zu den wichtigsten Politikern, die diese Irlandpolitik im Weltkrieg unterstützten, gehörten Kuno Graf von Westarp (der Fraktionsvorsitzende der Deutschkonservativen Partei im Reichstag), Arthur Zimmermann (Staatssekretär im Auswärtigen Amt) und – bis 1917 – Matthias Erzberger.

Es war also vor allem das ‚praktisch-politische Wirken‘ der deutschen Keltologie, das die nachfolgende Generation deutscher Wissenschaftler zum Kern ihres Traditionsbestandes machte. Ignoriert oder in Kauf genommen wurde dabei, daß

eben dieses ‚praktisch-politische‘ Engagement die deutsche Keltologie im Ausland nachhaltig diskreditierte. Mit der aktiven Unterstützung des militanten irischen Nationalismus hatte sich die deutsche Keltologie nicht nur in Frontstellung zur englischen (und französischen) Politik gebracht, sondern auch zur großen Mehrheit der weltweiten keltologischen scientific community: selbst die irischen Keltologen standen in ihrer überwältigenden Mehrheit dem militanten irischen Nationalismus ablehnend gegenüber.

## Personelle Gleichschaltung nach 1933

Zu Beginn der dreißiger Jahre wurde die Disziplin in Deutschland von der vierten Generation keltologischer Wissenschaftler dominiert<sup>4</sup>, einer kleinen Gruppe von Männern, die in den späten achtziger bzw. neunziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts geboren waren. Es waren dies *Julius Pokorny*, der seit 1920 als Nachfolger Kuno Meyers keltische Philologie in Berlin lehrte; *Ludwig Mühlhausen*, seit 1928 Honorarprofessor für Keltologie an der Hamburgischen Universität; *Rudolf Hertz*, seit 1930 Privatdozent für keltische Philologie in Bonn; und *Leo Weisgerber*, seit 1927 außerordentlicher Professor für allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft in Rostock. Der letzte noch lebende Vertreter der dritten Generation war Rudolf Thurneysen, der 1923 in Bonn emeritiert worden war. Er starb 1940.

### ‚Rassische‘, keine ‚politische‘ Verfolgung

Von den Säuberungsmaßnahmen des NS-Regimes im Hochschulbereich der Jahre 1933 bis 1935 wurde auch die deutsche Keltologie betroffen: 1933 wurden Julius Pokorny und Rudolf Hertz vorübergehend vom Dienst suspendiert, da sie „nicht-arischer“ Abstammung waren. Beide wurden jedoch um die Jahreswende 1933/34 wieder ins Lehramt eingesetzt: Pokorny war vor dem 1. August 1914 österreichischer Beamter gewesen, und der Kriegsdienst von Hertz bei einer Abhörstation wurde als Frontdienst gewertet. Hertz galt als „Mischling II. Grades“; die Lehrbefugnis wurde ihm jedoch nicht im Herbst 1935 aufgrund der Bestimmungen der Nürnberger Gesetze, sondern erst im Frühjahr 1938 unter Berufung auf die Reichshabilitationsordnung entzogen<sup>5</sup>. Pokorny wurde im Spätherbst 1935 beurlaubt und 1936 schließlich zwangspensioniert<sup>6</sup>.

<sup>4</sup> Diese Klassifizierung beginnt mit der ‚Gründergeneration‘ von Johann Kaspar Zeuss (1806–1856) und Hermann Wilhelm Ebel (1820–1874) und beruht ab der zweiten Generation auf dem Lehrer-Schüler-Verhältnis. Zur zweiten Generation gehören Ernst Windisch (1844–1918), Ludwig Christian Stern (1846–1911) und Heinrich Zimmer (1850–1909), zur dritten Rudolf Thurneysen (1857–1940) und Kuno Meyer (1858–1919).

<sup>5</sup> REM an Hertz, 14. 02. 1938 – UA BN – Personalakte Hertz, Phil. Fak.

<sup>6</sup> Aufgrund der Durchführungsbestimmungen zu den Nürnberger Gesetzen. REM Korrespondenzblatt, Angaben ‚d‘, ‚k‘ + ‚l‘ – BAL – Pokorny REM file.

Pokorny und Hertz wurden formal aus „rassischen Gründen“ aus ihren Ämtern entfernt, andere – politische – Gründe spielten keine Rolle. Wie der Großteil ihrer akademischen Kollegen gehörten beide dem konservativen Lager an, wobei der Deutschösterreicher Pokorny eher der völkischen, der Rheinländer Hertz eher der nationalen Richtung zuzurechnen ist. Letzterer war Leutnant der Reserve und im Deutschen Offizier-Bund sowie im Stahlhelm engagiert. Hertz gehörte von 1929/30 bis 1932 der DVP, 1933 bis zu deren Auflösung im selben Jahr kurz der DNVP an<sup>7</sup>.

Julius Pokorny hatte sich während des Ersten Weltkrieges zusammen mit Kuno und Eduard Meyer, Kuno Graf von Westarp und anderen in der Deutsch-Irischen Gesellschaft engagiert, die unter dem Einfluß von Dietrich Schäfers Unabhängigem Ausschuß für einen Deutschen Frieden stand. Nach dem Krieg hatte er sich mit Vortragsreisen am Grenzlandkampf im Südosten und in den ehemaligen Abstimmungsgebieten aufgrund der Pariser Vorortverträge beteiligt<sup>8</sup>. Pokornys private und öffentliche Exkurse in den Antisemitismus und Rassismus bezeugen seine „völkische Gesinnung“, die ihm 1933 von einem NSDAP-Funktionär sogar offiziell bestätigt wurde<sup>9</sup>.

### *Der Aufstieg Mühlhausens als Garant der Gleichschaltung*

Mit der ‚rassischen‘ Säuberung der Disziplin unmittelbar verbunden war die Berufung des Hamburger Honorarprofessors Ludwig Mühlhausen auf den Berliner Lehrstuhl im Frühjahr 1936. Diese Berufung war der entscheidende Schritt zur ‚Gleichschaltung‘ der Keltologie im Dritten Reich. Kurze Zeit zuvor war der Versuch, Mühlhausen zum Ordinarius für indogermanische Sprachwissenschaft in Hamburg zu berufen und anschließend zum Rektor der Hamburgischen Universität zu machen, an massiven lokalen Widerständen gescheitert<sup>10</sup>. Mühlhausen war schon unmittelbar nach der Machtergreifung der Wunschkandidat des NSD-Studentenbundes und des Dozentenbundes für eine führende Position im Bereich der keltischen Forschung gewesen.

<sup>7</sup> Military Government of Germany, Questionnaire Hertz, 26. 05. 1946 – UA BN – Personalakte Hertz UK II + Hertz an Rektor der Universität Bonn, 22. 12. 1937 – ibid. Personalakte Hertz UK I.

<sup>8</sup> Pokorny hielt in den Jahren 1922–24 zahlreiche Propagandavorträge in den ehemals deutschen bzw. österreichisch-ungarischen Gebieten, unter anderem in Teplitz, Troppau und – im November 1923 – in Reichenberg, wo er auf Einladung des Volksbildungsausschusses zum Thema „Rassen und Völker Europas“ sprach. Siehe hierzu ausführlicher *Joachim Lerchenmueller*, ‚Keltischer Sprengstoff‘, Eine wissenschaftsgeschichtliche Studie über die deutsche Keltologie von 1900 bis 1945 (Tübingen 1997) 247–257; im folgenden zitiert *Lerchenmueller*, Keltischer Sprengstoff.

<sup>9</sup> Pokorny sandte eine Auswahl seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen ein und bat den Leiter der NSDAP-Ortsgruppe seines Berliner Wohnbezirkes Halensee erfolgreich um ein entsprechendes Gutachten. Siehe Berger, Ortsgruppenleiter Berlin-Halensee, an Pokorny, 17. 08. 1933 – PA – R 64035 Bl. 8747f.

<sup>10</sup> Siehe dazu *Geoffrey J. Giles*, University Government in Nazi Germany: Hamburg, in: *Minerva* XVI, 2 (1978) 196–221; *Lerchenmueller*, Keltischer Sprengstoff 278–282.

Es ist daher nicht auszuschließen, daß die Entscheidung im Frühjahr 1936, Pokorny endgültig die Rückkehr auf seine Professur zu verweigern, ursächlich mit dem Scheitern der Hamburgischen Ambitionen Mühlhausens zusammenhing. Im September 1936 wurde der Dekan der Philosophischen Fakultät von Parteiseite angewiesen, sich für Mühlhausen als Nachfolger Pokornys auszusprechen<sup>11</sup>.

## Programmatrischer Wandel in den 30er und 40er Jahren

Aus nationalsozialistischer Perspektive bot der Aufstieg Mühlhausens die Gewähr, daß die Keltologie in wissenschaftlicher, kulturpolitischer und politischer Hinsicht ‚aktiviert‘ würde – und das nicht nur, weil Mühlhausen als „einer der ältesten Nationalsozialisten Hamburgs“<sup>12</sup> galt. Dem Wechsel auf dem Berliner Lehrstuhl folgten diverse wissenschaftspolitische Initiativen Mühlhausens und seiner Schüler: Mit der Gründung der „Deutschen Gesellschaft für keltische Studien“<sup>13</sup> wurde eine außeruniversitäre Einrichtung geschaffen, über die Kontakte mit Förderern im Partei- und Militärapparat des Dritten Reiches liefen; die Übergabe der Herausgeberschaft der „Zeitschrift für celtische Philologie“ an Mühlhausen wurde erzwungen<sup>14</sup> und die Zeitschrift in „Zeitschrift für keltische Philologie und Volksforschung“ umbenannt. Der neue Titel war eine Verbeugung vor den wissenschaftspolitischen Prioritäten des NS-Regimes, er stand aber auch für die programmatische Wende, die Mühlhausen zu vollziehen gedachte:

„Darin scheint mir eines der wichtigsten Ziele der deutschen Keltistik zu liegen, die sich allzulange philologischen Selbstzwecken hingegeben hat, die sich eingekapselt hat, bis es schließlich nur noch ein paar Leuten gab, die sich damit beschäftigen mochten, weil keiner außerhalb dieses kleinen Gremiums etwas von dem verstand, womit sie sich denn eigentlich beschäftigten. Es war wirklich beinahe zu einer Geheimwissenschaft geworden. So sehe ich eine dringend notwendige praktische Aufgabe der Keltistik, wenn sie nicht verschwinden soll, darin, die Türen zu ihr weit aufzureißen, d. h., ganz nüchtern gesprochen, dem Anfänger das notwendige Handwerkszeug in die Hand zu geben. [...] Was wir auf diesem und entspre-

<sup>11</sup> NSDAP-Gauleitung an Breloer, Dekan Phil. Fak., 19. 09. 1936 – UA HUB – PA 146 Pokorny, Bd. 3 Bl. 17f. Zitiert nach *Judith Schachtmann*, Propagandistische Ansätze bei Julius Pokorny, in: *Die Deutsche Keltologie und ihre Berliner Gelehrten bis 1945. Beiträge zur internationalen Fachtagung Keltologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität vor und während des Nationalsozialismus vom 27.–28. 03. 1998 an der Humboldt-Universität zu Berlin* (*Sabine Heinz* [Hrsg.], *Berliner Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte* 2, Frankfurt 1999) 49–58, 51.

<sup>12</sup> KPA an VBW, Abt. III, 18. 11. 1940 – BA – NS 15/31 Bl. 236 (+ NS 15/261 Bl. 44875).

<sup>13</sup> Siehe dazu den Abschnitt Deutsche Gesellschaft für keltische Studien (DGKS).

<sup>14</sup> Die Initiative zur Absetzung Pokornys als Herausgeber scheint vom Ahnenerbe ausgegangen zu sein; dem Niemeyer-Verlag wurde angedroht, daß dieser für die ZCP keinen Druckkostenzuschuß mehr von der DFG erhalten werde, falls Pokorny weiterhin Herausgeber der Zeitschrift bleibe. Vgl. Huth an Sievers, 30. 03. 1939 – BA – NS 21/817; Thurneysen an Richard I. Best, 25. 06. 1939 – National Library of Ireland – MS 11,004 folder 6.v.

chend auf anderen Gebieten brauchen, wenn die Keltistik nicht einfach in ihrer eigenen Gottähnlichkeit versacken soll, das sind Hilfsmittel, die an die Wissenschaft überhaupt erst einmal heranzuführen. Wir Hochschullehrer sollen eben doch nicht nur Forscher, sondern zugleich Lehrer sein. Aber mein pp. Vorgänger [Julius Pokorny] war ja heilfroh, wenn er keine Studenten hatte! [...]

Immerhin mögen Sie aus dem Vorstehendem schon ersehen, wie es für die Keltistik mit der Fragestellung ‚Gestaltwerdung des idg. Geistes‘ oder ‚Wesen des idg. Geistes‘ steht. Es ist ein unendlich langer Weg bis dahin von den Kelten her gesehen und es ist noch nichts getan worden; konnte auch nicht getan werden, wenn die Frage, ob, wie warum und wieso ein, na meinetwegen langes *e* zum langen *i* geworden ist, oder ob die Lesart der Hs. x besser sei als die [der] Hs. y das ganze Denken der Keltisten erfüllte, vielleicht besser ausgedrückt, wenn man hinter diesen zahllosen Äusserlichkeiten den kelt. *Menschen* überhaupt nicht sah. (Eine rühmliche Ausnahme machte eigentlich nur der streitbare Heinrich Zimmer). Es ist mir manchmal so, als ob wir wieder ganz von vorne anfangen müssten.“<sup>15</sup>

Mit dieser emphatischen Kritik an der exakten philologischen und sprachwissenschaftlichen Arbeit seiner Vorgänger (die immerhin den Ruhm der deutschen Wissenschaft in Irland begründet hatte) stand Mühlhausen bekanntlich in jenen Jahren nicht allein. Der Vorwurf, die Forschung habe ‚den Menschen überhaupt‘ aus dem Blick verloren, findet sich auch in zahlreichen SD-internen Einschätzungen zur Lage der Wissenschaft im Dritten Reich<sup>16</sup>. Die von der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik geforderte ‚Zusammenschau‘ (heute würde man sagen: Interdisziplinarität) sollte auf dem Gebiet der „Volksforschung“ geleistet werden:

„Es ist das Ziel unserer neubelebten keltischen Volksforschung, die geistigen Werte der lebenden keltischen Völker (Iren, Schotten, Waliser und z.Zt. vor allem Bretonen) als der Nächstverwandten des Germanentums von dem Blickpunkt nationalsozialistischer, d.h. politischer Wissenschaft zu erarbeiten. [...]

Die Methode der keltischen Volksforschung beruht auf einer Zusammenfassung und Querverbindung zwischen Ur- und Vorgeschichte, Volkskunde, Religionswissenschaft, Volkstums- und Landeskunde mit der früher zu Unrecht dominierenden Sprachwissenschaft; Grabungen und Studienreisen erscheinen ebenso wichtig wie die Beschaffung einer bislang fehlenden Fachbibliothek.“<sup>17</sup>

Mit dem Verweis auf die Ur- und Vorgeschichte wird deutlich, daß sich dieses nationalsozialistische Forschungsprogramm nicht nur auf die Gegenwart der „lebenden keltischen Völker“ erstreckte. Auf dem Gebiet der historischen Volksforschung setzte man sich zum Ziel, die „alte Schule der Sorbonne“ zu überwinden; diese sah

<sup>15</sup> Mühlhausen an Hauer, 17. 09. 1942 – BA – NL Hauer. Für den Hinweis auf die Korrespondenz zwischen Mühlhausen und Hauer in dessen Nachlaß danke ich Dr. Horst Junginger, Tübingen.

<sup>16</sup> Siehe dazu *George Leaman*, Heidegger im Kontext. Gesamtüberblick zum NS-Engagement der Universitätsphilosophen (Hamburg 1993); *Gerd Simon*, Germanistik in den Planspielen des Sicherheitsdienstes der SS (Die philologisch-historischen Wissenschaften in den Planspielen des SD, hrsg. v. *Gerd Simon*, 1.1, Tübingen 1998); *Joachim Lerchenmueller*, Die Geschichtswissenschaft in den Planungen des Sicherheitsdienstes der SS (Bonn 2001).

<sup>17</sup> Mühlhausen, Aufzeichnung über den Aufgabenkreis einer Abteilung für keltische Volksforschung im „Ahnenerbe“, 10. 05. 1942 – BAL – Mühlhausen file.

„[...] als ‚Kelten‘ vorwiegend das romanisierte Gallertum des Festlandes; demgegenüber gilt es heute, die sog. ‚Inselkelten‘ in ihrer Verflechtung mit den Nord- und Westgermanen und als schöpferisches Element des nordischen Kulturkreises herauszustellen. Jede Arbeit in den germanischen Ländern West- und Nordeuropas ist nur möglich bei gleichzeitiger Abstützung durch keltische Volksforschung.“<sup>18</sup>

Die Erwähnung der Schule der Sorbonne dürfte kein Zufall gewesen sein, wie wir noch sehen werden<sup>19</sup>, und die recht apodiktische Äußerung, daß „jede“ Arbeit in den besetzten Benelux- und skandinavischen Ländern zwingend der wissenschaftlichen Unterstützung durch die Keltistik bedürfe, ist als Versuch zu werten, der Disziplin und ihren Vertretern Zugang zu den Geldquellen zu verschaffen, die die wissenschaftliche und kulturpolitische Arbeit in den „germanischen Randländern“ reichlich finanzierten<sup>20</sup>.

Die keltologische Volksforschung als programmatisch-methodologische Neuerung wurde SD-intern nachdrücklich begrüßt. Mühlhausen und die ihn umgebende Gruppe jüngerer Kräfte sei angetreten, so heißt es in einem Lagebericht, „die alte, lediglich sprachlich ausgerichtete Forschung durch rassenbiologische und Brauchtumsforschung zu ergänzen“<sup>21</sup>. Auch im Ahnenerbe wurde dieser programmatische Wandel nachdrücklich begrüßt und nach Kräften gefördert; der Münchner Indogermanist und Präsident des SS-Forschungsamts, Walther Wüst, hob 1942 gegenüber dem Reichswissenschaftsministerium hervor, die „neue“ Keltologie habe es verstanden, den „großen Gedanken des indogermanischen Ahnenerbes zu aktivieren“ und ihr früheres, „enges, spezialisiertes Randdasein“ zu überwinden<sup>22</sup>.

Allerdings sollte man hier genau zwischen Wissenschaftsrhetorik und Realität unterscheiden: Die bloße Übernahme solcher Schlüsselbegriffe wie ‚indogermanisches Erbe‘, ‚nordischer Kulturkreis‘, ‚Volksforschung‘ oder ‚politische Wissenschaft‘ in den offiziellen Sprachgebrauch der Disziplin garantiert keine Neuorientierung; auch wissenschaftlicher Wandel vollzieht sich über Zeit – eine Ressource, die in der Keltologie ebenso knapp bemessen war wie das Personal. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges im September 1939 verloren die Keltologen den Zugang zum ‚Feld‘: Die volkskundliche Forschung in Irland sowie die enge Zusammenarbeit mit den irischen Kollegen in der Irish Folklore Commis-

<sup>18</sup> Siehe Anm. 17.

<sup>19</sup> Siehe dazu im Abschnitt Ein Keltologie-Lehrstuhl für die Reichsuniversität Straßburg.

<sup>20</sup> Siehe dazu u. a. *Michael H. Kater*, ‚Das Ahnenerbe‘ der SS 1933–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches (Studien zur Zeitgeschichte 6, München 21997) bes. 170–190; im folgenden *Kater*, Ahnenerbe; *Ludwig Jäger*, Seitenwechsel. Der Fall Schneider/Schwerte und die Diskretion der Germanistik (München 1998) bes. 181–265; *Joachim Lerchenmueller*, *Gerd Simon*, Maskenwechsel. Wie der SS-Hauptsturmführer Schneider zum BRD-Hochschulrektor Schwerte wurde und andere Geschichten über die Wendigkeit deutscher Wissenschaft im 20. Jahrhundert (Tübingen 1999) bes. 160–246.

<sup>21</sup> Zit. nach *Heinz Boberach* (Hrsg.), Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS, Bd. II (Herrsching 1984) 917.

<sup>22</sup> Wüst an Mentzel, 10. 06. 1942 – B – NS 21/343.

sion<sup>23</sup> brach ab, die in Irland weilenden deutschen Wissenschaftler mußten ausreisen. Die quantitativ bescheidenen Ergebnisse der bis 1939 in Irland geleisteten deutschen keltologischen Volksforschung umfassen u.a. eine Sammlung irischer Volkserzählungen, die Ludwig Mühlhausen im Rahmen seiner volkskundlichen Feldforschung aufzeichnete. Er hatte sich dazu 1937 auf Vermittlung der Irish Folklore Commission drei Wochen in einem kleinen Ort in Süd-Donegal einquartiert:

„Die Einwohner bedienen sich untereinander so gut wie ausschließlich der gaelischen (irischen) Sprache, wenn sie auch durchweg des Englischen mächtig sind. Infolge seiner vom Durchgangsverkehr abgeschlossenen Lage bietet der Ort sprachlich und volkskundlich viel Interessantes. [...]

Die Erzählungen verdanke ich James Cassidy (ir. Séamus Ó Casaide). Zur Zeit der Aufnahme war er 82 Jahre alt. Er ist in Teilinn in dem Hause, wo er noch heute wohnt, geboren. Seine Muttersprache ist – selbstverständlich – Gaelisch, aber, wie viele seiner Altersgenossen kann er sie weder lesen noch schreiben, – dafür aber Englisch! [...] Hier jedoch, fern von den englischen Zentren, an der Küste des Ozeans und inmitten der Berge fand die alte Volkssprache eine Zufluchtsstätte und damit zugleich auch die Volksüberlieferung.“<sup>24</sup>

Ein weiteres Ergebnis dieser – auf dem Gebiet der Keltologie – methodisch innovativen Volksforschung war Hans Hartmanns Studie über „Krankheit, Tod und Jenseitsvorstellungen in Irland“. Sie basierte auf „eigener Feldarbeit“<sup>25</sup> in Irland, die in enger Zusammenarbeit mit der Irish Folklore Commission in Dublin erfolgte, an die Hartmann 1938 abgeordnet wurde, um bei der Anlegung einer volkskundlichen Sammlung zu helfen und um die Wissenschaftsbeziehungen zwischen beiden Staaten wieder zu intensivieren. Hartmann reichte den ersten Teil – „Krankheit und Fairyentrückung“ – seiner Ergebnisse 1941 als Habilitationsarbeit an der Philosophischen Fakultät in Berlin ein. Sein Betreuer Mühlhausen hielt in seinem Gutachten u.a. fest:

„Die vorliegende Arbeit stellt auf dem Gebiet der Keltistik ein Novum dar. Wohl gab es einzelne Ansätze volkskundlicher Betrachtung und Forschung [...], die] wissenschaftliche Keltistik aber – ganz besonders in Deutschland – nahm hiervon kaum Kenntnis. Sie stand allzu sehr unter dem Einfluß ihrer eigenen großen Tradition, dem Hervorgehen aus der indogermanischen Sprachwissenschaft mit ihrer Bevorzugung der älteren Sprachperioden und damit

<sup>23</sup> Die halbstaatliche Irish Folklore Commission war 1935 unter der Leitung von Séamus Ó Duilearga in Dublin gegründet worden. Ó Duilearga wurde Anfang 1937 auf Initiative von Mühlhausen vom REM nach Deutschland eingeladen, um an elf Universitäten über die „Volkskundliche Arbeit in Irland von 1850 bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Irischen Volkskunde-Kommission“ zu sprechen. Am 22. Januar 1937 hielt er diesen Vortrag an der Berliner Universität anläßlich der Gründungsversammlung der DGKS. Zum Vortrag siehe auch ZCP 22 (1941) 440f. und den Artikel „Alt-Irland. Bericht über einen Vortrag. Direktor Ó Duilearga sprach an der Universität“, in: Berliner Tageblatt 29. 01. 1937.

<sup>24</sup> Ludwig Mühlhausen, Zehn irische Volkserzählungen aus Süd-Donegal mit Übersetzung und Anmerkungen (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien 3, Berlin 1939) 5f.

<sup>25</sup> So Mühlhausen in seinem Gutachten über Hartmanns Habilitationsschrift, 7. 06. 1941 – UA HUB – UK 106/4, Bl. 2–5.



auch der in diesen niedergelegten Überlieferungen. Selbst die Frage nach dem etwaigen Weiterleben dieser Überlieferungen in der Gegenwart wurde kaum gestellt. [...]

Die so nahe liegende Frage, wieweit die rassischen Grundlagen etwa bei den Festlandkelten und den Inselkelten verschieden seien, und wieweit sich eine solche Verschiedenheit auch in den religiösen Vorstellungen auswirke, wurde ernstlich nie gestellt [...].

Herr Dr. Hartmann hat es nun übernommen, für ein bestimmtes, besonders wichtiges Gebiet, für die mit Krankheit, Tod und Jenseits verknüpften Vorstellungen des irischen Volkes Material zu sammeln und zu sichten und in einen größeren Rahmen einzufügen.“<sup>26</sup>

Der insgesamt eher dürftige ‚Output‘ der keltischen Volksforschung ist nicht zuletzt durch die Inanspruchnahme der keltologischen Wissenschaftler für propagandistische, militärische und nachrichtendienstliche Aufgaben während des Krieges zu erklären. Betrachtet man die zwischen 1937 und 1940 publizierten Hefte der Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien, findet man neben der schon erwähnten Sammlung irischer Volkserzählungen nur noch drei weitere Veröffentlichungen, die der keltischen Volksforschung zuzurechnen wären, darunter Leo Weisgerbers Studie über „Das Bretonentum nach Raum, Zahl und Lebenskraft“<sup>27</sup>.

Die von Mühlhausen geforderte „Zusammenfassung und Querverbindung“ zwischen der Keltologie und anderen Disziplinen erwähnte die Rassenkunde nicht explizit. In den mir bekannten programmatischen Äußerungen Mühlhausens und der DGKS erscheint der Begriff ‚Rasse‘ nur im Zusammenhang eines einzigen konkreten Forschungsprojektes<sup>28</sup>. Die Verbindung von Rassenkunde, Vorgeschichte und Sprachwissenschaft auf dem Gebiet der keltischen Studien hatte zuvor vor allem ein Wissenschaftler betrieben: Julius Pokorny. Dessen (populär-)wissenschaftliche Darstellungen lesen sich heute fast als unfreiwillige Persiflagen auf die Rassenforschung und sorgten auch schon beim damaligen Publikum für Heiterkeit:

<sup>26</sup> Siehe Anm. 25.

<sup>27</sup> Leo Weisgerber, *Das Bretonentum nach Raum, Zahl und Lebenskraft* (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien 5, Halle 1940); Ludwig Mühlhausen, *Die kornische Geschichte von den drei guten Ratschlägen nebst Übersetzung und Glossar und zwei irischen Versionen in Übersetzung* (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien 2, Halle 1938); Hilde Poepping, James Stephens. *Eine Untersuchung über die irische Erneuerungsbewegung in der Zeit von 1900–1930* (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien 4, Halle 1940).

Die anderen bis 1940 erschienenen Hefte sind: Helmut Bauersfeld, *Die Entwicklung der keltischen Studien in Deutschland* (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien 1, Berlin 1937); Willy Krogmann, *Vom Fräulein aus Britannia. Anna von der Bretagne im deutschen Lied* (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien 7, Berlin 1940); Gerhard v. Tevenar, *Bretonische Bibliographie* (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien 8, Halle 1940).

<sup>28</sup> „Das keltische Substrat Süd- und Mitteldeutschlands als Bereicherung in Rasse und Kultur.“ Siehe Anm. 17. Der einzige mir bekannte im Dritten Reich veröffentlichte Beitrag, der ausschließlich die keltische ‚Rasse‘ thematisiert, stammt nicht von einem Keltologen, sondern von dem Leipziger Rassenkundler Otto Reche, *Die Rasse der Kelten*, in: *Forschungen und Fortschritte* 11 (1935) 142 f.

„Zu Beginn der jüngeren Steinzeit, als die Irland bedeckende Eishülle zurückgewichen war, wanderten nämlich aus Westfrankreich zahlreiche Angehörige der sogenannten mittelländischen Rasse – kleine, brünette Menschen, mit gelocktem Haar und ebenmäßigen, länglichen Gesichtszügen – in Irland ein, wo sie bis um 300 v. Chr. fast die einzige Bevölkerung bildeten. Es war dies dieselbe Rasse, die damals auch fast ganz Spanien, Nordafrika und Süditalien bevölkerte, die sich ebenfalls bis heute ziemlich rein erhalten hat.

Neben jener südlichen Rasse gab es aber in Irland noch ein anderes Volk; noch kleinere, häßliche Menschen mit kohlschwarzen, straffen Haaren, die teilweise aus dem benachbarten England herübergekommen sein mögen, wo sie in der älteren Steinzeit gewohnt hatten, teilweise zu Schiff von Grönland aus eingewandert sein dürften, vielleicht noch so spät, wie im 7. oder 8. Jahrh. v. Chr. Sie können mit den Eskimo verwandt sein, deren Waffen und Geräte sie in der Tat benutzten.“<sup>29</sup>

Obwohl Pokorny mit seinen rassekundlich-vorgeschichtlichen Exkursen größere Affinität zu nationalsozialistischen Paradigmen zeigte als andere Keltologen, stieß er gerade mit diesen Publikationen beim prominentesten Parteigenossen unter seinen Fachkollegen auf Ablehnung. Als Mühlhausen 1939 die Herausgeberschaft der Zeitschrift für celtische Philologie übernahm, bemühte er sich darum, den Ortsgruppenleiter Dublin der NSDAP-AO und Direktor des irischen Nationalmuseums Adolph Mahr als Beiträger zu gewinnen:

„An Dr. Mahr werde ich schreiben, wenn ich mit Niemeyer gesprochen habe. Auch seine Mitarbeit an der Zeitschrift scheint mir besonders nach den vorausgegangenen Ergüssen P.s aus prähistorischem Gebiet unentbehrlich, damit ein Mann zu Worte kommt, der wirklich hieb- und stichfestes Material bringt.“<sup>30</sup>

Mit den „Ergüssen“ war Pokornys letzter Beitrag „Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrier“ gemeint, der in der ZCP XXI (1938) erschienen war. Pokorny vertrat darin die Theorie, daß „zahlreiche über Mittel- und Westeuropa verstreute geographische Namen zwar indogermanisch aussehen, wegen bestimmter lautlicher Merkmale jedoch nicht keltisch sind und auch sonst keiner andern bekannten Sprache zugewiesen werden können. Pokorny sah in diesem später verschwundenen Volk die Illyrier, deren Ausbreitung er mit der Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. von der Lausitz aus ausstrahlenden Urnenfelderkultur gleichsetzte.“<sup>31</sup> Nicht minder umstritten war eine zweite von Pokorny vertretene Theorie, mit der

<sup>29</sup> Julius Pokorny, Rasse und Volk in Irland, in: *Irische Blätter* I (1917) 524–428, 526. Vgl. hierzu auch die Aussage eines seiner Schüler: „Was die irische Altertumskunde betrifft, so hat Pokorny manche Vermutungen zum Ausdruck gebracht, die bei strengeren Gelehrten mehr Unmut als Aufsehen erregten. Der merkwürdige Anklang des irischen Wortes *curach*, der Bezeichnung eines primitiven Boottypus, der in der Frühzeit als Hauptverkehrsmittel im irischen Atlantik diente, an den *Kajak* der Eskimo, veranlaßte Pokorny, auch von einem eskimoiden Substrat in Irland zu sprechen. Die These, die er in einem Vortrag in Dublin vortrug, soll das Auditorium in Gelächter versetzt haben, da Douglas Hyde, der erste Präsident der irischen Republik und Begründer der Gaelic League, der anwesend war, nicht ungleich einem Eskimo ausgesehen habe.“ Heinrich Wagner, Nekrolog Julius Pokorny (1887–1970), in: ZCP 32 (1972) 313–319, 317f.

<sup>30</sup> Mühlhausen an Hans Hartmann, 2. 06. 1939 – Military Archives Rathmines – G2/0041 Hartmann file.

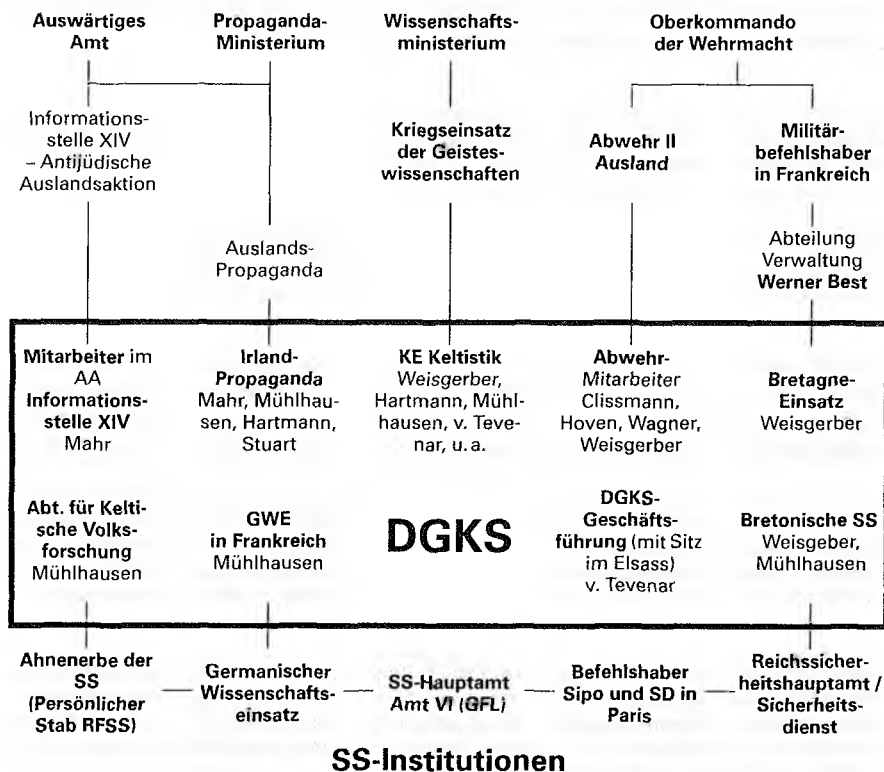
<sup>31</sup> So die Zusammenfassung der Thesen des Beitrages durch Ernst Risch, Nekrolog Julius Pokorny – UA ZH – AB Phil. I PD Nr. 114.

er bestimmte strukturelle Eigenheiten der inselkeltischen Sprachen durch ein vor-keltisches und vorindogermanisches, semitisch-hamitisches Substrat zu erklären suchte<sup>32</sup>.

## Institutionelle Verflechtung

Mit dem Aufstieg Mühlhausens zum Berliner Ordinarius wurde ein Prozeß der institutionellen Verflechtung initiiert, der die deutsche Keltologie und ihre führenden Vertreter in wenigen Jahren in engen Kontakt mit wesentlichen Herrschaftsinstanzen des Dritten Reiches brachte: der SS, dem Sicherheitsdienst, dem Propagandaministerium, dem Auswärtigen Amt und der Wehrmacht.

### Staatliche Institutionen



<sup>32</sup> Julius Pokorny, Das nicht-indogermanische Substrat im Irischen, in: ZCP XVI (1927) – XVIII (1930).

*Deutsche Gesellschaft für keltische Studien (DGKS)*

Schon wenige Monate nach Mühlhausens Amtsantritt erfolgte im Dezember 1936 die Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Keltische Studien“, die ihren Sitz im Indogermanischen Seminar der Berliner Universität nahm. Dieser Verein – der nach außen hin als „Arbeitsgemeinschaft nationalsozialistischer Wissenschaftler“<sup>33</sup> auftrat – diente als organisatorische Verbindungs- und Schaltstelle zwischen den deutschen Keltologen und ihren wichtigsten Förderern und Auftraggebern im Machtapparat des Dritten Reiches: der SS. Bald nach Gründung des Vereins wurde Himmlers Ahnenerbe korporatives Mitglied. Von Seiten der Sicherheitsdienstes trat kein Geringerer als Werner Best dem Verein bei. Best sollte sich vor allem während seiner Zeit als de-facto Innenminister des besetzten Frankreichs – und damit als „Schlüsselfigur der Kollaboration“<sup>34</sup> – als bedeutender Förderer der deutschen Keltologie und ihrer wissenschaftspolitischen Ambitionen erweisen.

Die politischen und beruflichen Biographien der Gründungsmitglieder der DGKS verweisen aber nicht nur auf Beziehungen zur SS, sondern auch zu den anderen genannten Herrschaftsinstanzen. Neben Mühlhausen, der schon im Ersten Weltkrieg für den militärischen Nachrichtendienst gearbeitet hatte, sind hier vor allem die Angehörigen der „überflüssigen Generation“ zu nennen. Sie alle verbindet eine biographisch-politische Gemeinsamkeit: ihr „volkspolitisches“ Engagement in Studienzeiten – innerhalb der Deutschen Studentenschaft oder anderer Organisationen, ihre Teilnahme an „Grenzlandfahrten“ oder internationalen Minderheitenkongressen – weckte ihr Interesse an den ‚keltischen‘ Minderheiten in Europa<sup>35</sup> und brachte sie früher oder später mit der Abwehr oder der SS in Kontakt.

Die wichtigsten Gründungsmitglieder aus dieser Generation sind:

*Helmut Bauersfeld*, Mitarbeiter des DAAD in München, Mitglied der NSDAP, der SS und seit Herbst 1934 Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes in jenem SD-Oberabschnitt, für dessen organisatorischen Ausbau Werner Best verantwortlich war<sup>36</sup>. Bauersfeld hielt sich 1932–33 als DAAD-Dozent in Dublin auf, wo er sich in der proto-faschistischen „Blueshirt“-Bewegung engagierte.

*Gerhard v. Tevenar*, Mitglied des NSD-Studentenbundes, persönlicher Freund von Wolfram Sievers, dem Geschäftsführer des Ahnenerbe<sup>37</sup> und persönlich be-

<sup>33</sup> So der offizielle Untertitel der DGKS.

<sup>34</sup> *Ulrich Herbert*, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989 (Bonn 1996) 254.

<sup>35</sup> Hans Otto Wagner hatte seit Mitte der 1920er Jahre Kontakte zur bretonischen Autonomiebewegung; auch die Beziehungen des späteren BdS in Paris, Hermann Bickler (der im übrigen langjähriger Freund des DGKS-Geschäftsführers v. Tevenar und Roparz Hémons war) reichen in diese Zeit zurück: Er nahm im September 1927 an der Gründung des Parti Autonomiste Breton in Rosporden teil. Clissmann und Hoven pflegten seit den späten 1920er Jahren persönlichen Kontakt mit Mitgliedern der IRA.

<sup>36</sup> NSDAP Mitgl. Nr. 1152336; SS-Nr. 129845; „Ab September 34 Mitarbeit im SD-Oberabschnitt Süd.“ (Fb Bauersfeld, 18.3.35 – BDC Bauersfeld RuSHA file).

<sup>37</sup> Cf. Sievers an Wüst, 02. 02. 1937 – BAK – NS 21/629 Bl. 390.

kannt mit Werner Best. Zum Zeitpunkt der Gründung der DGKS war Tevenar als „Auslandskorrespondent“ in Brüssel stationiert, wo er „Sonderaufträge im Rahmen der deutschen Kulturarbeit in Holland/Belgien“ erfüllte<sup>38</sup>. Seit 1933 unterhielt er Kontakte zur bretonischen Nationalbewegung, darin unterstützt von –

*Hans Otto Wagner*, der solche Kontakte schon seit den zwanziger Jahren pflegte. Er war Sonderführer im Amt Ausland, Abwehr II, des Oberkommandos der Wehrmacht. Auch Wagner war persönlich mit Werner Best bekannt<sup>39</sup>.

*Adolph Mahr*, Leiter des Nationalmuseums in Dublin, Vorsitzender der Ortsgruppe Dublin der NSDAP. Er wurde in der SS als „Vorkämpfer der Germanenforschung in Irland“ gerühmt<sup>40</sup>. Da er sich bei Kriegsausbruch in Deutschland aufhielt, wurde er auf Initiative Ribbentrops als Mitarbeiter ins Auswärtige Amt geholt, wo er die Rundfunkpropaganda nach Irland koordinierte<sup>41</sup>. Darüber hinaus war Mahr Mitarbeiter der Informationsstelle XIV (Antijüdische Auslandsaktion) des Auswärtigen Amtes, deren Aufgabe darin bestand, ein „jüdisches und antijüdisches Archiv des Auswärtigen Amtes“ aufzubauen und den deutschen Auslandsvertretungen Material für „antijüdische Aktionen“ zu senden<sup>42</sup>. Seit Ende 1942 vertrat er auch den Lehrstuhl des Bonner Prähistorikers Kurt Tackenberg<sup>43</sup>.

*Helmut Clissmann*, der sich zum Zeitpunkt der Gründung der DGKS wie Mahr in Irland aufhielt, wo er als Vertreter der Deutschen Akademie und des DAAD in Dublin arbeitete und dort – so der SD-Oberabschnitt Aachen in einem Bericht – „Außenarbeit im Westen“ leistete<sup>44</sup>.

Aus dem Kreis der DGKS-Mitglieder wurden bei Kriegsausbruch Mitarbeiter für verschiedene Aktionen rekrutiert, die unter der Regie des Propagandaministeriums, des Auswärtigen Amtes und der Abwehr durchgeführt wurden. Zugleich verlor die deutsche Keltologie ihre Repräsentanten in Irland: Die beiden Berliner

<sup>38</sup> Lf. Tevenar, 04. 09. 1942 – BDC – v.Tevenar RKK file.

<sup>39</sup> Wehrmacht-Fernsprechverzeichnis Groß-Berlin, Stand: 15. 03. 1943, Bl. 60; Erkennungsmarken-Verzeichnis OKW, Abwehr-Abt. II – BDC – Ordner 362 I, Bl. 87–92; vgl. auch den Eintrag im Dienstagebuch von Werner Best: „Sonderführer (K) Dr. Hans Otto Wagner (von der Amtsgruppe Auslandsnachrichten und Abwehr des OKW, Berlin).“ – BAK – N1023 FC 6508, s.d. 2. Nov. 1941.

<sup>40</sup> DS Dr. Schneider, 28. 05. 1942 – BDC – T. Goedewagen AE file.

<sup>41</sup> Cf. Handschriftlicher Vermerk auf Schreiben [Willvonseder] an Schleif, 09. 01. 1940 – BDC – Josef Freising AE file; Mahr war seit dem 15. 01. 1940 im Auswärtigen Amt angestellt (Ausw. Amt, Liste von Mitarbeitern, die unter den Führererlaß vom 19. 05. 1943 fallen – BDC – Ordner Führererlaß vom 19. 05. 1943, Bl. 136/313–316).

<sup>42</sup> Die Informationsstelle XIV wurde im Januar 1944 errichtet, nachdem dem AA und dem RSHA die Absicht der Alliierten bekannt geworden war, die Vernichtung des europäischen Judentums öffentlich zu machen. Siehe hierzu *Manfred Steinkühler*, „Antijüdische Auslandsaktion“. Die Arbeitstagung der Judenreferenten der deutschen Mission am 3. und 4. April 1944, in: *Patient Geschichte*, hrsg. v. *Karsten Linne*, *Thomas Wohlieben* (Frankfurt 1993) 256–279; *Hans-Jürgen Döscher*, *Das Auswärtige Amt im Dritten Reich. Diplomatie im Schatten der Endlösung* (Berlin 1987) 300–302.

<sup>43</sup> Korrespondenzkarte Mahr – BAL – Mahr REM file.

<sup>44</sup> Bericht „Außenarbeit im Westen“, o.V., o.D. [ca. 1936] – NRW HStA – RW 33/4 Bl. 30–51, Bl. 36.

Assistenten Dr. Hans Hartmann und Dr. Anneliese Heiermeier, die sich zu Forschungsarbeiten auf der Insel aufgehalten hatten, kehrten in der Zeit vom 11.–17. September über England nach Deutschland zurück<sup>45</sup>; ihre Forschungsaufzeichnungen – darunter Kartenmaterial und Orts- und Flurnamenkarteien – wurden von den britischen Behörden konfisziert. Der Prähistoriker, Keltologe und Direktor des irischen Nationalmuseums, Prof. Adolph Mahr, nahm bei Kriegsausbruch in Berlin an einem Archäologenkongreß teil und konnte nicht mehr nach Irland zurückkehren. Hans Hartmann, Ludwig Mühlhausen und Adolph Mahr arbeiteten seit Januar 1940 für die Auslands-Rundfunkpropaganda, die zunächst vom Auswärtigen Amt, ab 1941 vom Propagandaministerium zentral gesteuert wurde. Hartmann wurde im März 1941 „zwecks Verwendung in einer mit staatspolitisch kriegswichtigen Aufgaben betrauten Sonderdienststelle des Auswärtigen Amtes“ als wissenschaftlicher Assistent von der Universität Berlin beurlaubt<sup>46</sup>, um die Irland-Redaktion des Deutschen Europasenders zu leiten<sup>47</sup>; das Auswärtige Amt übernahm die Begleichung seiner Dienstbezüge. Die Aufgabe der drei Keltologen bestand in der Konzeption und Durchführung von Rundfunksendungen in englischer und irischer Sprache. Auf Vermittlung von Helmut Clissmann wurde im Sommer 1939 der irische Schriftsteller Francis Stuart als Lehrbeauftragter an die Berliner Universität berufen und ebenfalls in die keltologische Rundfunkpropaganda eingebunden. Im Auftrag der Abwehr organisierte Helmut Clissmann zusammen mit anderen Abwehr-Agenten, die über Irlanderfahrung verfügten, die Aussonderung britischer Kriegsgefangener irischer Herkunft, um – analog zur Roger Casements ‚Irischer Brigade‘ im Ersten Weltkrieg – eine irische Einheit innerhalb der Wehrmacht zu bilden. Ein entsprechendes Sonderlager wurde von der Abwehr im Sommer 1940 für französische Kriegsgefangene bretonischer Herkunft eingerichtet. Dort fanden sich einige jener Bretonen zusammen, die während der folgenden Jahre mit den deutschen Besatzungsbehörden und der Abwehr kollaborierten, unter ihnen Roparz Hémon, Yann Goulet, und L'Abbé Le Goff<sup>48</sup>.

#### *Ahnenerbe der SS, Germanischer Wissenschaftseinsatz (GWE), Sicherheitsdienst*

Mit Blick auf den SS-Apparat ist festzuhalten, daß die deutsche Keltologie im Laufe der dreißiger und vierziger Jahre immer enger in die Arbeit des Ahnenerbe und des Sicherheitsdienstes eingebunden wurde.

Schon im Juli 1938 hatte der Geschäftsführer der SS-Forschungsgemeinschaft, Wolfram Sievers, eine Zusammenarbeit mit Weisgerber vorgeschlagen<sup>49</sup>. Dazu

<sup>45</sup> Lebenslauf Hartmann, 17. 08. 1942 – UA HUB – UK 106/4, Bl. 51.

<sup>46</sup> REM an Auswärtiges Amt, 29. 04. 1941 – UA HUB – UK 106/1, Bl. 63.

<sup>47</sup> Siehe Anm. 45.

<sup>48</sup> Zur bretonischen Kollaboration im Zweiten Weltkrieg siehe ausführlich *Henri Fréville*, *Archives secrètes de Bretagne 1940–1944* (Rennes 1985).

<sup>49</sup> Siehe Sievers an Himmler, 06. 07. 1938. Zitiert nach *Christopher Hutton*, *Linguistics and the Third Reich. Mother-tongue fascism, race and the science of language* (Routledge Studies

kam es damals offenbar nicht, jedenfalls ist eine solche Zusammenarbeit m.W. in den Akten nirgends belegt, obschon das – in solchen Fällen obligatorische – SD-Gutachten über Weisgerber durchaus positiv ausfiel<sup>50</sup>. Die Keltologie wurde 1942 mit der Gründung der „Lehr- und Forschungsstätte für keltische Volksforschung“ formal zu einem eigenständigen Arbeitsbereich des Ahnenerbe. Zum Leiter wurde am 27. Juni 1942 Ludwig Mühlhausen eingesetzt<sup>51</sup>. Die Abteilung dürfte vorwiegend auf dem Papier bestanden und dem Zweck gedient haben, der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien weitere Förderung durch die SS zukommen zu lassen. Für diese Annahme spricht, daß die Abteilung mit der Arbeit von Gerhard v. Tevenar stand und fiel. Nach dessen plötzlichem Tod besprachen Mühlhausen und Sievers – der ein persönlicher Freund v. Tevenars war<sup>52</sup> – am 1. Juni 1943 die Lage der DGKS:

„Ferner berichtete Herr Prof. Dr. Mühlhausen, daß er z.Zt. noch nicht in der Lage sei, fertige Abrechnungen für die vom Ahnenerbe überwiesenen Mittel vorzulegen, da er noch viele Formalitäten zu erledigen habe wie Kontoüberschreibung u.ä., die durch das Ableben des Herrn Dr. v. Tevenar nötig geworden sind.

Da die Mittel-Zuweisungen des Ahnenerbe laufend weitergehen, obwohl die Arbeiten der Forschungsstätte [sic] zu einem gewissen Stillstand gekommen sind, bittet Herr Prof. Dr. Mühlhausen vielleicht ab September oder Oktober die Zahlungen einzustellen; es ist bis dahin eine genügende Reserve geschaffen, die bei Wiederaufnahme der Arbeit die Erstanschaffungen usw. durchaus ermöglicht.

Was die wissenschaftliche Arbeit anbelangt, so beabsichtigt Herr Prof. Dr. Mühlhausen die Zeitschriftenfrage durch Herrn Dr. Knochen, Bonn, bearbeiten zu lassen. Im übrigen wird er sich zur gegebenen Zeit bemühen, als Ersatz für Herrn Dr. v. Tevenar eine geeignete Kraft zu finden, die seines Erachtens nach ein Herr Bauersfeld, Student, SS-Angehöriger, sein könnte.“<sup>53</sup>

Der von Mühlhausen bezeichnete „Aufgabenkreis“ der Ahnenerbe-Abteilung bezeugt die kriegsbedingte Ausrichtung der Arbeit auf die „germanischen Randländer“ und die Bretagne sowie auf die Vor- und Frühgeschichte<sup>54</sup>:

- Kelten und Germanen als Träger vorchristlicher Kultur in Europa.
- Das keltische Substrat Süd- und Mitteldeutschlands als Bereicherung in Rasse und Kultur.
- Keltische und nordgermanische Heldensage und Religion.
- Wikingereinflüsse auf Iren, Waliser, Schotten und Bretonen.

in the History of Linguistics 1, London, New York 1999) 136. Im folgenden zitiert: *Hutton, Linguistics*.

<sup>50</sup> Siehe Sicherheitshauptamt, 04. 11. 1938. Zitiert nach *Hutton, Linguistics* 136.

<sup>51</sup> Vgl. Mühlhausen an Grapow, Dekan Phil. Fak. Universität Berlin, 17. 07. 1942 – UA HUB – UK 267/1, Bl. 81.

<sup>52</sup> Vgl. Sievers an Wüst, 02. 02. 1937 – BA – NS 21/629 Bl. 390.

<sup>53</sup> Sievers, Aktenvermerk betr. DKGS, 01. 06. 1943 – NS 21/61. Ausweislich der handschriftlichen Randvermerke betrafen die drei hier zitierten Absätze ein und denselben Vorgang und wurden zusammen unter der Signatur B/60/m1 registriert, obschon von interner und externer Mittelvergabe die Rede war.

<sup>54</sup> Siehe Anm. 17.

- Keltische Prägung der nord- und westgermanischen Heldendichtung und Ornamantik.
- Irland und die Bretagne als Hüter megalithischer Erbschaft.
- Unsterblichkeitsglaube und Totenkult bei Kelten und Germanen.
- Der keltische Beitrag zur frühmittelalterlichen Hochkultur.
- Die keltischen Völker als Opfer und Landsknechte des englischen und französischen Imperialismus.

Die vorgeschichtliche Forschung in der Bretagne wollte Gerhard v. Tevenar in Zusammenarbeit mit dem von Weisgerber kontrollierten Keltischen Institut der Bretagne durchführen. Auf „Rückfrage“ teilte das Ahnenerbe der DGKS im Februar 1942 dazu mit, daß man es begrüßen würde „wenn das keltische Institut seinerseits unabhängig vom Reichsbund bzw. Reinerth vorgeschichtliche Forschungen aufgreift“; man sei bereit, „jederzeit Anregungen für die Durchführung und Beratung“ zu geben und legte v. Tevenar nahe, sich mit Herbert Jankuhn in Verbindung zu setzen. Und schließlich gab der Ahnenerbe-Geschäftsführer zu Protokoll: „Wir sind gegebenenfalls auch zur finanziellen Unterstützung dieser Arbeiten bereit.“<sup>55</sup>

1943 wurde im Ahnenerbe die Ausdehnung des „Germanischen Wissenschaftseinsatzes“ (GWE), der von Hans Ernst Schneider geleitet wurde, nach Frankreich geplant. In Zusammenhang damit dürfte die Mitteilung an Mühlhausen Ende April gestanden haben, er müsse sich dringend „zur Durchführung des auf Anordnung des Reichsführers-SS in Aussicht genommenen Einsatzes im Westraum zunächst freiwillig der Waffen-SS zur Verfügung stellen“<sup>56</sup>. Der GWE diene der kulturellen und wissenschaftlichen Ausrichtung der sog. „germanischen Randländer“ auf das Großdeutsche Reich, hatte aber auch zum Ziel, die in diesen Ländern bestehenden Regional- und Autonomiebewegungen politisch zu kontrollieren. Mit ihrer Hilfe sollte die geplante Nachkriegs-Neuordnung Nord- und Westeuropas um einen „germanischen Führungskern“ in den besetzten Gebieten propagiert werden; gleichzeitig gehörte es zu den Aufgaben des GWE, die Freiwilligenwerbung für die Waffen-SS zu unterstützen<sup>57</sup>. Im Juni einigten sich Mühlhausen und Schneider in einer Besprechung darauf,

„[...] an den HSSPF in Paris heranzutreten und ihn auf die Fähigkeiten und Einsatzwünsche von Prof. Mühlhausen hinzuweisen. Es müsste dabei die bisherige Tätigkeit Prof. Mühlhausens auch in der praktischen Propaganda-Arbeit nach Irland und nach der Bretagne erwähnt werden und auch auf die enge Zusammenarbeit mit SS-Gruppenführer Dr. Best hingewiesen werden.“<sup>58</sup>

Mühlhausen wurde zum Leiter des GWE in Frankreich bestimmt und am 13. Juli 1943 zum aktiven Wehrdienst einberufen und der Stabsabteilung der Waffen-SS,

<sup>55</sup> Aktenvermerk Sievers betr. Arbeiten in der Bretagne, 10. 02. 1942 – BA – Tevenar AE file. („z.K. an SS-Stubaf Jankuhn, an SS-Stubaf Plassmann“).

<sup>56</sup> Wolff an Mühlhausen, 23. 04. 1943 – BA – NS 21/61.

<sup>57</sup> Zum GWE siehe die in Anm. 20 aufgeführte Literatur.

<sup>58</sup> Aktenvermerk Schneider, 03. 06. 1943 – BA – NS 21/61.



Persönlicher Stab RFSS zugeteilt<sup>59</sup>. Anfang Dezember 1943 beantragte Mühlhausen bei der Stabsabteilung seine

„[...] Beurlaubung nach der Bretagne (Rennes), um dort wissenschaftliche Aufgaben im Aufgabengebiet des ‚Ahnenerbes‘ durchzuführen. Auch ist das R.S.H.-A. an meiner Tätigkeit interessiert.“<sup>60</sup>

Am 5. Januar 1944 teilte der Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD im Bereich des Militärbefehlshabers in Frankreich, SS-Standartenführer Hermann Bickler, Mühlhausens Vorgesetzten im Ahnenerbe mit:

„Einen Einsatz könnte ich nur im Rahmen der Sicherheitspolizei und des SD in Frankreich herbeiführen, und zwar bestünde die Möglichkeit, M. sowohl über VI [SD, Ausland] wie auch über III [SD, Lebensgebiete] einzusetzen. Vielleicht würde sich der Professor eher noch als für eine rein nachrichtendienstliche Arbeit für eine Tätigkeit im Rahmen des Amtes III eignen. Jedenfalls, so scheint mir wenigstens, sollte man ihm eine Beschäftigung sichern, die eine Verwertung seiner ausgezeichneten Kenntnisse der keltischen Probleme gewährleisten würde.“<sup>61</sup>

In der ersten Februarhälfte reiste Mühlhausen nach Frankreich, „um seine spätere Tätigkeit dort vorzubereiten“<sup>62</sup>. Bei einer Aussprache mit Bickler am 14. Februar in Paris hielt dieser ein „Sonderkommando für mich für das Gegebene [...], mit dem Auftrage zur Bearbeitung bestimmter in den germanischen Kreis fallender Probleme“<sup>63</sup>. Mühlhausen nannte in diesem Zusammenhang die „Fragen des Verhältnisses zwischen den Bretonen und den Franken, ihre Grenzziehung und völkische Verzahnung“. Ein Einsatz im Rahmen des SD konnte sich Bickler zu diesem Zeitpunkt nur in der Form vorstellen,

„[...] daß ich [Mühlhausen] mit polizeilichen Vernehmungen u. dgl. beschäftigt würde – eine Aufgabe, die mich kaum in den wünschenswerten Kontakt mit der Bevölkerung bringen werde; oder ich müßte in den Nachrichtendienst eingebaut werden, u. zw. den englisch-amerikanischen Sektor, da der französische Sektor – was die Bretagne anbelangt – bereits personell besetzt ist. Beide Tätigkeiten und Aufgaben schienen Standartenführer Bickler als nicht befriedigend unter dem Gesichtswinkel meiner besonderen Vorbildung.“<sup>64</sup>

Bis Mitte April war noch immer keine endgültige Entscheidung über die Verwendung des Keltologen in Frankreich getroffen worden. In der Zwischenzeit hatte man im Ahnenerbe beschlossen, Mühlhausens Aufgabenbereich im GWE Frankreich auf Wallonien auszudehnen. Sievers kontaktierte deshalb Bickler erneut und schlug vor, daß

„[...] Mühlhausen zwar unter Ihrer Obhut, aber ohne Verpflichtung dem SD gegenüber seine Arbeiten durchführt. Dieses scheint mir umsomehr der rechte Weg, weil demnächst auf Veranlassung des Höheren SS- und Polizeiführers in Brüssel, SS-Gruppenführer Jungclaus, die

<sup>59</sup> Mühlhausen an Dekan Phil. Fak. Universität Berlin, 10. 07. 1943 – UA HUB – UK 267/1, Bl. 377.

<sup>60</sup> Zitiert in Mühlhausen an Wolff, 23. 12. 1943, siehe dazu auch Mühlhausen an Ahnenerbe, 07. 12. 1943 – BA – NS 21/61.

<sup>61</sup> Bickler, Paris, an Sievers, 05. 01. 1944 – BA – Mühlhausen AE file.

<sup>62</sup> Wolff an Persönlicher Stab, 07. 02. 1944 – BA – NS 21/61.

<sup>63</sup> Mühlhausen an Sievers, 17. 02. 1944 – BA – NS 21/61.

<sup>64</sup> Siehe Anm. 63.

Tätigkeit des Germanischen Wissenschaftseinsatzes auch auf die Wallonei ausgedehnt werden soll. Für diesen Einsatz würde sich m.E. Professor Mühlhausen besonders gut eignen, ja, einzig in Frage kommen, weil uns ein anderer Mitarbeiter nicht zur Verfügung steht.“<sup>65</sup>

Mühlhausen traf schließlich Anfang Mai 1944 in Frankreich ein, wo er, um „wenigstens eine vorläufige Regelung zu treffen“, schließlich doch dem SD-Ausland zugeteilt wurde, „in deren Aufgaben ich mich einarbeiten solle“<sup>66</sup>. Desweiteren sollte Mühlhausen in der Werbung für die Waffen-SS bei den Bretonen eingesetzt werden; gedacht wurde dabei an Vorträge in deutscher und französischer Sprache

„[...] über die mannigfachen Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen unter besonderer Betonung der rassischen Gemeinsamkeiten. Dadurch sollten die Franzosen mit dem Gedanken vertraut gemacht werden, daß Deutschland ja auch für die französischen Belange kämpfe und es daher nur angemessen sei, wenn auch Franzosen im Rahmen der Waffen-SS ihren Beitrag lieferten.“<sup>67</sup>

Auch zu dieser „Werbeaktion“ kam es im (Früh-)Sommer 1944 wohl nicht mehr: Mühlhausen prüfte in Paris die „stimmungsmäßigen Grundlagen“ bei den Franzosen und kam zu dem Ergebnis, daß selbst „die uns grundsätzlich nicht ablehnend gegenüberstehenden Franzosen [...] ausgesprochene ‚Attentisten‘“ seien – eine Einschätzung, die ihm „gerade von Seiten erfahrener SD-Männer durchaus bestätigt wurde“. Der Keltologe konzentrierte sich in der Folgezeit vor allem auf den Erwerb wissenschaftlicher Bücher,

„[...] um den deutschen Primat auf dem Gebiete der Keltenforschung nicht nur ungeschmälert aufrecht erhalten sondern noch weiter festigen zu können. Es muß dahin kommen, daß jeder, der sich mit diesen Dingen befaßt, zumindest einen Teil seiner Ausbildung in Deutschland absolvieren muß, wenn er für voll angesehen werden will. E i n e der Voraussetzungen hierfür ist aber ein reicher Bücherbestand.“<sup>68</sup>

Mühlhausens „Einsatz im Westraum“ vor Ort war somit auf einen kurzen Zeitraum im Jahre 1944 beschränkt. Die von ihm geleiteten Germanischen Wissenschaftseinsätze in Frankreich („im Aufbau“) und Wallonien nahmen die Tätigkeit vor Ort nicht mehr auf, sondern konzentrierten sich auf die Betreuung der nach der Landung der Alliierten ins Reich transferierten bretonischen Kollaborateure. Diese Arbeit wurde von Schneider in Zusammenarbeit mit seinen SD-Kollegen Rössner und Spengler geleitet und von Mühlhausen gemeinsam mit Leo Weisgerber durchgeführt<sup>69</sup>. Bemerkenswert ist die Bereitschaft, mit der Mühlhausen – aber auch andere Keltologen wie Weisgerber und Bauersfeld – die wissenschaftliche Schreibarbeit zugunsten des Einsatzes für SS- und andere Dienststellen aufgaben<sup>70</sup>:

<sup>65</sup> Sievers an Bickler, 14. 04. 1944 – BA – NS 21/61.

<sup>66</sup> Mühlhausen, Bericht 05.–17. Mai 1944, 17. 05. 1944 – BA – Mühlhausen AE file.

<sup>67</sup> Siehe Anm. 66.

<sup>68</sup> Siehe Anm. 66.

<sup>69</sup> Siehe dazu *Joachim Lerchenmueller*, Wissenschaft im Weltanschauungskrieg. Weisgerbers Arbeit in der besetzten Bretagne und die Wissenschaftspolitik der SS, in: Interpretation und Re-Interpretation. Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Johann Leo Weisgerber (1899–1985), hrsg. v. *Klaus D. Dutz* (Münster 2000) 175–196.

<sup>70</sup> „Ich habe während des ganzen Krieges bisher auf jede Ausspannung verzichtet, keinen

„Ich kann es nicht bedauern, dass dieser Krieg auch in die wissenschaftliche Arbeit hineingreift, sehe vielmehr in der Möglichkeit, auch die Wissenschaft unmittelbar in den Dienst des Krieges und damit des deutschen Volkes zu stellen, die Krönung der wissenschaftlichen Aufgaben überhaupt.“<sup>71</sup>

## Ein Keltologie-Lehrstuhl für die Reichsuniversität Straßburg

Es ist möglich, daß die Entscheidung, Mühlhausen mit dem GWE in Frankreich zu betrauen, eine Reaktion auf den gescheiterten Plan war, beim Reichswissenschaftsministerium eine keltische Professur an der Reichsuniversität Straßburg durchzusetzen. Diese Professur hätte neben den üblichen Aufgaben der Forschung und Lehre auch eine nachrichtendienstliche Dimension haben sollen: Im Oktober 1942, als das Ahnenerbe seit Monaten ergebnislos für den Lehrstuhl geworben hatte, nahm Sievers mit dem SD-Ausland Kontakt auf. Dem Beauftragten für die westlichen SD-Leitabschnitte im Amt VI des RSHA (SD-Ausland), SS-O'Stubaf. Bernhard, teilte er mit:

„Wie Ihnen bekannt sein dürfte, bringt auch SS-Brigadeführer Dr. Best diesen Fragen besonderes Interesse entgegen. Ich habe ihn deshalb gebeten, auch seinerseits die Errichtung eines Lehrstuhls für keltische Volksforschung in Straßburg zu befürworten. Da ich annehme, daß auch seitens des Amtes VI daran Interesse besteht, unterrichte ich Sie hiermit davon. Wenn der Lehrstuhl in Straßburg zustande kommt, wäre vielleicht zu bedenken, in Verbindung mit ihm eine Informationsstelle als Gegeneinrichtung zum früheren Office d'Information zu schaffen.“<sup>72</sup>

Ich hatte zuvor schon erwähnt, daß in den wissenschaftspolitischen Planungen der deutschen Keltologen die „Überwindung der alten Schule der Sorbonne“

Tag Ferien gemacht, immer nur geschuftet und geschuftet – für das Auswärt. Amt, für das OKW, für das Prop.-Min., für den Rundfunk und was sonst nicht alles. Aber allmählich bin ich an der Grenze meiner Leistungsfähigkeit angelangt, und möchte trotz all der Nebenbeschäftigungen zwei Dinge zu Anfang des nächsten Jahres zu Ende führen: zwei Bände (moderne) irische Märchen, von denen man bis dato trotz Bolte-Polivka blutwenig weiß, und meine neurische Grammatik, die erste überhaupt.“ Mühlhausen an Hauer, 17. 09. 1942 – BA – NL Hauer. Vgl. *Ludwig Mühlhausen*, Wichtelmänner in Irland, in: ZCP XIII (1943) 302–308; *Ludwig Mühlhausen*, Diarmuid mit dem roten Bart. Irische Zaubermärchen (Kassel 1956). Die neurische Grammatik ist nie erschienen. Ein Verzeichnis der Veröffentlichungen Mühlhausens ist zu finden in *Ludwig Mühlhausen* (Hrsg.), Die vier Zweige des Mabinogi (Tübingen 21988) 148–151. (Dieser Neudruck wurde auf Anregung von Karl-Horst Schmidt anlässlich des 100. Geburtstages von Mühlhausen von Stefan Zimmer besorgt, der auch das Schriftenverzeichnis und einen biographischen Anhang verfaßte. Siehe dazu auch die Rezension von Gerd Simon, George Broderick, Ein NS-Wissenschaftler wird 100 Jahre – was macht man da?, in: Das Hochschulwesen 1992/1, 45f; Stefan Zimmer, Wissenschaftsgeschichte oder Polemik? [Stellungnahme zur Rezension von Simon, Broderick], in: Das Hochschulwesen 1992/5, 234).

<sup>71</sup> Mühlhausen an Sievers [anlässlich seiner Beförderung zum SS-Untersturmführer], 14. 11. 1943 – BA – Mühlhausen AE file.

<sup>72</sup> Sievers an Bernhard, RSHA Amt VI, 20. 10. 1942 – BA – NS 21/343.

hohe Priorität genoß. Dieses fachinterne Ziel deckte sich – wortwörtlich – mit dem wissenschaftspolitischen Auftrag der Reichsuniversität Straßburg: „Die Entthronung der Sorbonne“<sup>73</sup> war jene Parole, die Ernst Anrich 1941 gegenüber dem Chef der Zivilverwaltung im Elsaß formuliert hatte. Anrich, Gründungsdekan der Straßburger Philosophischen Fakultät, plante den Auf- und Ausbau der Reichsuniversität in enger Abstimmung mit dem Sicherheitsdienst. Direkte Kontakte zwischen Anrich und Mühlhausen sind nicht nachgewiesen, allerdings wurde innerhalb des Ahnenerbe schon seit Ende 1940 daran gedacht, einen keltologischen Lehrstuhl in Straßburg zu etablieren. Wohl auch aus diesem Grunde wurde die Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Keltische Studien damals schon ins elsässische Oberschöffolsheim verlegt; und auch Otto Huths Ahnenerbe-Abteilung für indogermanische Glaubensgeschichte wurde nach Straßburg umgesiedelt<sup>74</sup>. Für den Straßburger keltologischen Lehrstuhl lobbyierten im Frühjahr 1942 einflußreiche SS-Größen das Reichserziehungsministerium. Zuvor hatte das Ahnenerbe die Unterstützung des Vorhabens durch die Führung der Reichsuniversität und der badischen Gauleitung sichergestellt. Am 27. Mai 1942 schrieb SS-Brigadeführer Werner Best aus seinem Pariser Büro an den Ministerialdirektor im REM, SS-Oberführer Rudolf Mentzel, ihm sei „bekannt geworden“, daß von „fachwissenschaftlicher Seite der Wunsch geäußert wurde, es möge bei [sic] der Universität Straßburg ein Lehrstuhl für Keltistik errichtet werden“. Aus der Perspektive der Abteilung Verwaltung beim Militärbefehlshaber Frankreich ließ Best dazu weiter verlauten:

„Diesen Plan möchte ich vom Standpunkt der von mir vertretenen westeuropäischen Politik warm beff[ü]rworten. Ich halte es für dringend erforderlich, daß neben dem notwendigen politischen Vormarsch nach Osten der westeuropäische Bereich keineswegs vernachlässigt wird. Dieser Bereich bedarf aber – anders als der Osten – in erster Linie einer geistigen Bewältigung und Durchdringung. Deshalb können die geistigen Brückenköpfe des [Reiches]<sup>75</sup> nach dem Westen gar nicht stark und ausstattungsfähig genug gestaltet werden.

Je mehr geistige Sachen von der Reichsgrenze aus in den westeuropäischen Bereich vorgetrieben werden, desto sicherer wir[d] der Einfluß des Reiches in Westeuropa verankert werden. Eine solche Ausgangsstellung kann ein Lehrstuhl für Keltistik der Universität Straßburg werden. Sie wissen aus früheren Schreiben, welchen Wert ich der planmäßigen Forschung der keltischen Völker, die künftig der westliche Vorposten Europas sein werden, beimesse.“<sup>76</sup>

Wenige Tage, nachdem Mentzel dieses Schreiben von Best auf seinem Schreibtisch hatte, traf eine weitere Eingabe ein, die sich für einen keltologischen Lehrstuhl in

<sup>73</sup> Anrich an Ernst, Generalreferent für das Elsaß beim Chef der Zivilverwaltung, 23. 05. 1941 – BAL – R 43II/940a, Bl. 40–59, 41.

<sup>74</sup> Bericht Huth, 27. 02. 1941 – BAL – Huth AE file. Zu Huth siehe auch: *Horst Junginger*, Von der philologischen zur völkischen Religionswissenschaft. Das Fach Religionswissenschaft an der Universität Tübingen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Dritten Reiches (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 51, Stuttgart 1999).

<sup>75</sup> In der mir vorliegenden Abschrift an dieser Stelle irrtümlich: „Bereiches“.

<sup>76</sup> Best an Mentzel, 27. 05. 1942, Abschrift – BA – NS 21/343.

Straßburg stark machte. Ihr Verfasser war SS-Standartenführer Walther Wüst – freilich nicht in seiner Eigenschaft als Rektor der Universität München, sondern als Kurator des Ahnenerbe:

„Sie wissen, daß ich seit jeher bemüht bin, vom Standpunkt der vergleichenden Sprach- und Kulturwissenschaft auch alle diejenigen Disziplinen für den großen Gedanken des indogermanischen Ahnenerbes zu aktivieren, die bisher ein enges, spezialisiertes Randdasein geführt haben. So habe ich jetzt dem Reichsführer-SS vorgeschlagen, im ‚Ahnenerbe‘ eine Forschungsstätte für keltische Volksforschung zu errichten. Ich bin dabei auch von der geistespolitischen Erwägung geleitet, daß wir neben der Zusammenfassung der germanischen Völker und ihrer allmählichen Gewinnung für den Gedanken des Reiches es nicht vernachlässigen dürfen, unseren Führungsanspruch ebenfalls in Richtung auf die westlichen Völker zu untermauern. Die Keltistik – oder besser gesagt – die keltische Volksforschung muß dabei zu einer führenden Rolle emporgehoben werden.

Wenn die Keltistik eine führende Rolle spielen und an der geistigen Eroberung des Westens maßgeblich beteiligt sein soll, muß ihr im Bereich der deutschen Hochschulen ein Platz eingeräumt werden, der einen weiten Ausgriff erlaubt. Ich glaube, daß es keinen besseren gibt als die Reichsuniversität Straßburg, denn Straßburg ist infolge seiner Grenzlage besonders geeignet, in der wissenschaftlich-politischen Auseinandersetzung mit Frankreich, vor allem mit der Sorbonne, eine führende Rolle zu spielen. Die keltische Fachwissenschaft hatte bis etwa 1935 in Paris eine wichtige und angesehene Pflegestätte. Die französische ‚Revue Celtique‘ war die bedeutendste Fachzeitschrift von internationalem Ruf. Gerade die keltische Führerschichte aus Irland, Schottland, Wales sah meist in Frankreich stärker noch als in Deutschland ihren geistigen Nährboden. Die Sorbonne-Schule hat es dahin gebracht, daß man unter Keltentum heute weithin nur noch das romanisierte Gallertum verstehen möchte. Die französische Keltistik und mit ihr die ‚Revue Celtique‘ sind heute z.T. infolge von Kriegseinwirkungen tot. Die Erbschaft kann und muß jetzt Straßburg antreten. Aufgabe der neuen Keltistik ist es, der französischen Legende vom keltischen Substrat z. B. des Elsaß entgegenzutreten. Es müssen die lebendigen Volkstümer des heutigen Keltentums erforscht werden, das sich geistig und politisch im Aufstand gegen Frankreich und England befindet. [...] Ich schlage Ihnen daher vor, in Straßburg einen keltischen Lehrstuhl zu begründen und ein damit verbundenes keltisches Institut einzurichten.“<sup>77</sup>

Nimmt man die hier ausführlich im Original zitierten Argumentationsstränge zusammen, wird deutlich, daß und wie sich die deutsche Keltologie in den dreißiger Jahren wissenschaftlich und politisch – zumindest rhetorisch – repositioniert hatte, ihr „spezialisiertes Randdasein“ überwand und sich als akademische Hilfstuppe einer auf völkischer Grundlage operierenden Herrschaftspolitik des Nationalsozialismus in Westeuropa profilierte. Die maßlose Überschätzung der praktisch-politischen Wirksamkeit der keltischen Volksforschung korrespondierte dabei mit den utopischen Vorstellungen der deutschen Europaplanungen dieser Jahre. Die Vorgänge in bezug auf die Schaffung eines keltologischen Lehrstuhls in Straßburg bezeugen auch, daß die Strategie Mühlhausens, sein Fach an die Schutzstaffel heranzuführen, wissenschaftspolitischen – und persönlichen – Gewinn versprach. „Die Personenfrage“, schrieb Wüst an Mentzel, „dürfte uns schwer zu lösen sein“; aus seiner Sicht kam „niemand anderes dafür in Frage“ als Ludwig Mühlhausen:

<sup>77</sup> Wüst an Mentzel, 10. 06. 1942 – B – NS 21/343.

„Mühlhausen ist heute der einzige deutsche Keltist, der ein überaus umfangreiches solides Wissen mit dem für seine Aufgabe notwendigen politischen Blick vereint, der zu den führenden Männern des keltischen Volkstums persönliche Beziehungen unterhält und dessen Verdienst es ist, die keltischen Studien aus ihrer ausschließlichen Beschränkung auf die philologische Seite gelöst und mit der Volkskunde und der Vorgeschichte zusammen in einen weiten Rahmen gespannt zu haben.“<sup>78</sup>

Wüst hielt sich bei seinem Personalvorschlag an die Beurteilung eines internen Aktenvermerks des Ahnenerbe, in dem Ende April 1942 festgehalten worden war, daß für Straßburg „einzig und allein“ Mühlhausen in Betracht käme,

„[...] weil es seinen jüngeren Kollegen wie Weisgerber oder Weisweiler an der politischen Ausrichtung fehlt. Es würde infolgedessen auch darauf ankommen, Mühlhausen von Berlin freizumachen, wo man ihn sicher nicht loslassen will.“<sup>79</sup>

Als Ersatz für den Berliner Lehrstuhl nannte Wüst damals gegenüber Mentzel nur einen Keltologen beim Namen: den in Frankfurt lehrenden Sprachwissenschaftler Josef Weisweiler. Die Nichterwähnung Leo Weisgerbers dürfte jedoch weniger mit politischen Vorbehalten als mit seiner Unabkömmlichkeit bei der Westforschung zu erklären sein: Weisgerber war schon im Jahr zuvor auf den „geistigen Brückenkopf“ Bonn berufen worden und pendelte von dort regelmäßig in die Bretagne, um volkstumspolitische Arbeit zu leisten.

#### *Weisgerbers Einsatz in der Bretagne*

Weisgerbers ‚Kriegseinsatz‘ erfolgte anfänglich nicht unter der Regie des Ahnenerbes oder des Germanischen Wissenschaftseinsatzes, auch wenn seine „selbstbewußte Arbeit“ dort bekannt war und geschätzt wurde<sup>80</sup>. Vielmehr arbeitete Weisgerber zunächst als „Sonderführer (Z)“ bei der Propaganda-Abteilung Frankreich, die zur von Werner Best geleiteten Abteilung Verwaltung des Militärbefehlshabers in Frankreich gehörte. Die Idee, Weisgerber für diese Aufgaben heranzuziehen, stammte von Werner Best<sup>81</sup>.

Weisgerbers unmittelbare Aufgabe bestand zunächst darin, bretonischsprachige Sendungen zu konzipieren, die vom Sender Paris und vom Sender Rennes-Bretagne ausgestrahlt werden sollten. Sehr schnell wurden seine Aufgaben allerdings erweitert. Diese entsprachen im wesentlichen der Strategie, die von Hans Ernst Schneider im Germanischen Wissenschaftseinsatz verfolgt wurde: die Gründung wissenschaftlich-kultureller ‚Arbeitsgemeinschaften‘ als Steuerungs- und Kontrollinstrument über die bestehenden Regional- und Autonomiebewegungen. Olier Mordrel, eine Schlüsselfigur der bretonischen Nationalbewegung, wurde als Liaison nach Berlin geholt, womit man ihn faktisch von der politischen

<sup>78</sup> Siehe Anm. 77.

<sup>79</sup> Aktenvermerk betr. Errichtung keltischen Lehrstuhls Straßburg, 30. 04. 1942, gez. T. [v. Tevenar?] – BA – NS 21/343.

<sup>80</sup> Hans Schwerte an Joachim Lerchenmueller, 29. 02. 1996.

<sup>81</sup> Siehe Hutton, *Linguistics* 137; Hans Umbreit, *Der Militärbefehlshaber in Frankreich 1940–1944* (Boppard am Rhein 1968) 162.

Bühne entfernte, um seine Basis in der Bretagne effektiver kontrollieren zu können. Für die Betreuung Mordrels und François Debauvais' war der Abwehroffizier Hans-Otto Wagner zuständig<sup>82</sup>.

Im Oktober 1941 entstand auf Weisgerbers Initiative das sog. „Keltische Institut der Bretagne (Framm Keltiek Breizh)“. Unter diesem Dach wurden „alle kulturell und wirtschaftlich aktiven Kräfte der Bretagne“ vereinigt<sup>83</sup>.

Zum Präsidenten des Instituts wurde Roparz Hémon gewählt: Er war der einzige Kandidat, und in seiner ‚Kandidatenrede‘ versprach er zum einen, dem Kampf für die bretonische Sprache den größtmöglichen Raum zu geben und zum anderen, daß er für die „loyale Kooperation mit jenen Völkern“ stehe, „die in unseren Augen das neue Europa verkörpern“<sup>84</sup>. Im Hinblick auf die gezielte Vermischung von wissenschaftlicher und nachrichtendienstlich-militärischer Arbeit ist das Keltische Institut in Rennes als bretonische Außenstelle der Berliner DGKS zu betrachten.

Weisgerber hegte während des Krieges keinerlei Illusionen, was das Verhältnis von wissenschaftlicher Arbeit und militärisch-politischen Forderungen betraf. Seine eigene Arbeit in der Bretagne beschrieb er mit den Worten:

„Im Zusammenhang mit den Aufgaben, die infolge der Besetzung der Bretagne seit Juli 1940 für die Wehrmacht auftraten, ergaben sich rasch zahlreiche Fragen, die zugleich einer fachlichen und wissenschaftlichen Bearbeitung bedurften.“

Mit anderen Worten: Wissenschaftliche Expertise und wissenschaftliche Forschungen waren das Instrument der Militärs und damit der politischen Ideologie, der die Wehrmacht zum Siegeszug in Europa verhalf, auch in der Keltologie.

Bedingt durch den militärischen Rückzug aus Frankreich kam es zur Eingliederung der Arbeit Weisgerbers in den Germanischen Wissenschaftseinsatz und in die Planungen des Reichssicherheitshauptamtes. Am 2. Oktober 1944 legte der Leiter des GWE Hans Ernst Schneider dem Reichsführer-SS einen Entwurf über die „Weiterführung unserer Arbeit“ vor, in dem der Bretagne-Einsatz Weisgerbers schon als selbstverständlicher Teil seiner Arbeit figuriert. Schneider teilte Himmeler mit:

„Die geflüchteten Bretonen sind, soweit sie sich nicht schon bei der SS gemeldet haben, ebenfalls möglichst wissenschaftlich zu beschäftigen. Dies geschieht in Zusammenarbeit mit Prof. Weisgerber, Marburg und Prof. Mühlhausen. Eine politische Betätigung der Bretonen in dem

<sup>82</sup> Siehe dazu *Lerchenmueller*, Keltischer Sprengstoff 388–410.

<sup>83</sup> Siehe [*Gerhard v. Tevenar*], Der zweite Kongreß des ‚Keltischen Instituts der Bretagne (Framm Keltiek Breizh)‘, 14.–17. Mai 1942 in Nantes, in: ZCP 23 (1943) 247.

<sup>84</sup> Die Verabschiedung der Statuten und die Wahl des Präsidenten erfolgte erst am 7. Juni 1942 in Rennes. Siehe „Vote des statuts“ – Archives Départementales Ille-et-Vilaine – 213 W. 67, Bl. 8. Zitiert nach *Ronan Calvez*, Le réenchantement d'un monde. Mouvement breton, nazisme et émissions de radio en breton, in: Die Deutsche Keltologie und ihre Berliner Gelehrten bis 1945. Beiträge zur internationalen Fachtagung Keltologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität vor und während des Nationalsozialismus vom 27.–28. 03. 1998 an der Humboldt-Universität zu Berlin, hrsg. v. *Sabine Heinz* (Berliner Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 2, Frankfurt 1999) 101–137, 131 [Übersetzung ins Deutsche durch J.L.].

von ihnen gewünschten Sinn über Rundfunk und Zeitung wird von den dafür verantwortlichen Dienststellen bis auf weiteres gänzlich abgelehnt (Reichssicherheitshauptamt, Propagandaministerium).“<sup>85</sup>

Die geflüchteten Kollaborateure wurden von Weisgerber an der Universität Marburg untergebracht und an wissenschaftlichen Arbeiten beteiligt, „[...] die sich in kurzer Zeit kulturpolitisch und propagandistisch verwerten lassen und die mit den Führungsaufgaben insbesondere der SS-Hauptämter abgestimmt sind“<sup>86</sup>.

### *Kriegseinsatz der Geisteswissenschaft*

Die Beteiligung der Keltologie am „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“, des vom Kieler Völkerrechtsprofessor Paul Ritterbusch geleiteten wissenschaftlichen Großprojektes des Reichswissenschaftsministeriums<sup>87</sup>, wurde im September 1941 auf einer keltistischen Arbeitstagung in Wernigerode im Harz beschlossen. Die Abteilung „Keltistik“ sollte von den Professoren Adolph Mahr, Ludwig Mühlhausen und Leo Weisgerber bearbeitet werden. Mühlhausen erhielt den Vorsitz und die Federführung dieses Subprojektes<sup>88</sup>. Die bei Niemeyer erscheinende „Zeitschrift für keltische Philologie und Volksforschung“ wurde zum offiziellen Organ der Abteilung Keltistik im Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften<sup>89</sup>. Weitere Mitarbeiter der Abteilung Keltistik waren: Hans Hartmann, Helmut Clissmann, Hilde Poepping, Reinald Hoops, Gerhard von Tevenar und Hans Otto Wagner<sup>90</sup>. Die Arbeit der Abteilung „Keltistik“ kam jedoch über das Planungsstadium kaum hinaus, was mit der zeitlichen Beanspruchung der drei Professoren durch die Rundfunkpropaganda, die Arbeit für das Ahnenerbe und für den Militärbefehlshaber in Frankreich begründet wurde. Ähnliches galt für die Gruppe der jüngeren Mitarbeiter, die größtenteils zur Wehrmacht eingezogen waren bzw. für die Abwehr arbeiteten. Lediglich der Geschäftsführer der DGKS, Gerhard von Tevenar, und von der Wehrmacht freigestellt war, konnte in stärkerem Maße herangezogen werden. Für ihn beantragte die DGKS – mit Unterstützung Werner Bests und des Ahnenerbes – bei der DFG eine Forschungsbeihilfe, um die folgenden Arbeiten im Rahmen des Kriegseinsatzes durchzuführen:

- Herausgabe und Bearbeitung des Projektes „Das Keltentum im Kartenbild“
- Eine Monographie über „Das Keltentum in Kornwall“
- Herausgabe einer Volkslieder-Auswahl „Historische Volkslieder der Bretonen“

<sup>85</sup> Schneider: Entwurf für Vorlage beim RFSS über Weiterführung unserer Arbeit, 02. 10. 1944 – BAL – Schneider file.

<sup>86</sup> Siehe Anm. 85.

<sup>87</sup> Zum Kriegseinsatz siehe *Frank-Rutger Hausmann*, ‚Deutsche Geisteswissenschaft‘ im Zweiten Weltkrieg. Die ‚Aktion Ritterbusch‘ 1940–1945 (Dresden, München 1998).

<sup>88</sup> Siehe DGKS: Mitteilungen an unsere Mitglieder zu Weihnachten 1941 – BAL – Mühlhausen file.

<sup>89</sup> Siehe auch Griewank an Präsident, 01. 12. [1942] – BA – R 73/15960.

<sup>90</sup> Mühlhausen an DFG (Abschriftlich an Dr. Best, Paris, und Das Ahnenerbe, „Mit der Bitte um Stellungnahme“), 03. 05. 1942 – BA – R 73/15142.



– Bearbeitung einer bereits 1940 begonnenen „Bretonischen Bibliographie“ in Zusammenarbeit mit dem Keltischen Institut der Bretagne<sup>91</sup>.

Die Arbeit der keltistischen Arbeitsgruppe wurde durch den Tod von Gerhard v. Tevenar 1943 weiter behindert. Erschienen sind von den Projekten – soweit ich sehe – lediglich die „Bretonische Bibliographie“ und die Studie Tevenars über die „Völkische Eigenart der Insel Man“.

Über den Kriegseinsatz der Keltologen sind bisher nur bruchstückhafte Informationen bekannt. Die mir vorliegenden Quellen deuten darauf hin, daß die sog. Abteilung „Keltistik“ identisch ist mit der „Gruppe VIII – Die keltischen Völker“ des Kriegseinsatzes der Indogermanisten<sup>92</sup>. Diese Gruppe, die Mühlhausen koordinierte, umfaßte die Themen „Britannia minor“ (Weisgerber), „Westgermanen und Kelten“ (Amberger), „Irische Volksmusik“ (Ziehm), „Probleme der keltischen Volksforschung“ (Mühlhausen, Westermann, Wölfel), „Zur keltischen Religionsgeschichte, insbesondere Druidentum nach Herkunft, Alter, Wesen“ (Hartmann) und den schon erwähnten Beitrag „Das Keltentum im Kartenbild“ (v. Tevenar). Des weiteren übernahmen Mahr, Mühlhausen und Weisgerber auch Beiträge aus anderen Gruppen des indogermanistischen Kriegseinsatzes<sup>93</sup>.

## Zusammenfassung

Festzustellen ist, daß sich die deutsche Keltologie – trotz der geringen Zahl der aktiven Wissenschaftler in den dreißiger und vierziger Jahren – umfassend an den wissenschaftlichen und ‚praktisch-politischen‘ Einsätzen der Wissenschaft im Dritten Reich beteiligte. Ihre institutionellen Verbindungen beschränkten sich dabei nicht nur auf staatliche Stellen – wie das Propaganda- und Wissenschaftsministerium sowie das Auswärtige Amt –, sondern schlossen die Dienststellen, Gliederungen und angeschlossenen Verbände der NSDAP mit ein: Die Keltologie war am Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften ebenso beteiligt wie am Germanischen Wissenschaftseinsatz; ihre Fachvertreter arbeiteten in der Rundfunkpropaganda ebenso wie im Ahnenerbe der SS; sie kooperierten mit der militärischen Abwehr, aber auch mit dem Sicherheitsdienst und waren an der Durchführung der Besatzungspolitik in den besetzten Westgebieten direkt beteiligt. Auch an einem weiteren, hier noch nicht angesprochenen Großprojekt war die Keltologie durch

<sup>91</sup> Siehe Anm. 90.

<sup>92</sup> Siehe „Zusammenstellung der Vorschläge über die zu veröffentlichenden Beiträge“, o.V., o.D. – BA – NL Hauer, Bd. 119, Bl. 236 f.

<sup>93</sup> Gruppe Ib (Die Wechselwirkungen zwischen der Sprache und den übrigen Kulturbereichen): Wortrealismus als gestaltende Macht im täglichen Leben (Weisgerber); Gruppe IIc (Ausbreitung der Frühindogermanen): Kelten (Mühlhausen, Mahr); Gruppe IIId (Die keltischen Sprachen): Ausbreitung und Geschichte des Bretonischen (Weisgerber); Gruppe IVg (Indogermanische Philosophie – Welt- und Gottschau): Keltisch (Mühlhausen); Gruppe VI (Indogermanen und Nichtindogermanen): „Mitarbeit haben zugesagt, jedoch ist das Thema noch unbestimmt“ (Mühlhausen).

Adolph Mahr direkt beteiligt: dem „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“.

Die führenden Vertreter der Disziplin in den dreißiger und vierziger Jahren erwiesen sich in allen diesen Unternehmungen als „willige Helfer“ des Nationalsozialismus, und sie hatten der NSDAP zum Teil schon vor der Machtübernahme angehört. Die Bereitschaft, Person und wissenschaftliche Arbeit in den Dienst der politisch-militärischen Ziele des deutschen Staates zu stellen, stand im Einklang mit der politischen Fachkultur der deutschen Keltologie, die wesentlich durch Kuno Meyers politisches Engagement im Wilhelminischen Zeitalter geprägt worden war. Dem gegenüber stand der radikale Bruch mit der wissenschaftlichen Tradition des Faches. Der inhaltliche und methodische Wandel der Keltologie in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre war mehr als eine rhetorische Anpassung an den Nationalsozialismus; er bedeutete den Abschied von der philologisch-sprachwissenschaftlichen Arbeit zugunsten einer auf völkischen und rassistischen Prinzipien beruhenden Volksforschung. Gefördert werden sollte diese neue Richtung durch die enge Kooperation v.a. mit der irischen Volkskunde (der Irish Folklore Commission und der Folklore of Ireland Society). Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bereitete dieser Zusammenarbeit ein abruptes Ende.

Im Hinblick auf die personale Verantwortung der wissenschaftlichen Akteure ist festzuhalten, daß die führenden Fachvertreter aufgrund ihrer physischen Präsenz in den besetzten Gebieten, ihrer engen Verbindung zum Sicherheitsdienst sowie durch die Mitarbeit in der Informationsstelle XIV (Antijüdische Auslandsaktion) des Auswärtigen Amtes sich keinerlei Illusionen hinsichtlich des wahren Charakters der nationalsozialistischen Volkstumspolitik hingeben konnten – und damit der praktischen Umsetzung der von ihnen ideologisch untermauerten Volksforschung.



Anselm Gerhard

## Musikwissenschaft

Die Rolle der universitären Musikwissenschaft im sogenannten ‚Dritten Reich‘ darf inzwischen als leidlich gut erforscht gelten. Nachdem es dem Fach gelungen war, bis weit in die 1980er Jahre hinein lästige Fragen nach der Vergangenheit schulbildender Hauptvertreter abzuwehren, sind wir inzwischen über die organisatorischen Bedingungen der Musikforschung, ihre Verbindungen zur sogenannten ‚Jugendbewegung‘ und die vom SS-Ahnenerbe organisierten musikethnologischen Forschungen, aber auch über die äußeren Karrieren der meisten Universitäts-Professoren gut orientiert: Neben einer Fülle lokalhistorischer Initiativen, unter denen als frühes Beispiel für detaillierte Archivforschungen Peter Petersens Beitrag zur Fachgeschichte an der Hamburger Universität hervorzuheben ist<sup>1</sup>, sind hier vor allem drei Publikationen zu nennen: Die Rekonstruktion der Düsseldorfer Ausstellung *Entartete Musik*, die im Jahr 1988 gezeigt und in einem wichtigen Begleitband von Albrecht Dümmling und Peter Girth kommentiert wurde<sup>2</sup>, Eckhard Johns grundsätzlicher Beitrag zur Fachgeschichte in Freiburg im Breisgau, der 1991 erschien<sup>3</sup> und inzwischen durch seinen weitgefaßten Überblick über „Musikforschung im Dritten Reich“ ergänzt wurde<sup>4</sup>, sowie Pamela Potters Dissertation von 1991, die 1998 in einer stark veränderten Version als Buch erschienen ist, das seit dem Frühjahr 2000 auch in deutscher Übersetzung vorliegt<sup>5</sup>.

<sup>1</sup> Peter Petersen, Musikwissenschaft in Hamburg 1933 bis 1945, in: Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hrsg.), Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933–1945 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 3, Berlin, Hamburg 1991) 625–640.

<sup>2</sup> Albrecht Dümmling und Peter Girth, *Entartete Musik*. Zur Düsseldorfer Ausstellung von 1938. Eine kommentierte Rekonstruktion (Düsseldorf 1988).

<sup>3</sup> Eckhard John, Der Mythos vom Deutschen in der deutschen Musik. Musikwissenschaft und Nationalsozialismus, in: Eckhard John, Bernd Martin, Marc Mück und Hugo Ott (Hrsg.), Die Freiburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus (Freiburg [im Breisgau], Würzburg 1991) 163–190; erweiterter Wiederabdruck unter dem Titel: Der Mythos vom Deutschen in der deutschen Musik. Die Freiburger Musikwissenschaft im NS-Staat, in: Musik in Baden-Württemberg 5 (1998) 57–84.

<sup>4</sup> Eckhard John, „Deutsche Musikwissenschaft“. Musikforschung im „Dritten Reich“, in: Anselm Gerhard (Hrsg.), Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin? Die akademische Musikforschung zwischen Fortschrittsglauben und Modernitätsverweigerung (Stuttgart, Weimar 2000) 257–279.

<sup>5</sup> Pamela M[axine] Potter, *Most German of the arts: musicology and society from the Wei-*

Dieser Forschungsstand ist – wie im folgenden zum Teil gezeigt werden soll – zwar längst nicht in jeder Hinsicht befriedigend, aber im ganzen doch beeindruckend, so daß es sinnvoll scheint, eine erste Zwischenbilanz zu ziehen. Nach gründlicher Auswertung aller genannten und vieler weiterer Publikationen<sup>6</sup> scheint mir der Schluß unabweisbar, daß sich ein weit überwiegender Teil der universitären Musikwissenschaft dem braunen Regime mindestens angedient oder sogar so verhalten hat, daß man sich fragen muß, ob wirklich taktische Überlegungen von Opportunisten im Vordergrund standen; viele Belege sprechen vielmehr für eine weitverbreitete Sympathie für die neuen Machthaber sowie für die Überzeugung von der Notwendigkeit einer ‚nationalen Revolution‘, wobei völlig offensichtlich ist, daß ein diffuses deutschnationales Engagement nicht ideologisch deckungsgleich ist mit nationalsozialistischer Weltanschauung – nur, die meisten Fachvertreter fühlten sich weder in öffentlichen noch in privaten Äußerungen, weder vor noch nach 1945, bemüßigt, solche Differenzen offenzulegen.

Die wesentlichen Daten für eine umfassendere Bewertung liegen also vor, zumal die einschlägigen Universitäts-Archive inzwischen zum größeren Teil zugänglich sind. Wesentlicher Nachholbedarf im dokumentarischen Bereich dürfte vor allem noch in drei Bereichen zu bestehen: Fragmentarische Indizien scheinen darauf hinzudeuten, daß das große enzyklopädische Projekt *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* – seit dem Erscheinen des ersten Bands 1949 dann Aushängeschild der bundesrepublikanischen Nachkriegs-Musikwissenschaft – mindestens Berührungspunkte aufweist mit einem Lexikon-Projekt, das unter der Ägide der SS-geführten „Hohen Schule“ in Angriff genommen worden war<sup>7</sup>. Zweitens bedarf die Zusammenarbeit universitärer Musikwissenschaftler mit dem „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ einer differenzierteren Klärung. Zwar gelang es dem niederländischen Journalisten Willem de Vries in einem inzwischen vielbeachteten, aber mehr als schlampig recherchierten Buch, die in Umrissen bereits bekannte Beteiligung Wolfgang Boettichers an den von dieser Institution

mar Republic to the end of Hitler's Reich (New Haven, London 1998), deutsch: Die deutsche Kunst. Musikwissenschaft und Gesellschaft von der Weimarer Republik bis zum Ende des Dritten Reichs (Stuttgart 2000).

<sup>6</sup> Vgl. auch die Auswahlbibliographie in: Gerhard, Musikwissenschaft (wie Anm. 4) 23–30.

<sup>7</sup> Vgl. Willem de Vries, Sonderstab Musik: music confiscation by the Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg under the Nazi occupation of Western Europe (Amsterdam 1996) 79–84, deutsch: Sonderstab Musik. Organisierte Plünderungen in Westeuropa 1940–45 (Köln 1998) 108–115; Eva Weissweiler, Ausgemerzt! Das Lexikon der Juden in der Musik und seine mörderischen Folgen (Köln 1999) 50–56; zur Problematik dieser Darstellungen vgl. meine Rezensionen in: Musiktheorie 13 (1998) 266–269 bzw. 14 (1999) 372–374. Diese Frage spielte anscheinend auch eine wesentliche Rolle bei einer Tagung, auf die noch am Ende dieses Beitrags kurz eingegangen werden wird. In der Tat sind – so Thorsten Hindrichs und Christoph Hust, Schloss Engers, 8. bis 11. März 2000: Internationale Tagung „Musikwissenschaft im Nationalsozialismus und in faschistischen Regimes. Kulturpolitik – Methoden – Wirkungen“, in: Die Musikforschung 53 (2000) 309–310, hier 310 – „Zusammenhänge zwischen einem Projekt Herbert Gerigks (1939) und der MGG unbewiesen“; ob die musikwissenschaftliche Forschung diesen nebulösen Forschungsstand als positives ‚Faktum‘ verbuchen sollte, ist freilich doch sehr die Frage.

organisierten Plünderungen nachzuweisen<sup>8</sup>. Aber Boetticher erhielt erst lange nach dem Krieg eine feste Anstellung an einer Universität, während die von de Vries vorgelegten ‚Beweise‘ für die vollmundig behauptete Zuarbeit universitärer Professoren für den Kunstraub in den besetzten Gebieten alles andere als zwingend sind: Keiner der vorgelegten Belege betrifft Maßnahmen, die über die Schwelle der Mithilfe bei der Katalogisierung musikalischer Quellen in öffentlichen und nicht geplünderten Bibliotheken hinausgingen. Und schließlich wäre es von erheblichem Interesse, mehr über die Hintergründe der Berufungsverfahren und die Entscheidungen der Forschungsförderung zwischen 1933 und 1945 zu erfahren, um einschätzen zu können, inwieweit personelle Maßnahmen von welchen Kreisen politisch gesteuert waren.

Weit größer als im dokumentarischen Bereich ist aber der Nachholbedarf im Blick auf die Inhalte und Leitbegriffe deutschsprachiger Musikforschung vor und nach 1933. Wenn man mit Helmuth Plessner davon ausgehen kann, daß „die Resonanzfähigkeit für die nationalsozialistische Politik und Ideologie“ zu den verstörendsten Phänomenen der deutschen Wissenschaftsgeschichte gehört<sup>9</sup> – und Erkenntnisse der neuesten historischen Forschung stützen diese These<sup>10</sup> –, dann ist es von entscheidendem Interesse, die Voraussetzungen einer musikwissenschaftlichen Forschung zu rekonstruieren, die sich offensichtlich wenig anpassen mußte, um einen vollklingenden ‚Resonanzboden‘ für die radikalisierten Ideen des neuen Regimes abzugeben. Eine genaue Untersuchung der Karrieren einzelner Personen, der Organisationsgeschichte einzelner Institutionen – wie dem 1935 umgegründeten Staatlichen Institut für deutsche Musikforschung – und vor allem der Wechselbeziehungen zwischen Organisationen und Personen wird also nur dann über den bisher erreichten Forschungsstand hinauskommen können, wenn die Jahre vor 1933 mindestens genauso detailliert untersucht werden wie die zwölf Jahre des Terror-Regimes selbst. Offensichtlich reicht für eine solche inhaltliche Untersuchung der Geschichte des Fachs der bequeme fachimmanente Ansatz nicht aus; ohne die angemessene Berücksichtigung ‚weltanschaulicher‘ und philosophischer Strömungen im allgemeinen und den Vergleich mit benachbarten Wissenschaften, insbesondere der allgemeinen Historiographie und den verschiedenen Kunstwissenschaften, im besonderen wird man dort kaum zu triftigen Ergebnissen kommen können. Auf die zukünftige Forschung wartet also ein großes Lesepensum, das sich nicht auf wenige allgemein bekannte Titel wie etwa Spenglers *Der Untergang des Abendlandes* oder auf die von Potter referierten Trivialitäten

<sup>8</sup> Vries, Sonderstab Musik (wie Anm. 7); vgl. auch die detaillierte Rezension von Michael Walter, in: H-Soz-u-Kult 1999 (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensio/buecher/1999/WaMi1b99.htm>).

<sup>9</sup> Helmuth Plessner, Einführung 1959, in: Plessner, Die verspätete Nation. Über die Verführbarkeit bürgerlichen Geistes (Stuttgart 1959) 9–29, hier 12.

<sup>10</sup> Vgl. Otto Gerhard Oexle, „Zusammenarbeit mit Baal“. Über die Mentalitäten deutscher Geisteswissenschaftler 1933 – und nach 1945, in: Historische Anthropologie 8 (2000) 1–27, insbesondere 4–6.

zur Dilthey-Rezeption in den Geisteswissenschaften<sup>11</sup> beschränken kann und vor allem eine Offenheit für fachübergreifende und allgemein mentalitätengeschichtliche Fragestellungen voraussetzt – eine Offenheit, die in der Geschichte des Fachs Musikwissenschaft nie im Vordergrund stand, in der Entwicklung der bundesdeutschen Musikwissenschaft der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aber noch weiter zurückgedrängt wurde als zuvor.

All dies ist aber zur Zeit noch Wunschtraum; die Forschung hat solche Fragen bisher kaum in den Blick genommen, so daß auch diese Zwischenbilanz mit einer Sichtung der vorliegenden Ergebnisse zur eher ‚äußerlichen‘ Karriere wichtigerer Musikwissenschaftler vorliebnehmen muß. Deshalb seien im folgenden zunächst an vier Fallstudien Fragen zur Diskussion gestellt, die sowohl auf methodische Probleme einer karrierebezogenen Fachgeschichtsschreibung wie auf Desiderate einer stärker auf Inhalte ausgerichteten Forschung verweisen.

## Heinrich Bessler

Heinrich Besslers Sympathien für das ‚Neue Deutschland‘ mußten jedem unvoreingenommenen Beobachter offensichtlich sein, obwohl entsprechende erste Hinweise im Jahr 1970 einen erbitterten Aufschrei unter seinen Schülern und anderen renommierten Fachvertretern provozierten<sup>12</sup>. Als einer der wenigen Universitätsdozenten im Fach Musikwissenschaft war Bessler Parteigenosse, wenn auch erst nach 1937, und als einer der wenigen Fachvertreter wurde er nach 1945 von seiner Universität, der Ruperto-Carola in Heidelberg, die 1928 den 28jährigen zum Nachfolger Hans-Joachim Mosers berufen hatte, nicht weiterbeschäftigt.

Daß Besslers Engagement im ‚Dritten Reich‘ über die zeitübliche Anpassung hinausging, weiß man spätestens seit den ersten Hinweisen in Helmut Heibers synthetischer Darstellung des universitären Alltags, und alles spricht dafür, daß die zur Zeit von einem jungen Heidelberger Kollegen vorgenommene Auswertung der Akte Bessler dieses Bild bestätigen wird<sup>13</sup>. Besonders unappetitlich ist dabei Besslers Rolle als konspirativer Informant über die Aktivitäten anderer Kollegen bei internationalen Kongressen, aber auch sein Hinweis an das Reichserziehungsministerium im Frühjahr 1935, der Kollege Johannes Wolf habe „von jeher sehr enge Beziehungen zu den Kreisen gehabt, aus denen sich das heutige Emigrantentum zusammensetzt“<sup>14</sup>.

<sup>11</sup> Vgl. Potter, *Most German of the arts* (wie Anm. 5) 166–168, deutsch: 212–214.

<sup>12</sup> Vgl. Clytus Gottwald, Musikwissenschaft und Kirchenmusik, in: *Hans Heinrich Eggebrecht* (Hrsg.), Bericht über das Symposium „Reflexionen über Musikwissenschaft heute“, in: *Carl Dahlhaus* u. a. (Hrsg.), Bericht über den Internationalen Musikwissenschaftlichen Kongress Bonn 1970 (Kassel 1971) 615–697, hier 663–672.

<sup>13</sup> *Thomas Schipperges*, Die Akten Heinrich Bessler, angekündigt in: *Schipperges*, Bessler, Heinrich, in: *Ludwig Finscher* (Hrsg.), *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, Personenteil*, Bd. 2 (Kassel, Stuttgart 1999) 1514–1520, hier 1520.

<sup>14</sup> Personalakte Wolf in den Beständen des Reichserziehungsministeriums beim Berlin Do-

Andererseits schöpfte Bessler anscheinend seine Möglichkeiten aus, um den als „jüdisch“ klassifizierten Doktoranden unter seinen Schülern auch noch 1934 Prüfungen zu ermöglichen und die Drucklegung ihrer Dissertationen sogar bis ins Jahr 1938 sicherzustellen. Das ist zwar zunächst kein offen regimiefeindlicher Akt, erinnert eher an das Karl Lueger zugeschriebene Diktum „Wer Jude ist, bestimme ich“. Bessler brachte dies aber einigen Ärger ein, war doch sein Verhalten unter anderem Gegenstand eines schließlich nach längeren Querelen von ihm selbst beantragten Parteigerichtsverfahrens. Zusammen mit anderen mehr oder weniger diffusen Vorwürfen, die sich vor allem der Leiter des Amtes Musik im Amt Rosenberg, Herbert Gerigk, zu eigen machte<sup>15</sup>, waren diese Umstände wohl auch für seine Entmachtung als Leiter der Denkmäler-Ausgabe *Das Erbe Deutscher Musik* im Jahre 1939 ausschlaggebend.

Sehr viel weniger wissen wir – trotz einer grundlegenden Studie von Laurenz Lütteken – über die ideologischen Grundlagen von Besslers Forschungen. Bis heute fehlen Arbeiten, die neben institutionengeschichtlichen Perspektiven auch die Inhalte der Forschungsarbeiten und vor allem deren versteckte Wirkungen über 1945 hinaus berücksichtigen. Ein von mir herausgegebener Sammelband hat hier Abhilfe zu schaffen versucht, indem bewußt das Schwergewicht des Interesses auf die Zeit vor 1933 und auf Kontinuitäten völkischer Musikforschung gelegt wurde<sup>16</sup>, aber die Resultate dieses Bandes sind zu vorläufig, um nicht in aller Offenheit einzugestehen, daß das angesprochene Desiderat kaum vermindert weiterbesteht.

Dies gilt auch für Lüttekens wichtigen Versuch, Besslers ahistorisches Vorgehen herauszuarbeiten, für das „die Musik der Vergangenheit [...] einzig interessant“ ist, „weil deren Erschließung ‚vom gesamten Musikleben getragen und gefordert‘ wird und nicht etwa, weil sie einen Eigenwert“ besitzt<sup>17</sup>. Lütteken sieht „eine der zentralen Denkfiguren“ des vor allem am Mittelalter und der frühen Renaissance interessierten Bessler in der Unterstellung, „daß sich [...] Musik, gewissermaßen eine anthropologische Konstante, angemessen nur als ‚Erlebnis‘ vollziehen könne“<sup>18</sup>. Angesichts des unklaren Forschungsstands scheut Lütteken aber vor eindeutigen Wertungen zurück, die wohl vor allem auch zu berücksichtigen hätten, daß die deutsche Geschichtsschreibung der 1920er und 1930er Jahre im Mittelalter ein „durch und durch konkretes Ordnungsdenken“ nachzuweisen versuchte und daß die auf Novalis zurückgehende Idee eines „neuen Mittelalters“ nach 1933 Hochkonjunktur hatte<sup>19</sup>. So aber stehen einstweilen weiter die Ein-

cument Center; zitiert nach: *Helmut Heiber*, Universität unterm Hakenkreuz, Teil I: Der Professor im Dritten Reich. Bilder aus der akademischen Provinz (München 1991) 236.

<sup>15</sup> Vgl. *Potter*, *Most German of the arts* (wie Anm. 5) 158, deutsch: 203.

<sup>16</sup> Vgl. *Gerhard* (Hrsg.), *Musikwissenschaft* (wie Anm. 4).

<sup>17</sup> *Laurenz Lütteken*, *Das Musikwerk im Spannungsfeld von „Ausdruck“ und „Erleben“: Heinrich Besslers musikhistoriographischer Ansatz*, in: *Gerhard* (Hrsg.), *Musikwissenschaft* (wie Anm. 4) 213–232, hier 223.

<sup>18</sup> Ebd. 218.

<sup>19</sup> *Oexle*, „Zusammenarbeit mit Baal“ (wie Anm. 10) 10 und 19–20; vgl. auch *Otto Gerhard Oexle*, *Die Moderne und ihr Mittelalter. Eine folgenreiche Problemgeschichte*, in: *Peter Segl*



schätzungen im Raum, die 1994 in den letzten Würdigungen Besslers formuliert wurden: „Politischer Opportunist“<sup>20</sup> und „Politischer Mitläufer“<sup>21</sup>.

Meine These ist nun im Anschluß an Lüttekens Ausführungen, daß dies gerade nicht zutrifft – ein Blick auf die brillanten frühen Schriften aus den 1920er Jahren wie auf briefliche Äußerungen aus den späten 1930er Jahren macht deutlich, daß hier ein vom befreundeten Heidegger zutiefst beeinflusster Forscher mit voller Überzeugung die Ideologie des Völkischen und Gemeinschaftlichen vertrat und keine Distanzierung vom Nationalsozialismus erkennen ließ (auch wenn natürlich gesagt werden muß, daß Bessler wie jeder andere halbwegs intelligente Zeitgenosse nicht jede Brutalität des Regimes goutiert haben dürfte und sich den Luxus erlaubte, in einem privaten Brief vom 7. Mai 1937 „die ganze Deutschtümelei aufdringlicher und oberflächlich-,gleichgeschalteter‘ Art“ als nicht ernstzunehmende „Kulisse und Tagesmode“ zu bezeichnen, „die vergehen wird“<sup>22</sup>). So schrieb er am 17. Mai 1937 an den Basler Kollegen Jacques Handschin im Zusammenhang mit seinem bis heute von vielen verehrten Hauptwerk *Die Musik des Mittelalters und der Renaissance*, aber auch im Blick auf andere „lange vor 1933 geschrieben[e]“ Arbeiten wie die „biologisch-,völkische‘ Interpretation des 15. Jahrhunderts oder des italienischen Durchbruchs um 1590“:

Es ist mir ganz unmöglich, geschichtliche Ereignisse solcher Art von ihren lebensmäßigen Grundlagen (Volkstum und Rasse) zu trennen: die Einheit des „Lebens“ als eines leiblich-seelisch-geistigen Tatbestandes wird hier so überzeugend wie vielleicht nirgendwo sonst. Diese Einheit und Ganzheit des Lebens ist aber das philosophische Kernproblem des Nationalsozialismus. Ich glaube, man sieht das draußen viel zu wenig. Statt dessen begnügt man sich damit, die deutschen Wissenschaftler für Schwachköpfe und charakterlose Byzantiner zu halten – eine bequeme Methode, unerwünschte Auseinandersetzungen abzuwehren! Glauben Sie denn, der Nationalsozialismus hätte für uns über das Politische hinaus irgendeine Anziehungskraft, wenn nicht in seinem weltanschaulichen Kern eine Denkweise enthalten wäre, die uns einfach „gemäß“ ist und überzeugt?<sup>23</sup>

In seinem brillanten Habilitations-Vortrag von 1925 hatte der gerade Fünfundzwanzigjährige bereits in aller Schärfe auf den „weltanschaulichen Kern“ seiner eigenen, von Heidegger mitbeeinflussten Denkweise hingewiesen: In einer Amalgamierung des von Dilthey übernommenen Erlebnis-Begriffes mit der völkisch gefärbten Gemeinschafts-Ideologie der Jugendbewegung schreibt Bessler „den umgangsmäßigen Hörformen“ und damit dem gemeinschaftlichen Hörerlebnis einen absoluten „Vorrang vor den eigenständigen [Hörformen]“ zu, wobei es ihm ausdrücklich um letztlich ethische „Rangverhältnisse“ geht<sup>24</sup>. Das aus dem

(Hrsg.), *Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt* (Sigmaringen 1997) 307–364.

<sup>20</sup> Martin Geck, So kann es gewesen sein... so muß es gewesen sein... Zum 25. Todestag des Musikforschers Heinrich Bessler, in: *Musica* 48 (1994) 244–245, hier 245.

<sup>21</sup> Hans Eppstein, Ein Nachtrag zu H. Bessler, in: *Musica* 48 (1994) 353.

<sup>22</sup> Lütteken, Das Musikwerk (wie Anm. 17) 233, Anm. 79.

<sup>23</sup> Ebd. 233.

<sup>24</sup> Heinrich Bessler, Grundfragen des musikalischen Hörens, in: *Jahrbuch der Musikbibliothek Peters* [32] für 1925 (Leipzig 1926) 35–52; auch in: Bernhard Doppeide, *Musikhören*

19. Jahrhundert überkommene bürgerliche Konzert wird dabei explizit, das individuelle, selbstversunkene Spiel von Musik implizit als ästhetisch und ethisch minderwertig disqualifiziert, was angesichts der Unbedingtheit von Bessellers Argumentation heute nicht mehr von unserer Kenntnis um einen im Namen einer „Volksgemeinschaft“ ausgeübten totalitären Terror getrennt werden kann.

Ausgerechnet der am äußersten rechten Rand des aus dem Kaiserreich überkommenen Parteienspektrums argumentierende Hans-Joachim Moser, auf den noch einzugehen sein wird, benannte mit aller Schärfe die versteckten Risiken solcher Thesen, als er 1926 in einer rüden Polemik Bessellers Argumentation „eine irgendwie bolschewistische Grundeinstellung“ unterstellte, „bei der die Meister von Beethoven bis R. Strauß ungefähr als Wahrzeichen abfaulender Bourgeoisie herauskommen und nur die Fetischistenstufe von ‚Musik als Zauber‘ voll zu ihrem Recht gelangt“<sup>25</sup>. Zwar nahm Moser in einem anschließenden Wortwechsel das Reizwort „bolschewistisch“ zurück<sup>26</sup>, dennoch sind hier die Positionen eines nationalchauvinistischen „Bildungsbürgertums“ und eines von der „Krisis des Historismus“<sup>27</sup> geprägten neuen Zugriffs auf die Geschichte der Musik in kaum zu übertreffender Zuspitzung offengelegt. Bei allem Unbehagen an Mosers bramarbasierendem Geschreibe, das auch in der konkreten Auseinandersetzung mit Besseler die Gelegenheit zu antisemitischen Angriffen auf jüdische Komponisten nicht ausläßt, wird man Mosers Kritik an Ideologemen, die sich im antibourgeoisien Ressentiment der Nationalsozialisten wiederfinden, nicht einfach abtun können. So brillant manche Ideen Bessellers noch heute erscheinen, muß doch auch mit einigem Befremden festgehalten werden, wie leichtfertig von diesem begnadeten Stilisten die in der Neuzeit mühsam errungene Freiheit des Individuums zur Disposition gestellt wurde und wie unreflektiert solche Positionen von jüngeren, deutlich von „1968“ geprägten Musikforschern bewundert wurden.

Ähnliche tendenziell totalitäre Wertungen dürften übrigens auch von Kurt Huber geteilt worden sein, der seit 1926 in München als außerordentlicher Professor für Philosophie wirkte, sich in den späten 1930er Jahren aber vor allem in der Volksmusik-Forschung engagierte. 1940 der Partei beigetreten, schloß er sich der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ an und wurde am 13. Juli 1943 in München hingerichtet. Der Mut Hubers zum Widerstand und die Tatsache, daß hier wenigstens ein musikwissenschaftlich tätiger Universitätslehrer ohne Rücksicht auf sein Leben gegen den Terror protestierte, machen es schwer, wertend auf die Widersprüche in Hubers Verhalten hinzuweisen. Aber eine kritische Bewertung seiner

(Wege der Forschung 429, Darmstadt 1975) 48–73; sowie – hier zitiert – in: *Besseler, Aufsätze zur Musikästhetik und Musikgeschichte*, hrsg. v. *Peter Gülke* (Reclams Universal-Bibliothek 740, Leipzig 1978) 29–53, hier 43.

<sup>25</sup> *Hans-Joachim Moser*, Zwischen Kultur und Zivilisation der Musik, in: *Deutsches Musikjahrbuch* 4 (1926) 29–33, hier 30.

<sup>26</sup> *Hans-Joachim Moser*, Erwiderung, in: *Archiv für Musikwissenschaft* 8 (1926) 380. Moser reagiert hier auf eine lange Fußnote in: *Heinrich Besseler*, Studien zur Musik des Mittelalters. II. Die Motette von Franko von Köln bis Philipp von Vitry, ebd. 137–258, hier 145–146, Anm. 2. Das letzte Wort behielt aber *Heinrich Besseler*, [Duplik ohne Titel], ebd. 381.

<sup>27</sup> *Ernst Troeltsch*, Die Krisis des Historismus, in: *Die neue Rundschau* 1 (1922) 572–590.

Schriften zwingt zu dem Schluß, daß auch Huber „mit seiner Deutschtümelei und den Ideen einer blutmäßigen Bestimmung des Menschen, einer bodenständigen Kultur und einer führerzentrierten Volksgemeinschaft objektiv jene Ideologie unterstützt hatte, aus der allein der Nazifaschismus erwachsen konnte“<sup>28</sup>.

## Friedrich Blume

Während Bessler als einer der charismatischsten und begabtesten Musikwissenschaftler des 20. Jahrhunderts gelten muß, irritiert bei einem näheren Blick auf das Lebenswerk des um sieben Jahre älteren Friedrich Blume die Diskrepanz zwischen originärer Forschungsleistung und organisatorischem Einfluß: Wie die meisten musikwissenschaftlichen Kollegen war Blume der Partei nie beigetreten, beherrschte aber anscheinend mit einiger Virtuosität die Gratwanderung zwischen Lippenbekenntnissen, vorsichtigem Widerspruch, mehr oder weniger versteckten Distanzierungen und machtbewußtem Durchsetzen der eigenen Positionen.

Bis heute irritiert Blumes Monographie von 1939, das aus dem Vortrag zur Düsseldorfer Ausstellung hervorgegangene Buch mit dem Titel *Das Rasseproblem in der Musik*, das noch 1944 eine zweite Auflage erfuhr. Nur die Wahl des Themas stellt eine Nobilitierung eines Forschungsansatzes dar, an dessen Harmlosigkeit auch Blume nicht ernsthaft glauben konnte, selbst wenn er 1949 darauf bestand, wer „genügend deutsches Sprachgefühl“ besitze, müsse „empfinden, was es bedeutete, wenn man in 1938 von einem Rasseproblem sprach“<sup>29</sup>. Immerhin verwendete der Autor beträchtliche rhetorische Energien darauf, die methodischen Schwierigkeiten und die wenig überzeugenden Resultate bisheriger einschlägiger Arbeiten zu betonen, was von wohlmeinenden Lesern vor allem nach 1945 mit einigen Gründen als kaum verhohlene Distanzierung von nationalsozialistischen Ideologemen verstanden werden konnte. Bei allem Unbehagen an einem derart virtuoson ‚Ritt über den Bodensee‘ muß umgekehrt auch der kritischste Leser einräumen, daß auf den 86 Seiten dieses Buchs zwar wiederholt über die Höherwertigkeit „nordischer Schöpferkraft“ schwadroniert wird<sup>30</sup>, sich aber kein einziger Satz findet, der in irgendeiner Weise als konkrete antisemitische Stellungnahme

<sup>28</sup> Peter Petersen, Wissenschaft und Widerstand. Über Kurt Huber (1893–1943), in: *Brunhilde Sonntag, Hans-Werner Borech und Detlef Gojowy* (Hrsg.), *Die dunkle Last. Musik und Nationalsozialismus* (Köln 1999) 111–129, hier 128–129. Im Blick auf diese nuancierte Bewertung ist es umso schwerer verständlich, warum der Autor es an anderer Stelle für nötig hält, einen Gegensatz „zwischen einem wertneutralen [Huber zugeschriebenen] und einem normativen Rassebegriff“ (119) zu konstruieren oder Hubers „Mahnung zur ‚Rückkehr zum wahren germanischen Führerstaat‘“ als „taktische Äußerung“ (114) abzutun.

<sup>29</sup> Brief Friedrich Blumes an Arthur Mendel vom 13. April 1949; zitiert nach: *Hans Lenneberg*, Editorial: a personal aside on a discouraging subject, in: *Journal of musicological research* 11 (1991) 147–150, hier 150, Anm. 3.

<sup>30</sup> *Friedrich Blume*, *Das Rasseproblem in der Musik. Entwurf zu einer Methodologie musikwissenschaftlicher Rasseforschung* (Wolfenbüttel, Berlin 1939) 65.

gelesen werden könnte – eine Feststellung, die in Beziehung gesetzt werden muß zu den nachgerade epidemischen Ausfällen gegen Komponisten wie Mendelssohn Bartholdy oder Meyerbeer in den meisten zwischen 1933 und 1945 erschienenen musikhistorischen Arbeiten.

Natürlich blieb die jedenfalls potentielle, wenn nicht intendierte Doppelbödigkeit von Blumes „clever book in which the author virtually ridicules his Nazi sponsors“<sup>31</sup> auch überzeugten Nationalsozialisten nicht verborgen. Ein Hamburger Doktorand namens Max Singelmann, gleichzeitig SS-Unterscharführer, unterzog Blumes Schrift in seiner Dissertation einer harschen Kritik, die aus einer aggressiven nationalsozialistischen Perspektive als unumgänglich bezeichnet werden muß<sup>32</sup>. Erstaunlich sind nur die Konsequenzen aus dem Zusammenprall solcher Positionen. Blume besaß den Wagemut, in dieser Situation die Rolle des Angreifers zu übernehmen und dafür zu sorgen, daß nicht etwa der Doktorand, sondern dessen ‚Doktorvater‘, der verdiente Parteigenosse Wilhelm Heinitz, „eine förmliche Rüge des Reichserziehungsministers einstecken mußte wegen anmaßender und überheblicher Kritik an einem Kollegen durch die Feder eines Schülers“. Auch der Rektor der Universität Hamburg äußerte die Meinung, „daß es nicht zugelassen werden könne, in anmaßendem und überheblichem Ton gehaltene kritische Äußerungen eines Doktoranden für druckreif zu erklären“, so daß das Ministerium tatsächlich eine Mißbilligung aussprach und der Personalakte Heinitz’ einfügen ließ<sup>33</sup>.

Dieses erstaunliche Resultat spricht für einen erheblichen Einfluß des umtriebi-gen Kieler Ordinarius in formalisierten und informellen Netzwerken der Wissenschaftsorganisation. 1939 hatte er die damals wohl als höchst ehrenvoll geltende Aufgabe übernommen, in dem „dem Führer und Reichskanzler [...] zu seinem 50. Geburtstag“ von der „Deutschen Wissenschaft“ vorgelegten Band einen dreiseitigen Rechenschaftsbericht des Fachs Musikwissenschaft vorzulegen. Auch hier finden sich vorsichtige Distanzierungen von eindeutig nationalsozialistischen Positionen, wenn auf „das große *Problem* der germanischen Kontinuität“ hingewiesen wird, „das ebenso wie die *verwickelten* Fragen nach dem Zusammenhange zwischen Musik und Rasse *demnächst* ein planmäßig zu bestellendes Feld der deutschen Musikforschung bilden *dürfte*“<sup>34</sup>. Andererseits ging Blume aber in der Anpassung an seine Sponsoren weiter als seine Kollegen; außer Blume hatte unter den Geisteswissenschaftlern nur noch sein kunsthistorischer Kollege Wilhelm Pinder in der Überschrift dem Namen der Disziplin das Wort „Deutsche“ vorangestellt, und bei aller Nuancierung der Formulierung zielt bereits der erste Absatz

<sup>31</sup> So die Wertung von *Lenneberg*, Editorial (wie Anm. 29) 148.

<sup>32</sup> Vgl. *Max Singelmann*, Zur Erforschung lebensgesetzlicher Vorgänge aus der Musik und ihre Bedeutung für die Gegenwart (Diss. phil. Hamburg 1940); vgl. hierzu *Petersen*, Musikwissenschaft in Hamburg (wie Anm. 1) 635–636.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> *Friedrich Blume*, Deutsche Musikwissenschaft, in: *Bernhard Rust* (Hrsg.), Deutsche Wissenschaft. Arbeit und Aufgabe (Leipzig 1939) 16–18, hier 18 (Hervorhebungen nicht im Original).

auf „eine nationalsozialistische Musikwissenschaft“, die „nur von der Lebensmitte der deutschen Musik ausgehen und um sie die weiteren Ringe legen“ könne, „die entferntere Probleme um diese Mitte ordnen“<sup>35</sup>.

Ähnlich widersprüchliche Resultate ergibt die kritische Lektüre eines am 20. Februar 1944 in Dresden gehaltenen Vortrags über *Wesen und Werden deutscher Musik*, der – trotz Papierknappheit und der erheblichen Einschränkungen im vorletzten Kriegsjahr – noch im selben Jahr im Druck erscheinen konnte. Ein – damals, zumal in einer Vortragsreihe über *Die Kunst des Reiches*, wohl unvermeidlicher – Beginn im pathetischen ‚tremolo‘ verweist darauf, „Zeiten, die die Existenz bedrohen, pfleg[t]en im Menschen die besten Kräfte wachzurufen“<sup>36</sup>; angesichts der Bestialitäten des Regimes, denen im Februar 1944 jeder Beobachter ins Auge sehen konnte, ein kaum noch als ‚fromm‘ zu bezeichnender Wunsch. Blume geht es also um eine Besinnung „auf die Grundlagen“ des „Daseins“ des deutschen Volkes und dabei insbesondere um die Frage, worin „dieses ‚Deutsche‘ in der Musik“, von dessen Existenz „wir doch alle im Tiefsten brennend überzeugt“ sind, besteht, im weiteren Verlauf auch explizit um „die Frage nach der *deutschen Sendung*“<sup>37</sup>. Es liegt nahe, sich an solcher dumpfer Rhetorik zu stören, die Fairness gebietet aber, genauso darauf hinzuweisen, daß Blume erstaunlich selbstbewußt selbstverständliche Grundlagen des damals herrschenden Geschichtsbilds in Frage stellt: „In der Musik besagt die [nationale] Herkunft irgend einer Art oder Gattung, einer Form oder einer Technik nicht viel“, denn: „Musik ist in einem so hohen Maße übertragbar wie keine andere menschliche Geistesäußerung. [...] Ein jedes Volk hat von dem anderen übernommen und hat Übernommenes weitergebildet. Berührungen und Übertragungen sind keine Ausnahmen, sondern die Regel.“<sup>38</sup> Entsprechend wendet er sich ausdrücklich gegen die „musikgeschichtlich[e]“ Gleichsetzung von „Deutschtum“ und „Flamentum“ und spricht im Blick auf das 16. und 17. Jahrhundert von „intereuropäische[r] Literatur“<sup>39</sup>.

Zu solch kritischer Distanz zu vorherrschenden Meinungen passen auch höchst eigenwillige Schwerpunktsetzungen in der Auswahl und Bewertung des Repertoires: Da erscheint Mozarts Oper *Così fan tutte*, deren ‚Frivolität‘ nicht erst von Besserwissern geißelt worden war, die die jüdische Abstammung des Librettisten Da Ponte entdeckt hatten, in einer Reihe mit der *Zauberflöte*<sup>40</sup>, und da fehlt nicht nur jeder Hinweis auf Gluck, sondern auch – was man bei einem 1944 gehaltenen Vortrag über dieses Thema nur als exzentrisch bezeichnen kann – jegliche Erwähnung Richard Wagners. Aber dennoch kann auch die Behauptung, Blume sei in seiner Abgrenzung von „the official Nazi music propaganda“ nur „his adherence to strictly scientific principles“ verpflichtet gewesen – wie ein Rezensent

<sup>35</sup> Ebd. 16.

<sup>36</sup> *Friedrich Blume, Wesen und Werden deutscher Musik* (Kassel 1944) 5.

<sup>37</sup> Ebd. 7 und 14 (Hervorhebung im Original).

<sup>38</sup> Ebd. 9–11.

<sup>39</sup> Ebd. 14–15.

<sup>40</sup> Ebd. 23.

einer britischen Fachzeitschrift 1947 seine Leser glauben machen wollte<sup>41</sup> –, nicht unwidersprochen bleiben. Denn zu offensichtlich ist Blume auf ganz unwissenschaftliche Weise von nationalchauvinistischen Ideen geprägt, die sich die Nationalsozialisten bruchlos angeeignet hatten. Dabei schreckte Blume auch vor dem Gebrauch des Begriffs der „Vorsehung“ nicht zurück, der durch Hitlers penetranten Gebrauch längst seine Unschuld verloren hatte: „Wir sind von der Geschichte nicht nur hineingestellt worden in die Kämpfe mit den anderen, wir sind nicht nur am stärksten von allen Völkern den Einwirkungen von außen her ausgesetzt gewesen, sondern wir haben von der Vorsehung auch die Kraft dazu erhalten“, so „daß wir befähigt wurden, der Welt Leistungen zu schenken, die in ihren höchsten Ergebnissen (und gerade in ihren spezifisch deutschen) zweifellos über denjenigen anderer Völker stehen.“<sup>42</sup> Vulgarhegelianische Denkfiguren müssen – neben Zitaten aus Goethes *Faust* und dessen spätem Gedicht *Urworte. Orphisch* – die Behauptung von der „Weltherrschaft“ der deutschen Musik stützen, die von Blume mit einer Hybris vorgetragen wird, die über den ‚courant normal‘ der 1920er Jahre weit hinausgeht:

In dieser Fortentwicklung nun nimmt die deutsche Musik stets die letzte und höchste Stelle, sowohl in der einzelnen Epoche wie im Ganzen, ein. Auf die Gesamtgeschichte gesehen, steht bisher am Ende aller europäischen Musikkultur die deutsche Musik [...]. In diesem Sinne hat sie den bisher letzten und höchsten Fortschritt der Menschheit auf musikalischem Gebiete erfüllt<sup>43</sup>.

Blumes Wirken vor und nach 1945 wird also weiter Rätsel aufgeben – umsomehr, solange einschlägige Akten im Universitätsarchiv Kiel nicht zugänglich sind. Dennoch fällt auf, mit welchem Selbstbewußtsein sich in den beiden hier kurz vorgestellten Monographien ein niemals der Partei beigetreter Veteran des Ersten Weltkriegs als Präzeptor der eigenen Disziplin exponierte; ein Selbstbewußtsein, das von verschiedenen einflußreichen Führungspositionen grundiert gewesen sein dürfte: 1939 hatte Blume – an Stelle des in Ungnade gefallenen Bessler – die Leitung der großangelegten Denkmäler-Edition *Das Erbe Deutscher Musik* und auch die Schriftleitung der Zeitschrift *Deutsche Musikkultur* übernommen, 1942 wurde er Vorsitzender der ideologisch durchaus belangvollen *Neuen Schütz-Gesellschaft*. Und irgendwann zwischen 1942 und 1944 konnte er sich als Leiter des Lexikon-Projekts *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* durchsetzen. Der Sprung auf den prestigereichen Berliner Lehrstuhl, der 1941 durch den Tod Arnold Scherings verwaist war, gelang ihm dagegen nicht: Der Gaudozentenbundsführer sprach sich nachdrücklich gegen eine „Persönlichkeit“ aus, „deren Hauptleistung auf dem Gebiet der evangelischen Kirchenmusik liegt“. Noch schädlicher für Blume war aber in einem äußerst konfliktreichen Berufungsverfahren, das erst 1946 zu einem Abschluß kommen sollte, der im selben Schriftsatz instrumentali-

<sup>41</sup> Richard Freymann, [Rezension], in: *Music and letters* 28 (1947) 279–280.

<sup>42</sup> Blume, *Wesen und Werden* (wie Anm. 36) 16–17 (Hervorhebung im Original).

<sup>43</sup> Ebd. 18.

sierte Vorwurf, Blume sei in „den im deutschen Hochschulleben einzig dastehenden Plagiatskandal Riemann-Lexikon [...] contra Abert-Lexikon“ verwickelt gewesen<sup>44</sup>, ein Vorwurf, auf den im Zusammenhang mit Alfred Einstein noch zurückzukommen sein wird.

Auch seine Nachkriegs-Aktivitäten zeigen Blume letztlich mehr als effektiven und machtbewußten Organisator denn als originären Forscher, mehr als zusammenfassenden Lexikographen denn als innovativen Gelehrten, und es ist offensichtlich, daß solche unbestrittenen und unbestreitbaren Qualitäten im Bereich des Wissenschafts-Managements allenfalls eine lockere Beziehung zu eindeutigen ideologischen Präferenzen implizieren.

## Hans-Joachim Moser

Hans-Joachim Moser, 1889 in Berlin geboren, hat es zwar nur in den 1920er Jahren, in einem Intermezzo vor der Berufung Besslers an die Universität Heidelberg, sowie in der kurzen Zeit zwischen Kriegsende und Gründung der DDR zur Ehre einer universitären Professur gebracht. Dennoch lohnt ein kurzer Blick auch auf seine Karriere: Seine umfangreiche publizistische Tätigkeit bereits während der Weimarer Republik läßt dem Betrachter kaum eine andere Wahl, als diesen Vielschreiber als führenden Verbreiter rabiater nationalchauvinistischer Positionen in der Musikgeschichtsschreibung zu bezeichnen. Mosers dickleibige *Geschichte der deutschen Musik* in drei Bänden, die seit dem Erscheinen des ersten Bands im Jahre 1920 noch in der Weimarer Republik fünf Auflagen erreichte, irritiert noch heute durch die dezidiert völkischen und nationalchauvinistischen Positionen, deren erklärte Xenophobie und Ablehnung der Moderne sich in unzählige methodische Widersprüche verwickelt<sup>45</sup>.

1933 verlor Moser seine Stellung als Direktor der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin-Charlottenburg (worauf zurückzukommen sein wird) und war nach dem Scheitern seiner Bemühungen um eine Rückkehr an die Universität zunächst auf eine freiberufliche Tätigkeit angewiesen, bevor er dann 1940 auf die „recht hübsche Funktion“<sup>46</sup> des Generalsekretärs der Reichsstelle für Musikbearbeitungen in Goebbels Propagandaministerium gelangte. Obwohl Moser nach 1945 natürlich nicht zögerte, sich unter Hinweis auf die Entlassung

<sup>44</sup> Brief Willi Willings an Erhard Landt vom 18. Juni 1941; zitiert nach: *Burkhard Meischin*, „Der erste musikwissenschaftliche Lehrstuhl Deutschlands“. Vorgänge um die Nachfolge Arnold Scherings 1941–1946, in: *Isolde v[on] Foerster, Christoph Hust und Christoph-Helmut Mahling* (Hrsg.), *Musikforschung – Faschismus – Nationalsozialismus*. Referate Schloß Engers (8. bis 11. März 2000) (Mainz 2001) 223–240, hier 228. Vgl. auch *Potter*, *Most German of the arts* (wie Anm. 5) 300, Anm. 149, deutsch: 358, Anm. 149.

<sup>45</sup> Vgl. ebd. 206–208, deutsch: 258–260.

<sup>46</sup> Brief Hans-Joachim Mosers an Fritz Hartung von Anfang April 1941; zitiert nach: *Meischin*, „Der erste musikwissenschaftliche Lehrstuhl“ (wie Anm. 44) 236.

von 1933 als Opfer des Regimes zu gerieren<sup>47</sup>, muß festgehalten werden, daß seine Tätigkeit für das Ministerium durchaus nicht einer als unpolitisch verstandenen Wissenschaft zugewiesen werden kann. Vielmehr ging es darum, die Texte einiger Oratorien Händels, aber auch von Schumanns Heine-Liedern systematisch zu ‚entjuden‘ und somit einen Beitrag zur – in diesem Fall ‚nur‘ ideellen – Vernichtung der jüdischen Traditionen zu leisten.

Vieles spricht dafür, daß Moser – nach eigenen Worten „Pg. seit 1936“<sup>48</sup> – alles andere als ein überzeugter Nationalsozialist gewesen sein dürfte, aber schon vor 1933 hatte er derart aggressive deutschnationale und antisemitische Positionen gesetzt, daß es schwerfällt, ihn nicht zumindest in dieser Hinsicht als Wegbereiter des zerstörerischen und menschenverachtenden Potentials zu begreifen, das dann nach 1933 entfesselt werden konnte. Curt Sachs, der bedeutende Musikethnologe, der 1933 wegen seiner Abstammung seine Stellung als außerordentlicher Professor an der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität verlor, hat dies in einem Brief an Moser mit aller Schärfe betont, wobei er in sein bitteres Urteil andere deutsche Musikwissenschaftler, die nun den Kontakt zu dem inzwischen in New York etablierten Kollegen wiederaufnehmen wollten, ausdrücklich einschloß:

Die Herren sehen nicht daß zwischen dem stramm-nationalen Mann und dem Henker von Auschwitz eine gerade Linie geht, auch wen[n] noch ein paar Posten dazwischen stehen. [...] Auch Sie, wie soviel andere Wissenschaftler, haben mitgeholfen die Mentalität vorzubereiten die schließlich zu den Schlachthäusern und Gaskammern der nationalen Konzentrationslager geführt hat. [...] Erst wenn der Deutsche lernen wird seine Heimat zu lieben ohne jedem von der Deutschen Seele und dem Deutschen Menschen in die Ohren zu brüllen, erst wenn er einsieht daß Nationalexhibitionismus keine Tugend sondern ein Laster ist erst dann kann es Frieden geben – für Deutschland und f[ür] die andern<sup>49</sup>.

## Alfred Einstein

Von den vier hier einzeln vorgestellten Musikforschern war Alfred Einstein der älteste, 1880, also neun Jahre vor Moser, vierzehn Jahre vor Blume und zwanzig Jahre vor Bessler geboren. Er hatte an der Universität seiner Vaterstadt München bei Adolf Sandberger studiert, der freilich den sehr vielversprechenden Schüler aus – natürlich nur in privaten Mitteilungen offengelegten – antisemitischen Beweggründen nicht zur Habilitation gelangen ließ<sup>50</sup>. Von der Universität ferngehal-

<sup>47</sup> Pamela Maxine Potter, *Trends in German musicology, 1918–1945: the effects of methodological, ideological, and institutional change on the writing of music history* (Ph.D. diss. Yale University 1991) 287.

<sup>48</sup> Brief Hans-Joachim Mosers an Hartung vom 11. April 1941 (wie Anm. 46).

<sup>49</sup> Brief Curt Sachs' an Hans-Joachim Moser vom 9. April 1949; zitiert nach: Potter, *Most German of the arts* (wie Anm. 5) 339, deutsch: 319–320.

<sup>50</sup> Vgl. Pamela M[axine] Potter, *Die Lage der jüdischen Musikwissenschaftler an den Universitäten der Weimarer Zeit*, in: Horst Weber (Hrsg.), *Musik in der Emigration 1933–1945. Verfolgung – Vertreibung – Rückwirkung*. Symposium Essen, 10. bis 13. Juni 1992 (Stuttgart, Weimar 1994) 56–68, hier 61–62.



ten, widmete sich Einstein privater Forschungstätigkeit, vor allem aber der durchaus einflußreichen *Zeitschrift für Musikwissenschaft*, deren Redaktion er von der Gründung im Jahre 1918 bis zur Entlassung im September 1933 betreute, daneben auch der Musikkritik in der *Münchener Post* sowie von 1927 bis 1933 im *Berliner Tagblatt*. Sein *Geleitwort* zum ersten Heft der *Zeitschrift für Musikwissenschaft* läßt eine eindeutige nationale Einstellung erkennen<sup>51</sup>, wobei sich der souveräne Stilist freilich nie zu Exzessen hinreißen ließ, die den Formulierungen Mosers oder Blumes vergleichbar wären.

Bei einem Blick auf die Stellung Einsteins in der deutschen Musikwissenschaft darf allerdings eine äußerst unerfreuliche Plagiats-Affäre nicht unerwähnt bleiben. Bei dieser ging es zwar keineswegs um Fragen von irgendeinem wissenschaftlichen Interesse, aber erst die Kenntnis dieser Zusammenhänge läßt einige Hintergründe der Nicht-Berufung Blumes nach Berlin und die zunehmende Ausgrenzung und Verbitterung Einsteins verstehen. 1927 war in Stuttgart ein von Hermann Abert – gemeinsam mit seinen Schülern Friedrich Blume und Rudolf Gerber – herausgegebenes *Illustriertes Musiklexikon* erschienen, das in zahlreichen Artikeln auffällige Übereinstimmungen mit dem von Alfred Einstein 1922 in zehnter Auflage herausgegebenen *Musik-Lexikon* Hugo Riemanns aufwies. Da der in Privatbesitz befindliche Nachlaß Hermann Aberts nicht zugänglich ist und die Akten eines von Einsteins Verleger angestrebten Zivilprozesses von 1927 nicht erhalten sind, mag Zurückhaltung bei einer abschließenden Beurteilung der naheliegenden Plagiatsvorwürfe angebracht sein, zumal für Nachschlagewerke die Grenze zwischen Übernahme allgemein zugänglicher Daten und offensichtlichem Plagiat schwieriger zu bestimmen ist als für wissenschaftliche Publikationen im engeren Sinn. Aber es spricht doch Bände, daß aus den kürzlich entdeckten Akten von Aberts Verlag hervorgeht, daß der dort verantwortliche Verleger seine Erfolgchancen vor Gericht als inexistent einschätzte und nach der Niederlage in erster Instanz ohne Zögern in einen für ihn äußerst ungünstigen Vergleich einwilligte<sup>52</sup>. Obwohl Einstein darauf verzichtete, die somit eindeutig zu seinen Gunsten entschiedene Auseinandersetzung in der Fachöffentlichkeit publik zu machen, trug ihm Blume offensichtlich die peinliche Bloßstellung nach, wie man noch an Reaktionen Anfang der 1950er Jahre erkennen kann, auf die im folgenden einzugehen sein wird. Aber auch Moser war an dieser Affäre beteiligt, hatte er doch in einem Gutachten – übrigens keineswegs zu Blumes Zufriedenheit – versucht, die offenbar gut begründeten Plagiatsvorwürfe abzuwehren.

<sup>51</sup> Vgl. *Alfred Einstein*, Geleitwort, in: *Zeitschrift für Musikwissenschaft* 1 (1918/19) 3–4.

<sup>52</sup> Vgl. *Robert Schmitt-Scheubel*, Abert, Blume, Gerber et alii und das plagierte Lexikon, in: *Foerster, Hust und Mahling* (Hrsg.), *Musikforschung – Faschismus – Nationalsozialismus* (wie Anm. 44) 79–87.

## Gemeinsamkeiten

Allen vier hier kurz umrissenen Fällen sind auffällige Merkmale gemein: Bessler – sicher eine der größten Begabungen der deutschen Musikwissenschaft überhaupt – wurde in Heidelberg nie zum ordentlichen Professor befördert, obwohl seine Personalakte voll von entsprechenden Eingaben ist. Und auch nach 1945 gab es in der Fakultät anscheinend keine ausgeprägte Bereitschaft, sich für ein Bleiben des Kollegen zu engagieren, was durchaus einfach hätte bewerkstelligt werden können, war doch aktenkundig, daß Bessler seine Ermessensspielräume bei der Betreuung jüdischer Doktoranden sehr großzügig ausgelegt hatte. Zwei dieser Schüler dankten ihm dies mit unverbrüchlicher Treue: Ernst Hermann Meyer, der im britischen Exil überlebt hatte, 1948 als Ordinarius für Musiksoziologie an die Humboldt-Universität nach Berlin kam und lange Jahre als Vorsitzender des musikwissenschaftlichen Beirats beim Staatssekretariat wirkte, sicherte Bessler die Unterstützung der staatlichen Kulturbürokratie in der DDR; der 1940 in die USA emigrierte Edward E. Lowinsky veranlaßte die Verleihung der Ehrendoktorwürde der University of Chicago im Jahre 1967. Zudem hatte Bessler trotz seiner prononcierten ideologischen Positionen ernsthafte Schwierigkeiten mit dem nationalsozialistischen Establishment gehabt, wovon nicht zuletzt das erwähnte Parteigerichtsverfahren zeugt, dessen wirkliche Hintergründe aber einstweilen noch im dunkeln liegen.

Was Blume betrifft, so wurde schon gesagt, daß sein Verhalten in der Auseinandersetzung mit Heinitz, aber auch seine brillante Karriere seit der Beförderung zum Ordinarius im Jahre 1938 sich nur erklären lassen, wenn man ihm erhebliches Gewicht in vorwiegend informellen Netzwerken der Wissenschaftsorganisation unterstellt. Und nur dies macht die in jüngster Zeit wiederholt vorgebrachte Hypothese überhaupt nachvollziehbar, Blume könne es tatsächlich gelungen sein, dem strammen Rosenberg-Anhänger Gerigk noch während des Krieges die Leitung eines großangelegten Lexikonprojekts zu entwenden.

Alfred Einstein dagegen wurde vom universitären Establishment immer auf seine Rolle als Privatgelehrter ohne akademische Ehren zurückgewiesen, wobei neben dem in diesen Kreisen verbreiteten Antisemitismus sicherlich auch naheliegende Konkurrenzmechanismen eine Rolle spielten. Im Blick auf die eindeutigen Quellen und die weitverbreitete Abneigung deutscher Universitätslehrer, „Juden“ als Kollegen zu akzeptieren, berührt es merkwürdig, daß in dem Nachruf auf Einstein, den Blume bei einem anderen rassistisch verfolgten Forscher, dem 1939 aus Wien nach England emigrierten Hans Ferdinand Redlich, in Auftrag gab, zu lesen ist, „unbegreiflicherweise“ hätten sich „die Pforten deutscher Universitäten“ dem „kommenden Forscher von großem Format“ verschlossen<sup>53</sup>. Mit noch größerer Irritation nimmt man allerdings zur Kenntnis, daß Blume zwölf Jahre zuvor, als ihm die alte Affäre um den Plagiats-Vorwurf von 1927 für seine weitere Karriere

<sup>53</sup> Hans [Ferdinand] Redlich, Alfred Einstein zum Gedächtnis, in: Die Musikforschung 5 (1952) 350–352, hier 350.

hinderlich zu werden drohte, nicht zögerte, rückblickend eine Verschwörung eines Verlagshauses „in jüdischen Händen“ zu konstruieren, das mit Hilfe eines „äußerst geschickten jüdischen Anwalts“ seine „jüdische Monopolstellung“ habe verteidigen wollen<sup>54</sup>.

Moser schließlich wurde aus bis heute nicht eindeutig geklärten Gründen 1933 seines Amtes als Direktor der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin-Charlottenburg enthoben, so wie auch der höchst aktive Gründer des Kölner Instituts für Musikwissenschaft, Ernst Bücken, aus schwer verständlichen Gründen nie zum Ordinarius befördert wurde und so wie der Tübinger Universitätsmusikdirektor Ernst Fritz Schmid (nach 1945 einer der führenden Mozart-Forscher) nur zwei Jahre nach Stellenantritt 1937 auf eigenen Antrag entlassen wurde. Während in den beiden anderen Fällen die veröffentlichten Quellen nichts sagen, liegen im Fall Moser eindeutige Dokumente vor: Dem wackeren Mittvierziger wurde ein Disziplinarverfahren wegen einer sexuellen Eskapade mit einer Studentin gemacht<sup>55</sup>. Nicht aktenkundig ist dagegen der Umstand, daß dieses Verfahren ja wohl eine Denunzierung voraussetzte. Hier wie in manch anderem Fall ist freilich der Klatsch erstaunlich gut informiert, der von einer bewußten Intrige durch einen parteitreuen Assistenten ausgeht.

Nun kann es nicht darum gehen, im Sinne einer ad absurdum geführten „oral history“ dem Klatsch den Status einer historischen Quelle zuzumessen, und man sollte durchaus die kritische Frage stellen, inwieweit die kolportierten Behauptungen über Moser wirklich zutreffen; hier geht es um etwas anderes: Ein nicht unwesentlicher Teil ebenso wichtiger wie schwer verständlicher Entscheidungen dürfte ebenso wie mancher heutige Konflikt auf Gründen beruhen, über die wir naturgemäß aus den Akten nichts, aber auch gar nichts erfahren.

Noch heute ist der Wissenschaftsbetrieb – gerade in einem kleinen ‚Orchideenfach‘ – nicht frei von Intrigen, und es bedarf keiner besonderen Phantasie, um sich vorzustellen, welche grausame Effizienz Intrigen in einem totalitären Terrorsystem entfalten konnten, das überdies von miteinander rivalisierenden Machtzirkeln geprägt war. Allein die Entscheidung darüber, ob ein Wissenschaftler in den Kriegsdienst gerufen wurde oder als „unabkömmlich“ galt, entschied nicht nur über Karrieren, sondern oft genug über das nackte Leben, und man wundert sich, warum beispielsweise der Direktor des Musikwissenschaftlichen Seminars der Universität Leipzig, Helmuth Schultz, bereits 1943 in den Krieg ziehen mußte, wo er am 13. April 1945 in der Nähe von Zwickau umkam, während der umtriebige Walther Vetter, seit 1941 planmäßiger Professor für Musikwissenschaft an der Reichs-Universität Posen – von 1946 bis 1958 dann aber unangefochten Ordinarius an der Humboldt-Universität Berlin – erst im Januar 1945 eingezogen wurde. Dies ist auch meine Hauptkritik an dem wenig personenorientierten Ansatz von Pamela Potter: Viele Entscheidungen, die auf den ersten Blick politisch motiviert

<sup>54</sup> Zeugnis Friedrich Blumes vom 20. Oktober 1940; zitiert nach: *Potter*, *Most German of the arts* (wie Anm. 5) 111, deutsch: 148.

<sup>55</sup> Ebd. 339, deutsch: 319–320.

erscheinen mögen, dürften mindestens zu gleichen Teilen den menschlich-allzumenschlichen Implikationen in einem von Eifersucht und Mißgunst geprägten Universitätsbetrieb geschuldet sein.

Dieser Punkt scheint mir vor allem deshalb so wichtig, weil mir bei einem Vergleich mit anderen Fächern die universitäre Musikwissenschaft als erstaunlich wenig ideologisch kontaminiert erscheint – mit Ausnahme einiger Positionsbezüge Heinrich Besslers, Werner Kortes und Josef Müller-Blattaus, eines besonders intriganten Karrieristen, der in Freiburg im Breisgau aktiv die Entlassung seines Mentors Wilibald Gurlitt betrieb, 1942 den Ruf an die Reichs-Universität in Straßburg annahm und 1952 dann ausgerechnet im formell souveränen, de facto aber französisch kontrollierten Saarland wieder zu professoralen Ehren kam.

## Einige Thesen

Damit komme ich zu einigen zusammenfassenden Thesen:

1. Musikwissenschaft ist ein ‚kleines‘ Fach und war 1933 noch weit kleiner als heute. Zum Zeitpunkt der ‚Machtübernahme‘ war Musikwissenschaft gerade an vierzehn Universitäten mit fest besoldeten Professuren vertreten, häufig beschränkt auf ein beamtetes Extraordinariat und bisweilen gar in Personalunion mit der Stelle des Universitätsmusikdirektors. Da ihr Status im akademischen Kanon gerade ein halbes Jahrhundert nach der Einrichtung erster Lehrstühle noch nicht gefestigt war, war die Disziplin in besonderem Maße anfällig für Intrigen und Machtkartelle, mit einem Wort: Persönliche Loyalitäten blieben trotz allem wichtiger als politisch-ideologische; patriarchalische Schulbildungen hatten ein stärkeres Gewicht als Fraktionsbildungen im Bereich der Flügelkämpfe zwischen rivalisierenden Machtgruppen des NS-Regimes. Und mehr noch: Diese Loyalitäten und Schulbildungen erlaubten nach 1945 eine bruchlose Fortsetzung fast völlig unangetasteter Herrschaftsmuster, die nach allem, was die mündliche Überlieferung zu berichten weiß, zwei der begabtesten Vertreter der um 1930 geborenen Generation, Carl Dahlhaus und Rudolf Stephan, in den 1960er Jahren lange an einer ihren Fähigkeiten angemessenen Karriere hinderten. Erst durch die Expansion des Fachs um 1970 und die damit verbundene Neugründung von Instituten verloren solche Machtkartelle allmählich an Gewicht.

2. Musikwissenschaft ist ein deutsches Fach: Bis in die 1930er Jahre existierte das Fach als universitäre Disziplin – von kaum ins Gewicht fallenden Ausnahmen abgesehen – nur in den drei deutschsprachigen Ländern. Aber mehr noch: Auch heute – nach der Professionalisierung akademischer Musikwissenschaft in den USA, auf den britischen Inseln, in Frankreich, Italien und vielen anderen Ländern – besteht international ein weitgehender Konsens über einen ominösen Führungsanspruch<sup>56</sup>, den Arnold Schönberg 1921 als „Vorherrschaft der deutschen Musik“

<sup>56</sup> Vgl. *Anselm Gerhard*, „Kanon“ in der Musikgeschichtsschreibung. Nationalistische Ge-

bezeichnet hat<sup>57</sup>. Eine Musikforschung, die von der Höherwertigkeit des eigenen nationalen Erbes derart felsenfest überzeugt war – und zwar unabhängig von Herkunftsmilieus und politischen Präferenzen, wenn man etwa Theodor W. Adornos Auswahl des Kanons mit derjenigen eines Friedrich Blume oder gar eines Hans-Joachim Moser vergleicht<sup>58</sup> –, brauchte sich der ‚Deutschtümelei‘ der Nationalsozialisten gar nicht erst anzupassen und hatte vielleicht auch umgekehrt mehr Freiraum, weil ja ihre nationalistische Orientierung überhaupt nicht ernsthaft in Zweifel gezogen werden konnte.

Da dieser Kanon sich kaum an Traditionen oder Gattungen, sondern allein an großen Namen wie Johann Sebastian Bach, Mozart, Beethoven, Brahms, Wagner, Bruckner, seit den 1920er Jahren auch Heinrich Schütz orientierte, konnte selbst der konkrete Zugriff auf das Werk dieser ‚Klassiker‘ nach 1945 kaum verändert beibehalten werden: Was vorher zum Ausweis eines ‚Führerprinzips‘ stilisiert worden war, wurde nun wieder in die traditionellen Formen der aus dem 19. Jahrhundert überkommenen Heroengeschichtsschreibung zurückgeführt. Allerdings konnten Forschungsinteressen außerhalb des deutschsprachigen Kanons verheerende Auswirkungen auf universitäre Karrierechancen haben: Herbert Gerigk habilitierte sich 1932 in Königsberg in Ostpreußen bei Joseph Müller-Blattau mit einer Arbeit über Giuseppe Verdi<sup>59</sup>, der dem deutschen ‚Bildungsbürgertum‘ zum Teil bis heute als ‚Leierkastenmusiker‘ gilt<sup>60</sup>, und erhielt nie eine Anstellung an der Universität; es liegt nahe, die Aggressivität, mit der Gerigk als Leiter des Amtes Musik im Amt Rosenberg seine Intrigen gegen das universitäre musikwissenschaftliche Establishment führte, in Zusammenhang mit einer derart blockierten Karriere zu sehen.

3. Musikwissenschaft ist eine ‚verspätete‘ Disziplin: Hinsichtlich der Erschließung der wesentlichen Quellen, aber auch der Institutionalisierung an Universitäten wies sie im Vergleich zur allgemeinen Geschichtswissenschaft und zu den Literaturwissenschaften einen Rückstand von Jahrzehnten, wenn nicht gar von einem ganzen Jahrhundert auf. Deshalb ist in der Fachgeschichte der 1920er Jahre das Ressentiment gegen und die Abgrenzung vom Historismus weit weniger vorherrschend als in den meisten anderen geisteswissenschaftlichen Fächern. Selbst Besseler, dessen manifeste Ideologisierung der Musik des Mittelalters nur durch einen manifesten Überdruß an den Methoden des Historismus erklärt werden kann, wirkte nach 1945 als – wenn auch wenig skrupulöser und noch dort eher

wohnheiten nach dem Ende der nationalistischen Epoche, in: *Archiv für Musikwissenschaft* 47 (2000) 18–30, hier 24–25.

<sup>57</sup> Vgl. *Josef Rufer*, Das Werk Arnold Schönbergs (Kassel 1959) 26.

<sup>58</sup> Vgl. *Anselm Gerhard*, Zwischen „Aufklärung“ und „Klassik“. Überlegungen zur Historiographie der Musik des späten 18. Jahrhunderts, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 24 (2000) 37–53, hier 52.

<sup>59</sup> Vgl. *Weissweiler*, *Ausgemerzt!* (wie Anm. 7) 17–19.

<sup>60</sup> Vgl. *Anselm Gerhard*, Einleitung. Verdi-Bilder, in: *Anselm Gerhard und Uwe Schweikert* (Hrsg.), *Verdi Handbuch* (Stuttgart, Weimar 2001) 1–24, hier 11.

seinen Hypothesen als einer quellenkritischen Methode verpflichteter – Herausgeber von musikalischen Quelleneditionen.

Gerade weil die Erschließung musikalischer, aber auch theoretischer Quellen für das Selbstverständnis des Faches von entscheidender Bedeutung war und ist – noch im Frühjahr 2000 wurden die „fruchtbarsten“ Leistungen der mit Editionen beschäftigten „Freien Forschungsinstitute“ gegen die „bedenklichen Verengungen des Horizonts“ an den universitären Instituten ausgespielt<sup>61</sup> –, bot sich einem großen Teil musikwissenschaftlicher Forschung ein Tätigkeitsfeld, für das eine Anpassung an die Ideologie des Nationalsozialismus nur sehr bedingt möglich war<sup>62</sup>. Was zwischen 1933 und 1945 längst nicht von allen in Deutschland gebliebenen Musikforschern als Vorteil wahrgenommen worden sein dürfte, mußte nach 1945 aber als einmalige Chance erscheinen, ohne weiteres Aufheben die Weiterführung des ‚courant normal‘ zu fordern. Friedrich Blume zählte 1952 unter die „schweren Schäden“, die der „deutsche[n] Musikforschung [...] durch die Kriegsereignisse zugefügt worden sind“, insbesondere den „Untergang“ des – unmittelbar vom Reichserziehungsministerium abhängig gewesenen – „Staatlichen Instituts für deutsche Musikforschung“ in Berlin, für das „die Quellenausgaben an erster Stelle“ gestanden hätten. Diese „zentrale Forschungsstätte“ habe in ihrer zehnjährigen Existenz „eine sehr vielseitige und fruchtbare Wirksamkeit entfaltet“, durch ihre Auflösung habe „die deutsche Musikforschung [...] einen außerordentlich schweren Rückschlag erlitten“<sup>63</sup>. In der Tat gelang mit der Bund-Länder-Konstruktion einer Stiftung Preußischer Kulturbesitz dann 1957 eine Wiedergründung dieser Einrichtung als „Staatliches Institut für Musikforschung Preußischer Kulturbesitz“; für die Entwicklung des Faches weit wichtiger war aber die von Blume wesentlich beförderte Entwicklung, die dazu führte, daß in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts angesichts der Notwendigkeit editorischer Aufgaben auch an den Universitäten kaum über die der Musikgeschichte angemessenen historiographischen Methoden diskutiert wurde; selbst die mehr oder weniger direkt an Hayden White anknüpfende amerikanische Diskussion um Geschichtsschreibung in der sogenannten ‚Postmoderne‘ der 1990er Jahre wurde von der deutschsprachigen Musikwissenschaft so gut wie gar nicht aufgegriffen.

4. Musik als begriffslose Kunst verweigerte sich klaren Zuschreibungen durch Begriffe des ‚Rassischen‘ und ‚Völkischen‘ oder auch nur durch Kriterien des künstlerisch und politisch Notwendigen. Viele versuchten den Weg, die europäische Musikgeschichte aus dem Geist der aktuellen Rassenkunde zu begründen,

<sup>61</sup> *Ludwig Finscher*, „Diversi diversa orant“. Bemerkungen zur Lage der deutschen Musikwissenschaft, in: *Archiv für Musikwissenschaft* 47 (2000) 9–17, hier 11 und 14.

<sup>62</sup> Wirklich offensichtlich scheinen ideologische Vorgaben, die über die Auswahl des zu edierenden Repertoires hinausgehen, nur in der 1927 begonnenen Gesamtausgabe der Werke Anton Bruckners; vgl. *Christa Brüstle*, Anton Bruckner und die Nachwelt. Zur Rezeptionsgeschichte des Komponisten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Stuttgart 1998) 125–134 und 221–227.

<sup>63</sup> *Friedrich Blume*, Zur Lage der deutschen Musikforschung, in: *Die Musikforschung* 5 (1952) 97–109, hier 100.

mußten sich aber meist selbst die Schwierigkeit, wenn nicht die niederschmetternde Erfolglosigkeit dieses Unterfangens eingestehen. Andere – wie der erwähnte Friedrich Blume – konnten glaubhaft argumentieren, daß in diesem Bereich erst noch umfangreiche Forschungen vonnöten seien; eine Argumentationsstruktur, die nicht nur im Blick auf die gewünschte bessere Ausstattung eines kleinen, jungen Fachs große taktische Vorteile bot.

Damit soll nun mitnichten das Verhalten von Personen wie Blume und anderer Fachvertreter beschönigt werden; vielmehr könnte man sich im Umkehrschluß daran stoßen, daß diese Zeitgenossen den offensichtlich vorhandenen Spielraum nicht mutiger ausgeschöpft haben. Aber im Vergleich zu anderen Fächern ist es auffällig, daß massiv rassistische Begründungszusammenhänge wesentlich nur außerhalb der Universität formuliert wurden und dabei einer kritischen Überprüfung durch offensichtlich deutsch-national, wenn nicht gar mehr oder weniger nationalsozialistisch orientierte Kollegen nicht standhalten konnten.

### Kontinuitäten nach 1945

Es sei wiederholt, daß diese Feststellung nichts, aber auch gar nichts beschönigen kann: Auch wer sich nicht dem selbstgerechten moralischen Eifern mancher Nachgeborener anschließen möchte, kann die an den Universitäten tätigen Musikwissenschaftler ebenso wenig wie ihre im Amt Rosenberg oder im Propagandaministerium tätigen Kollegen von der Mitverantwortung an einem Diskurs der Ausgrenzung und des völkischen Terrors im In- und Ausland freisprechen. Die Rekonstruktion individueller Verantwortlichkeiten im Blick auf die von Herbert Gerigk forcierte Erfassung aller im Musikleben tätigen „Juden“, aber auch im Zusammenhang mit dem Kunstraub in den besetzten Gebieten ist – wie eingangs schon gesagt – zur Zeit noch ein Desiderat der Forschung.

Aber erst der zurückhaltende Befund läßt zusammen mit den vorher exponierten Thesen begreiflich werden, wie es möglich war, daß die deutschsprachige Musikwissenschaft in beiden deutschen Staaten wie in Österreich nach 1945 problemlos dort weitermachen konnte, wo sie vor dem endgültigen Zusammenbruch des NS-Regimes ihre Arbeit unterbrochen hatte: Heinrich Bessler wurde führender Fachvertreter des ersten „Arbeiter- und Bauernstaats“ auf deutschem Boden und brauchte die Abwertung individueller Freiheit, die seinem Ansatz schon in den 1920er Jahren zugrundegelegen hatte, kaum zu modifizieren, um mit der Ideologie des demokratischen Sozialismus kompatible Resultate zu erreichen. So wurde Bessler noch 1976 in einem in Leipzig verlegten Sammelband für die „fugenlose Schlüssigkeit der Argumentation und eine im Sinne wissenschaftlicher Ethik ehrliche Klarheit der gedanklichen Kontur“ gerühmt<sup>64</sup> – daß der Autor dieser Eloge, einer der jüngsten Schüler Besslers, einige Jahre später zum „Republik-

<sup>64</sup> Peter Gülke, Vorwort, in: Bessler, Aufsätze (wie Anm. 24) 5–28, hier 5.

flüchtigen' werden sollte, gehört zu den zahlreichen Ironien in der an schrillen Ironien reichen Wirkungsgeschichte Besslers.

Friedrich Blume hingegen reorganisierte als unangefochtener Autokrat die Musikwissenschaft im westlichen Teilstaat: Von 1947 bis zu seinem Rücktritt 1962 war er Präsident der von ihm gegründeten Gesellschaft für Musikforschung, bis zu seinem Tod 1975 alleinverantwortlicher Herausgeber der monumentalen, von ursprünglich vier geplanten auf siebzehn Bände angewachsenen Enzyklopädie *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*. Zum übermächtigen nationalen Einfluß kam eine nicht minder wichtige internationale Rolle: Von 1958 bis 1961 war Blume Präsident der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft, seit 1952 auch erster „Président de la commission mixte“ des Internationalen Quellenlexikons der Musik, des größten internationalen Gemeinschaftsunternehmens im Fach Musikwissenschaft. Blume sorgte mit seinem forschungspolitischen Gewicht dafür, daß die deutsche Musikwissenschaft ein Maximum an öffentlicher Förderung für meist äußerst traditionell konzipierte philologische Projekte erhielt. Die nicht minder dringliche Klärung methodischer Fragen wurde dagegen auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben, wobei die Abwehr neuer Ansätze nun nicht einmal mehr einer dezidierten Stellungnahme wie in Blumes Auseinandersetzung mit der Rassenlehre strammer Nationalsozialisten im Jahre 1939 bedurfte, sondern sich durch die unausgesprochene Angst vor einer erneuten ideologischen Kontamination und den offensichtlichen Erfolg der philologischen Projekte in der Zeit des ‚Wirtschaftswunders‘ gleichsam von selbst ergab.

Alfred Einstein machte nach sechs schwierigen Emigranten-Jahren in Italien und England späte Karriere in den USA, wo er seit 1939 am Smith College in Northampton, Massachusetts, erstmals eine universitäre Stellung bekleiden konnte. Seine weiterhin in deutscher Sprache geschriebenen Bücher sind bis heute zum größten Teil nur in Englisch greifbar. Mit der deutschen Musikforschung wollte der gebürtige Münchner begreiflicherweise nichts mehr zu tun haben; einen ihm gewidmeten Personenartikel in Friedrich Blumes zweitem Lexikon-Projekt nach 1927, in *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, verbat er sich ausdrücklich. Zu Blumes Glück sah aber der Verleger dieser Enzyklopädie sehr scharfsichtig, daß durch das Fehlen eines solchen Artikels „nicht Einstein blamiert“ wäre, „sondern Deutschland und insbesondere Herausgeber und Verlag“<sup>65</sup>. Und – so zynisch das klingen mag – Einsteins Tod kurz vor der Endredaktion der betreffenden Lieferung löste dann endgültig das nicht ganz einfache Problem für Blume, das darin bestand, daß in diesem Lexikon alle – mit solchen Ehren höchst verschwenderisch bedachten – lebenden Musikwissenschaftler grundsätzlich selbst zum Verfassen ihrer Personenartikel aufgefordert waren.

<sup>65</sup> Brief Karl Vötterles an Friedrich Blume vom 2. Januar 1952; zitiert nach: *Roman Brotbeck*, Verdrängung und Abwehr. Die verpaßte Vergangenheitsbewältigung in Friedrich Blumes Enzyklopädie „Die Musik in Geschichte und Gegenwart“, in: *Gerhard* (Hrsg.), Musikwissenschaft (wie Anm. 4) 347–384, hier 361.



Nach Einsteins Tod konnte man ohne weitere Skrupel einen Dritten mit einem Artikel über den einstigen Gegenspieler in der Plagiats-Affäre beauftragen<sup>66</sup>.

Hans-Joachim Moser schließlich blieb endgültig aus den universitären Zirkeln ausgeschlossen und wirkte – nach einem Zwischenspiel als ordentlicher Professor an der Universität Jena, dessen jähes Ende im Jahre 1949 noch kritisch zu erforschen wäre<sup>67</sup> – als Direktor des ehemals Stern'schen, nun Städtischen Konservatoriums in Berlin (West). Wie andere Kollegen auch versuchte er, deutschnational und völkisch orientierte Forschungsansätze mit leichten kosmetischen Retuschen weiterzuverfolgen, rechnete aber nicht damit, daß er, der als Außenseiter nach wie vor das Leseinteresse eines musikliebenden Bildungsbürgertums abzudecken versuchte, eine leichtere Zielscheibe der Kritik darstellte als die in den akademischen Machtzirkeln etablierten Kollegen. Zu einem bemerkenswerten Zwischenfall kam es so anläßlich des Erscheinens seines 1087 Seiten umfassenden Buchs *Die Musik der deutschen Stämme* im Jahre 1957. Bereits im Vorwort beklagt der Autor die „Schwere unseres gegenwärtigen Schicksals“ und bekennt freimütig, daß ihn sein „Werk [...] seit 1937 fast dauernd beschäftigt habe“<sup>68</sup>. Methodisch geht es ihm explizit um eine Anlehnung an Joseph Nadlers mehr oder minder berüchtigte *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*<sup>69</sup> und um die Abgrenzung vom „kürzlich viel umrungene[n] Thema ‚Musik und Rasse‘“, zu dem es „in bewußtem Gegensatz“ stehe<sup>70</sup>.

Mit diesem Seitenhieb durfte sich Friedrich Blume angesprochen fühlen, der in die von ihm begründete Zeitschrift *Die Musikforschung* folgende anonyme Notiz einrücken ließ:

Der Vorstand der Gesellschaft für Musikforschung hat beschlossen, von einer Besprechung des oben genannten Buches in der Zeitschrift *Die Musikforschung* Abstand zu nehmen, weil er sich von den das Judentum betreffenden Bemerkungen des Buches in aller Form zu distanzieren wünscht<sup>71</sup>.

Von dieser Wende durfte Moser freilich mit guten Gründen überrascht sein. Blume benutzte dieses ungewöhnliche Mittel, um ostentativ vorzuexerzieren, daß die westdeutsche Nachkriegs-Musikwissenschaft nichts mehr mit ihrer völkischen und antisemitischen Vergangenheit zu tun habe, und nahm dabei in Kauf, daß die von ihm als Präsidenten der Gesellschaft für Musikforschung mindestens mitzuverantwortende Erklärung in einem bemerkenswerten Spannungsverhältnis zur Wahrheit stand. Denn so sehr man Mosers dümmlicher Kompilation einen verfehlten methodischen Ansatz hätte vorwerfen und so sehr man sich an dem „philologisch[en]“ und nicht „politisch[en]“ Gebrauch des „Begriff[s] der deut-

<sup>66</sup> Ebd. 361–362.

<sup>67</sup> Vgl. Potter, *Most German of the arts* (wie Anm. 5) 250, deutsch: 308–309.

<sup>68</sup> Hans-Joachim Moser, *Die Musik der deutschen Stämme* (Wien 1957) 29.

<sup>69</sup> Vgl. ebd. 14.

<sup>70</sup> Ebd. 15.

<sup>71</sup> Anonyme Notiz, in: *Die Musikforschung* 10 (1957) 334; vgl. hierzu auch ausführlich Potter, *Most German of the arts* (wie Anm. 5) 253–255, deutsch: 312–315.

schen Stämme<sup>72</sup> – selbstverständlich inklusive Flanderns, der Nordniederlande sowie sämtlicher Regionen, in denen je deutschsprachige Minderheiten gelebt hatten – hätte stoßen können, eigentliche „Bemerkungen“ über das Judentum finden sich in diesem Buch nicht. Man mag es mit besten Gründen fragwürdig finden, daß Moser mit penetranter Regelmäßigkeit einzelne Personen als „Israelit“, „Jude“, „Halbjude“ oder „Halbisraelit“ klassifiziert, wird aber vergeblich irgendwelche zusammenhängenden Bewertungen des „Judentums“ suchen. En passant wird „die Lebhaftigkeit des Prager Judentums“ – übrigens uneingeschränkt positiv – hervorgehoben<sup>73</sup>, Arnold Schönberg als „betont jüdische[r] Meister“ apostrophiert, für den dem Autor „das Organ“ fehle, „um irgendeinen Bewertungsmaßstab anlegen zu können“<sup>74</sup>, Ferdinand Hiller „als Vertreter des Vollisraelitentums von Frankfurt“ eingeführt oder über Walter Braunfels gesagt, er sei „als Halbjude für die Frage der Stammesleistung etwas abseits gerückt“<sup>75</sup>. In ihrem latenten Antisemitismus sind das ganz offensichtlich mehr oder weniger verdeckte rassistische Zuschreibungen; nur: Nirgends werden solche in peinlicher Neutralität auf einzelne Personen bezogenen Attribute zu irgendwelchen grundsätzlicheren Aussagen über das „Judentum“ gebündelt. So widerwärtig solches Geschwätz auch ist, es war leider (noch) Standard im deutschen Musikschritftum der 1950er Jahre<sup>76</sup>, wobei sich andere Autoren von Moser allenfalls durch eine größere Gewandtheit in der ‚Kunst‘ der antisemitischen und nun keinesfalls mehr neutral zu verstehenden Andeutung unterscheiden. So kann man in Friedrich Blumes *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* in dem 1954 erschienenen Artikel *Deutschland* aus der Feder Rudolf Gerbers lesen, Meyerbeer sei „allerdings anpassungsfähig“ gewesen, während „Mendelssohns Kunst [...] im Formen eine völlig unromantische Problemlosigkeit“ zeige und dessen „Gefühlsäußerung [...] objektiv-distanziert mit einem Einschlag ins Posenhaft-Sentimentale“ sei<sup>77</sup>.

Um auf Mosers Position in der Musikwissenschaft der Nachkriegszeit zurückzukommen, ist es freilich bemerkenswert, daß in der Neubearbeitung von *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* noch im Jahre 1997 Blumes Verfahren wiederholt wird, die ganze Verantwortung für die dunklen Seiten der „Deutschen Musikwissenschaft“ allein diesem Außenseiter aufzubürden – in den einschlägigen Abschnitten des Artikels *Musikwissenschaft* ist Moser die einzige Person, die ausdrücklich genannt wird:

<sup>72</sup> Moser, *Die Musik der deutschen Stämme* (wie Anm. 68).

<sup>73</sup> Ebd. 552.

<sup>74</sup> Ebd. 902.

<sup>75</sup> Ebd. 339.

<sup>76</sup> Vgl. Hans-Werner Boresch, Neubeginn mit Kontinuität. Tendenzen der Musikliteratur nach 1945, in: Sonntag, Boresch und Gojowy, *Die dunkle Last* (wie Anm. 28) 286–317, hier 304–307.

<sup>77</sup> Rudolf Gerber, *Deutschland*, E. Klassik und Romantik, in: Friedrich Blume (Hrsg.), *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, Bd. 3 (Kassel 1954) Sp. 322–344, hier 338.

Durch die übergroße Betonung deutschnationaler Töne, die sich nach 1933 in einer offenen Kooperation mit der Ideologie der Nationalsozialisten deckte, ist heute die Figur von Hans Joachim Moser (1889–1967) eher kritisch zu sehen<sup>78</sup>.

Die hier verhandelte Problematik wird dort nur noch in zwei weiteren zusammenhanglosen Sätzen angesprochen und damit auf unglaubliche Weise beschönigt<sup>79</sup>. Aufschlußreich ist dabei vor allem die abschließende Wertung, die in der distanzierenden Formulierung ein weiteres Mal deutlich werden läßt, wie sehr sich dieses Nachschlagewerk – und mit ihm große Teile der deutschen Musikwissenschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts – der Kontinuität mit dem von Friedrich Blume verantworteten Vorgänger verpflichtet fühlt: „Inwieweit die Korruption durch den Nationalsozialismus die westdeutsche Musikwissenschaft nach 1945 auch intellektuell noch beschädigte, ist umstritten.“<sup>80</sup>

### Nachträgliche Bemerkungen zum Stand der neuesten Diskussion

Bis vor kurzem war ich davon ausgegangen, daß solche wenig reflektierten Formulierungen und die mindestens leichtfertig zu nennende Behandlung einer entscheidenden Phase der Fachgeschichte in der Neubearbeitung von *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* zu einem nicht unerheblichen Teil den prekären Terminzwängen geschuldet sind, mit der ein derartiges – personell eher unterdotiertes – Großunternehmen insbesondere dann zu kämpfen hat, wenn wiederholt wichtige Beiträge nicht termingerecht oder überhaupt nicht abgegeben werden.

Im Blick auf einen höchst bemerkenswerten Text, den der alleinverantwortliche Herausgeber dieser Neubearbeitung, Ludwig Finscher, bei einer Tagung verteilen ließ, die das Musikwissenschaftliche Institut der Universität Mainz Anfang März 2000 durchführte<sup>81</sup>, fragt sich freilich, ob der Umgang des führenden deutschen Fachlexikons mit der hier behandelten Frage wirklich anders ausgefallen wäre, wenn die verantwortlichen Beteiligten mehr Zeit und mehr Ruhe zum Nachdenken gehabt hätten. Denn an Finschers *Bemerkungen zum Stand der Diskussion*

<sup>78</sup> Andreas Jaschinski, II. Grundriß der Fachgeschichte, in: Dorothea Mielke-Gerdes, Rainer Cadenbach, Andreas Jaschinski und Heinz von Loesch, Musikwissenschaft, in: Ludwig Finscher (Hrsg.), *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, begründet von Friedrich Blume. Zweite, neubearbeitete Auflage, Sachteil, Bd. 6 (Kassel, Stuttgart, Weimar 1997) 1800–1807, hier 1807.

<sup>79</sup> Vgl. Gerhard, Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin, in: Gerhard (Hrsg.), Musikwissenschaft (wie Anm. 4) 1–30, hier 5.

<sup>80</sup> Heinz von Loesch, III. Musikwissenschaft nach 1945, in: Mielke-Gerdes u. a., Musikwissenschaft (wie Anm. 78) 1807–1827, hier 1815.

<sup>81</sup> Ludwig Finscher, Musikwissenschaft und Nationalsozialismus. Bemerkungen zum Stand der Diskussion, in: Foerster, Hust und Mahling (Hrsg.), *Musikforschung – Faschismus – Nationalsozialismus* (wie Anm. 44) 1–7; hieraus auch alle folgenden, nicht eigens nachgewiesenen Zitate.

fallen – wenn auch mit größerer stilistischer Sorgfalt vorgetragen und mit Hinweisen auf höchst bedenkenswerte Fragen vermischt – genau dieselben Strategien auf wie in den zitierten Ausschnitten aus dem Artikel *Musikwissenschaft*, letztlich dieselben Strategien, die schon Blumes Abkanzlung Mosers zugrundegelegen hatten: Da wird neben dem leitmotivischen Hinweis darauf, daß andere geisteswissenschaftliche Fächer und vor allem die „eo ipso ‚anfälliger‘ Geschichtswissenschaft“ weit mehr Dreck am Stecken hätten und mit ihrer Selbstreflexion auch nicht weiter gekommen seien, die Verantwortung auf all die abgeschoben, die nicht an Universitäten tätig waren – angeblich „verstärkt sich der Eindruck, daß die große Mehrheit der Täter und Vordenker [sic!] bei den Journalisten zu finden ist“ – oder eben früher oder später bei den führenden Fachvertretern in Ungnade gefallen waren: Die einzigen Namen, die in einem Zusammenhang genannt werden, der kritische Distanz oder zumindest Überraschung über recht eindeutige Positionen impliziert, sind (neben einer kurzen Anspielung auf Finschers ersten Universitäts-Lehrer Rudolf Gerber): Herbert Gerigk – der nie eine universitäre Stellung bekleidete –, Wolfgang Boetticher – erst 1956 zum außerplanmäßigen Professor in Göttingen ernannt und seit dem faktischen Lehrverbot, das ihn 1998 im Gefolge von de Vries' Veröffentlichung erteilte, anscheinend auch von den letzten Fachkollegen nicht mehr als respektable Person eingeschätzt – und wieder einmal Hans-Joachim Moser.

Es fällt schwer, gegen Finschers Pamphlet mit der Schärfe zu argumentieren, die diese eigentümliche Vermengung sehr ernstzunehmender Kritik an der „Selbstgerechtigkeit“ mancher jüngeren Forscher mit der nur auf den ersten Blick stringenten Forderung nach „einem methodisch sauberen, das heißt wissenschaftlich verantwortungsvollen Umgang“ mit dem heiklen Thema einerseits und kaum verhohlenen Versuchen der pauschalen Exkulpierung einer ganzen Forschergeneration andererseits provoziert. Das gilt um so mehr, wenn man bedenkt, daß Finscher – neben den genannten Dahlhaus und Stephan – zu den wichtigsten und prägendsten Fachvertretern der um 1930 geborenen Generation gehört, dem die jüngeren deutschen Musikwissenschaftler nicht nur für die Behandlung kompositionsgeschichtlicher Fragestellungen in sehr hohem Maße verpflichtet sind. Aber bei Finschers ‚Diskussionsbeitrag‘ handelt es sich nicht um die isolierte Meinungsäußerung eines der wenigen noch lebenden führenden Vertreter der nun älteren Forschergeneration, sondern um eine Verlautbarung in einem Kontext, der zumindest als offiziös bezeichnet werden muß. Denn was hier Finscher hörbar ‚ex cathedra‘ verkündet, wurde sämtlichen Referenten der genannten Tagung in die Tagungsmappe gelegt, einer Tagung wohl gemerkt, für die – ausweislich des während der Tagung verteilten Programms – neben dem Landesmusikrat Rheinland-Pfalz die Gesellschaft für Musikforschung, de facto die Selbstorganisation universitärer Musikwissenschaftler in Deutschland, als Mitveranstalterin verantwortlich zeichnete<sup>82</sup>.

<sup>82</sup> Es gehört zu den Eigentümlichkeiten dieses Versuchs, eine anscheinend als virulent wahrgenommene Diskussion unter die Ägide der offiziellen Fachorganisation zu stellen, daß die

Als offiziöse Verlautbarung wirft der Text ein mehr als bedenkliches Licht auf den Willen der heute noch in Schlüsselpositionen tätigen Vertreter eines nicht mehr ganz so kleinen Fachs, zu „eine[r] nüchterne[n] und soweit möglich vorurteilsfreie[n] Einschätzung der Rolle der Musikwissenschaft im Nationalsozialismus“ zu gelangen – und man fragt sich mit Befremden, warum sich Musikforscher, die für die Ereignisse vor 1945 nicht die geringste Verantwortung tragen und in Finschers eigenen Worten zuvor „kein Interesse an Rückschau und Besinnung“ gezeigt hatten, nun auf einmal zu solchem Aktivismus bemüßigt fühlen. An einer anderen Stelle hätte man eine Auseinandersetzung mit der von Finscher pathetisch apostrophierten „Vergangenheit, die nicht vergehen will“, wohl erwarten dürfen, nämlich im Vorwort zum ersten Band der Neubearbeitung der in den frühen 1940er Jahren konzipierten *Musik in Geschichte und Gegenwart*<sup>83</sup>. Und man kommt um die Feststellung nicht umhin, daß das völlige Fehlen auch nur des leisesten Hinweises auf die Vorgeschichte von Blumes Unternehmen in diesem Vorwort weit mehr das auszulösen vermag, was Finscher im Blick auf die „beiden Texte, mit denen Friedrich Blume den ersten Jahrgang der Musikforschung 1948“ eröffnete, als „Beklemmung“ bezeichnet: Bei Blume fanden sich immerhin – wie selbstgerecht und gequält auch immer – Hinweise auf weniger erfreuliche Aspekte der Vergangenheit. Wie dem auch sei: Einem anerkannten Forscher, der an jener Stelle – aus welchen Gründen auch immer – auf eine Auseinandersetzung mit den kritischen Jahren der deutschen Musikwissenschaft verzichtet hat, hätte gewiß niemand verargen können oder wollen, daß er sich nicht zur Mitarbeit an einschlägigen Fachtagungen aufgerufen fühlte.

Zur Irritation über solchen Aktivismus kommen andere Stilfragen, die nicht überbewertet werden sollen, aber doch nicht unerwähnt bleiben dürfen: Auch wenn es nicht oft genug gesagt werden kann, daß „die Katastrophe des Kaiserreiches, der Friede von Versailles mit seinen massiven Ungerechtigkeiten und Demütigungen [...] für die Intellektuellen ein[en] Kulturschock“ bedeutete, „von dessen Intensität wir uns heute kaum noch eine Vorstellung machen“, könnte man von einem (Musik-)Historiker vielleicht doch erwarten, daß er dann auch versucht, sich eine „Vorstellung“ davon zu machen, was es für die Alliierten bedeutet haben

Modalitäten dieser Tagung öffentliche Aufmerksamkeit und offene Diskussionen – um es sehr vorsichtig zu sagen – zumindest nicht förderten. Die als offizielle Mitveranstalterin ausgewiesene Gesellschaft für Musikforschung informierte ihre Mitglieder weder in ihrer Zeitschrift noch in irgendeiner anderen Form über eine Tagung, die dem Vernehmen nach ursprünglich in den Räumen einer Universität durchgeführt werden sollte, zu einem sehr späten Zeitpunkt dann aber in ein abgelegenes Schloß bei Koblenz verlegt wurde. Für jedes der insgesamt 31 Referate sieht das gedruckte Programm gerade eine halbe Stunde (einschließlich Diskussion) vor, eine Diskussion von Finschers nur schriftlich vorgelegtem Pamphlet gar nicht. Um so mehr danke ich offiziell geladenen Teilnehmern für die Überlassung der Kopie des Programms und Herrn Ludwig Finscher (Wolfenbüttel) für die ausdrückliche Genehmigung, aus seinem Thesenpapier zitieren zu dürfen.

<sup>83</sup> Vgl. *Ludwig Finscher*, Vorwort, in: *Finscher* (Hrsg.), *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, Sachteil, Bd. 1 (Kassel, Stuttgart, Weimar 1994) VII–X.

mochte, mit einer deutschen Politik zu tun zu haben, die den Krieg mehr oder weniger bewußt herbeigeführt und die international verbriefte Neutralität Belgiens als ‚quantité négligeable‘ behandelt hatte. Und wenn man gleich darauf lesen muß, daß „als Reaktion“ auf Versailles „der Rückzug [...] auf die bald genug aggressiv werdende Verteidigung der politischen und kulturellen Hegemonie in den multi-kulturellen Grenzgebieten im Westen und vor allem im Osten“ nahegelegen habe, fragt sich nicht nur im Blick auf die widerstreitenden Metaphern von „Rückzug“ und „Aggressivität“, von „Hegemonie“ und „Verteidigung“, ob ein (Musik-)Historiker in Kenntnis der Forschungen über die Konstanten großdeutscher Machtpolitik zwischen 1870 und 1945 wirklich solche Sätze schreiben sollte. Und was soll der jüngere Leser zur zitierten Forderung nach „einem methodisch sauberen, das heißt wissenschaftlich verantwortungsvollen Umgang“ sagen? Auch wer es für übertrieben hält, das Wort „sauber“ als „redolent of concepts of Nordic racial purity“<sup>84</sup> zu interpretieren, wird kaum die Assoziation an Friedrich Blumes eigenwillige Behauptung von 1948 unterdrücken können, „daß in der internen Arbeit der deutschen Musikforschung der traditionelle Geist wissenschaftlicher Qualität und die moralische Pflicht zur Sauberkeit der Leistung nicht vor dem Despotismus der Zeit kapituliert“ hätten<sup>85</sup>; eine Behauptung, die wohlgemerkt einem Text entstammt, von dem Finscher selbst sagt, er könne „heute nur noch mit Beklemmung“ gelesen werden ...

Auch wenn solche Stilfragen ins Auge fallen, sind sie freilich nicht das Entscheidende. Viel problematischer scheint vielmehr der argumentative Kurzschluß, der der – von Finscher als zentral ausgewiesenen – Frage zugrundeliegt, „in welchem Maße und auf welche Weise die deutsche Musikwissenschaft tatsächlich vom Nationalsozialismus infiziert worden“ sei, wo doch alle neueren Forschungen – und gerade die von Finscher gegen alle Evidenz in die Nähe des „Aufklärungs-Defizit[s]“ der Musikwissenschaft gerückten Beiträge des 42. Deutschen Historikertags – herausgearbeitet haben, daß die – von Finscher selbst ins Spiel gebrachte – „kollektive Mentalität“ nicht nur für fast alle Vertreter der Geisteswissenschaften, sondern eben auch für die „Professoren der Musikwissenschaft“ in gleicher Weise grundiert war: „politisch und kulturell reaktionär bis konservativ, undemokratisch bis antidemokratisch [...] und zumindest partiell vom traditionellen [sic!] bürgerlichen Antisemitismus geprägt“, womit alle Voraussetzungen vereint waren, die eine bruchlose Anpassung an neue, nationalsozialistische Sprachregelungen ermöglichten. Aber auch Finschers Vorwurf, die bisher zum Fach Musikwissenschaft vorliegenden Forschungen seien defizitär, weil auf „Verstrickungen von Einzelpersonen“ ausgerichtet, berührt merkwürdig; und dies nicht nur, weil man sich unschwer ausmalen kann, wie jede nicht an Einzelfällen belegte Darstellung sofort mit dem Vorwurf der Pauschalkritik abgetan worden wäre.

<sup>84</sup> *Ralph Locke*, Musicology and/as social concern: imagining the relevant musicologist, in: *Nicholas Cook und Mark Everist* (Hrsg.), *Rethinking music* (Oxford, New York 1999) 499–530, hier 520.

<sup>85</sup> *Friedrich Blume*, Bilanz der Musikforschung, in: *Die Musikforschung* 1 (1948) 3–19, hier 8.

Wenn man, wie von Finscher mit guten Gründen vertreten, davon ausgeht, daß die Biographien der einzelnen Forscher „eine höchst verwirrende Überschneidung verschiedener Haltungen“ aufzeigen, dann scheint umgekehrt gerade die Untersuchung von Einzelfällen als methodisch einzig gangbarer Weg, den Widersprüchen und Ambivalenzen einer unglücklichen Zeit gerecht zu werden. Eine solche Untersuchung dürfte freilich nicht an eher vordergründigen Details der Biographie kleben bleiben, sondern müßte vor allem die Publikationen der einzelnen Forscher in den Blick nehmen – und zwar zusammen mit den zugrundeliegenden methodischen und ideologischen Vorannahmen, deren Verwurzelung in Forschungsdiskursen des frühen 20. Jahrhunderts und vor allem deren Wirkungen über 1945 hinaus. Als erste Stichworte für eine inhaltliche Untersuchung bieten sich dabei Leitbegriffe wie Stil, Ordnung, Geist, aber auch mentale Orientierungen wie die mehr oder weniger offensichtliche Opposition gegen den Historismus und das eindeutig konnotierte Interesse am Mittelalter an.

In einem Moment, wo zumindest an einigen Stellen versucht wird, über die selbstgerechte moralische Entrüstung besserwisserischer Nachgeborener hinaus zu einem reflektierteren und distanzierteren Umgang mit der Geschichte des eigenen Fachs zu gelangen, riskieren allzu durchsichtige, wenn auch auf hohem rhetorischen Niveau vorgetragene Exkulpierungsversuche leichtfertig, die weitere Diskussion wieder auf die wenig fruchtbare Frage nach der ‚Schuld‘ einzelner Individuen zurückzuwerfen. Wer über wohlfeile Braun-Weiß-Malerei und nicht weniger wohlfeile Weißwaschaktionen hinausgelangen möchte, wird zur Kenntnis nehmen müssen, daß „sich die Musikwissenschaft mit ihrem Aufklärungs-Defizit“ – entgegen Finschers voreiliger Behauptung – gerade nicht „in sozusagen bester Gesellschaft“ mit den Allgemeinhistorikern befindet, sondern als notorisch ‚verspätete‘ Disziplin dem Reflexionsgrad vieler anderer geisteswissenschaftlicher Fächer wieder einmal um Jahre hinterherhinkt: Die kritische Erforschung der Inhalte der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts betriebenen Forschungen steht für das Fach Musikwissenschaft erst an ihrem Anfang.

*Hans-Joachim Dahms*

## Philosophie\*

### Einleitung

Die akademische Zunft der Philosophen in Deutschland hat sich bis etwa in die 80er Jahre hinein schwergetan, die faktische Geschichte ihres Fachs im Nationalsozialismus zu bearbeiten. Es ist auch keineswegs Zufall, daß die ersten Ansätze zu einer größer angelegten Auseinandersetzung am Beispiel Martin Heideggers von Randständigen der Disziplin oder fachfremden Wissenschaftlern unternommen worden sind<sup>1</sup>. Im Ausland hat man angesichts des langen Versagens der Disziplin im deutschsprachigen Raum sogar den Eindruck gewonnen, daß das Ausweichen vor einer unangenehmen Vergangenheit einer der Gründe für den Niedergang der deutschen Philosophie nach 1945 gewesen ist<sup>2</sup>. Wie dem auch sei: Der Umfang der nun aber seit etwa 15 Jahren erschienenen Literatur zum Thema „Philosophie im Nationalsozialismus“ ist inzwischen so angeschwollen, daß man trotz noch vieler Lücken schon eine Synthese wagen kann<sup>3</sup>.

Da die NS-Programmatik generell und auch speziell hinsichtlich der Hochschulen und auch der Philosophie durch ein Nebeneinander von zwei grundlegenden Zielen, nämlich einerseits der „Säuberung“ von rassistisch und/oder politisch unerwünschten „Elementen“ und andererseits einem „Neuaufbau“ im neuen, nämlich dem nationalsozialistischen Geiste, beschrieben werden kann, ist es naheliegend, die Folgen der Implementierung dieser beiden zentralen Ziele

\* Dieser Aufsatz ist ein Arbeitsergebnis des DFG-Projekts „Sozialgeschichte der deutschsprachigen Philosophie im 20. Jahrhundert“. Ich danke Prof. Wilhelm Vossenkuhl (München) und den Projektmitarbeitern Dr. George Leaman (Bowling Green, Ohio, USA) und Klaus Sommer (Göttingen) für Anregungen und Kritik, Herrn Sommer auch für redaktionelle Mitarbeit.

<sup>1</sup> Ich meine *Víctor Farías*, Heidegger und der Nationalsozialismus (Frankfurt a. M. 1989) und *Hugo Ott*, Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie (Frankfurt a. M., New York 1988, <sup>2</sup>1992).

<sup>2</sup> So *Hans Sluga*, Heideggers Crisis. Philosophy and Politics in Nazi Germany (Cambridge, Mass., London 1993); im folgenden zitiert: *Sluga*, Heidegger 244.

<sup>3</sup> Das hat schon *Thomas Laugstien*, Philosophieverhältnisse im deutschen Faschismus (Hamburg 1990) versucht; im folgenden zitiert: *Laugstien*, Philosophieverhältnisse. Inzwischen kann man auf umfangreiche neuere Sekundärliteratur zurückgreifen.



trotz ihrer lange andauernden Parallelität analytisch zu trennen und im zentralen zweiten und dritten Abschnitt dieser Arbeit hintereinander anzuordnen.

Ich schließe im vierten Abschnitt die Diskussion eines Problems an, das sich als Leitthema für eine über das Deskriptive hinausgehende Analyse anzubieten scheint und in der Tat schon verschiedentlich bis in die neueste Zeit erörtert worden ist, der Frage nämlich: Gab es eine NS-typische Philosophie oder nur ein eklektisches Sammelsurium von verschiedensten Ansätzen dazu?

Bevor ich in diese drei Teile einsteige, halte ich es für erforderlich, im folgenden ersten Abschnitt die Lage des Universitätsfachs „Philosophie“ in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts kurz zu vergegenwärtigen. Denn ob es sich bei den vielerlei Streitigkeiten zwischen verschiedenen Philosophen und verschiedenen philosophischen Schulen und Lagern im Nationalsozialismus um etwas inhaltlich Systemtypisches und insofern Neues handelte oder nur um andere Austragungsmodalitäten für schon viel länger angebahnte Konflikte, ist keineswegs ausgemacht.

## 1. Die Lage der deutschen Philosophie vor 1933

Die Philosophie wurde – anders als einige andere Geisteswissenschaften, deren universitäre Etablierung zum Teil der Machtübernahme des Nationalsozialismus nur recht knapp vorausging bzw. sogar erst nach ihr erfolgte – bekanntlich nicht erst im 20. Jahrhundert erfunden. Sie existiert vielmehr im Abendland seit über 2500 Jahren. In diesem Zeitraum war die Philosophie von wechselvollen Schicksalen betroffen. Eines der wichtigsten Phänomene, das sich durch ihre gesamte Geschichte gezogen hat, ist wohl, daß sie als Mutter der Wissenschaften immer wieder einzelne Disziplinen aus sich entließ. Dieser Prozeß der Abspaltung von neuen Wissenschaften setzte sich seit Ende des 19. Jahrhunderts beschleunigt fort: Damals etablierte sich die empirische Psychologie allmählich als universitäres Fach<sup>4</sup>. Zum großen Verdruß der Philosophen wurden die einschlägigen Lehrstühle dabei von den ihren abgezogen. Später, am Anfang der 20er Jahre, gab es in Deutschland – mit administrativem Rückenwind progressiver Kultusverwaltungen – verstärkte Anstrengungen zur Institutionalisierung der Pädagogik an den Hochschulen, wobei die – nun meist zusätzlichen – Lehrstühle durchweg mit Philosophen besetzt wurden. Zum Teil trifft das auch noch auf die Soziologie zu, die ebenfalls nach 1918 im Wege von Hochschulreformen – im bei weitem universitätsreichsten Preußen zunächst meist nur bei den Universitätsneugründungen und an den technischen Hochschulen – eingerichtet wurde<sup>5</sup>. Und auch auf diese neuen

<sup>4</sup> Siehe dazu Nicole D. Schmidt, Philosophie und Psychologie. Trennungsgeschichte, Dogmen und Perspektiven (Reinbek 1995).

<sup>5</sup> Dirk Käsler, Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung (Opladen 1984) bringt eine Liste der Reihenfolge, in der entsprechende Stellen eingerichtet wurden. Aber weder von ihm noch meines Wissens von irgend jemandem sonst ist bisher untersucht worden, an welchen Hochschulen

Lehrstühle wurden an den Universitäten – zumindest zum Teil – auch Lehrkräfte berufen, die von ihrer Ausbildung her Philosophen gewesen waren<sup>6</sup>.

Gleichzeitig mit diesem verstärkten Schub von Ausgliederungen neuer Fächer aus ihrem traditionellen Bestand wurde die Philosophie nun seit der Jahrhundertwende und verstärkt in der Weimarer Zeit von tiefgreifenden Umwälzungen in einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen, kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Bereichen tangiert. Diese stellten sich zum großen Teil nun nicht mehr als nur institutionelle und organisatorische Veränderungen dar, sondern als Herausforderungen an den traditionellen inhaltlichen Bestand der Philosophie und einzelne ihrer Teildisziplinen. Ich nenne (um anzudeuten, wovon die Rede ist, und ohne Anspruch auf Vollständigkeit) nur folgende Themen:

- die Revolutionen in der *Physik* (Relativitätstheorien und Quantenmechanik), deren Relevanz für die traditionellen Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität in der philosophischen Zunft heftig umstritten waren<sup>7</sup>,
- den seit der Entdeckung der Paradoxien der Mengenlehre kurz nach der Jahrhundertwende ausgebrochenen *Grundlagenstreit in der Mathematik*, der die Entwicklung der mathematischen Logik beschleunigte,
- die vor allem vom Ersten Weltkrieg ausgelöste *Umwertung aller Werte*, die entweder zur gänzlichen Neuformulierung der Ethik<sup>8</sup> und der philosophischen Politik herausforderte oder einige Philosophen zu ihrer gänzlichen Aufgabe führte<sup>9</sup>,
- die Einführung der *Demokratie* in Mitteleuropa, die die Gemeinde der Philosophen erneut mit der uralten philosophischen Frage nach der besten Staatsform konfrontierte, sie nun aber auch ganz konkret und direkt politisch in verschiedene Lager zu spalten drohte<sup>10</sup>,

es überhaupt nicht oder nur ganz unzureichend zu entsprechenden Institutionalisierungen gekommen ist. Die Institutionalisierung an der Universität Göttingen etwa liest sich wegen gleich dreier in seiner Liste aufgeführter Stelleninhaber besonders eindrucksvoll. In Wahrheit aber handelte es sich darum, „ein Fach zu verhindern“; vgl. *Michael Neumann*, Über den Versuch, ein Fach zu verhindern. Soziologie in Göttingen 1920–1950, in: *Heinrich Becker, Hans-Joachim Dahms, Cornelia Wegeler* (Hrsg.), *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus*. Das verdrängte Kapitel ihrer 250-jährigen Geschichte (München u. a. 1987) 298–312 (auch wie alle im folgenden zitierten weiteren Aufsätze dieses Bandes in seiner 2. erw. Ausgabe ebd. etc. 1998).

<sup>6</sup> So z. B. Alfred Vierkandt in Berlin oder Hans Freyer in Leipzig.

<sup>7</sup> Für einen Überblick über diese Diskussionen siehe *Klaus Hentschel*, Interpretationen und Fehlinterpretationen der speziellen und der allgemeinen Relativitätstheorie durch Zeitgenossen Albert Einsteins (Basel u. a. 1990).

<sup>8</sup> Siehe etwa in diesem Sinne die materialen Wertethiken Max Schelers und Nicolai Hartmanns.

<sup>9</sup> Paradigmatisch dafür sind einige Exponenten der Freistudentenschaft im Ersten Weltkrieg wie Walter Benjamin und Hans Reichenbach.

<sup>10</sup> Einen kurzen Überblick über diese Debatte zu Anfang der 20er Jahre bietet *Hans-Joachim Dahms*, Die Philosophen und die Demokratie in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts: Hans Kelsen, Leonard Nelson und Karl Popper, in: *Clemens Jabloner, Friedrich Stadler* (Hrsg.), *Logischer Empirismus und Reine Rechtslehre, Beziehungen zwischen dem Wiener Kreis und der Hans Kelsen-Schule* (Wien 2001) 209–229.

- die revolutionären Entwicklungen in allen Gebieten der *modernen Kunst* (von der Malerei über die Architektur bis zur Musik), die die herkömmlichen ästhetischen Vorstellungen vom Kunstwerk und seinen Bewertungskategorien wie Schönheit, Harmonie etc. über den Haufen zu werfen schienen<sup>11</sup>.

Auf diese vielfältigen Herausforderungen reagierten die Philosophen ganz unterschiedlich. Viele betrieben eine Art Vogel-Strauß-Politik und vergruben sich nun verstärkt in die Philosophiegeschichte, gaben also vor, sich nur mehr oder minder ausschließlich mit der Vergangenheit ihrer eigenen Disziplin befassen zu müssen<sup>12</sup>. Andere nahmen diese neuen Entwicklungen als Herausforderung an. Dabei kann man grob jene unterscheiden, die sich als „Modernisten“ mit den neuen Entwicklungen identifizierten, und jene, die sie als „Orthodoxe“ entschieden ablehnten<sup>13</sup>. Gegen Ende der 20er Jahre hatte sich die philosophische Szene im deutschsprachigen Raum in gegnerische Lager gespalten, die sich im Grunde als eine Art von Weltanschauungsparteien gegenüberstanden.

Aus allen diesen Gründen ist es denn auch kein Wunder, wenn die Philosophen am Ende der Weimarer Zeit einer Machtübernahme der Nationalsozialisten mit durchaus verschiedenen Haltungen entgegensehen. Als erster Philosoph hatte sich der Greifswalder Ordinarius Hermann Schwarz der Nazi-Partei schon 1923 angeschlossen, ohne dann aber nach 1933 noch eine große Rolle zu spielen<sup>14</sup>. Einige, die nach 1933 eine Rolle spielen sollten und von denen im vierten Abschnitt noch ausführlicher die Rede sein wird, hatten sich erst kurz vor 1933 der neuen Bewegung angenähert, dies aber in ganz verschiedenem Maße öffentlich gemacht. Viele andere schlossen sich ihr nach ihrer „Machtergreifung“ an, weil sie hofften, daß der Nationalsozialismus mit einem Schlag mit den Gefährdungen der Moderne aufräumen und insbesondere der Philosophie wieder ihren Rang als Königin der Wissenschaft einräumen würde. Nicht wenige aus dieser Gruppe der frühen Nazi-

<sup>11</sup> Die Verflechtungen der philosophischen Schulen mit damals in Deutschland vorherrschenden kulturellen Strömungen wie der „Neuen Sachlichkeit“ sind bisher noch nicht hinreichend herausgearbeitet worden. Siehe dazu demnächst *Hans-Joachim Dahms*, *Neue Sachlichkeit oder sachte Neulichkeit. Architektur, Malerei, Literatur der 20er Jahre im Spiegel der zeitgenössischen Philosophie* (voraussichtlich Wien 2002).

<sup>12</sup> Siehe z. B. *Hans-Joachim Dahms*, *Aufstieg und Ende der Lebensphilosophie. Das philosophische Seminar der Universität Göttingen zwischen 1917 und 1950*, in: *Becker u. a.*, *Universität Göttingen 169–199* (im folgenden zitiert: *Dahms*, *Lebensphilosophie*) und *Volker Peckhaus*, *Hilbertprogramm und Kritische Philosophie. Das Göttinger Modell interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen Mathematik und Philosophie* (Göttingen 1990) für eine solche Rückzugshaltung gegenüber entsprechenden Herausforderungen seitens der um philosophische Klärungen ihrer Grundlagenfragen besorgten Mathematiker und Physiker.

<sup>13</sup> Diese von *Fritz K. Ringer*, *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933* (Stuttgart 1983) in die Debatte gebrachte Unterteilung kann natürlich nur eine sehr grobe Annäherung an den sehr komplexen Sachverhalt bieten, weil ein und dieselben Philosophen oder auch ganze Schulen in manchen Hinsichten als Modernisierer, in anderen als Orthodoxe anzusprechen sind.

<sup>14</sup> Siehe aber etwa *Hermann Schwarz*, *Nationalsozialistische Weltanschauung. Freie Beiträge zur Philosophie des Nationalsozialismus aus den Jahren 1919–1923* (Berlin 1933) und *ders.*, *Zur philosophischen Grundlegung des Nationalsozialismus* (Schriften der Deutschen Hochschule für Politik, 1. Idee und Gestalt des Nationalsozialismus, H. 17, Berlin 1936).

Anhänger unter den Philosophen träumten auch davon, eine führende Funktion bei der bevorstehenden Umstrukturierung des Bildungswesens übernehmen oder gar hinter den Kulissen des Dritten Reiches – gewissermaßen als „Führer des Führers“<sup>15</sup> – die Rolle eines platonischen Philosophenkönigs spielen zu können.

## 2. „Säuberungen“

Der einzige Punkt, in dem die NS-Vorstellungen zur „Hochschulreform“ vor 1933 einigermaßen konkret waren, ist die rigorose „Säuberung“ der Beamtenschaft, des Bildungswesens, der Hochschulen und also auch der Philosophie gewesen. Um ermesen zu können, wie viele Philosophen Opfer dieser „Säuberungen“ wurden, ist es erforderlich, zunächst den personellen Stand ihrer Disziplin vor 1933 exakt zu erfassen. Inzwischen sind dazu einige Angaben veröffentlicht worden, die aber untereinander in ihren Ergebnissen differieren. Außer an gelegentlichen Zählfehlern liegt dies vor allem an der Verschiedenheit der angewandten Zählkriterien. Im Einklang mit Autoren wie George Leaman<sup>16</sup> und Thomas Laugstien<sup>17</sup> verwende ich im folgenden das Kriterium der Habilitation als Merkmal der Zugehörigkeit zum Philosophenstand (mit der Ausnahme von Ernst Kriek, der als einer der wenigen ohne Habilitation, ja sogar ohne Promotion Professor wurde). Es sei von vornherein betont, daß dies Kriterium keineswegs trivial ist: Es schließt einige Autoren aus, die als Philosophen als Berühmtheiten anzusprechen sind. Hannah Arendt, Walter Benjamin, Ernst Bloch, Carl-Gustav Hempel und Herbert Marcuse gehören dazu, sei es, weil sie noch nicht so weit waren, überhaupt ein Habilitationsgesuch auf den Weg bringen zu können, sei es, weil sie dies zurückgezogen hatten, oder sei es, weil ihr Versuch aus anderen Gründen gescheitert war. Blickt man über die Grenze nach Österreich, erhält man mit Herbert Feigl, Karl Popper, Friedrich Waismann und Edgar Zilsel weitere Belege für die Brisanz des Kriteriums. Wenn ich mich im folgenden trotz dieser Beispiele daran halte, so geschieht das, weil anderenfalls ziemlich unklare Verhältnisse entstehen.

Sodann das Problem der *fachlichen Zugehörigkeit*! Es empfiehlt sich, nicht nur die Philosophen im engeren Sinne, sondern auch solche Hochschullehrer einzubeziehen, die ihre Lehrtätigkeit in der Philosophie zusammen mit irgendeinem anderen Fach (wie der Pädagogik oder der Psychologie) ausübten. Angehörige anderer Fakultäten (wie etwa die Rechtsphilosophen in den Juristischen oder die Religionsphilosophen in den Theologischen Fakultäten) bleiben draußen vor.

<sup>15</sup> Siehe Otto Pöggeler, Den Führer führen? Heidegger und kein Ende, in: Philosophische Rundschau 32 (1985) 26–67.

<sup>16</sup> George Leaman, Heidegger im Kontext. Gesamtüberblick zum NS-Engagement der Universitätsphilosophen (Hamburg 1993) (Argument-Sonderband 205) (im folgenden zitiert: Leaman, Gesamtüberblick).

<sup>17</sup> Laugstien, Philosophieverhältnisse.

Nach diesen Einschlußkriterien gab es zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme 180 habilitierte Philosophen (in dem angegebenen Sinn) an den 23 Universitäten in Deutschland<sup>18</sup>. Von diesen wurden nach 1933 aus rassistischen und/oder politischen Gründen von den Nationalsozialisten 60 entlassen, also genau ein Drittel. Es ist natürlich wissenswert, aus welchen Motiven sie vertrieben wurden. Leaman gibt an, daß sich unter den Entlassenen acht Sozialisten befanden: Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt), Ernst von Aster (Gießen), Hans Ehrenberg (Heidelberg), Albert Görland (Hamburg), Max Horkheimer (Frankfurt), Siegfried Marck (Breslau), Hans Reichenbach (Berlin) und Paul Tillich (Frankfurt)<sup>19</sup>. Zusätzlich könnte man noch mit gleichem Recht Paul Honigsheim (Köln), August Wilhelm Messer (Gießen) und Aloys Wenzl (München) nennen. Daß diese Philosophen als Sozialisten vertrieben wurden, bedeutet allerdings nicht in allen Fällen eine Entlassung nach § 4 („politische Unzuverlässigkeit“) des Berufsbeamtengesetzes<sup>20</sup>. Selbst wenn man dem noch einige andere Fälle hinzufügt, in denen Philosophen aus politischen Gründen, aber nicht wegen irgendeiner Linksorientierung entlassen wurden<sup>21</sup>, wird klar, daß jedenfalls insgesamt nur ein relativ kleiner Prozentsatz aus politischen Gründen vertrieben wurde.

Von den genannten 60 Entlassenen zogen es 20 (also wiederum genau ein Drittel) vor, im Reichsgebiet zu bleiben, die übrigen 40 emigrierten bis 1940. Dabei wanderten schon im ersten Jahr der Hitler-Diktatur 22 (also etwas mehr als die Hälfte) aus, während sich die übrigen mit einer kleinen Spitze im Jahre 1939 im Anschluß an die Ereignisse der „Reichskristallnacht“ auf die folgenden Jahre verteilten<sup>22</sup>.

Zum Schluß dieser Übersicht noch ein paar Bemerkungen zu den Zielländern der Emigration! Hier liegen noch keine verlässlichen Daten vor. Im Überblicksartikel über die Philosophie im Handbuch der Emigration bringt Nikolaus Erichsen eine Tabelle, der zufolge 13 Philosophen (im oben definierten Sinne, aber mit Einschluß der Philosophen an Technischen Hochschulen) in die USA emigrierten,

<sup>18</sup> Bei dieser (und auch den folgenden Angaben) stütze ich mich auf *Leaman*, Gesamtüberblick, hier: 18 und 108.

<sup>19</sup> Ebd. 18.

<sup>20</sup> So wurden etwa Adorno und Reichenbach nach § 3 („nicht-arische Abstammung“) und Wenzl nach § 18 der Reichshabilitationsordnung („Unwürdigkeit“) verjagt.

<sup>21</sup> Es wären etwa noch Ernst Horneffer (Gießen, Wirtschaftspartei), Traugott Konstantin Oesterreich (Tübingen, wohl Zentrum, entlassen nach § 4) und Balduin Schwarz (Münster, § 4) zu nennen.

Der berühmte „Fall“ Hans Leisegang (Jena) gehört in eine besondere Kategorie. Gegen ihn wurde nämlich ein Disziplinarverfahren mit dem Ziel der Entlassung aus dem Beamtenstatus (§ 129 BBG) betrieben, weil er auf dem Jenaer Marktplatz – aus einer Formation des NS-Frontkämpferbundes heraus! – sich darüber mokiert hatte, daß ein Gefreiter (Hitler) eine Trauerrede auf einen Generalfeldmarschall (Hindenburg) halten dürfe.

Ferdinand Toennies, 1881 für Philosophie habilitiert, als Mitglied der SPD nach § 4 entlassen, war seit 1919 Ordinarius für Staatswissenschaften in der Juristischen Fakultät in Kiel und wird daher hier nicht mitgezählt.

<sup>22</sup> 1934 = 4; 1935 = 3; 1936 = 0; 1937 = 1; 1938 = 3; 1939 = 6 und 1940 = 1, Zahlen nach *Leaman*, Gesamtüberblick 108.

und 31 nach Großbritannien<sup>23</sup>. Dabei kann es sich aber nur um eine Vertauschung der Tabellenzeilen handeln. Denn dies ist sicher: Die meisten Emigranten in der Philosophie sind in die USA ausgewandert<sup>24</sup>. Erst danach folgt England. Die übrigen Zielländer haben dagegen nur ganz verschwindende Zahlen auf sich gezogen.

Soweit ein summarischer statistischer Überblick! Doch die weit wichtigere Frage lautet: Was hat der Verlust durch Entlassungen und (zum Teil) anschließende Emigration inhaltlich für die Philosophie bedeutet? Diese Frage ist in zwei Richtungen zu beantworten, nämlich einerseits für die Geber-, andererseits für die Empfängerländer der Emigration. Nach Erichsens insoweit zutreffender Darstellung wurden drei philosophische Optionen bzw. Schulen gänzlich von den deutschen (bzw. auch österreichischen) Hochschulen vertrieben. Das war neben den jüdischen Religionsphilosophen (die aber an den Universitäten vor 1933 nicht vertreten waren) der Logische Empirismus Berliner (und in Österreich: Wiener) Provenienz und die Frankfurter Schule. Damit wurden gleichzeitig einige philosophische Teildisziplinen geschwächt bzw. kamen gänzlich zum Erliegen, denen sich diese beiden letzteren Kreise besonders gewidmet hatten: der mathematischen Logik und der Wissenschaftstheorie die logischen Empiristen, der marxistisch und freudianisch inspirierten Sozialforschung und später vor allem der zeitgenössischen Ästhetik bzw. der Massenkultur die Frankfurter Schule. Man muß allerdings bedenken, daß diese beiden Optionen jeweils nach langen Vorläufen erst um 1930 einigermaßen fest an einigen wenigen Hochschulorten verankert waren (nämlich in Frankfurt, Berlin und Wien) und nur einen verschwindend kleinen Teil der erwähnten 180 vor 1933 an den deutschen Hochschulen lehrenden Philosophen gestellt hatten<sup>25</sup>.

Zahlenmäßig empfindlicher sind dementsprechend die Verluste durch Entlassung und Emigration für die akademisch sozusagen alteingesessenen philosophischen Optionen und Schulen wie die Neukantianer (seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts), die Phänomenologen und die Lebensphilosophen (beide seit dem ersten und zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts). Auch wenn sie nicht als Ganzes vertrieben wurden, sondern sich im Zuge der „Säuberungs“-Politik in solche spalteten, die emigrieren mußten und solche (meist größere Gruppen), die im Lande blieben, so waren sie bis 1933 doch akademisch um so vieles besser etabliert als die Frankfurter, Berliner und Wiener philosophischen Schulen, daß ihre abso-

<sup>23</sup> Nikolaus Erichsen, Philosophie, in: Claus-Dieter Krohn, Patrik von zur Mühlen, Gerhard Paul, Lutz Winckler (unter redaktioneller Mitarbeit von Elisabeth Kohlhaas) (Hrsg.), Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945 (Darmstadt 1998) (im folgenden zitiert: Krohn u.a., Handbuch) 791–803, hier 797f.

<sup>24</sup> Dies zeigt auch der Vergleich mit den namentlichen Listen, die Erichsen, Philosophie, ebd. 792 angibt.

<sup>25</sup> Nämlich in Frankfurt nur den Ordinarius Max Horkheimer und den Privatdozenten Theodor W. Adorno und in Berlin nur den Extraordinarius Hans Reichenbach sowie (an der Technischen Hochschule Charlottenburg) den Extraordinarius Walter Dubislav. Die Besonderheit dieser Gruppen besteht u.a. darin, daß sie Fachleute aus einer größeren Anzahl außerphilosophischer Disziplinen anzogen.

luten Verlustzahlen auch weit höher lagen. Man denke an die Neukantianer, die in Hamburg – mit der Entlassung von Ernst Cassirer und Albert Görland – einen ihrer wichtigsten Stützpunkte verloren, an die Lebensphilosophen, die mit Georg Misch und Bernhard Groethuysen betroffen waren, und schließlich an die Phänomenologen, die allerdings mehr mit ihrer jüngeren und in Deutschland noch weniger gut etablierten Generation vertrieben wurden (man denke außer an den früh im Exil verstorbenen Moritz Geiger etwa an Herbert Spiegelberg und Raymond Klibansky).

Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß die Neukantianer und erst recht die Lebensphilosophen in ihren jeweiligen Emigrationsländern keine große Rolle gespielt haben. Insofern überrascht es auch nicht, daß viele von ihnen nach 1945 wieder nach Deutschland (bzw. die BRD oder die DDR) zurückgekehrt sind<sup>26</sup>. Anders steht es natürlich mit den Logischen Empiristen<sup>27</sup>, die vor allem in den USA durch ihre Verbindung mit einigen prominenten Pragmatisten wie John Dewey und Charles Morris, unter anderem in der gemeinsam betriebenen „International Encyclopedia of Unified Science“ Schule machten und entscheidend zur Herausbildung der Analytischen Philosophie der Nachkriegszeit beitrugen. Wichtig wurde auch die Frankfurter Schule im US-amerikanischen Exil: Sie hatte dort zwar zunächst keinen durchschlagenden Erfolg in der Philosophie. Der stellte sich dann aber umso stärker – und zwar sowohl bei den wieder zurückgekehrten Mitgliedern um Max Horkheimer, Friedrich Pollock und Theodor W. Adorno als auch bei denen, die in den USA blieben – in den 60er Jahren ein, als etwa Herbert Marcuse zu einem der geistigen Väter der Studentenrevolte avancierte.

Diesen beiden Gruppierungen, also den Logischen Empiristen und der Frankfurter Schule, war es im übrigen auch gelungen, ihre jeweiligen Sprachrohre, nämlich die „Erkenntnis“ bzw. die „Zeitschrift für Sozialforschung“, in die Emigration zu retten. In diesem Zusammenhang sind auch die Phänomenologen zu nennen, denen es 1940 gelang, eine eigene Zeitschrift zu gründen, das „Journal for Philosophy and Phenomenological Research“, in der sie bis auf den heutigen Tag ihre Tradition fortführen<sup>28</sup>.

Die Untersuchung der Wirkung ehemals deutscher Philosophen in den Emigrationsländern wirft übrigens auch die Frage auf, bis wann eigentlich die Resultate der dort erzielten Forschungsergebnisse noch als „deutsche Philosophie“ zu bezeichnen sind. Man kann ja nicht alles, was in den Emigrationsländern von bedeu-

<sup>26</sup> Das trifft insbesondere auf die deutsche philosophische Emigration nach Großbritannien zu, wo nur ein einziger von ursprünglich 13 Emigranten, nämlich Fritz Heinemann, dauerhaft geblieben ist. Siehe dazu demnächst *Hans-Joachim Dahms*, German Emigrant Philosophers in Great Britain: a Survey (Vortragsmanuskript University of Sussex, Sept. 2000).

<sup>27</sup> Siehe für einen guten Überblick *Friedrich Stadler*, Der „Wiener Kreis“, in: *Krohn* u. a., Handbuch 813–824.

<sup>28</sup> Siehe für einen Überblick über die Phänomenologie in den USA *Herbert Spiegelberg*, The Phenomenological Movement. A Historical Introduction (Dordrecht, Boston, London 1994).

tenden Emigranten geleistet worden ist, einfach demjenigen Land als Leistung zuschlagen, das sie zuvor vertrieben hatte. Meines Erachtens geben hier weniger äußere Kriterien wie etwa der Wechsel der Staatsangehörigkeit den Ausschlag, als vielmehr die Sprache, in der Veröffentlichungen stattfanden. Denn die Wahl der Publikationssprache impliziert meist eine Entscheidung über das Publikum, an das man sich wenden will. Die logischen Empiristen begannen nun relativ früh (seit etwa 1936), auf englisch zu publizieren<sup>29</sup>, die Phänomenologen folgten etwa zwei Jahre später, die Angehörigen der Frankfurter Schule begannen nach langem Zögern erst 1940, ihre „Zeitschrift für Sozialforschung“ auf englisch erscheinen zu lassen, und publizierten dann nach deren Einstellung ihre meisten Bücher auf englisch. Dagegen brachte ein Mann wie Ernst Bloch es nie übers Herz, auch nur einen einzigen Artikel auf englisch zu verfassen oder gar zu veröffentlichen. Insofern ist sein in den USA entstandenes, dann aber erst in der DDR veröffentlichtes Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“ auch noch ganz der deutschen Philosophie zuzurechnen.

Nimmt man die Ergebnisse dieses Abschnitts zusammen, kommt man zu dem Schluß, daß

1) die Philosophen zu einem Drittel von den nationalsozialistischen „Säuberungen“ betroffen waren, die meisten der Entlassenen (wieder etwa ein Drittel) in die Emigration gingen, davon der Großteil in den angelsächsischen Bereich.

2) Für die meisten deutschen Philosophen bedeutete die Emigration einen Einschnitt, der in der ungewohnten kulturellen Umgebung das Ende oder zumindest eine jahrelange Zäsur und Pause in ihrer schöpferischen Tätigkeit markierte.

3) Dagegen eröffnete die Emigration für einige wenige die Chance zu einer Wirksamkeit, die sie in ihrem Ursprungsland nie gehabt hätten. Wie Andreas Kamlah mit Recht bemerkt hat, handelte es sich bei den letztgenannten gerade um diejenigen, die Deutschland zur Auseinandersetzung mit der ambivalenten Moderne des 20. Jahrhundert hätten antreiben können<sup>30</sup>.

<sup>29</sup> Als erste empiristische Fanfare in den USA wirkte „Logical Positivism“ von *Albert Blumberg* und *Herbert Feigl* im *Journal of Philosophy* von 1931. Aber Feigl ist wegen seines frühen Auswanderungszeitpunkts nur mit Einschränkungen als Emigrant im hier verwendeten Sinn zu bezeichnen. Die dann folgenden größeren Arbeiten von logischen Empiristen in englisch stammen von *Rudolf Carnap*, *Testability and Meaning* (1935/1936) und *Hans Reichenbach*, *Experience and Prediction* (1938), die von vornherein auf englisch geschrieben (also nicht mehr übersetzt) wurden und sich auch in ihrem Gehalt vornehmlich an das amerikanische Publikum richteten.

<sup>30</sup> *Andreas Kamlah*, Die philosophiegeschichtliche Bedeutung des Exils nichtmarxistischer Philosophen zur Zeit des Dritten Reiches, in: *Dialektik* 7 (1983) 29–43.



### 3. Nationalsozialistischer „Neuaufbau“

#### 3.1. Die Friedenszeit

Welches sind die spezifisch nationalsozialistischen Neuerungen gewesen, die sich für die Philosophie – vom Studium über die Nachwuchsrekrutierung bis hin zur Forschung<sup>31</sup> – nach 1933 ergeben haben?

Im Studium ist die einschneidendste Neuerung gewesen, daß man die Philosophie nicht mehr als Zusatzfach im Staatsexamen wählen konnte, sondern nur noch als Haupt- oder Nebenfach bei der Promotion<sup>32</sup>. Das rückte die Anforderungen an ein Studium der Philosophie enorm auseinander. Denn fortan existierte die Philosophie nur noch einerseits unter „ferner liefen“ im obligatorischen Begleitstudium für die große Masse der Lehrerstudenten und andererseits als ein Orchideenfach für die wenigen Haupt- und Nebenfachstudenten im Promotionsstudium. Es wundert nicht, daß die Studentenzahlen in der Philosophie, vom Begleitstudium abgesehen, im Durchschnitt noch wesentlich weiter nach unten tendierten, als es der ohnehin gewaltige Rückgang der Studierendenzahlen nach 1933 hätte erwarten lassen.

Von dieser ohnehin reduzierten Auslesebasis aus führte die – für alle Habilitanden obligatorisch gemachte – Einführung von „Gemeinschaftslagern“ (synonym mit Wehrsport) und „Dozentenakademien“ (synonym mit ideologischer Schulung) zu ebenso reduzierten Zahlen beim akademischen Nachwuchs. Ganz allgemein erzeugten diese neuen Erfordernisse verstärkte Anpassung und Mitläufertum auf der einen oder überhaupt einen Verzicht auf eine akademische Karriere auf der anderen Seite<sup>33</sup>. Es scheint aber, daß die Philosophie überproportional unter den Begleiterscheinungen dieser nichtwissenschaftlichen Leistungen zu leiden hatte. In Göttingen etwa wurden gleich mehrere Habilitanden erheblich von der ideologischen Repression betroffen und konnten nur durch glückliche Umstände ihre fast schon verloren gegebene Karriere fortsetzen<sup>34</sup>. Wenn man sich nun vor Augen führt, daß ein Teil des von reduzierter Selektionsbasis aus erzeugten, zahlenmäßig geringeren akademischen Nachwuchses im Krieg gefallen ist, bekommt man eine Vorstellung davon, wie stark die bereits durch die Effekte der „Säuberungen“ überproportional betroffene Philosophie durch den Nationalsozialismus zurückgeworfen wurde.

Unverdrossen gerierten sich aber einige ihrer Exponenten, als könnten sie weiterhin an den Universitäten die Rolle geistiger Vorreiter spielen. Ein besonderes Kapitel sind in diesem Zusammenhang die Gründungen sogenannter „Akademien

<sup>31</sup> Zu letzterer s.u. insbesondere Abschnitt 4.2.

<sup>32</sup> Siehe zu diesen Bestimmungen und ihren Auswirkungen *Dahms*, Lebensphilosophie.

<sup>33</sup> Vgl. in diesem Sinne *Notker Hammerstein*, Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur 1920–1945 (München 1999) (im folgenden zitiert: *Hammerstein*, Forschungsgemeinschaft) 247f.

<sup>34</sup> Siehe *Dahms*, Lebensphilosophie 179ff.

der Wissenschaften des NS-Dozentenbundes“ (nicht zu verwechseln mit den soeben erwähnten Dozentenakademien). Diese geistigen Zentren für die nationalsozialistische Durchdringung der Wissenschaften wurden erst gegen Ende der 30er Jahre an einigen Hochschulorten gegründet (so in Göttingen, Kiel und Tübingen). Es ist bezeichnend, daß unter den wissenschaftlichen Leitern dieser Institutionen mit Ferdinand Weinhandl (in Kiel) und Hans Heyse (in Göttingen) die Philosophen überproportional vertreten waren. Das Wirken dieser Akademien bedürfte weiterer Untersuchungen<sup>35</sup>. Allerdings scheint es, daß diese Gründungen weit weniger erfolgreich waren als etwa die „Hohe Schule“ Rosenbergs – für die später Alfred Baeumler verantwortlich wurde – oder das „Ahnenerbe“ der SS. Auch stellten einige der „Akademien der Wissenschaften des NS-Dozentenbundes“ schon vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs ihre ambitiös begonnenen Aktivitäten ein.

### 3.2 Die deutschen Philosophen im „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“

In den meisten Universitätsgeschichten, die sich mit der Entwicklung ganzer Universitäten oder einzelner ihrer Disziplinen bzw. ihrer Vertreter im Nationalsozialismus befaßten, wurde die Zeit des Zweiten Weltkriegs meist nur unter „ferner liefen“ abgehandelt, obwohl es sich dabei doch immerhin um fast die Hälfte der gesamten „Lebenszeit“ des Nationalsozialismus gehandelt hat. Erst in neuester Zeit ist man dank der Untersuchungen von Frank-Rutger Hausmann<sup>36</sup> und Notker Hammerstein<sup>37</sup> verstärkt auf dieses Thema aufmerksam geworden. Konnte zuvor noch der Eindruck vorherrschen, die nicht zum Kriegsdienst eingezogenen Philosophen hätten sich mehr und mehr in ihren akademischen Elfenbeinturm zurückgezogen, da sie vor Ort meist nicht mehr besonders hervorgetreten sind, wird diese Perspektive nun gründlich revidiert. Sie haben sich nämlich gerade im Kriege durch eine Fülle von „extramuralen“ Aktivitäten ein weites neues Betätigungsfeld erschlossen. Insbesondere kam es im Rahmen der von Hausmann untersuchten „Aktion Ritterbusch“ zu einer Serie von Tagungen in Weimar, Berlin, Salzburg und Nürnberg, die sich später auch in einigen dickleibigen Tagungsbänden niedergeschlagen haben, nämlich

- August Faust (Hg.): *Das Bild des Krieges im Deutschen Denken* (1941),
- Theodor Haering (Hg.): *Das Deutsche in der deutschen Philosophie* (1941) und
- Nicolai Hartmann (Hg.): *Systematische Philosophie* (1942).

Schon von den Titeln dieser Bände her gewinnt man ein Bild sozusagen im Zeitverlauf abnehmender Ideologiehaltigkeit. Die Reaktionen in der philosophischen Fachwelt und erst recht im übrigen Geistesleben auf die genannten Bände waren

<sup>35</sup> Siehe für Göttingen *Hans-Joachim Dahms*, Einleitung, in; *Becker* u.a., *Universität Göttingen* 15–60, hier 40ff.

<sup>36</sup> Siehe *Frank-Rutger Hausmann*, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945) (Dresden u.a. 1998) (Schriften zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 1) (im folgenden zitiert: *Hausmann*, *Geisteswissenschaft*).

<sup>37</sup> Siehe *Hammerstein*, *Forschungsgemeinschaft*.

offenbar nur minimal. Rezensionen gab es nur ausnahmsweise, und diese wurden meist von völlig Unbekannten beige-steuert<sup>38</sup>.

Zu einem ähnlichen Bild würde man wahrscheinlich kommen, wenn man den Effekt jener Auslandsreisen einbeziehen wollte, deren sich verschiedene Philosophen erfreuen durften (etwa Rothacker in Frankreich, Hartmann und Heyse mehr im Osten)<sup>39</sup>. Über die Zuhörerschaft und die anschließende Berichterstattung in Tageszeitungen wissen wir bis dato kaum etwas.

So drängt sich beim „Kriegseinsatz“ der Geisteswissenschaften und insbesondere dem der Philosophen die Frage auf, ob es sich dabei in der Tat hauptsächlich um Beiträge zur Kriegspropaganda gehandelt hat. Andere weniger dramatische Interpretationen sind durchaus denkbar. Es könnte sich auch um die Möglichkeit gehandelt haben, Wissenschaftler als unabkömmlich zu reklamieren und damit vor dem Kriegsdienst zu schützen, wie das im Bereich der angewandten Naturwissenschaften im Rahmen der „Aktion Osenberg“ mit wesentlich durchschlagenderem Erfolg praktiziert wurde<sup>40</sup>.

## 4. Gab es eine NS-spezifische Philosophie?

### 4.1 Konträre Thesen

Daß der Nationalsozialismus den Stellenwert dieses Universitätsfachs sowohl hinsichtlich seiner Stellung im Kanon der Fächer als auch in seinem Inhalt erheblich veränderte, dürfte außer Frage stehen. Außerdem ist – vor allem Dank George Leamans grundlegendem Dossier<sup>41</sup> – mittlerweile unstrittig, daß es einige Philosophen gab, die schon vor 1933 Nationalsozialisten waren und viele, die sich nach 1933 der NSDAP anschlossen. Aber damit ist die Frage noch nicht beantwortet: Gab es auch eine NS-spezifische Philosophie? Diese Frage ist etwa seit Ende der 80er Jahre – so u. a. in den Veröffentlichungen von Monika Leske und Hans Sluga – kontrovers behandelt worden und hat kürzlich durch eine Veröffentlichung von Gereon Wolters erneute Aufmerksamkeit auf sich gezogen<sup>42</sup>. Allerdings mangelt

<sup>38</sup> Siehe *Hausmann*, *Geisteswissenschaft* 223 f., 227; nach 240, Anm. 348 ist Hartmanns Band allerdings sowohl von Walter Del-Negro, einem damals bekannten philosophischen Publizisten, als auch – wahrscheinlich – von Hans-Georg Gadamer besprochen worden.

<sup>39</sup> Siehe z. B. *Dahms*, *Lebensphilosophie*, zu Heyse.

<sup>40</sup> Siehe zur „Aktion Osenberg“ *Karl-Heinz Ludwig*, *Technik und Ingenieure im Dritten Reich* (Düsseldorf 1974); bezeichnend für den wesentlich geringeren Erfolg Ritterbuschs bei den Uk-Stellungen ist allein der Umstand, daß er selbst 1944 zeitweise eingezogen wurde (*Hammerstein*, *Forschungsgemeinschaft* 528) und auch bei der DFG bisweilen die Hälfte der Referenten für den Kriegsdienst reklamiert wurde (ebd. 365).

<sup>41</sup> *Leaman*, *Gesamtüberblick*; eine weit umfassendere Studie von *Christian Tilitzki* liegt bislang nur als Berliner Dissertation vor, kann aber leider noch nicht eingesehen werden.

<sup>42</sup> *Gereon Wolters*, *Der „Führer“ und seine Denker. Zur Philosophie des „Dritten Reichs“*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 47 (1999) 223–251; *Volker Böhnigk*, *Kant und der Nationalsozialismus. Einige programmatische Bemerkungen über nationalsozialistische Phi-*

es diesen Erörterungen an Vergleichsobjekten. Ich persönlich bin der Ansicht, daß man den Stellenwert des Problems dann am besten versteht, wenn man – im synchronen Querschnitt sozusagen – die Philosophie mit anderen akademischen Fächern im Nationalsozialismus oder – im diachronen Längsschnitt – die Philosophie im Nationalsozialismus mit der Philosophie in anderen autoritären Systemen, etwa in der DDR, vergleicht.

Um kurz mit dem letztgenannten Vergleich zu beginnen: In der Tat hat es in der DDR eine systemtypische Philosophie gegeben. Das war der Marxismus-Leninismus. Die Etablierung dieser „Kaderphilosophie“<sup>43</sup> setzte schon vor der Gründung der DDR in der Sowjetischen Besatzungszone ein, war aber erst nach etwa 12 Jahren abgeschlossen, in einem Zeitraum also, der der gesamten „Lebensdauer“ des Nationalsozialismus entspricht. Es kommt hinzu, daß die Hälfte der nationalsozialistischen Ära die Zeit des Zweiten Weltkriegs war, während dessen offenbar ideologische Klärungen und forcierte Auseinandersetzungen bis nach einem erträumten Sieg zurückgestellt wurden<sup>44</sup>. Die Frage lautet: Ist es den Nationalsozialisten gelungen, in einer – so gesehen – kürzeren Zeitspanne eine ähnlich einheitliche NS-Philosophie sowohl zu entwickeln als auch institutionell zu etablieren?

Diese Frage ist keineswegs rein rhetorisch gestellt. Denn in vielen anderen Fächern hat es während der Zeit des Nationalsozialismus in der Tat spezifische „deutsche Sonderwege“ gegeben, die zu Konzeptionen von spezifisch Deutscher Wissenschaft (mit großem D und im ausdrücklichen Unterschied zu den als „liberalistisch“ kritisierten internationalistischen und universalistischen Wissenschaftsverständnissen) führten. Diese lassen sich praktisch durch alle akademischen Disziplinen verfolgen. Sie betrafen auch solche Fächer, die vor ideologischer Vereinnahmung scheinbar bestens gefeit schienen, nämlich die Physik und die Mathematik. Hier waren schon im Laufe der 20er Jahre Programmatiken einer „Deutschen“ oder „Nordischen“ Physik und Mathematik entwickelt und polemisch gegen „jüdische“ und „nichtarische“ Konzeptionen gewendet worden<sup>45</sup>. Im Grunde handelte es sich dabei darum, die Grundlagenstreitigkeiten, die es in diesen Fächern seit den Relativitätstheorien bzw. im Grundlagenstreit der Mathematik mit seinen verschiedenen Lösungsversuchen gegeben hatte, kräftig mit rassistischen Untertönen aufzuladen. Entsprechende Lagerbildungen sind aber auch

losophie (Bonner philosophische Vorträge und Studien 9, Bonn 2000) und *Peter Vogt*, „Diese paar Professoren, völlig Wurscht.“ Erkenntnis und Verballhornung: Gab es eine genuin nationalsozialistische Philosophie? in: FAZ vom 27. 9. 2000 (Der Titel zitiert einen Ausspruch Gadamers).

<sup>43</sup> So die von *Norbert Kapferer*, Das Feindbild der marxistisch-leninistischen Philosophie in der DDR 1945–1988 (Darmstadt 1990) populär gemachte Bezeichnung.

<sup>44</sup> Das geht aus Unterlagen des Amtes Rosenberg im Münchener „Institut für Zeitgeschichte“ hervor.

<sup>45</sup> Siehe zur Mathematik den Beitrag von *Mehrtens* in: *Herbert Mehrtens, Steffen Richter* (Hrsg.), Naturwissenschaft, Technik und NS-Ideologie. Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte des Dritten Reiches (Frankfurt 1980) und zur Physik *Alan D. Beyerchen*, Scientists under Hitler. Politics and the physics community in the Third Reich (New Haven u. a. 1977, dt. 1980).

in anderen wissenschaftlichen Disziplinen wie der Theologie<sup>46</sup>, der Volkswirtschaft, der Jurisprudenz<sup>47</sup>, der Soziologie<sup>48</sup> schon vor 1933 nachweisbar und dehnten sich nach 1933 weiter aus. Die Frage ist nun, von dieser Warte her gesehen: Wurde die Philosophie mit ihren vielen einander befehdenden Schulen ebenfalls von der Konjunktur einer entsprechenden „Deutschen Philosophie“ ereilt?

Monika Leske hat sowohl einige Kriterien für eine NS-typische Philosophie bennant als auch deren Existenz insgesamt bejaht: „Obwohl in den vergangenen Jahrzehnten verschiedentlich in Zweifel gezogen, ist es meines Erachtens durchaus gerechtfertigt, von der Existenz einer spezifisch nazifaschistischen Variante der Philosophie zu sprechen. Es gab nicht nur Nazis, die Philosophie betrieben, sondern auch *eine Naziphilosophie im Sinne einer mehr oder weniger einheitlichen Grundkonzeption*. Das soll heißen, die Produkte der Naziphilosophen waren nicht *nur* ein Sammelsurium eklektisch zusammengeworfener reaktionärer Philosopheme der Vergangenheit, wenngleich sie ohne Zweifel das *auch* waren. Bei genauerer Betrachtung finden sich Grundlinien und Grundmotive, die so dominierend sind, daß die voneinander abweichenden Auffassungen in einzelnen – nicht immer unwesentlichen – Fragen letztlich von sekundärer Bedeutung sind.“<sup>49</sup>

Als solche einheitlichen Grundlinien und -motive nennt sie

- 1) Voluntarismus und Aktivismus,
- 2) Wirklichkeitsdemagogie (d.i. eine vorgespiegelte Wirklichkeitsnähe), und
- 3) den Ganzheitsmythos.

Merkwürdigerweise nennt sie nicht: den Rassismus und insbesondere den Antisemitismus, die für die übrigen oben genannten „Deutschen“ Wissenschaftskonzeptionen (in anderen akademischen Fächern) konstitutiv waren.

Nun sind aber weder die von Leske genannten Merkmale für sich gesehen noch in ihrer Konjunktion notwendig oder hinreichend für die NS-Ideologie: Einen Voluntarismus findet man etwa schon in der Philosophie Schopenhauers. Ein Aktivismus (im pointierten Gegensatz zu einem reinen Intellektualismus) liegt im amerikanischen Pragmatismus vor, ohne daß man dieser Philosophie Faschismusnähe bescheinigen müßte oder könnte<sup>50</sup>. Vorgespiegelte Wirklichkeitsnähe ist eine zu schwammige Kategorie, als daß sie ein trennscharfes Kriterium böte. Schließlich hat es durchaus Ganzheitstheoretiker gegeben, die Gegner des Nationalsozialismus waren und von deren Vertretern entsprechend gemäßregelt wurden. Es

<sup>46</sup> Robert P. Ericksen, *Theologen unter Hitler. Das Bündnis zwischen evangelischer Dogmatik und Nationalsozialismus* (München u. a. 1986).

<sup>47</sup> Siehe auch die entsprechenden Aufsätze von Robert P. Ericksen, Matthias Groß, Frank Halfmann und Michael Neumann, in: Becker u. a., *Universität Göttingen*.

<sup>48</sup> Otthein Rammstedt, *Deutsche Soziologie 1933–1945. Die Normalität einer Anpassung* (Frankfurt a. M. 1986) 70 ff.

<sup>49</sup> Monika Leske, *Philosophen im „Dritten Reich“. Studie zu Hochschul- und Philosophiebetrieb im faschistischen Deutschland* (Berlin 1990) 117; erste Hervorhebung von H.-J. D.

<sup>50</sup> Die Rezeption des amerikanischen Pragmatismus im Nationalsozialismus zeigt, daß die genuinen NS-Ideologen Wert darauf legten, Pragmatismus und Demokratie voneinander strikt zu trennen. Siehe dazu Dahms, *Lebensphilosophie* 183.

scheint hier sehr darauf anzukommen, worauf man die Ganzheitslehren mit ihrem Kernsatz, das Ganze sei mehr als die Summe seiner Teile, anwenden will. Es ist ein großer Unterschied, ob man die belebte (im Unterschied zur unbelebten) Natur (wie die Neovitalisten und insbesondere der von den Nationalsozialisten gemäßregelte Hans Driesch), ob man psychische Phänomene (etwa der Wahrnehmung, wie die von den Nationalsozialisten in ihrer Mehrheit entlassenen und daraufhin emigrierten Gestaltpsychologen) oder ob man schließlich den Staat im seinem Verhältnis zu den Individuen (wie etwa die universalistischen Staatslehren von Othmar Spann) bei der These eines Vorrangs des Ganzen vor seinen Teilen im Auge hat.

Nach all dem verwundert es auch nicht, wenn Hans Sluga die zu Leskes These konträre Meinung vertreten hat: „The persistence of such struggles and the continued existence of different philosophical schools have been overlooked by recent interpreters. They have taken the ideological claims of the system at face value and described it as a totalitarian system in which only one philosophical view could be accepted. This line of reasoning is involved when Nietzsche or Heidegger are singled out as the philosophers of National Socialism. It fails to see that Nazi ideology had many sides to it and could connect with many different philosophical schools. National Socialism was not a philosophical system; it was not based on a coherent set of philosophical assumptions but drew opportunistically on whatever served its purposes ...“<sup>51</sup>

#### 4.2 Zur Diskussion der Kontroverse

Wie war es nun tatsächlich? Dauerten die philosophischen Kämpfe zwischen den einzelnen Schulen an oder entwickelte sich in der Tat eine „Naziphilosophie im Sinne einer mehr oder weniger einheitlichen Grundkonzeption“ (Leske)?

Ein Ergebnis haben wir schon notiert, und zwar eines, das Slugas Standpunkt zumindest modifiziert: Nicht alle Schulen und Kreise, die es vor 1933 gegeben hatte, überlebten im Nationalsozialismus: jüdische Religionsphilosophie ohnehin nicht; aber auch der Logische Empirismus und die Kritische Theorie der Frankfurter Schule wurden vertrieben und ins Exil gezwungen<sup>52</sup>. Aber angesichts der geringen Präsenz dieser Optionen an den Universitäten vor 1933, auch angesichts des Umstandes, daß bei den Wiener und Berliner Kreisen der Empiristen und der Frankfurter Schule bei weitem nicht alle Mitglieder Fachphilosophen waren, würde das noch nicht zu einer grundlegenden Revision von Slugas These zwingen, sondern nur zu einer Modifizierung. Denn an den Universitäten ungleich stärker vertretene Richtungen wie der Neukantianismus, die Phänomenologie und die Lebensphilosophie wurden ja nicht im Ganzen und erst recht nicht als solche vertrieben – mit Ausnahme vielleicht der Marburger Schule des Neukantia-

<sup>51</sup> Sluga, Heidegger 239f.

<sup>52</sup> Siehe die Artikel von Gunzelin Schmid-Noerr und Friedrich Stadler sowie die Übersicht von Nikolaus Erichsen in: Krohn u. a., Handbuch.

nismus –, zwischen ihnen hätten die Schulenstreitigkeiten in der NS-Zeit weitergehen können.

Noch einmal: Gab es eine Koppelung solcher Schulenstreitigkeiten mit einer Rassentypologie und den Versuch, einer solchen Richtung als einer „Deutschen“ oder „Nordischen“ ein Monopol zu sichern? Die Antwort hängt hier ganz entschieden davon ab, was man unter „geben“ versteht. In dem Sinne, daß einzelne, eher randständige Philosophen Anstrengungen unternahmen, derartige Koppelungen öffentlich in Publikationen zu entwickeln, muß die Frage bejaht werden. In dem Sinne, daß herausgehobene Koryphäen des Fachs sie mit Nachdruck und Erfolg öffentlich vertreten und populär gemacht hätten, wie es in anderen Fächern der Fall war, muß die Frage verneint werden.

So lesen wir etwa im „Handbuch der Judenfrage“ von 1938 einen Beitrag von Raymund Schmidt mit dem Titel „Das Judentum in der Philosophie“, und dort wird gerade das versucht, worum es bei der Konstruktion einer NS-typischen Philosophie hätte gehen müssen. Schmidt scheidet zunächst den Neukantianismus besonders der Marburger Schule von Hermann Cohen, Paul Natorp und Ernst Cassirer als „ersten großen Einbruch des Judentums in die Philosophie“ als „undeutsch“ aus. Er spricht dort von „rationalistischen Verbiegungen“ bis hin zu „talmudistischen Verballhornungen“ Kants durch diese Richtung der Neukantianer. Außerdem hätte diese Schule auch schon von Anfang an eine „enge Beziehung ... zu den zersetzenden Lehren des Marxismus“ gehabt. Ferner sei die Kant-Gesellschaft (die größte philosophische Gesellschaft der Welt) von ihrem Vorsitzenden Arthur Liebert zu einem „jüdischen Geschäftsunternehmen von internationalem Ausmaß“ entwickelt worden – eine Kritik, hinter der sich wohl nur der Futterneid des als Zeitschriftenherausgeber und Kant-Editor weniger erfolgreichen Schmidt verbirgt.

Bei Schmidt fallen auch einige antisemitische Bemerkungen zur Lebensphilosophie und zu einigen Vertretern der Phänomenologie, wie Edmund Husserl und Max Scheler, auf, aber diese Attacken sind vergleichsweise wenig ausgeführt.

Was schwebte Schmidt nun als NS-typische Alternative vor? Er schreibt recht volkig: „Bis aber der jüdische Geist aus der deutschen Philosophie wieder ausgetrieben sein wird, bis die deutsche idealistische Philosophie im Lehrgang der Universitäten wieder den ihr gebührenden Platz eingenommen haben wird, frei von der rationalistischen Überkleisterung der jüdischen Interpreten und ihrer Nachahmer, bis die deutsche Philosophie wieder schöpferisch werden und Einfluß nehmen wird auf die Lebensgestaltung und die Erziehung des deutschen Menschen, darüber werden noch Jahre vergehen, und es werden Jahre des Kampfes und der gründlichen Säuberung sein.“<sup>53</sup>

Man sieht an diesem kurzen Artikel, daß die Philosophie ebenfalls recht gute Ansatzpunkte zu einer NS-typischen Umgestaltung geboten hätte. Und in der Tat

<sup>53</sup> Raymund Schmidt, Das Judentum in der deutschen Philosophie, in: Theodor Fritsch (Hrsg.), Handbuch der Judenfrage. Die wichtigsten Tatsachen zur Beurteilung des jüdischen Volkes (Leipzig 421938) 391–401, hier 401.

sind solche Versuche nicht nur von Schmidt unternommen worden, sondern auch von einigen anderen. Aber bei den meisten dieser Autoren handelt es sich hinsichtlich der akademischen Stellung meist um Bewohner der unteren Etagen des philosophischen Elfenbeinturms<sup>54</sup>. Und gerade dies macht den Unterschied zu Disziplinen wie der Physik oder Mathematik aus: Während dort namhafte Koryphäen die NS-Konzepte vertreten haben (Philipp Lenard und Johannes Stark waren – das darf man nicht vergessen – wie ihr Widersacher Albert Einstein Nobelpreisträger) und damit für eine gewisse Popularität, wenn auch nicht für ihre Durchsetzung, an den Universitäten sorgen konnten, haben sich die führenden Philosophen wie Heidegger oder Hartmann von Versuchen im Stile Schmidts vor Publikum ferngehalten<sup>55</sup>. In dem Sinne also, daß eine von Einzelnen in der Tat propagierte antisemitische „Deutsche“ Philosophie echte Popularität und öffentliche Aufmerksamkeit hätte erringen und sich gar durchsetzen können, hat es diese Programmatik nicht gegeben.

Das schließt freilich nicht aus, daß es – einen Sieg der Achsenmächte im Zweiten Weltkrieg vorausgesetzt – dann nicht später über kurz oder lang doch noch dazu gekommen wäre. Darüber, wie diese dann ausgesehen hätte, kann man natürlich nur spekulieren: Philosophiehistorisch, also hinsichtlich besonders zu kanonisierender Klassiker gesehen, wäre es wohl zu einer Art Wettrennen um den Lorbeer des maßgeblichen Ahnherrn der NS-Philosophie zwischen einem politisch einseitig interpretierten Platon<sup>56</sup> und dem von vielen als NS-Vorläufer angesehenen Nietzsche<sup>57</sup> gekommen. Und in systematischer Hinsicht hätte vielleicht eine Art biologistisch-rassistische Einheitswissenschaft entstehen können. Die Ansicht jedenfalls, eine NS-Philosophie wäre von vornherein schon deshalb unvorstellbar gewesen, weil die Nazi-Ideologie wegen ihrer Geistfeindlichkeit die

<sup>54</sup> Man denke in diesem Zusammenhang aber auch an die Ordinarien an der Universität Jena in der Weimarer Zeit, nämlich an Bruno Bauch, der zum Zweck der Diffamation des Marburger Neukantianismus schon 1917 zwischen „jüdischer“ und „deutscher“ Logik unterschied, und an Max Wundt, der sich schon zu Anfang der 20er Jahre als Proponent einer typisch deutschen Philosophie profiliert hatte. Siehe: *Max Wundt, Die deutsche Philosophie und ihr Schicksal* (Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus. Veröffentlichungen der Deutschen Philosophischen Gesellschaft, Beiheft 3, Erfurt 1920).

<sup>55</sup> In Briefen und Gutachten hat sich Heidegger seit 1929 gegen die Förderung jüdischer Nachwuchswissenschaftler durch die Notgemeinschaft der Wissenschaften wie etwa gegen den Neukantianer Richard Höningwald gewandt und schreckte dabei nicht einmal vor Blut- und Boden-Terminologie zurück. Seine diesbezüglichen Ansichten hat er aber vor 1933 weder systematisiert noch öffentlich gemacht. Als Nachfolger seines Assistenten Oskar Becker nahm er Ende 1931 nicht den liberalen „Arier“ Eduard Baumgarten, sondern den „Juden“ Werner Brock.

<sup>56</sup> Siehe für einen Überblick *Teresa Orozco, Die Platon-Rezeption in Deutschland um 1933* (im folgenden zitiert: *Orozco, Platon-Rezeption*), in: *Ilse Korotin* (Hrsg.), „Die besten Geister der Nation“. Philosophie und Nationalsozialismus (Wien 1994) 141–185 (im folgenden zitiert: *Korotin, Beste Geister*).

<sup>57</sup> Siehe z. B. für einen kurzen Überblick *Martha Zapata, Die Rezeption der Philosophie Friedrich Nietzsches im deutschen Faschismus*, in: *Korotin, Beste Geister* 186–220 und ausführlicher: *Bernhard H. F. Taureck, Nietzsche und der Faschismus. Ein Politikum* (Leipzig 2000) im folgenden zitiert: *Taureck, Nietzsche*.



Entwicklung einer solchen verunmöglicht hätte, scheint mir übertriebene Erwartungen gegenüber dem Wesen der Philosophie zu implizieren.

### 4.3 Was hat es aber dann gegeben?

#### 4.3.1 Vorbemerkung

Wenn die deutsche Philosophie unter dem Nationalsozialismus inhaltlich nicht einheitlich war und sich eine hier und da propagierte „Deutsche Philosophie“ nicht allgemein durchgesetzt hat: Kann man die Philosophie im Nationalsozialismus dann vielleicht in anderer Hinsicht (wissenschaftssoziologisch, institutionell etc.) charakterisieren?

Ich glaube, daß dies der Fall ist, und möchte meine These den folgenden Belegen voranstellen: Es hat einen von verschiedenen NS-Aktivistinnen unter den Philosophen ausgefochtenen Konkurrenzkampf um die Führung in der eigenen Disziplin gegeben. Dieser Wettstreit beschränkte sich nicht auf die engeren Grenzen der Disziplin, sondern wurde mit der Perspektive auf weitergehenden Einfluß an den Universitäten im Zuge einer durchgreifenden Hochschulreform, des weiteren auch im gesamten Bildungswesen, ausgefochten.

Für das Folgende sind die Fragen leitend:

- Welche Vertreter des Fachs (mit welchem fachlichen und politischen Hintergrund in der Weimarer Republik bzw. schon früher) beteiligten sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme an diesem Wettrennen?
- Wie brachten sie dabei ihre eigene philosophische Programmatik ein (wenn sie es denn überhaupt taten)?
- Welche Pläne verfolgten sie insgesamt bei ihrem NS-Engagement?
- Welche Allianzen und Bündnisse gingen sie zur Durchsetzung ihrer Pläne mit einzelnen Führungsfiguren des Regimes bzw. den von diesen repräsentierten Institutionen ein?
- Wie weit kamen sie mit der Realisierung ihrer Programme?
- Wann und warum gaben die Verlierer dieser Konkurrenz auf?
- Was geschah mit den NS-Aktivistinnen in der Philosophie nach dem Kriegsende?

Die – noch nicht in allen Punkten vollständige – Antwort auf diese Fragen wird in einer Art Gruppenporträt gegeben. Dabei kommt es darauf an, nicht – wie das vielfach geschieht – nur die gedruckten Schriften der Akteure, sondern auch ihre ungedruckten Denkschriften und Programme zu berücksichtigen und diese dann mit ihren Taten zu konfrontieren, wie sie sich z. B. in den Archiven ihrer Hochschulen niedergeschlagen haben.

#### 4.3.2 Wer waren die NS-Philosophen?

Zunächst ist natürlich zu klären, wer denn überhaupt die NS-Aktivistinnen in der Philosophie waren. Die Antwort darauf ist nicht so leicht, wie man das vielleicht erhoffen würde. Es ist schon mehrfach hervorgehoben worden, daß die bloße Mitgliedschaft in der NSDAP bei Philosophen weder ein notwendiges noch ein hinreichendes Kriterium für deren Zugehörigkeit zur NS-Philosophie lieferte.

Es liegt stattdessen nahe, die Suche mit repräsentativen Selbstdarstellungen aus der Zeit des Nationalsozialismus selbst zu beginnen. In der Tat haben einige Philosophiehistoriker gegen Ende der NS-Diktatur versucht, einen Überblick über die Philosophie während der NS-Zeit zu geben. In Gerhard Lehmanns 1943 erschienenem Buch „Die deutsche Philosophie der Gegenwart“ schrumpft die Gruppe der NS-Philosophen auf drei Personen zusammen, die gemeinsam unter dem Titel „Politische Philosophie“ abgehandelt werden. Dabei wird zunächst behauptet, daß sich schon seit dem 19. Jahrhundert ein Prozeß der Nationalisierung der Philosophie abgespielt habe. Das Ergebnis dieses Vorgangs erscheint Lehmann paradox: Während nämlich alle anderen Länder wegen der deutschen Hegemonie in der Kultur und natürlich insbesondere in der Philosophie die Philosophie des deutschen Idealismus aufgenommen und sich anverwandelt hätten, sei umgekehrt gerade der deutschen Philosophie der Kontakt mit diesem ihrem Nährboden abhanden gekommen. Anders verhielte es sich dagegen mit der politischen Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Diese definiert Lehmann so: „Die politische Philosophie der Gegenwart ist ... der Ausdruck jener durch den Nationalsozialismus als völkisch-politische Bewegung allererst bewirkten Neuordnung unseres sozialen und staatlichen Gefüges.“<sup>58</sup>

Als Philosophen, die solcherart der neuen philosophischen Lage Ausdruck verliehen, benennt Lehmann im krönenden Schlußkapitel des „Aufbau“ betitelten dritten Teiles seines Buches außer dem NS-Ideologen Alfred Rosenberg die akademischen Philosophen Ernst Krieck, Alfred Baeumler und Hans Heyse.

Allerdings ist der in Lehmanns Buch geschilderte Stand schon sozusagen ein Zwischenergebnis eines Ausleseprozesses, der von einer breiteren Basis her begonnen hatte. Er umfaßt jene Personen nicht mehr, die unmittelbar nach 1933 noch dazuzuzählen gewesen wären und offenbar nicht lange vor diesem Datum zur NS-Bewegung übergelaufen waren. In diesem Sinne auch hatte der NS-Spezialist für Hochschulreform, der Historiker Ernst Anrich, in einem Schreiben an die Parteileitung unmittelbar nach der „Machtergreifung“ berichtet, es seien allein in der Philosophie an „besten Kräften“ bereits die Professoren Heidegger, Baeumler, Jaensch und Rothacker gewonnen worden<sup>59</sup>. Ob nun etwa Ernst Krieck in dieser Aufzählung nicht genannt wird, weil er schon vorher als NS-Aktivist bekannt war und insofern nicht erst „gewonnen“ werden mußte, und auch Heyse nicht, weil er entweder nicht zu den „besten Kräften“ gezählt wurde und/oder erst später zur NS-Bewegung stieß, kann hier unberücksichtigt bleiben: Den Psychologen Jaensch einmal beiseite lassend, sind Baeumler, Heidegger, Heyse, Krieck und Rothacker diejenigen NS-Philosophen, mit denen ich mich im folgenden näher beschäftigen werde<sup>60</sup>.

<sup>58</sup> *Gerhard Lehmann*, *Die deutsche Philosophie der Gegenwart* (Stuttgart 1943) 494.

<sup>59</sup> Siehe dazu *Helmut Heiber*, *Universität unterm Hakenkreuz*, Teil 1: *Der Professor im Dritten Reich. Bilder aus der akademischen Provinz* (München u. a. 1991) 418.

<sup>60</sup> Andere Aufzählungen aus der Zeit nach 1945, die allerdings ihre Auswahlkriterien nicht explizieren, kommen zu ähnlichen Namenslisten. *Leon Poliakov*, *Josef Wulf*, *Das Dritte Reich und seine Denker. Dokumente* (Berlin-Grünwald 1959) 263 ff. zum Beispiel nennen

Unter diesen fünf besonders im Sinne des Nationalsozialismus engagierten Philosophen befinden sich übrigens einige Vertreter jener Disziplinen, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts von der Philosophie abgespalten hatten: Baeumler und Krieck vertraten außer der Philosophie noch die Pädagogik, Rothacker außer der Philosophie noch die Psychologie. Nur Heidegger und Heyse waren sozusagen „reine“ Philosophen<sup>61</sup>. In Anbetracht der Grenzgänge zwischen der Philosophie und der von ihr sich abspaltenden neuen Disziplinen läge vielleicht die Frage nahe, ob das Bedürfnis, zur Etablierung oder Erhaltung ihrer noch jungen Disziplinen beizutragen, ein Motiv (unter vielen) gewesen sein könnte, sich dem Nationalsozialismus zuzuwenden. Diese Frage kann aber hier nicht weiter verfolgt werden.

Was die Quellen betrifft, auf denen die folgende Darstellung beruht, so ist zu sagen: Es trifft sich gut, daß für fast sämtliche Hochschulen, an denen diese Protagonisten aktiv waren<sup>62</sup>, Spezialdarstellungen – sei es für die gesamte Universität und / oder für die Philosophie bzw. Psychologie in der NS-Zeit – vorliegen<sup>63</sup>, so daß man einschlägige Recherchen nicht beim Nullpunkt beginnen muß.

im Kapitel „V. Philosophie“ mit der einzigen Ausnahme Heidegger schon alle oben Zitierten (allerdings auch einige, die man definitiv nicht als Philosophen ansprechen kann wie Carl Schmitt oder den Jenenser Rassenkundler Ernst Astel); vgl. damit die Angaben über „Philosophical Radicals“ in *Sluga*, Heidegger.

<sup>61</sup> Mit gewissem Recht könnte man auch noch den Marburger Psychologen Erich Jaensch und den Leipziger Soziologen Hans Freyer nennen. Darauf wird aber hier verzichtet. Siehe zu Freyer z. B. *Elfriede Üner*, Soziologie als „geistige Bewegung“. Hans Freyers System der Soziologie und die „Leipziger Schule“ (Weinheim 1992) und die dort angegebene Literatur. Zu Jaensch gibt es erst in neuester Zeit eine Veröffentlichung: *Ulrich Sieg*, Psychologie als „Wirklichkeitswissenschaft“. Erich Jaenschs Auseinandersetzung mit der „Marburger Schule“, in: *Winfried Speitkamp* (Hrsg.), Staat, Gesellschaft, Wissenschaft. Beiträge zur modernen hessischen Geschichte (Marburg 1994) 313–342.

<sup>62</sup> Es handelt sich um Bonn (Rothacker), Berlin (Baeumler), Frankfurt am Main (Krieck), Freiburg (Heidegger), Göttingen (Heyse) und Heidelberg (Krieck ab 1934).

<sup>63</sup> Es handelt sich um: *Hans-Paul Höpfner*, Die Universität Bonn im Dritten Reich. Akademische Biographien unter nationalsozialistischer Herrschaft (Bonn 1999) (Veröffentlichungen des Archivs der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 12) im folgenden zitiert: Höpfner, Universität Bonn, für die Universität Bonn; *Volker Gerhardt*, *Reinhard Mehring*, *Jana Rinder*, Berliner Geist. Eine Geschichte der Berliner Universitätsphilosophie. Mit einem Ausblick auf die Gegenwart der Humboldt-Universität (Berlin 1999) im folgenden zitiert: Gerhardt u. a., Berliner Universitätsphilosophie, für das Philosophische Seminar in Berlin; *Notker Hammerstein*, Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule. Band I: 1914 bis 1950 (Neuwied, Frankfurt a.M. 1989) für die Universität und *ders.*: Zur Geschichte des Philosophischen Seminars der Johann Wolfgang Goethe-Universität während des Dritten Reichs, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 39 (1989) 271–310, für das Philosophische Seminar in Frankfurt am Main sowie um eine Reihe von Darstellungen über Heidegger in Freiburg (siehe die Anmerkungen 1 und 81). Eine umfassendere Universitätsgeschichte für Berlin im Nationalsozialismus gibt es bisher noch nicht, für Freiburg und Heidelberg liegt sie bisher nur in Ansätzen vor.

### 4.3.3 Die NS-Philosophen: ein Gruppenporträt

Ich beginne mit der Frage, ob es Gemeinsamkeiten in der Biographie der NS-Philosophen gibt, die sie für ihren Aktivismus prädisponierte<sup>64</sup>. Dabei muß man sich allerdings vor der Vorstellung hüten, alle späteren NS-Aktivisten in der Philosophie seien durch die gleichen Erlebnisse und Erfahrungen zu Nationalsozialisten geworden.

Da ist zunächst ihr Geburtsdatum. Es fällt auf, daß – mit einer Ausnahme: Krieck, geb. am 6. 7. 1882 – alle um 1890 geboren wurden: Baeumler am 19. 11. 1887, Rothacker am 12. 3. 1888, Heidegger am 26. 9. 1889 und Heyse am 8. 3. 1891. Das mag man für einen belanglosen Zufall halten. Gemessen an der Geschichte des 20. Jahrhunderts ist es jedoch keiner. Denn die genannten jüngeren gehörten der Weltkriegsgeneration an, d.h. unter anderem: Sie hatten bereits ihr Studium begonnen und meist auch abgeschlossen, als der Erste Weltkrieg ihre akademische Karriere unterbrach. Mit einer Ausnahme (nämlich Heidegger, der einen ruhigen Schreibstubenjob bei der Postüberwachung in Freiburg erlangen konnte) machten sie den Krieg an der Front mit. Ihre akademische Laufbahn konnten sie – anders als wiederum Heidegger – so erst nach dem Ende des Weltkriegs mit der Habilitation zu Ende führen. Aber die Zugehörigkeit zur Weltkriegsgeneration allein disponierte noch nicht zu einem späteren Engagement in der NS-Bewegung. Denn andere Philosophen gehörten ebenfalls zur Generation der um 1890 Geborenen und mußten ebenfalls Studium und Karriere auf Grund des Weltkrieges unterbrechen, ohne sich später dem Nationalsozialismus anzuschließen. Man denke nur an Walter Benjamin, Rudolf Carnap, Helmuth Plessner und Hans Reichenbach. Differenzierend dürfte hier vor allem gewirkt haben, wie die deutsche Niederlage, der Übergang zur Republik und dann vor allem der Friedensvertrag von Versailles aufgenommen wurden.

Was wissen wir bisher über die politische Haltung der späteren NS-Philosophen bis etwa 1930? Das ist relativ wenig. Offenbar waren aber alle keine bekennenden Deutschnationalen wie viele aus der Generation der älteren Hochschullehrer der Philosophie, die sich seit 1917 in größerer Zahl in der „Deutschen Philosophischen Gesellschaft“ – sozusagen der „Vaterlandspartei“ in der Philosophie – gesammelt hatten. Erstaunlicherweise befinden sich unter den späteren NS-Philosophen sogar einige, die zeitweise mit dem politischen Linksliberalismus geliebäugelt zu haben scheinen. Das gilt gerade für diejenigen, die sich dann nach 1933 am stärksten im Sinne des Nationalsozialismus engagierten, nämlich für Krieck und Baeumler<sup>65</sup>.

Gab es vor 1933 irgendwelche sozusagen fachliche Gesichtspunkte, die besonders für den Nationalsozialismus disponierten?

<sup>64</sup> Den nützlichen Begriff der „Disposition“ hat neulich O. G. Oexle in die Debatte geworfen: *Otto Gerhard Oexle*, „Zusammenarbeit mit Baal“. Über die Mentalität deutscher Geisteswissenschaftler 1933 – und nach 1945, in: *Historische Anthropologie* 8 (2000) 1–27.

<sup>65</sup> Siehe dazu etwa: *Alfred Baeumler*, *Meine politische Entwicklung* (26. Mai 1948), in: *Marianne Baeumler*, *Hubert Brunträger*, *Hermann Kurzke* (Hrsg.), *Thomas Mann und Alfred Baeumler. Eine Dokumentation* (Würzburg 1989) 193–201, hier: 193 und 201.

Wenn man an dieser Stelle einmal ausnahmsweise Jaensch einbeziehen würde, läge das Ergebnis auf der Hand: Seit seiner turbulenten Berufung als Nachfolger Hermann Cohens 1912 nach Marburg war Jaensch in besonderer Weise gegen den „jüdischen“ Neukantianismus Marburger Prägung eingenommen, wie er durch seinen Vorgänger Cohen und seinen unterlegenen Konkurrenten im Wettbewerb um den Lehrstuhl Ernst Cassirer repräsentiert wurde. Und diesen Gefühlen hat er dann schon in der Weimarer Zeit immer mehr freien Lauf gelassen.

Dagegen wird man solche Einstellungen in den Schriften der meisten NS-Philosophen vergeblich suchen (mit Ausnahme Kriecks). Die Habilitationsschrift Heyses, eine durchgängig trockene wissenschaftliche Abhandlung, ist seinem – später von den Nazis entlassenen – akademischen Lehrer Richard Hönigswald gewidmet. In längeren Passagen werden dort die Schriften der von den Nazis später verfeimten Marburger Neukantianer zustimmend zitiert, ein Umstand, der später von NS-internen Gegnern Heyses zu seinen Ungunsten verwendet wurde.

Bei Heidegger vor 1933 veröffentlichte Spuren eines Antisemitismus oder gar seines sofort nach der „Machtergreifung“ öffentlich werdenden NS-Engagements aufzuspüren, wie es einige Kommentatoren versucht haben, ist offenbar ganz verfehlt. Dazu waren seine persönlichen und akademischen Kontakte zu seinen jüdischen Lehrern, Kollegen und Schülern viel zu ausgedehnt: Er widmete sein 1927 erschienen Hauptwerk „Sein und Zeit“ seinem akademischen Lehrer Edmund Husserl, hatte Ernst Löwith und Herbert Marcuse als Habilitanden und Werner Brock als Assistenten, von seinen persönlichen Beziehungen zu Hannah Arendt ganz zu schweigen.

Selbst Baeumler setzt sich noch am 30. November 1931 in einem Vortrag mit dem Titel „Die geistesgeschichtliche Lage im Spiegel der Mathematik und Physik“ vor der Dresdner Studentenschaft<sup>66</sup>, also im selben Jahr, als er Nietzsche für den Nationalsozialismus entdeckt hatte und mit Rosenberg und Hitler persönlich bekanntgeworden war, ausführlich und kompetent mit den zeitgenössischen wissenschaftlichen Krisen auseinander. Viele maßgebliche jüdische Vertreter der neuen Physik wie Einstein und Born und ihre wichtigsten „positivistischen“ Kommentatoren wie Carnap, Reichenbach und Moritz Schlick werden noch vorurteilsfrei und kenntnisreich kommentiert.

Um es zusammenfassend zu wiederholen: Rassistische Töne, wie sie im philosophischen Streit um Einstein damals schon seit einem Jahrzehnt in der Physik üblich waren, wird man in den Werken der späteren NS-Philosophen vor 1933 vergeblich suchen (wieder mit Ausnahme Kriecks). Wenn die genannten NS-Philosophen dann nach 1933 ihren Reden und Schriften antisemitische Töne beimischten, so taten sie es, weil sie ihre wahren Ansichten vor 1933 verheimlicht oder – wie Heidegger – nicht öffentlich geäußert hatten, aus purem Opportunis-

<sup>66</sup> Alfred Baeumler, Die geistesgeschichtliche Lage im Spiegel der Mathematik und Physik. Vortrag, gehalten vor der Studentenschaft Dresden, 30. 11. 1931, in: *ders.*: Männerbund und Wissenschaft (Berlin 1934) (im folgenden zitiert: *Baeumler*, Männerbund) 75–93.

mus gegenüber dem neuen Zeitgeist oder, weil sie ihre Meinungen nach 1933 tatsächlich geändert hatten.

Aus allen diesen Gründen ist die Frage, was genau die späteren NS-Philosophen vor 1933 zum Nationalsozialismus geführt hat, bis jetzt m. E. noch weitgehend offen. Einiges scheint dafür zu sprechen, daß unmittelbare persönliche Kontakte kurz vor 1933 zu diesem Engagement beigetragen haben. So schreibt Heyse etwa in seinem Entnazifizierungsverfahren nach 1945 von „langen freundschaftlichen Aussprachen, die ich im Frühjahr 1933 mit Herrn Prof. Dr. Martin Heidegger hatte“<sup>67</sup>. Die Frage ist daher ganz generell zu stellen: Kannten sich die späteren NS-Philosophen vielleicht schon vor 1933 oder bildeten sie gar eine *Gruppe*? Es ist ein Desiderat von einiger Wichtigkeit für die zukünftige Forschung, darauf eine Antwort zu finden.

Im folgenden werde ich die Angehörigen dieser Gruppe in der Reihenfolge durchgehen, in denen sie im Rennen um die Führerschaft in der deutschen Philosophie und um maßgeblichen Einfluß in der NS-Hochschulreform ausgeschieden sind. Mit anderen Worten: die hartnäckigsten und durchsetzungsfähigsten NS-Philosophen kommen erst am Schluß.

#### Erich Rothacker

Daß Rothacker, immerhin der Doktorvater von Jürgen Habermas und Karl-Otto Apel, überhaupt ein intensives NS-Engagement betrieben hat, war lange Zeit in Vergessenheit geraten. Das hat sich, vor allem dank des Beitrags von Thomas Weber<sup>68</sup> und des Dossiers von George Leaman<sup>69</sup>, neuerdings vor allem auch dank der Bonner Universitätsgeschichte von Hans-Paul Höpfner<sup>70</sup> mit ihren ausführlichen Abschnitten über Rothacker, inzwischen geändert. Was Rothackers akademische Karriere vor 1933 betrifft, so kann ich mich relativ kurz fassen, denn in ihr weist bis 1932 nichts auf sein dann öffentlich einsetzendes NS-Engagement hin. Der am 12. 3. 1888 geborene Rothacker war 1912 rechtzeitig vor Ausbruch des Weltkrieges mit einer für damalige Dissertationen ungewöhnlich umfangreichen und sorgfältigen Arbeit über Karl Lamprecht promoviert worden. Nach der Teilnahme am Ersten Weltkrieg setzte er seine Laufbahn 1921 mit der Habilitation „Logik und Systematik der Geisteswissenschaften“ in Heidelberg fort. Im Jahre 1924 wurde er dort zum Extraordinarius befördert und schließlich 1928 – also hinreichend weit vor 1933, um politischer Beförderungszufälle unverdächtig zu sein – zum Ordinarius in Bonn berufen. Gleichzeitig beendigte er seine Mitgliedschaft in der rechtsliberalen DVP.

Sein erstes Engagement für den Nationalsozialismus wurde mit der Unterzeichnung des Wahlaufrufs für Hitler im „Völkischen Beobachter“ vom 29. Juli

<sup>67</sup> Zitat nach *Dahms*, Lebensphilosophie 185.

<sup>68</sup> *Thomas Weber*, Arbeit am Imaginären des Deutschen. Erich Rothackers Ideen für eine NS-Kulturpolitik, in: *Wolfgang F. Haug* (Hrsg.), *Deutsche Philosophen 1933* (Hamburg 1989) (Argument Sonderband 165) 125–158; im folgenden zitiert: *Weber*, Imaginäres.

<sup>69</sup> *Leaman*, Gesamtüberblick.

<sup>70</sup> *Höpfner*, Universität Bonn.

1932 zur Reichspräsidentenwahl öffentlich. Dieser Wahlaufruf, der aus dem philosophischen Lager sonst nur von Baeumler, Carl August Emge, Jaensch und Krieck unterstützt wurde<sup>71</sup>, ist für die Haltung der Unterzeichner auch insofern aufschlußreich, als sie damit ihre Distanz zum deutschnationalen Lager deutlich machten, das sich hinter dem Kandidaten Hindenburg versammelt hatte. Ein halbes Jahr später trat Rothacker – diesmal als erster Philosophieordinarius – dem NS-Lehrerbund bei<sup>72</sup>. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten hatte Rothacker wegen seines frühzeitigen „outing“ zunächst beste Chancen: Er wurde schon am 15. April 1933 zum Leiter der Abteilung 7 (Volksbildung) in Goebbels Propagandaministerium berufen und war dort u. a. Verbindungsmann zur studentischen „Aktion wieder den undeutschen Geist“, die in den Bücherverbrennungen vom 10. Mai gipfelte<sup>73</sup>. Diese waren insofern keineswegs nur das Werk randalierender NS-Studenten, sondern auch dasjenige maßgeblicher Philosophieprofessoren wie Baeumler und eben Rothacker.

Außer in mehreren unveröffentlichten Denkschriften für das Propagandaministerium legte Rothacker seinen Standpunkt zur Umwälzung des Bildungswesens und speziell der Hochschule in einer Tagung des Pädagogisch-psychologischen Instituts in München vom 1. bis 5. August 1933 vor. In seinem Referat „Die Grundlagen und Zielgedanken der nationalsozialistischen Kulturpolitik“<sup>74</sup> grenzte er sich wiederholt von zeitgenössischen Reformvorschlägen wie denen von Adolf Rein und Hans Freyer mit ihren Forderungen nach einer Politisierung der Hochschule und entsprechenden Vorschlägen zur Gründung einer „politischen Fakultät“ (Rein) bzw. eines „politischen Semesters“ (Freyer) ab. Alle Politisierung im Sinne einer Beziehung der Hochschulen auf den deutschen Machtstaat hülfe nicht viel, wenn ihm nicht eine „Volkwerdung“ der Deutschen an die Seite träte mit dem Ziel, „dem deutschen Volke eine umfassende Kenntnis seines eigenen Wesens (Heimat, Geschichte, Geisteskultur, Physiognomie) zu vermitteln“<sup>75</sup>. Dieser im Winter 1933/34 durchzuführende „Reichsvolksdienst“ sollte sich allerdings nicht nur an die Universitäten richten, sondern die gesamten „Führer- und Amtswalterschichten der gesamten Beamtenschaft“<sup>76</sup> einbeziehen.

Indes ist aus diesen Plänen wie auch aus noch hochfliegenderen wie der Einrichtung von Reichsuniversitäten, von Führerschulen etc. nichts geworden. Dies lag aber nicht daran, daß Rothacker eine wachsende Skepsis gegenüber dem Nationalsozialismus ergriffen hätte, sondern ausschließlich daran, daß sich das Propagandaministerium nicht vom Erziehungsministerium unter Rust die nötigen Kompetenzen aneignen konnte<sup>77</sup>. Rothacker kehrte frustriert nach Bonn zurück,

<sup>71</sup> Siehe die Unterzeichnerliste in: *Leaman*, Gesamtüberblick 100.

<sup>72</sup> Ebd. 73, 100, 105.

<sup>73</sup> Angaben nach *Höpfner*, Universität Bonn 336 ff.; *Gerhard Sauder* (Hrsg.), *Die Bücherverbrennung zum 10. Mai 1933* (München 1983) 80 f.

<sup>74</sup> In: *Die Erziehung im nationalsozialistischen Staat* (Leipzig 1933) 15–37.

<sup>75</sup> Siehe zu Einzelheiten ebd. 30.

<sup>76</sup> Ebd. 20.

<sup>77</sup> *Höpfner*, Universität Bonn (1999) 338.

was aber einem weiteren NS-Engagement nicht im Wege stand. Er wurde im Herbst 1933 Dekan (und damit im Sinne der neuen Hochschulverfassung „Unterführer“) der Philosophischen Fakultät und übernahm auch zeitweise den Vorsitz beim deutschen Philologentag. Diese Aktivitäten hielten auch noch im Kriege an, als Rothacker in einem Vortrag in Paris im „Institut Allemand“ 1941 die besiegten Franzosen von den Vorzügen der deutschen Philosophie zu überzeugen trachtete<sup>78</sup>.

Wenn man sich fragt, ob überhaupt und gegebenenfalls wie stark Rothackers Engagement für den Nationalsozialismus und seine Vorschläge zur Bildungsreform sich in seiner Philosophie niedergeschlagen haben, so ist zu sagen, daß er derjenige aus der Reihe der NS-Philosophen war, der beide Komponenten seines Wirkens in der Nazi-Zeit am wenigsten miteinander verbunden hat. Zwar begegnen in seinen Schriften zur Hochschulreform gelegentlich einige seiner Philosopheme, wenn er etwa zur Untersuchung der kulturellen und politischen „Lebensstile“ der verschiedenen Völker (darunter aber eben nicht nur des deutschen) aufruft. Aber dies geschieht unter anderem auch beim internationalen Kulturvergleich und soll dort klären helfen, welche Faktoren für das Erblühen oder auch den Untergang von Kulturen kausal waren. Ein solches Programm erinnert sehr viel mehr an Oswald Spengler als an die eigentliche NS-Ideologie. Es verwundert deshalb auch nicht, daß Rothacker seine stärksten Verbeugungen vor dem NS-Staat, die er im letzten Kapitel seiner unter Baeumlers Ägide herausgebrachten „Geschichtsphilosophie“ untergebracht hatte<sup>79</sup>, bei deren Neuerscheinen nach 1945 kommentarlos streichen konnte.

Rothacker war der einzige explizite NS-Philosoph (im oben angegebenen Sinn), der seine Karriere nach 1945 nach kurzer entnazifizierungsbedingter Pause anstandslos fortsetzen konnte<sup>80</sup>. Ihm scheint zugute gekommen zu sein, daß er als erster aus dem nach 1933 einsetzenden Rennen um die Führung in der deutschen Philosophie ausgeschieden war.

### Martin Heidegger

Zum Thema „Heidegger und der Nationalsozialismus“ ist in den letzten Jahren wesentlich mehr veröffentlicht worden als über alle sonstigen hier untersuchten NS-Philosophen sowie die deutschsprachige Philosophie im Nationalsozialismus zusammen. Die einschlägige Heidegger-Literatur umfaßt gut ein Dutzend Monographien, eine ähnliche Zahl von Sammelbänden und buchstäblich Hunderte von Artikeln in wissenschaftlichen und sonstigen Zeitschriften<sup>81</sup>. Das ist insofern kein

<sup>78</sup> *Erich Rothacker*, Schopenhauer et Nietzsche. Poètes et Penseurs, in: Cahiers de l'Institut Allemand (Paris 1941).

<sup>79</sup> Siehe für eine genauere Analyse dieser und ähnlicher Passagen: *Weber*, Imaginäres.

<sup>80</sup> Heidegger wurde nur eine kurze Rehabilitation ein Jahr vor seiner Emeritierung zuteil. Danach durfte er dann allerdings noch jahrzehntelang eine große Vorlesungstätigkeit entfalten. Alle übrigen aus der hier betrachteten Gruppe kehrten nie an eine Hochschule zurück.

<sup>81</sup> Siehe z. B. die umfangreiche Bibliographie von: *Pierre Adler*, A Chronological Bibliography of Heidegger and the Political, in: *Marcus Brainard* et al. (ed.), Heidegger and the Poli-



Wunder, als viele Philosophen und andere Geistesschaffende entdecken mußten, daß derjenige Philosoph, den sie für einen der oder sogar den bedeutendsten des 20. Jahrhunderts gehalten hatten, sich so weit mit dem Nationalsozialismus eingelassen hatte.

Obwohl noch einiges zum Thema zu untersuchen und zu veröffentlichen bliebe, muß dies in unserem Zusammenhang unterbleiben. Ich beschränke mich auf einige Bemerkungen, die den Vergleich und die Interaktionen Heideggers mit den übrigen hier behandelten NS-Philosophen zum Ziel haben. Der am 26. 9. 1889 geborene Heidegger durchlief eine zunächst nicht außergewöhnliche Philosophenkarriere. Nach Promotion und Habilitation 1915 (also zu Beginn des Ersten Weltkriegs, in dem ihm als einzigem aus der Gruppe der späteren NS-Philosophen der Frontdienst erspart blieb) wurde er 1923 zum Extraordinarius in Marburg und 1928 zum Nachfolger seines prominenten philosophischen Lehrers und Förderers Edmund Husserl in Freiburg berufen. Obwohl Heidegger bereits seit den frühen 20er Jahren der Ruf eines fesselnden akademischen Lehrers voraus-eilte, ist sein großer Durchbruch doch erst mit seinem epochemachenden, 1927 veröffentlichten Buch „Sein und Zeit“ zu datieren. Es folgten noch vor 1933 die Bücher „Was ist Metaphysik“ und sein Kantbuch, das man als Reaktion auf die berühmte Kontroverse mit Ernst Cassirer im Frühjahr 1929 in Davos betrachten muß. Dabei ging es zwar zunächst um die akademische Frage der richtigen Kant-Interpretation, implizit aber auch um die Frage der geistigen Führungsrolle in der deutschen Philosophie der Zeit.

Wer in Heideggers Vita bis zu den frühen 30er Jahren nach Spuren seines späteren spektakulären NS-Engagements sucht, wird kaum fündig werden. Versuche, ihm schon für seine Jugendjahre einen vehementen Antisemitismus anzudichten, sind fehlgeleitet. In „Sein und Zeit“ wird Anzeichen entsprechender Tendenzen nur der entdecken können, der mit den in den 20er Jahren sozusagen marktüblichen Tönen unter den deutschen Philosophen und Akademikern nicht vertraut ist. Für Heideggers Haltung noch zu Beginn der 30er Jahre ist bezeichnend, daß er als Assistenten den „Nichtarier“ Werner Brock<sup>82</sup> dem „Arier“ Eduard Baumgarten vorzog, offenbar nur deshalb, weil der über Max Weber neukantianisch beeinflußte Baumgarten sich nicht in seine Kant-Interpretation fügen wollte.

tical, in: Graduate Faculty Philosophy Journal, New School for Social Research 14, No.2/ 15, No.1 (1991) 581–611. Sie ist besonders wertvoll, weil sie die Literatur von 1933 bis 1991 chronologisch anordnet und damit auch einen Eindruck von den verschiedenen Konjunkturen des Themas ermöglicht.

<sup>82</sup> Brock ist übrigens einer der wenigen vor 1933 habilitierten und nach 1933 entlassenen Philosophen, die bei *Leaman*, Gesamtüberblick fehlen – ein anderer ist der nb. ao. Prof. Otto Janssen (geb. 8. 7. 1886), der an der Universität Münster nach § 3 entlassen wurde. Weiter fehlen konzeptionsbedingt bei *Leaman* 17 an Technischen Hochschulen tätige Philosophen – so auch Walter Dubislav (Berlin) oder Theodor Lessing (Hannover), die entlassen bzw. ermordet (Lessing) wurden, wie aus einer noch vorläufigen Gesamterhebung von Klaus Sommer hervorgeht.

Heidegger war Brock nach seiner Entlassung 1933 übrigens lediglich mit einem Empfehlungsschreiben für seine Emigration nach England behilflich.

So bleibt nur die Antwort, daß man Heideggers politisches Interesse später ansetzen und anders erklären muß. Offenbar ist es zunächst das Eingehen auf Wünsche seiner begeisterten und – wie damals fast überall an den deutschen Universitäten – weit rechts stehenden Studenten gewesen, das ihn in Seminaren Ernst Jüngers „Der Arbeiter“ durcharbeiten ließ, eine für heutige philosophische Seminare schwer nachvollziehbare Entscheidung. Zudem scheint Heidegger im Zuge dieser Beschäftigung auch Kontakte zu anderen ähnlich denkenden Hochschullehrern gesucht und gefunden zu haben. Dabei hat man nicht nur an Philosophen im engeren Sinne wie etwa – den noch darzustellenden – Königsberger Hans Heyse, sondern auch an den aus dem Kreis um Edmund Husserl stammenden und philosophisch angehauchten Göttinger Germanisten Friedrich Neumann zu denken, die dann nach 1933 als Hochschulrektoren eine nationalsozialistische pressure-group innerhalb des Hochschulverbandes bildeten. Dieser ganze Komplex personeller Einflußnahmen und Vernetzungen vor 1933 bedarf aber dringend noch weiterer Untersuchungen, bei denen man allerdings hauptsächlich auf die – außerordentlich schwer zugänglichen – unveröffentlichten Korrespondenzen angewiesen wäre.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme entfaltete Heidegger – zumindest bis zur resignierenden Amtsniederlegung als Freiburger Rektor – ein öffentliches nationalsozialistisches Engagement, das das der sämtlichen übrigen NS-Philosophen schon in seinem Umfang – und nicht nur wegen des Aufsehens, das mit seiner Prominenz verbunden war – weit übertraf<sup>83</sup>. Besonders sticht daraus seine Antrittsrede als Rektor hervor, in der er eine Trias studentischer Dienste (Arbeits-, Wehr- und Wissensdienst) als Gebot der Stunde verkündete und mit dem legitimatorischen Hintergrund seiner Metaphysik versah. Diese oft analysierte Rede hat man in der Tat als die intensivste Verbindung von Heideggers NS-Aktivismus mit seiner Philosophie zu werten. Jedoch wird das Kopplungsglied von den Kommentatoren durchweg falsch lokalisiert: Die Trias der „Dienste“ hat nichts mit ständischen Gliederungen zu tun, wie man sie in Platons „Staat“ vorfinden kann, sondern ist ganz schlicht eine Reaktion – und zwar eine positive – auf das erst kurz vorher verkündete preußische Studentenrecht, das Arbeits-, Wehr- und Wissensdienst für alle Studenten verbindlich machte.

Heidegger, der an der Ausarbeitung dieses Studentenrechts in keiner Weise beteiligt gewesen war, hatte sich zur Vorbereitung seiner Rede über einen Mittelsmann das Besprechungsprotokoll der ministeriellen Verhandlungen in Berlin geben lassen<sup>84</sup>. Die Verbindung zwischen Nationalsozialismus und Heideggers Metaphysik in der Selbstbehauptungsrede stellt durchaus den Versuch einer Amalgamierung beider Elemente dar. Während die Hervorhebung von Arbeits- und Wehrdienst nur nachträglich legitimiert, was schon zuvor von der Kultusverwal-

<sup>83</sup> Siehe *Martin Heidegger, Reden und andere Zeugnisse eines Lebensweges* (Gesamtausgabe, I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976, Bd. 16, Frankfurt a.M. 2000) im folgenden zitiert: *Heidegger, Zeugnisse*, für die bisher vollständigste Sammlung der einschlägigen Texte.

<sup>84</sup> Ebd. 119 und 789, Nr. 53.

tung dekretiert worden war, ist Heideggers Thematisierung des Wissensdienstes der Versuch, in die noch am wenigsten festgelegte Komponente mit seiner eigenen Philosophie einzudringen und sie für den gesamten Hochschulbereich verbindlich zu machen.

Auf Heideggers praktischen Aktivismus in diesem Zusammenhang braucht hier nicht im einzelnen eingegangen zu werden. Offenbar hat er dabei den Versuch unternommen, sich bündnispolitisch auf seine pressure-group im Hochschulverband zu stützen, sich als Aushängeschild der badischen Hochschulverwaltung zu gerieren und sich im übrigen auf seine Prominenz zu verlassen.

Er selbst und seine Verteidiger haben seinen Rücktritt vom Rektorat als Einsicht in einen vorübergehenden Irrtum hinstellen wollen. Indes ist seit längerem schon klar, daß seine NS-Begeisterung während des Dritten Reichs nie aufgehört hat und daß er sich vom Nationalsozialismus im Ganzen wie von seinen eigenen Taten in dieser Zeit nach 1945 nie distanziert hat. In Wahrheit beruht sein Ausscheiden aus dem Rennen um die Führung in der deutschen Philosophie und in der gesamten deutschen Geisteswelt *nicht* auf eigener besserer Einsicht, sondern auf der Entscheidung der badischen Kultusverwaltung, die Kooperation mit dem ihr zu radikal erscheinenden Philosophen zu beenden.

Bestes Indiz dafür, daß Heidegger auch nach seinem vorgeblichen „Irrtum“ weiterhin dem System verbunden blieb, ist sein fortdauerndes Interesse an der von ihm umfangreich kommentierten Einrichtung einer reichsweiten „Dozenten-schule“ gewesen<sup>85</sup>. Auch seine beleidigte Ablehnung, mit der deutschen Philosophendelegation zum Internationalen Philosophenkongreß am Rande der Weltausstellung 1937 nach Paris zu reisen, zeigt, daß ihm nicht die Fahrt als solche mißfiel, sondern der Umstand, daß er nicht an der Vorbereitung der Reise beteiligt worden und nicht als Führer der Delegation (und mithin der deutschen Philosophie) vorgesehen war. Dort wäre es ihm nämlich darauf angekommen, den von den Franzosen nach seiner Ansicht geplanten „Vorstoß der liberal-demokratischen Wissenschaftsauffassung“ zu parieren<sup>86</sup>.

### Hans Heyse

Führer dieser Delegation war nun ein Mann, der heute so weitgehend in Vergessenheit geraten ist, daß über ihn und sein prononciertes NS-Engagement bislang nicht einmal eine einzige auch noch so kleine Veröffentlichung existiert<sup>87</sup>. Ich meine Hans Heyse, der 1937 nicht nur als Leiter der Pariser Delegation, sondern auch als Herausgeber der wichtigsten deutschen philosophischen Zeitschrift, der „Kant-Studien“, und zudem als Gründer einer „Akademie der Wissenschaften des NS-Dozentenbundes“ in Göttingen auf dem Gipfelpunkt seiner akademisch-politischen Karriere angekommen war.

<sup>85</sup> Ebd. 308–314.

<sup>86</sup> Ebd. 347.

<sup>87</sup> Einige Bemerkungen zu Heyses Berufung nach Göttingen, seine Tätigkeit dort und seine Entnazifizierung finden sich in: *Dahms*, Lebensphilosophie.

Der am 8. 3. 1891 in Bremen geborene Heyse ist der jüngste in der Gruppe der führenden NS-Philosophen. Als solcher mußte er im Ersten Weltkrieg nicht nur eine akademische Karriere, sondern sogar sein Studium unterbrechen. Er beendete es erst 1921 mit einer Promotion in der neutralen Schweiz (Bern), wohin ihn angeblich der französische (und zudem jüdische) Philosoph Henri Bergson aus Heyses französischer Kriegsgefangenschaft vermittelt hatte. Im Jahre 1925 habilitierte sich Heyse, der im übrigen auch intensive Kontakte zum Berliner Kreis um den Philosophen Aloys Riehl unterhielt, mit einer Schrift „Der Begriff der Ganzheit und die Kantische Philosophie“ in Breslau. Das 1927 erschienene und seinem dortigen Lehrer und Förderer Richard Hönigswald gewidmete Werk bewegt sich noch ganz in den Bahnen des Neukantianismus und bezieht sich positiv nicht nur auf den „Nichtarier“ Hönigswald, sondern auch auf eine ganze Reihe anderer von den Nationalsozialisten entlassener Neukantianer wie etwa Ernst Cassirer<sup>88</sup>. Noch kurz vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde Heyse dann auf den Kant-Lehrstuhl nach Königsberg berufen. Dort entfaltete er – seit Oktober 1933 vor allem als Rektor und damit nach dem neuen Universitätsrecht auch als „Führer“ dieser Hochschule – ein umfangreiches NS-Engagement.

Was Heyse dorthin geführt hat, ist bisher weitgehend im dunkeln. Offenbar hat ihn der Erste Weltkrieg besonders betroffen. Er leistete nicht nur Kriegsdienst an der Front und geriet dann in eine lange französische Kriegsgefangenschaft, sondern widmete seine Dissertation auch seinem gefallenem Bruder. Zwischen seiner Promotion in Bern und seiner Habilitation in Breslau arbeitete er dort kurze Zeit in der Demobilisierungskommission und wird dort die wirtschaftlichen Folgen des Versailler Friedensvertrages besonders nah verfolgt haben. Aber das kann nur ein allgemeiner Motivationshintergrund gewesen sein. Denn ein eigentliches Interesse am Nationalsozialismus läßt sich bei ihm erst seit Beginn der 30er Jahre feststellen. Wichtig war dabei offenbar die Bekanntschaft und der Austausch mit anderen ähnlich gesonnenen Philosophen. Dazu schrieb Heyse in seinem Entnazifizierungsverfahren: „In der schwierigen Situation der modernen Welt, insbesondere Deutschlands nach 1914, kam 1933 der Nationalsozialismus als eine zwar noch unklar ausgeprägte, aber vielversprechende Bewegung zur Herrschaft. In langen freundschaftlichen Aussprachen, die ich im Frühjahr 1933 mit Herrn Prof. Dr. Martin Heidegger hatte, kamen wir zu der Überzeugung, daß diese Bewegung in irgendeinem Sinne für Deutschland schicksalhaft sein würde, und daß alles davon abhing, in ihr einen geistigen und ethischen Kern zu schaffen.“<sup>89</sup>

Heyse ist nun einer derjenigen NS-Philosophen gewesen, die sich tatsächlich an einer Art philosophischer Grundlegung des Nationalsozialismus versucht haben. Seine ziemlich wolkige Königsberger Rektoratsrede<sup>90</sup> enthält dazu noch wenig

<sup>88</sup> Dies sind Umstände, die Heyses späteres Engagement für den Nationalsozialismus als Konjunkturreiterei erscheinen ließen und von seinen Widersachern auch gegen ihn benutzt wurden.

<sup>89</sup> Zitat nach *Dahms*, *Lebensphilosophie* 185.

<sup>90</sup> *Hans Heyse*, *Die Idee der Wissenschaft und die deutsche Universität*. Rede, gehalten bei

Aufschlußreiches und Konkretes. Aber sein 1934 erschienenes umfangreiches Buch „Idee und Existenz“, das vermutlich schon vor 1933 begonnen wurde und ohne die nationalsozialistische Machtübernahme wohl nur eine eigentümliche Mischung aus Existentialontologie im Heideggerschen Sinne und Platonexegese vorgeführt hätte, steht nun ganz im Banne des Nationalsozialismus.

Das Neue an Heyses Buch war die direkte Parallelisierung der griechischen Vergangenheit mit der unmittelbaren deutschen Gegenwart: Was Platon in seiner „Politeia“ lediglich habe verkünden und fordern können, das habe Hitler mit der Gründung eines „Germanischen Reiches deutscher Nation“ verwirklicht. Zwar beanspruchte Heyse im Entnazifizierungsverfahren, es sein nicht sein Ziel gewesen, „eine gegebene Ideologie zu rechtfertigen, sondern umgekehrt, die Ideen allererst zu begründen, durch die die nationalsozialistische Bewegung geistigen und geschichtlichen Rang hätte gewinnen können“<sup>91</sup>, aber wegen der Nähe seines Werks zum Nationalsozialismus ist es doch keineswegs Zufall, wenn Lehmann in seinem zeitgenössischen Überblickswerk nur ihn zusammen mit Baeumler und Krieck in die Riege der „politischen Philosophen“, will sagen: der Nazi-Ideologen in der Philosophie, einordnete.

Heyse machte im Nationalsozialismus rasch Karriere: Rektor in Königsberg im Herbst 1933 und Herausgeber der „Kant-Studien“ im Sommer 1935. Dann wurde er in einem „Berufungsverfahren“, das allen akademischen Regeln hohn sprach, gegen den ausdrücklich erklärten Willen der dortigen Philosophischen Fakultät nach Göttingen berufen<sup>92</sup>. Der nächste Schritt in seiner philosophisch-politischen Karriere zeigt am deutlichsten Heyses Bündnisstrategie: Als er eine „Akademie der Wissenschaften des NS-Dozentenbundes“ aus der Taufe hob, gab er damit nicht nur seine Gegnerschaft zur traditionellen Göttinger „Gesellschaft der Wissenschaften“ zu erkennen, sondern auch seine Loyalität zur Führungsspitze des Dozentenbundes in dessen Münchener Zentrale im „Braunen Haus“. Auf die pompöse Eröffnung der Akademie in Anwesenheit des Reichsdozentenbundesführers Schultze folgte nur kurze Zeit später der Gipfelpunkt in Heyses Karriere: Er wurde Leiter der deutschen Delegation beim 7. Internationalen Philosophie-Kongreß 1937 in Paris<sup>93</sup>.

Doch danach begann schon Heyses Abstieg: Seine Akademie wollte nicht so recht florieren und stellte schon vor Kriegsbeginn ihren Sitzungsbetrieb ein. Sodann wurde Heyse – im Zuge von feindseligen Überkreuzbegutachtungen in Promotionsangelegenheiten – in eine ständig eskalierende Konfrontation verwickelt, die ihn schließlich in Gegnerschaft zu dem Mann brachte, der nicht nur die philosophische, sondern auch den Großteil der akademischen Szene überhaupt zu do-

der feierlichen Übernahme des Rektorates der Albertus-Universität zu Königsberg Pr., am 4. Dezember 1933 (Königsberg 1934).

<sup>91</sup> Zitat nach *Dahms*, *Lebensphilosophie* 186.

<sup>92</sup> Ebd. 187.

<sup>93</sup> Siehe *Leaman*, *Gesamtüberblick*; dort den Eintrag „Heyse“. Es wäre eine lohnende Aufgabe, die deutschen Delegationen und ihre Aktivitäten bei den internationalen Kongressen 1934 in Prag und 1937 in Paris miteinander zu vergleichen.

minieren begann: Alfred Baeumler. Trotz einer kurzen Auferstehung als Mitherausgeber der – zwischen 1937 und 1941 eingestellten – „Kant-Studien“ hat sich Heyse nicht wieder von diesem Rückschlag erholen können.

Noch ein kurzer Blick auf sein Leben nach Kriegsende: Nach 1945 sah es so aus, als sei Heyse gänzlich aus der akademischen Welt verschwunden: Er wurde an keiner Universität mehr „wiederverwendet“ und hat offenbar auch keinen Versuch mehr unternommen, durch Veröffentlichungen auf sich aufmerksam zu machen.

#### Ernst Krieck und Alfred Baeumler

Krieck und Baeumler sind die beiden ältesten aus der hier betrachteten Gruppe der NS-Philosophen: Ihr Geburtsdatum liegt allerdings etwas mehr als fünf Jahre auseinander (mehr als das Baeumlers und der übrigen jüngeren zusammen). Sie waren auch die beiden, die nach 1933 im Wettbewerb um die Führung in der deutschen Philosophie als letzte im Rennen blieben. Trotz dieser Gemeinsamkeiten kann man sich ihren Werdegang bis etwa 1930 kaum unterschiedlicher vorstellen.

Der am 6. 7. 1882 geborene Krieck absolvierte nach dem Gymnasium ein Volksschullehrerseminar. Einen weitergehenden Abschluß (etwa Promotion und Habilitation an einer Universität) hat er nie gemacht. Von 1900 an war er als Volksschullehrer tätig. Schon vor dem Ersten Weltkrieg profilierte er sich als Verfasser pädagogischer und philosophischer Schriften und griff auch gelegentlich in aktuelle geistige Kontroversen ein. Sein schriftstellerisches Engagement brachte ihm 1923 einen Ehrendoktor der Universität Heidelberg ein, und dort soll er auch damals als Kandidat für gleich zwei verschiedene Professuren im Gespräch gewesen sein<sup>94</sup>. Einen Ruf auf einen pädagogischen Lehrstuhl an der Universität Dresden soll er abgelehnt haben<sup>95</sup>. Beflügelt von diesen schönen Erfolgen, ließ Krieck sich vom Schuldienst beurlauben, um sich intensiver seinen Werken widmen zu können. Diese Arbeit schlug sich zu Beginn des Jahres 1928 in einem Ruf an die neu gegründete pädagogische Akademie in Frankfurt am Main nieder. Bezeichnend daran ist, daß diese Berufung nicht etwa von einem Nationalsozialisten ausgesprochen wurde, sondern vom linksliberalen preußischen Kultusminister Carl Heinrich Becker, ein Umstand, der sowohl die Kommentatoren Kriecks im Nationalsozialismus in Verlegenheit setzte<sup>96</sup> als auch den Anhängern Beckers später Kopfzerbrechen bereitet haben dürfte. Jedenfalls begann Krieck ein erkennbares Engagement für den Nationalsozialismus erst, nachdem ihm die linksorientierte preußische Regierung eine größere Wirkungsmöglichkeit mit diesem Ruf verschafft hatte.

<sup>94</sup> So Birgit Vezina, „Die Gleichschaltung“ der Universität Heidelberg (Heidelberg 1982) 133, Anm. 541.

<sup>95</sup> So Willi Kunz, Ernst Krieck. Leben und Werk (Leipzig 1942) 11.

<sup>96</sup> Sein Schüler Kunz (ebd.) spricht etwa davon, daß man den unbequemen Krieck durch diesen „geschickten Schachzug“ habe aus der öffentlichen Diskussion herausnehmen und zur Zurückhaltung verpflichten wollen.

Das brachte ihm, im Anschluß an bekanntgewordene aufrührerische Reden bei einer Sonnenwendfeier, ein Disziplinarverfahren und 1932 eine Strafversetzung an die Pädagogische Akademie in Dortmund ein. Krieck ließ nun alle Rücksichten auf die Fortsetzung einer akademischen Karriere beiseite und gerierte sich nun – vor allem mit seinem umfangreichen, 1932 veröffentlichten Werk „Nationalpolitische Erziehung“ im Rücken – als der geborene Philosoph und Pädagoge des Nationalsozialismus.

Ganz anders dagegen, nämlich in den üblichen akademischen Bahnen, verlief bis zu diesem Zeitpunkt die Karriere Baeumlers. Der am 19. 11. 1887 in Neustadt bei Friedland (Siebenbürgen) Geborene durchlief ordnungsgemäß ein Philosophiestudium und schloß dies wenige Tage vor Ausbruch des Weltkriegs am 17. Juli 1914 mit der Promotion ab. Seine schulmäßige, aber ungewöhnlich kurze Dissertation war dem „Problem der Allgemeingültigkeit in Kants Ästhetik“ gewidmet<sup>97</sup>. Darin vertrat er den Standpunkt, daß man die Allgemeingültigkeit von ästhetischen Geschmacksurteilen weder durch eine Übereinstimmung der Urteilenden erwarten noch ganz auf sie verzichten dürfe. Vielmehr handele es sich dabei um eine Aufgabe für die Zukunft<sup>98</sup>. Wie diese Aufgabe angesichts der schon damals und dann erst recht nach dem Kriegsende weit auseinanderdriftenden künstlerischen Richtungen und ästhetischen Doktrinen angegangen oder gar gelöst werden sollte, gibt Baeumler nicht an.

Als er – u. a. nach vierjährigem Kriegsdienst – seine akademische Karriere als Kandidat seines (nach 1933 als „Nichtarier“ entlassenen) akademischen Lehrers Max Dessoir mit einer Habilitationsschrift über „Die Idee der Transzendenz in der Geschichte der neueren Philosophie“ fortsetzen will, wird ihm die Zulassung an der Berliner Universität (wegen mangelnder Griechischkenntnisse!) verweigert<sup>99</sup>. Nun weicht Baeumler an die Technische Hochschule nach Dresden aus, wo er nach erfolgreicher Habilitation im Jahre 1924 drei Jahre später zum Extraordinarius und 1929 zum Ordinarius befördert wird. Inzwischen hat sich Baeumler durch die Veröffentlichung von Werken vornehmlich zur Ästhetik und Geschichte der neueren deutschen Philosophie soweit bekanntgemacht, daß ihm auch größere Editionen (etwa die der Werke Nietzsches im Kröner-Verlag) und schließlich sogar die Mitherausgeberschaft des prestigereichen „Handbuchs der Philosophie“ übertragen werden.

Was ihn nach seiner nachträglichen Selbstdarstellung am meisten in die Arme seiner eigentlichen „geistigen Gegenspieler“ getrieben habe (nämlich in die der Vertreter des Irrationalismus und schließlich in die der Nationalisten), das sei die feindselige Reaktion Thomas Manns auf Baeumlers Vorwort zu einer Ausgabe von Werken Bachofens gewesen. Diese Verteidigungslinie, die heutzutage noch

<sup>97</sup> Alfred Baeumler, Das Problem der Allgemeingültigkeit in Kants Ästhetik (Diss. phil. München 1915).

<sup>98</sup> Ebd. 44f.

<sup>99</sup> Gerhardt u. a., Berliner Universitätsphilosophie 292.

von seiner Witwe weitergetrieben wird<sup>100</sup>, kann nicht so recht überzeugen, weil ihre Verallgemeinerung ergeben würde, daß man, statt sich gegen eine falsche politische Charakterisierung (oder auch Vereinnahmung) zur Wehr zu setzen, mehr oder weniger gezwungen wäre, sich so zu verhalten, als müßte man sie nachträglich – im Sinne einer Art von selffulfilling prophecy – wahrmachen.

Sein 1931 veröffentlichtes Buch „Nietzsche. Der Philosoph und Politiker“<sup>101</sup> trug Baeumler die Aufmerksamkeit höchster nationalsozialistischer Würdenträger ein<sup>102</sup>. So durfte er im selben Jahr die Bekanntschaft Hitlers und Rosenbergs machen und trat – wenngleich offenbar nach anfänglichem Zögern – auch dessen „Kampfbund für deutsche Kultur“ bei. Anders als Krieck zog es der akademisch durchaus wohletablierte Baeumler allerdings vor, sich mit seinem allmählich verstärkenden Engagement für die Sache des Nationalsozialismus vor 1933 noch bedeckt zu halten: Er trat erstaunlicherweise erst am 1. Mai 1933 der NSDAP bei.

Nach 1933 war die große Zeit jener Philosophen gekommen, die sich frühzeitig für den Nationalsozialismus engagiert hatten, allen voran Krieck und Baeumler. So wurden beide und zwar jeweils in Verfahren, die die bis dahin üblichen akademischen Regeln krass verletzten und auf die völlige Übergehung der akademischen Selbstverwaltung hinausliefen<sup>103</sup>, in Schlüsselpositionen an die Universitäten Frankfurt (Krieck) bzw. Berlin (Baeumler) berufen. Von da aus konnte Krieck dann im Handstreichverfahren das Rektorat übernehmen, während Baeumler mit einem neugeschaffenen „Institut für politische Pädagogik“ ausgestattet wurde. Auf ihre weitere politisch-administrative Karriere im Nationalsozialismus braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden, weil dies in der Literatur schon oft genug geschehen ist. Stichwortartig seien nur genannt: Krieck wird 1934 – als Nachfolger des Hauptes der südwestdeutschen Schule des Neukantianismus Heinrich Rickert – nach Heidelberg berufen, übernimmt dort auch später einige seinem Engagement entsprechende herausgehobene Positionen wie die des Gaudozentenbundführers und schließlich des Führer-Rektors, ehe er beide 1938 „aus gesundheitlichen Gründen“ – tatsächlich aufgrund eines von Reinhard Heydrich unterbundenen Konflikts mit dem Rassepolitischen Amt<sup>104</sup> – wieder niederlegt. Es folgt seine letzte große Auseinandersetzung mit Alfred Baeumler.

Dieser hat sich schon am 10. Mai 1933, dem Tage der Bücherverbrennungen, besonders hervorgetan, als er die NS-Studenten mit seiner Antrittsrede als Berliner Professor zur „Aktion gegen den undeutschen Geist“ losschickte: „Sie ziehen

<sup>100</sup> Siehe *Marianne Baeumler, Hubert Brunträger, Hermann Kurzke* (Hrsg.), *Thomas Mann und Alfred Baeumler. Eine Dokumentation* (Würzburg 1989).

<sup>101</sup> *Alfred Baeumler, Nietzsche. Der Philosoph und Politiker* (Leipzig 1931); vgl. damit seinen Aufsatz: Nietzsche und der Nationalsozialismus, in: *Studien zur deutschen Geistesgeschichte* (Berlin 1937) 281–294.

<sup>102</sup> Und dies, obwohl er nach den Worten Taurecks einen „Hitlerismus ohne antisemitischen Rassismus“ zu propagieren suchte. Siehe *Taureck, Nietzsche* 127.

<sup>103</sup> Siehe für Baeumler: *Leske, Philosophen* 213, und für Krieck: *Hammerstein, Universität Frankfurt*. Heyse wurde 1936 übrigens ebenfalls unter Umgehung der Fakultät nach Göttingen berufen.

<sup>104</sup> *Leaman, Gesamtüberblick* 56.



jetzt hinaus, um Bücher zu verbrennen, in denen ein uns fremder Geist sich des deutschen Wesens bedient hat, um uns zu bekämpfen. Auf dem Scheiterhaufen, den sie errichten, werden nicht Ketzer verbrannt. Der politische Gegner ist kein Ketzer, ihm stellen wir uns im Kampfe, er wird der Ehre des Kampfes teilhaftig. Was wir heute von uns abtun, sind Giftstoffe, die sich in der Zeit einer falschen Duldung angesammelt haben. Es ist unsere Aufgabe, den deutschen Geist in uns so mächtig werden zu lassen, daß sich solche Stoffe nicht mehr ansammeln können. Wir dürfen nicht auf Verbote bauen. Aus uns selber heraus müssen wir den undeutschen Geist überwinden.“<sup>105</sup>

Mit einer großangelegten „Deutschen Geschichte“, mit deren Autorschaft er betraut worden war und von der man am ehesten eine Einlösung solcher Ankündigungen hätte erwarten können, ist er jedoch nicht zu Rande gekommen.

Baeumler machte nun im Amt Rosenberg rasch Karriere. Sie brachte ihn 1937 über verschiedene Zwischenstationen an die Spitze des „Amtes Wissenschaft“. In dieser Behörde wurde Baeumler zu einem der einflußreichsten Wissenschaftsadministratoren des Dritten Reiches, der sich durch eine Fülle von „Beurteilungen“ in Personalvorgänge auch ganz außerhalb der Philosophie einmischte und in viele aktuelle weltanschauliche Konfliktfälle eingriff.

In den letzten Friedensjahren waren Krieck und Baeumler auf dem Zenit ihrer akademischen und politischen Karrieren angekommen. Wer von beiden der definitive „Führer“ der deutschen Philosophie werden sollte, hätte sich spätestens im Frühjahr 1939 entscheiden können oder auch müssen. Denn pünktlich zum 20. April des Jahres erschien eine Hitler zum 50. Geburtstag von der deutschen Wissenschaft zu Füßen gelegte Festschrift<sup>106</sup>. Und die war außer nach Hochschuldisziplinen von der Malerei und Architektur bis zur Agrarwissenschaft nun gerade so organisiert, daß stets der aktuelle „Führer“ einer jeden Disziplin stellvertretend für seine „Gefolgschaft“ zur Feder griff. Geht man das Inhaltsverzeichnis dieses opus durch, bemerkt man auf den ersten Blick, daß die Philosophie die *einzige* akademische Disziplin war, die sich offenbar dem Führerprinzip nicht beugte: In ihr finden sich gleich zwei Autoren, nämlich Krieck und Baeumler. Und schlimmer als das, bescheidet sich der eine (Krieck) nicht mit friedlicher Koexistenz, sondern hält es für geraten, die exponierte Situation zu nutzen, um kräftig über den Zustand der deutschen Philosophie im allgemeinen und den anderen Autor – nebst dessen Nietzscheanismus<sup>107</sup> – herzuziehen<sup>108</sup>.

<sup>105</sup> Baeumler, Antrittsvorlesung 137f.; die Brandrede selbst hat in Berlin dann allerdings Goebbels gehalten.

<sup>106</sup> Deutsche Wissenschaft. Arbeit und Aufgabe (Leipzig 1939).

<sup>107</sup> Nietzsche war im Nationalsozialismus als geistiger Ahnherr keineswegs unumstritten. Siehe dazu: Taureck, Nietzsche 133ff.

<sup>108</sup> Siehe zu dieser ganzen Affäre Heinz Herz, „Freiheit der Wissenschaft“ unter dem Nazismus, in: Das Hochschulwesen 7 (1959) 537–540 (Teil I), 577–782 (Teil II) und 8 (1960) 16–18 (Teil III). Ich danke Reinhard Siegmund-Schulze (Christianstad / Berlin) für den Hinweis auf diesen wichtigen und bisher – vielleicht auch wegen seines recht allgemein gehaltenen Titels – weitgehend übersehenen Aufsatz.

Indes bleibt der Vorfall nicht ohne Folgen: Baeumler beschwert sich bis hin in die obersten Staatsspitzen über seinen Widersacher und behält schließlich recht: Die Festschrift (immerhin zu Ehren des „Führers“ selbst verfaßt und gedruckt) erhält allein aus dem Grund, daß sich – als einzige – die maßgeblichen NS-Philosophen nicht über die NS-Philosophie und ihre eigene Position haben einigen können, keine Neuauflage. Immerhin wird Krieck gerügt und damit definitiv hinter Baeumler an die zweite Stelle der NS-Hierarchie unter den Philosophen verbannt.

## 5. Schluß

Damit, sollte man meinen, war die Schlacht entschieden. Aber an dieser Ansicht sind Zweifel erlaubt. Denn auch Baeumler, als letzter in dem sozialdarwinistischen Ausleseverfahren übrig geblieben, wurde von nachdrängenden jüngeren Kräften aus seiner Position verdrängt: Für kurze Zeit nahm seine Position vertretungsweise ein Heinrich Härtle ein. Danach wurde der ausgewiesene Rassenideologe Walter Gross Leiter des „Amtes Wissenschaft“ bei Rosenberg, während Baeumler sich mit dem Aufbau der „Hohen Schule“, dem Projekt einer nationalsozialistischen Alternativuniversität, befaßte. Dabei hat es sich dann schon nicht mehr um einen weiteren Aufstieg Baeumlers, sondern um seine Abschiebung auf eine Spielwiese gehandelt (eine „horizontale Beförderung“).

Der Übergang von Baeumler zu Gross dürfte auch signifikant für das Schicksal sein, das die Philosophie, einen Sieg der Achsenmächte im Zweiten Weltkrieg vorausgesetzt, inhaltlich genommen hätte, nämlich weg von einem nietzscheanisch inspirierten Übermenschendenken und hin zu einem wissenschaftlich verbrämten rassistischen Biologismus. Dieser Weg ist der deutschen Philosophie erspart geblieben: Das Deutsche Reich kapitulierte nach seiner fast restlosen Besetzung, Gross nahm sich Ende April 1945 das Leben, Krieck starb 1947 im Internierungslager. Baeumler und Heyse, die ihn um Jahrzehnte überlebten (1968 bzw. 1976 verstorben), kehrten nie auf eine akademische Stelle zurück. Heidegger war nur noch eine kurze reguläre akademische Wirksamkeit beschieden. Nur Rothacker wirkte nach kurzer entnazifizierungsbedingter Abwesenheit noch längere Zeit regulär an der Bonner Universität. Auf seine Vergangenheit konnte er als einziger aus der Gruppe der ehemaligen führenden NS-Philosophen in „Heiteren Erinnerungen“ zurückblicken<sup>109</sup>.

<sup>109</sup> *Erich Rothacker, Heitere Erinnerungen* (Frankfurt a.M., Bonn 1963).

*Mitchell G. Ash*

## Psychologie

### Einleitung

Die nationalsozialistische Zeit wirft die Frage nach der Kontinuität von Theorieansätzen und Forschungsprogrammen unter stark veränderten politischen Bedingungen sowie die damit eng zusammenhängende Frage nach der Funktionsweise moderner Wissenschaft in Diktaturen mit besonderer Schärfe auf. Die ersten neueren Forschungen zu diesem Thema, die sich hauptsächlich mit den Naturwissenschaften befaßten, ließen die Hypothese einer Wende im Verhältnis von Wissenschaft und Staat um die Zeit des Vierjahresplanes um 1936 plausibel erscheinen<sup>1</sup>. Vor diesem Zeitpunkt stünden demnach Fragen der ideologischen „Gleichschaltung“ bzw. „Selbstgleichschaltung“ unter Stichworten wie „Deutsche Physik“ oder „arteigene“ Mathematik und danach die eher praktischen Bedürfnisse der Kriegsvorbereitung und Kriegsausübung im Vordergrund<sup>2</sup>.

Es ist ein Verdienst der Arbeiten von Ulfried Geuter zur Professionalisierung der Psychologie im Nationalsozialismus gewesen, diese Periodisierung und die ihr zugrunde liegende Vorstellung einer grundsätzlichen Trennung zwischen NS-Ideologie und professionalisierter Wissenschaft bereits in den 80er Jahren in Frage gestellt zu haben<sup>3</sup>. Geuter durchbricht die eben genannte Periodisierung, indem er zeigt, daß die deutsche Militärpsychologie, insbesondere die sogenannte „charakterologische“ Persönlichkeitsdiagnostik in der Offiziersauslese, lange vor 1933 entstand und dann gleichzeitig mit der Wehrmacht selbst ab 1934–35, also schon vor der Einführung des Vierjahresplans, in starkem Wachstum begriffen war. Obwohl es an ideologischen Angeboten führender Psychologen an das NS-Regime

<sup>1</sup> Siehe z.B. *Alan Beyerchen*, *Wissenschaftler unter Hitler* (Stuttgart 1981) zuerst erschienen 1977.

<sup>2</sup> Für eine ähnliche Interpretation der Rolle der Universitäten siehe z.B. *Peter Lundgreen*, *Hochschulpolitik und Wissenschaft im Dritten Reich*, in: *ders.* (Hrsg.), *Wissenschaft im Dritten Reich* (Frankfurt a.M. 1985) 9–30. Spätere Arbeiten haben jedoch gezeigt, daß gerade in den Naturwissenschaften bei wichtigen Professorenberufungen, wie z.B. bei Werner Heisenberg, ideologische Kriterien auch im Krieg wirksam blieben. Vgl. z.B. *David C. Cassidy*, *Uncertainty. The Life and Science of Werner Heisenberg* (New York 1992).

<sup>3</sup> *Ulfried Geuter*, *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus* (umgearb. Aufl. Frankfurt a.M. 1988). Zuerst erschienen 1984; im folgenden zitiert: *Geuter*, *Die Professionalisierung*.

wahrlich nicht gefehlt hat – von diesen wird weiter unten die Rede sein – zeigt Geuter, daß es im Falle der Wehrmachtpsychologie keiner solchen NS-Ideologisierung bedurfte, um einem der beiden Hauptziele der NS-Herrschaft, der Eroberung von „Lebensraum“, zur teilweisen Verwirklichung zu verhelfen. Gleichwohl hält Geuter an einer Trennung zwischen „ideologischen“ und „praktischen“ Anpassungen der Psychologie an den Nationalsozialismus fest und ordnet die Arbeit der Militärpsychologen in die zweite Kategorie ein<sup>4</sup>.

Weitere Forschungen von Wissenschafts- und Medizinhistorikern haben jedoch eine derartige Trennung in Frage gestellt, indem sie auf Verwicklungen von Ideologie und professionalisierter Wissenschaft im Nationalsozialismus aufmerksam gemacht haben. Im Falle der sogenannten Rassenhygiene oder Eugenik beispielsweise ergriffen diesen Arbeiten zufolge die führenden deutschen Vertreter der Rassenhygiene nach 1933 die Gelegenheit, an den ersten Maßnahmen der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik mitzuwirken, obwohl sich die Mehrheit unter ihnen vor 1933 nicht als Anhänger des „nordischen Gedankens“ zu erkennen gegeben hatte<sup>5</sup>. Auch wenn ihre Intentionen im Detail anders lagen und einige von ihnen das Regime möglicherweise eher als Ressource zur Verwirklichung eigener Projekte begriffen haben mögen, verhalfen sie dabei den Nationalsozialisten zur Verwirklichung des zweiten der beiden Hauptziele der NS-Herrschaft – die so genannte „positive“ eugenische Auslese in mehr oder weniger enger Verbindung mit einer „Reinigung des Volkskörpers“ durch die Zwangssterilisierung und später die Aussonderung und Tötung der sogenannten „rassisch Minderwertigen“<sup>6</sup>. Eine allzu rigide Trennung zwischen einer vermeintlich zweckfreien Grundlagenforschung und angewandter Wissenschaft macht aber in diesem Fall keinen Sinn – war doch die Eugenik selbst von vornherein zugleich als humangenetisches Forschungsprogramm und als sozialpolitischer Entwurf konzipiert.

Somit sind weder das Verhältnis von Kontinuität und Wandel noch das Verhältnis von Ideologie und Expertise im Nationalsozialismus als Gegensätze zu begreifen; vielmehr sind sowohl Kontinuität und Wandel als auch Ideologie und Profes-

<sup>4</sup> Geuter, Die Professionalisierung, Kap. V.

<sup>5</sup> Siehe u.a. Peter Weingart, Eugenik – eine angewandte Wissenschaft. Utopien der Menschenzüchtung zwischen Wissenschaftsentwicklung und Politik, in: P. Lundgreen (Hrsg.), Wissenschaft im Dritten Reich (Frankfurt a.M. 1985) 314–349; ders., Jürgen Kroll, Kurt Bayeritz, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland (Frankfurt a.M. 1988); Sheila F. Weiss, The Race Hygiene Movement in Germany, in: Osiris 3 (1987) 193–236; Paul Weindling, Health, Race and German Politics between National Unification and Nazism, 1870–1945 (Cambridge 1989); Diane B. Paul, Controlling Human Heredity: 1865 to the Present (Atlantic Highlands, NJ 1995); Stefan Kühl, Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert (Frankfurt a.M. 1997).

<sup>6</sup> Benno Müller-Hill, Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken (Reinbek b. Hamburg 1984); Götz Aly, Angelika Ebbinghaus u.a., Aussonderung und Tod. Die Klinische Hinrichtung der Unbrauchbaren (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Bd. 1, Berlin 1985); Götz Aly u.a., Reform und Gewissen. „Euthanasie“ im Dienst des Fortschritts (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Bd. 2, Berlin 1989).

sionalität oft genug mit einander verschränkt gewesen. Wie die neueren Arbeiten über die Rolle der Geistes- und Kulturwissenschaften im Nationalsozialismus belegen, bilden diese hier keine Ausnahme. So konnten Geisteswissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen mit z.T. sehr unterschiedlichen wissenschaftlichen und politischen Überzeugungen im Krieg, beispielsweise im Rahmen der „Aktion Ritterbusch“, zusammenarbeiten<sup>7</sup>. Im folgenden soll gezeigt werden, daß die genannten dualistischen Deutungsmuster zwar nicht völlig nutzlos, aber nicht in der Lage sind, die interessanten Fälle zu erfassen, in denen es um eine *Ideologisierung der Praxis* ging.

Die These der folgenden Ausführungen ist, daß es im Nationalsozialismus ebenso wenig einen notwendigen Zusammenhang zwischen einer Technisierung der Psyche und der Vorherrschaft einer naturwissenschaftlichen Psychologie einerseits, wie einen Gegensatz a priori zwischen einer „ideologisierten“ und einer „professionalisierten“ Wissenschaft andererseits gab. Vielmehr soll am Beispiel der Psychologie aufgezeigt werden, wie deutungsorientierte, in diesem Sinne hermeneutische Methodiken, welche gewöhnlicherweise den Geisteswissenschaften zugeordnet werden, schon vor 1933 zur Grundlage der Berufsausübung des „Charakterologen“ zu werden begannen und nach 1933 weiter aus- und umgebaut wurden, während sich eine der Ingenieurwissenschaft entlehnte Vorgehensweise in anderen Berufsfeldern ebensogut behaupten konnte. Dabei kam Geisteswissen im Sinne einer *Hermeneutik der Menschenkenntnis und des menschlichen Handelns* als praktisches und damit bewertendes Selektionswissen auf mehreren Wegen zum Einsatz.

Im ersten Teil des Beitrags wird die Situation der Psychologie in Deutschland vor 1933 kurz skizziert, um eine Grundlage für die spätere Analyse der Kontinuitätsfrage zu schaffen. In einem zweiten Teil wird dann der personelle Bruch nach 1933 und dessen Folgen für die Unterbrechung oder Fortsetzung bestehender Forschungsprogramme kurz umrissen. Im dritten Abschnitt werden einige Versuche, die psychologische Theorie und auch ihre Forschungspraxis nach 1933 zu ideologisieren, exemplarisch besprochen; dabei soll nachgewiesen werden, wie sich ideologische und technologische Angebote an das Regime verschränken konnten. Im vierten Abschnitt wird die Durchsetzung einer intuitiven, im oben angedeuteten Sinne hermeneutischen Berufspraxis in der Wehrmachtpsychologie sowie im Projekt der sogenannten „Umvolkung“ in den besetzten Ostgebieten aufgezeigt und die Komponente dieser Praxis näher besprochen<sup>8</sup>.

<sup>7</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945) (Dresden 1998); Winfried Schulze, Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus (Frankfurt a.M. 1999); Lutz Raphael, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaften im NS-Regime, in: Geschichte und Gesellschaft 27 (2001) 5–40.

<sup>8</sup> Aus Platzgründen bleibt die Diskussion auf die akademische Psychologie und auf die NS-Zeit beschränkt. Für die Situation anderer psychologischer Disziplinen und Berufe im Nationalsozialismus siehe u.a. Geoffrey Cocks, Psychotherapy in the Third Reich: The Göring Institute (New York 21999); Regine Lockot, Erinnern und Durcharbeiten: Zur Geschichte der Psychoanalyse und Psychotherapie im Nationalsozialismus (Frankfurt a.M. 1985). Für

## Die Psychologie in der Weimarer Zeit

Institutionell war die akademische Psychologie in der Weimarer Zeit, wie die Pädagogik, der Philosophie zugeordnet; inhaltlich wurde sie von vielen ihrer führenden Vertreter als eine mit naturwissenschaftlichen Mitteln arbeitende Grundlagenwissenschaft der Philosophie begriffen. So wundert es nicht, wenn sich die zu jener Zeit führenden Richtungen der akademischen Psychologie um die damals verbreiteten Kategorien bildungsbürgerlicher Subjektivität und Sinnstiftung, wie zum Beispiel „Ganzheit“, „Gestalt“, „Erlebnis“, „Sinn“ oder „Charakter“, organisierten. Immerhin gehörten die meisten Psychologen dem Bildungsbürgertum an; und die Erfahrungen der unmittelbaren Nachkriegszeit verstärkten den Wunsch vieler Bildungsbürger nach einem festen Halt, den Peter Gay als „Hunger nach Ganzheit“ beschrieben hat<sup>9</sup>.

In der deutschsprachigen Psychologie gab es viele Versuche, diesen Hunger zu stillen und zugleich den Nachweis zu erbringen, daß in diesem Fach einer Materialisierung des Geistes keinesfalls das Wort geredet würde<sup>10</sup>. Am stärksten international beachtet wurde der Versuch der so genannten „Berliner Schule“ der Gestaltpsychologie, Begriffen wie „Ganzheit“, „Gestalt“ und sogar auch „Sinn“ einen naturwissenschaftlich nachvollziehbaren Inhalt zu geben. Wie der Gestaltpsychologe Max Wertheimer es formulierte, ging es darum, ob naturwissenschaftliches Vorgehen unweigerlich zu einer atomisierenden Zerstückelung der Natur oder des Bewußtseins führen müsse, oder ob es nicht vielmehr möglich sei, von den phänomenologisch vorgefundenen „natürlichen“ Einheiten des menschlichen Erlebens und des tierischen Verhaltens auszugehen und auf dieser Basis eine

Analysen der akademischen Psychologie nach 1945 siehe u. a. *Peter Mattes*, Die Charakterologen. Westdeutsche Psychologie nach 1945 (125–135), sowie *Lothar und Helga Sprung*, Kontinuität und Diskontinuität. Psychologie in Ostdeutschland nach 1945 (136–148), beides in: *Walter Peble* (Hrsg.), Wissenschaft im geteilten Deutschland (Frankfurt a. M. 1992); *Alexandre Métraux*, Der Methodenstreit und die Amerikanisierung der Psychologie in der Bundesrepublik 1950–1970, in: *Ash, Geuter* (Hrsg.), Geschichte der deutschen Psychologie 225–251; *Mitchell G. Ash*, Kurt Gottschaldt und die psychologische Forschung vom Nationalsozialismus zur DDR – konstruierte Kontinuitäten, in: *Dieter Hoffmann, Kristie Macrakis* (Hrsg.), Naturwissenschaft und Technik in der DDR (Berlin 1997) 337–359.

<sup>9</sup> *Peter Gay*, Die Republik der Außenseiter. Geist und Kultur in der Weimarer Zeit 1918–1933 (Frankfurt a. M. 1970), Kap. 4. Zum Kontext vgl. *Fritz K. Ringer*, Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarinen (Stuttgart 1983) erstmals erschienen 1969; *Konrad H. Jarausch*, Die Krise des deutschen Bildungsbürgertums im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil IV. Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation (Stuttgart 1989) 180–205; *Wolfgang Bialas*, Intellektuellengeschichtliche Facetten der Weimarer Republik, in: *ders.*, *Georg Iggers* (Hrsg.), Intellektuelle in der Weimarer Republik (Frankfurt a. M. 1996) 13–30.

<sup>10</sup> Vgl. hierzu u. a. *Eckart Scheerer*, Organische Weltanschauung und Ganzheitspsychologie 15–54 und *Ulfried Geuter*, Das Ganze und die Gemeinschaft. Wissenschaftliches und politisches Denken in der Ganzheitspsychologie Felix Kruegers, 55–88 beide in *Carl-Friedrich Graumann* (Hrsg.), Psychologie im Nationalsozialismus (Berlin, Heidelberg 1985).

naturwissenschaftliche Weltanschauung zu begründen<sup>11</sup>. So betonten die Gestaltpsychologen die immanente Strukturiertheit des Anschaulichen, d.h. die Möglichkeit einer sich selbst tragenden, sinnhaften Struktur *in den Phänomenen selbst*<sup>12</sup>. Das klingt wie eine Wiederkehr der deutschen Romantik, war aber durchaus mit Laborforschung vereinbar und wurde zur damaligen Zeit auch international als innovativer Ansatz rezipiert.

Gegen eine einfache Darstellung dieses Strebens nach Ganzheit, Sinn, Gestalt und dergleichen allein als Reflex der krisenhaften Situation des Bildungsbürgertums in der Weimarer Zeit spricht die Hochkonjunktur verschiedener technokratisch orientierter Modernismen, von der sogenannten „neuen Sachlichkeit“ in der Kunst bis hin zum Rationalisierungsgedanken in der Industrie und der Sozialtheorie während der relativen Stabilität der mittleren 20er Jahre. Schon früher, aber vor allem zu jener Zeit kam ein technokratischer Diskurs zur Geltung, der sich beispielsweise in der Eugenik, im Fordismus oder in den Rationalisierungsdebatten sowie in populären Phantasien einer Fahrt zum Mond und der damit einhergehenden Raketen-Mode der 20er Jahre offenbarte<sup>13</sup>. Zur selben Zeit hatte die sogenannte „industrielle Psychotechnik“ ihre Hochkonjunktur. In dieser strebte man objektivierende Normierungen intentional gesteuerter Handlungen – wie zum Beispiel der Handhabung von Werkzeugmaschinen – an, um den „Faktor Mensch“ im Betrieb zur Optimierung der Produktion entweder durch eine Eignungsauslese von Arbeitern oder eine Umgestaltung des Arbeitsplatzes möglichst effizient zu nutzen. Man bediente sich dabei Slogans wie „der richtige Mensch am richtigen Ort“, die sich in den Rationalisierungsdiskurs der Zeit mühelos einfügten<sup>14</sup>. Allerdings sprach man u.a. mangels objektiver Nachweise der versprochenen Produktivitätserhöhungen spätestens bis zum Ende der 20er Jahre, und zwar schon vor dem Beginn der Weltwirtschaftskrise, zunehmend von einer „Krise der Psychotechnik“<sup>15</sup>.

<sup>11</sup> Max Wertheimer, *Über Gestalttheorie* (Erlangen 1925).

<sup>12</sup> Siehe hierzu ausführlicher Mitchell G. Ash, *Gestalt Psychology in Weimar Culture*, in: *History of the Human Sciences* 4 (1991) 395–415; ders., *Gestalt Psychology in German Culture 1890–1967. Holism and the Quest for Objectivity* (New York 1995); im folgenden zitiert: Ash, *Gestalt Psychology*; Anne Harrington, *Holism in German Science from Wilhelm II to Hitler* (Princeton 1996).

<sup>13</sup> Mary Nolan, *Visions of Modernity: American Business and the Modernization of Germany* (New York 1994); Peter S. Fischer, *Fantasy and Politics: Visions of the Future in the Weimar Republic* (Madison 1991); Michael Neufeld, *Weimar Culture and Futuristic Technology: The Rocketry and Spaceflight Fad in Germany, 1923–1933*, in: *Technology and Culture* 31 (1990) 725–752.

<sup>14</sup> Gabriele Wohlauf, *Moderne Zeiten – Normierung von Mensch und Maschine*, in: Horst Gundlach (Hrsg.), *Untersuchungen zur Geschichte der Psychologie und der Psychotechnik* (München, Wien 1996) 147–164. Vgl. Siegfried Jaeger, *Zur Herausbildung von Praxisfeldern der Psychologie bis 1933*, in: Ash, Geuter (Hrsg.), *Geschichte der deutschen Psychologie* 83–112; Anson Rabinbach, *The Human Motor: Energy, Fatigue and the Origins of Modernity* (New York 1990) insbes. Kap. 7 u. 10.

<sup>15</sup> Alexandre Métraux, *Die angewandte Psychologie vor und nach 1933 in Deutschland*, in: Graumann (Hrsg.), *Psychologie im Nationalsozialismus* 221–262.

Als Karl Bühler das Stichwort einer „Krise der Psychologie“ im Jahre 1926 kreierte, meinte er damit allerdings nicht die Situation der Psychotechnik, sondern die scheinbar nicht enden wollende Uneinigkeit der Fachvertreter über Gegenstand, Methode und Zielrichtung dieser neuen Wissenschaft<sup>16</sup>. Die Wurzeln dieser Wissenschaftskrise reichten bis zur Jahrhundertwende und noch weiter zurück; wie William Stern schon im Jahre 1900 konstatiert hatte, sei man mit der Wahl zwischen einer „Subjektpsychologie“ und einer „subjektlosen Psychologie“ konfrontiert<sup>17</sup>. Anfang der 20er Jahre lebte diese Kontroverse in einer Reihe von Schriften über die „Eigenart des Geistigen“ und dergleichen zunehmend wieder auf<sup>18</sup>. Allen diesen Kritiken gemeinsam war die Forderung nach einer Psychologie mit, statt einer vermeintlich „positivistischen“ Psychologie ohne Seele. Zur Lösung dieser Aufgabe wurden die oben schon genannten Reizworte wie „Ganzheit“, „organisches Denken“ und „Sinn“ mehrfach bemüht. Allerdings dienten sie in diesem Zusammenhang dazu, die jeweiligen Autoren als gehörige Vertreter der geisteswissenschaftlichen Richtung und ihre Theorieangebote zugleich als Antworten auf die Zerissenheit im Selbstverständnis des Bildungsbürgertums zu positionieren.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist jedoch der Hinweis darauf, daß auch die Befürworter einer „geisteswissenschaftlichen“ Psychologie ihrerseits Klassifizierungssysteme und systematische Forschungsprogramme entwarfen. So unterschied Karl Jaspers in seiner Psychologie der Weltanschauungen idealtypisch zwischen aktiven, kontemplativen, mystischen und „enthusiastischen“ Welteinstellungen sowie zwischen sensorisch-spatiiellen, seelisch-kulturellen und metaphysischen Weltbildern<sup>19</sup>. Die prominenteste dieser Stellungnahmen in der Weimarer Zeit war die von Eduard Spranger, der die Bezeichnung „geisteswissenschaftliche Psychologie“ auch prägte<sup>20</sup>. Er bezeichnete sich selbst dabei als geistiger Nachfolger Wilhelm Diltheys. Sein gelegentlich auch „Strukturpsychologie“ genannter Ansatz war ebenso typologisch wie der von Jaspers, er bezog sich jedoch auf Persönlichkeits- statt Weltanschauungstypen. Die Persönlichkeitstheorie Sprangers beruhte auf einem System von sechs idealtypisch gedachten Persönlichkeiten, denen er jeweils eine spezifische „Lebensform“ zuordnete und die, seiner Meinung nach, in verschiedenen historischen Epochen unterschiedlich stark vorhanden waren. So konnten Individuen als Mischungen von theoretischen, ökonomischen, ästhetischen, sozialen, religiösen oder Machttypen hervortreten, mit einem Typus als Dominante über die anderen. Im Mittelpunkt seines Ansatzes standen

<sup>16</sup> Karl Bühler, *Die Krise der Psychologie* (Jena 1927).

<sup>17</sup> William Stern, *Die psychologische Arbeit des 19. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie* 2 (1900) 329–352 und 413–436. Vgl. Mitchell G. Ash, *Psychologie in Deutschland um 1900: Reflexiver Diskurs des Bildungsbürgertums, Teilgebiet der Philosophie, akademische Disziplin*, in: Christoph König u. a. (Hrsg.), *Konkurrenten in der Fakultät. Kulturwissenschaften um 1900* (Frankfurt a.M. 1999) 78–93.

<sup>18</sup> Theodor Erismann, *Die Eigenart des Geistigen* (Leipzig 1924).

<sup>19</sup> Vgl. z. B. Karl Jaspers, *Psychologie der Weltanschauungen* (Berlin 1925); im folgenden zitiert: Jaspers, *Psychologie der Weltanschauungen*.

<sup>20</sup> Eduard Spranger, *Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Theorie der Persönlichkeit* (Halle 1922).



also „geistige Totalstrukturen, nicht die der primitiven Wahrnehmungs- und Verhaltensstrukturen“ der Experimentalpsychologen<sup>21</sup>. Nur auf der Grundlage eines solchen Systems von Totalstrukturen könnte, seiner Meinung nach, eine pädagogische Theorie entwickelt werden, die der deutschen Jugend die idealistischen Werthaltungen früherer Zeiten zurückbringen würde.

Wichtig bei diesem und anderen Entwürfen einer geisteswissenschaftlichen Psychologie in der Weimarer Zeit, aber auch richtungsweisend für die Zeit danach, war die immer wieder hervorgekehrte Behauptung der Vorzüge einer systematisch geschulten Intuition oder Wesensschau gegenüber der vermeintlich mechanischen Anwendung experimenteller Methodiken. Im Kontrast zum deterministisch-kausalen Denken der Experimentalisten betonte z.B. Jaspers, daß der Wahrheitsgehalt seiner Typologie der Weltanschauungen nur über dessen „intuitive Evidenz“ beurteilt werden könne; gemeint waren weder rationales Argumentieren noch historische Dokumentation, sondern konzeptionelle Klarheit und vor allem die Fähigkeit der Leser, das Gemeinte unmittelbar nachvollziehen zu können<sup>22</sup>. Diese Betonung des Intuitiven verband Ansätze wie den von Jaspers mit den ebenfalls aus den Geisteswissenschaften kommenden, explizit rassistisch orientierten Typologien eines Ludwig Ferdinand Clauß und Hans F. K. Günther, auch wenn sie ansonsten nichts miteinander zu tun haben wollten.

Explizit geisteswissenschaftlich gab sich die „Rassenseelenlehre“ von Clauß. Als Schüler Edmund Husserls gab er jedenfalls in den 20er Jahren noch an, „phänomenologisch“ vorzugehen und eine Art „Wesensschau“ der Rassenseele anzustreben<sup>23</sup>. Er meinte damit ein Vorgehen, vergleichbar dem der Kunsthistoriker, die sich in der Lage wähnen, den charakteristischen Stil einer Epoche anhand ihrer Kunstwerke oder Bauten direkt ablesen zu können. So sollte das Wesen des „nordischen“ ebenso wie das des von Clauß sogenannten „wüstenmenschlichen“ oder „ursemitischen“ Stils anhand von Blicken und Körperhaltungen unmittelbar ablesbar sein. Dabei deutete Clauß die in der damaligen Kunst- und Literaturwissenschaft gebräuchliche Kategorie der Stilechtheit als Artgemäßheit um. Sein Ansatz war von vornherein auf die Festlegung des Eigenen im möglichst klaren Unterschied zum Anderen ausgerichtet; aber nicht nur der „nordische“ war vom „wüstenländischen“ Menschen, sondern beide waren vom Judentum als Mischwesen zu unterscheiden. In der Weimarer Zeit wollte Clauß allerdings betonen, daß er nur von Wesens- und nicht von Wertunterschieden sprach<sup>24</sup>.

Diese Diskussion war keineswegs nur theoretischer Natur. Trotz ihrer Polemiken gegen das Spezialistentum hatten viele der Verfechter einer geisteswissenschaftlich orientierten Psychologie in den 20er Jahren offenbar nichts dagegen, selbst an der entstehenden Expertengesellschaft beteiligt zu sein. Denn sie beton-

<sup>21</sup> *Eduard Spranger*, Die Frage nach der Einheit der Psychologie (Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 1926) 172–199, hier S. 172, Anm. 1.

<sup>22</sup> *Jaspers*, Psychologie der Weltanschauungen, insbes. 159.

<sup>23</sup> *Ludwig Ferdinand Clauß*, Rasse und Seele. Eine Einführung in die Gegenwart (München 1926) insbes. 27; im folgenden zitiert: *Clauß*, Rasse und Seele.

<sup>24</sup> *Clauß*, Rasse und Seele 137 ff., 24.

ten die Überlegenheit ihrer Entwürfe gegenüber denen der Experimentalpsychologen nicht nur im Hinblick auf eine engere Verbindung von Psychologie und Philosophie, sondern auch auf die pädagogische Praxis und zuweilen ebenfalls auf die rein praktische Berufsauslese<sup>25</sup>. Spranger lehnte z. B. die Verwendung von Intelligenztests bei der Zulassung zum Gymnasium als „eine falsch verstandene Demokratie“ ab<sup>26</sup>. Von diesem Blickwinkel aus gesehen, konnte seine Persönlichkeitslehre durchaus als Gegenentwurf zur psychotechnischen Diagnostik begriffen werden. Während der Ansatz Sprangers sich wenigstens implizit auf die pädagogische Arbeit am Gymnasium richtete, wurden andere hermeneutische Deutungsmuster vor allem bei der Berufsauslese der neuen Angestellten relevant.

So versuchten Ludwig Klages und andere mittels Handschriftenanalyse eine charakterologische Diagnostik zu begründen, die der psychotechnischen ebenbürtig sein sollte. Dabei stellte man als Alternative zur vermeintlich mechanisch arbeitenden „Schulpsychologie“ und Psychotechnik eine geschulte Intuition dar, welche „unter den wechselnden Handlungen des Menschen die bleibende Eigenart, hinter den Masken seiner Höflichkeit die wahren Beweggründe“ fassen sollte<sup>27</sup>. Angeboten wurde mithin eine alternative Professionalisierung des psychologischen Blicks. Die von Klages und anderen entwickelten Methoden der Ausdrucks- und Handschriftenanalyse wurden in den 20er Jahren tatsächlich in Personalverwaltungen eingeführt<sup>28</sup>.

Andere zeitgenössische Entwürfe einer typologischen Charakterologie, die aus der Medizin kamen, fanden in diesem Zusammenhang Gehör. Der einflußreichste derartige Versuch, der auch bei vielen Psychologen Anklang fand, war die Konstitutionstypologie des Tübinger Psychiaters Ernst Kretschmer<sup>29</sup>. Er postulierte drei morphologische Konstitutionstypen, den leptosomen, athletischen und pyknischen, die mit unterschiedlichen psychischen Krankheiten in Verbindung gebracht wurden. Seine Typenunterscheidung fand nicht allein Resonanz in der Medizinerbildung und im klinischen Vokabular der kommenden Jahrzehnte, sie ging auch in die deutsche Populärkultur ein. Kretschmer legte Wert darauf, daß diese Typen an sich nicht pathologisch waren. Alle drei waren für ihn vollkommen normale Typen, keiner war minder- oder höherwertig. Er vermied deshalb auch bewußt eine Terminologie, die abwertend hätte interpretiert werden können.

<sup>25</sup> Siehe hierzu *Helmut Hildebrandt*, Zur Bedeutung des Begriffs der Alltagspsychologie in Theorie und Geschichte der Psychologie. Eine psychologiegeschichtliche Studie anhand der Krise der Psychologie in der Weimarer Republik (Frankfurt a.M. 1991).

<sup>26</sup> *Eduard Spranger*, Die drei Motive der Schulreform, in: Monatsschrift für höhere Schulen 20 (1921) 260–274. Über die vielfachen Stellungnahmen Sprangers zur Krisen-debatte der Weimarer Zeit siehe *Ringer*, Die Gelehrten, insbes. 352–366, 380–382, 401–418.

<sup>27</sup> *Ludwig Klages*, Die Grundlagen der Charakterkunde (Leipzig 1926) 1.

<sup>28</sup> Für einen satirischen Kommentar hierzu siehe *Siegfried Kracauer*, Die Angestellten (erweiterte Ausgabe Frankfurt a.M. 1971) 22–23. Erstmals erschienen 1929.

<sup>29</sup> *Ernst Kretschmer*, Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten (Berlin 7<sup>u.</sup> 8<sup>u.</sup> 1929); im folgenden zitiert: *Kretschmer*, Körperbau und Charakter.

Jeder Typus besaß spezifische Krankheitspotentiale, keiner war an sich gesünder oder kränker.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist ein methodologischer Punkt. Kretschmers Typen waren Idealtypen in dem Sinne, daß sie eben nicht nur das Resultat statistisch ermittelter Häufigkeitsverteilungen von bestimmten Merkmalen waren. Obgleich die Daten auf Messungen von Körpermerkmalen Geisteskranker beruhten, waren Messungen allein für ihn kein ausreichendes Mittel zur Ermittlung von Konstitutionstypen. Vielmehr war der „künstlerische Blick“ des Arztes gefragt: „Auf eine vollkommene künstlerische, sichere Schulung unseres Auges kommt nämlich alles an. Denn ein schülerhaftes Aufnehmen von Einzelmaßen ohne eine Idee und Intuition vom Gesamtaufbau wird uns nicht vom Fleck bringen. Das Bandmaß sieht nichts. Es führt an sich niemals zur Erfassung von biologischen Typenbildern, die unser Ziel ist.“<sup>30</sup> Empirische Messungen könnten demnach höchstens bestätigen, was schon zuvor durch eine ganzheitliche Wahrnehmung des Körpers intuitiv erfaßt worden ist.

Daß auch denjenigen Wissenschaftlern, die sich der Psyche des „normalen, gesunden erwachsenen“ Menschen in der Weimarer Zeit verschrieben, der normative Blick nicht fern blieb, ist bereits verdeutlicht worden. Das zentrale, verbindende Moment in allen Fällen ist das Sichverlassen auf das „unmittelbar Gegebene“ beziehungsweise eine vermeintlich unvermittelte, intuitive Schau. Dabei wurden sowohl die Grenzen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften als auch die Linie zwischen Expertenwissen und Alltagspsychologie verwischt. Über diese Brücke der geschulten Intuition bzw. der unmittelbaren Wesensschau näherte sich der methodisch gesicherte Wissenschaftlerblick dem des „normalen“ Menschen, den man ansonsten zum wissenschaftlichen Gegenstand auserkoren hatte. Auf dem Weg zu dieser Annäherung wurde eben diejenige Physiognomik legitimiert, die vor 1914 in Wissenschaftlerkreisen verpönt und romantischen Außenseitern überlassen worden war<sup>31</sup>. Aber wie das Beispiel Kretschmers zeigt, gingen Versuche, den lebendigen Körper und die menschliche Persönlichkeit durch einen ganzheitlichen Blick gleichsam zu entziffern, jedenfalls zu dieser Zeit nicht immer mit einer Stigmatisierung des Anderen einher wie bei Clauß, Günther und ihren Kollegen.

Die Bücher von Günther, Klages und Kretschmer, wie auch die von Spranger und Clauß hatten mehrere Auflagen und wurden von einem breiten Publikum rezipiert. Gleichwohl blieb die institutionelle Vormachtstellung der Experimentalpsychologen an den Universitäten und damit des Experiments als der *via regia* zu einer Wissenschaft des Psychischen während der Weimarer Zeit noch ungebrochen. Am XI. Kongreß der vormals sogenannten „Gesellschaft für experimentelle Psychologie“ im Jahre 1929 zeigten aber die Psychologen, daß sie die Zeichen der Zeit durchaus erkannt hatten. So benannten sie in diesem Jahre ihre Vereinigung

<sup>30</sup> Kretschmer, Körperbau und Charakter 7.

<sup>31</sup> Für Beispiele siehe Michael Hau, Mitchell G. Ash, Der normale Körper, seelisch erblickt, in: Sander Gilman, Claudia Schmolders (Hrsg.), Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte (Köln 2000) 12–31.

in „Deutsche Gesellschaft für Psychologie“ um und relativierten damit schon in der Namensgebung des eigenen Fachverbandes den Alleinvertretungsanspruch der Experimentalpsychologen. In einer dem Kongreßbericht vorangestellten „Kundgebung“ wiesen sie außerdem explizit darauf hin, daß sie von einer allzu „rigiden“ Fixierung aufs Experiment bereits abgerückt seien<sup>32</sup>.

Dies bedeutete aber keineswegs, daß das Werkzeug der Naturwissenschaften nun zur Gänze aus der Seelenwissenschaft verschwunden war. Im Gegenteil: Am Ende der 20er Jahre hielten sich die experimentellen bzw. psychotechnischen und die geisteswissenschaftlichen Ansätze noch die Waage. Kurt Danziger hat anhand einer quantitativen Auswertung führender Fachzeitschriften gezeigt, daß der Gebrauch statistischer Methoden zur Erfassung der Variabilität unter Individuen in den deutschsprachigen Ländern in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zugenommen hatte, obgleich dies aus verschiedenen Gründen etwas später und auch gebrochener geschah als in den angelsächsischen Ländern<sup>33</sup>. Mit dem allmählich zunehmenden Gebrauch von statistischen Methoden in der deutschsprachigen Psychologie war aber auch auf diesem Gebiet ein Instrument im Entstehen begriffen, das zum Zwecke einer „restlosen Erfassung“, wie sie in der Bevölkerungspolitik der Nazis betrieben wurde, eingesetzt werden konnte. Doch gab es auch Ideologeme im Nazismus, wie zum Beispiel die Betonung von „Echtheit“, „Wille“ und „Charakter“ sowie die intuitive Erfassung vom rassischen „Kern“ eines „ganzen“ Menschen oder überhaupt das ewige Gerede vom Volk als „Ganzen“, die einer rein technokratischen Verwendung solcher Methoden zuwider zu laufen schienen. Und es gab auch kulturell bedingte Widerstände gegen solche Praxisformen zugunsten einer geschulten Intuition bzw. einer unmittelbaren Schau als Instrument der Unterscheidung von Menschen. Die Herausforderung bestand also darin, einen ganzheitlichen, geisteswissenschaftlich orientierten Diskurs mit den Erfordernissen der Expertengesellschaft zu verbinden. Im folgenden wird gezeigt, wie dieses Problem gelöst wurde.

## Personelle und ideologische Brüche nach 1933

Am Anfang der NS-Zeit stand ein eklatanter Bruch. Ein Drittel, d. h. fünf der fünfzehn ordentlichen Professuren an reichsdeutschen Universitäten, die sich in Lehre und Forschung hauptsächlich mit Psychologie befaßten, wurden infolge des Berufsbeamtengesetzes vom April 1933 entlassen oder zwangsweise emeritiert; von

<sup>32</sup> Kundgebung der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. Über die Pflege der Psychologie an den deutschen Hochschulen. Bericht über den XI. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (Jena 1929) VII.

<sup>33</sup> Kurt Danziger, Social context and investigative practice in early twentieth-century psychology, in: M. G. Ash, W. R. Woodward (eds.), *Psychology in Twentieth-Century Thought and Society* (New York 1987) 13–34; ders., *Constructing the Subject: Historical Origins of Psychological Research* (New York 1990).

den Hochschullehrern im Rang eines außerordentlichen Professors aufwärts waren es sogar zwanzig von achtundzwanzig<sup>34</sup>. Alle diese entlassenen Wissenschaftler emigrierten; unter ihnen befanden sich die Leiter von vier der sechs international renommierten psychologischen Institute in Deutschland, z.B. Max Wertheimer aus Frankfurt a.M., William Stern aus Hamburg und viele ihrer Studenten und Mitarbeiter. Zu ihnen gesellte sich im Jahre 1935 Wolfgang Köhler, Professor für Philosophie und Direktor des Psychologischen Instituts an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin; er war einer der wenigen nichtjüdischen Akademiker, der gegen die Nazi-Beamtenpolitik öffentlich Stellung bezog<sup>35</sup>. Vergleichbares ereignete sich in Österreich mit der politisch verursachten Emigration von Paul Lazarsfeld und Marie Jahoda bereits vor 1938 sowie der Entlassung der führenden Psychologen in Wien, Karl und Charlotte Bühler, und der fluchtartigen Emigration vieler ihrer Schüler und Schülerinnen nach dem so genannten „Anschluß“<sup>36</sup>. Die Psychologie in Deutschland und Österreich wurde also im Gegensatz zur Psychoanalyse nicht fast zur Gänze des Landes verwiesen; sie wurde enthauptet.

In starkem Kontrast dazu stand das Verhalten der Deutschen Gesellschaft für Psychologie<sup>37</sup>. Bei ihrem XIII. Kongreß in Dresden im September 1933 wurden die jüdischen Mitglieder des Vorstands, William Stern und David Katz, ausgewechselt; ein drittes Vorstandsmitglied, Gustav Kafka, trat aus Protest freiwillig zurück. Der neue Vorsitzende, Felix Krueger, trat in keinem einzigen Fall zugunsten eines Entlassenen ein, sondern intervenierte beim zuständigen Ministerium, um sicherzustellen, daß die vakanten Lehrstühle wieder mit Psychologen besetzt wurden. In der Folge gerieten die Vertreter der ehemals führenden Forschungsrichtungen der Weimarer Zeit, insbesondere die Schüler der Gestaltpsychologen, in die Defensive<sup>38</sup>, während Vertreter anderer Richtungen, die vor 1933 eher weniger bedeutend waren, ihre Chance witterten und auch nützten. So wuchsen wie der Hydra neue Köpfe schnell nach.

<sup>34</sup> Mitchell G. Ash, Disziplinentwicklung und Wissenschaftstransfer. Deutschsprachige Psychologen in der Emigration. Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 7 (1984) 207 f.

<sup>35</sup> Mitchell G. Ash, Ein Institut und eine Zeitschrift. Das Psychologische Institut der Universität Berlin und die Zeitschrift ‚Psychologische Forschung‘ vor und nach 1933, in: Graumann (Hrsg.), Psychologie im Nationalsozialismus 113–137; Ulfried Geuter, ‚Gleichschaltung‘ von oben? Universitätspolitische Strategien und Verhaltensweisen in der Psychologie während des Nationalsozialismus, in: Psychologische Rundschau 35 (1984) 198–213; Ash, Gestalt Psychology, Kap. 19.

<sup>36</sup> Mitchell G. Ash, Österreichische Psychologen in der Emigration: Fragestellungen und Überblick, in: Friedrich Stadler (Hrsg.), Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft (München, Wien 1988) 252–267; Gerhard Benetka, Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriegeschichte des Wiener Psychologischen Instituts, 1922–1938 (Wien 1995).

<sup>37</sup> Ulfried Geuter, Der Leipziger Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie 1933, in: Psychologie- und Gesellschaftskritik 3,12 (1979) 6–28; Geuter, Die Professionalisierung 102 ff.

<sup>38</sup> Siehe hierzu Michael Stadler, Das Schicksal der nichtemigrierten Gestaltpsychologen im Nationalsozialismus, in: Graumann (Hrsg.), Psychologie im Nationalsozialismus 139–164; Ash, Gestalt Psychology, Kap. 20–21.

Wie Georg Schliebe in der Zeitschrift „Nationalsozialistisches Erziehungswesen“ im Jahre 1937 selbstzufrieden konstatierte: „Das Jahr der Machtübernahme führte innerhalb der Psychologie zugleich zu einer klaren Scheidung der Geister. Die (jüdischen Psychologen) ..., die dank eines raffinierten Systems der gegenseitigen Belobigung und des Totschweigens und Übersehens andersrassiger Fachvertreter beinahe (eine) Monopolstellung innerhalb der Schulpsychologie an den deutschen Universitäten errungen hatten, wichen Kräften, die bisher zwar energisch, aber trotzdem mit ungenügendem Erfolg gegen die Überfremdung der deutschen Psychologie gekämpft hatten. An ihrer Spitze standen Männer, die heute der Deutschen Gesellschaft für Psychologie vorstehen: Felix Krueger (Leipzig), E. R. Jaensch (Marburg), Oswald Kroh (Tübingen) u. a.“<sup>39</sup>

Nach der Auffassung Schliebes führte diese personelle Wandlung auch zu einer folgenschweren inhaltlichen Veränderung: „Das Experiment als ausschließliches Hilfsmittel der Forschung ist in seiner Bedeutung stark eingeschränkt und in seinem Wesen verändert worden. Die Überschätzung des Quantitativen ist zugunsten des Qualitativen ... aufgegeben worden.“<sup>40</sup> Doch im Gegensatz zu dieser Meinung – oder vielleicht war es nur eine Hoffnung – ergab sich realiter bei näherem Hinsehen kein derart simpler Richtungswechsel, sondern vielmehr ein kompliziertes Zusammenspiel von „ideologischen“ und „pragmatischen“ Anpassungen, wobei die Gewichtung nach dem jeweiligen Adressaten im NS-Staat durchaus variieren konnte. Drei Beispiele mögen die breite Palette von diskursiven Ressourcenmobilisierungen und deren Verhältnis zur Praxis andeuten<sup>41</sup>.

Die von Felix Krueger geleitete „Leipziger Schule“ der Ganzheitspsychologie hatte schon in den 20er Jahren klare Affinitäten zum völkischen Denken gezeigt, vor allem in der Betonung von Gefühl und Wille im Erlebnis, neben der Kognition. 1930 hielt Krueger einen Vortrag vor dem NS-Dozentenbund in Leipzig; am XII. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie im Jahre 1931 sprach er der Psychologie einen entsprechenden Auftrag zur Lösung der Kulturkrise der Weimarer Zeit zu<sup>42</sup>. In der Eröffnungsansprache des bereits erwähnten XIII. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Psychologie im September 1933 begrüßte er Adolf Hitler als „weitschauenden, kühnen, gemühtiefen Kanzler“<sup>43</sup>. Allerdings wurde er bereits 1935 wegen prosemitischer Äußerungen denunziert und ging seines Lehrstuhles verlustig; hiermit gesellte er sich zu jenen enttäusch-

<sup>39</sup> Georg Schliebe, Wandlungen der Psychologie, in: Nationalsozialistisches Bildungswesen 2 (1937) 195–205, hier: 195; im folgenden zitiert: Schliebe, Wandlungen der Psychologie.

<sup>40</sup> Schliebe, Wandlungen der Psychologie 200.

<sup>41</sup> Für weitere Beispiele im Rahmen einer sehr ausführlichen Inhaltsanalyse der Beiträge zu den Kongressen der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in den 30er Jahren vgl. Thomas Schreiber, Psychologie im Nationalsozialismus. Historiographie und Inhaltsanalyse. Diplomarbeit, Institut für Psychologie der Universität Würzburg 1998.

<sup>42</sup> Vgl. Geuter, Das Ganze und die Gemeinschaft.

<sup>43</sup> Felix Krueger, Die Lage der Seelenwissenschaft in der deutschen Gegenwart, in: Bericht über den XIII. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (Jena 1934) 9–36; hier: 36.

ten deutschnationalen Konservativen, denen auch sein Leipziger Kollege Hans Freyer angehörte<sup>44</sup>.

Der bedeutendste Schüler Kruegers, Friedrich Sander, ging in seinen Äußerungen weit über die Stellungnahmen Kruegers hinaus. Im Jahre 1933 übernahm er den Lehrstuhl des entlassenen jüdischen Psychologen Wilhelm Peters in Jena, eines der bedeutendsten Vertreter der statistisch orientierten Testpsychologie in Deutschland; 1937 wurde er in die NSDAP aufgenommen. Im selben Jahre befürwortete er in der Zeitschrift „Nationalsozialistisches Erziehungswesen“ eine „Ausschaltung des parasitisch wuchernden Judentums“ und die Zwangssterilisierung von Deutschen mit „minderwertigem Erbgut“ als Ausdruck eines „Willens zur reinen Gestalt deutschen Wesens“<sup>45</sup>.

Allerdings blieb das Angebot der Leipziger Schule nicht auf ideologische Statements begrenzt. In Jena führte Sander das schon in Leipzig begonnene Forschungsprogramm zur Entstehung oder „Aktualgenese“ von Wahrnehmungsgealten unter dem Namen „Ganzheit und Gestalt“ fort<sup>46</sup>. Ebenfalls in dieser Forschungsreihe befindet sich auch der schon vor 1933 begonnene Versuch, Ganzheitspsychologie mit Arbeitspsychologie durch Studien der Rolle von „rhythmischen Gestaltbildungen“ im Zusammenhang mit der Erhöhung der Arbeitsleistung und Arbeitsfreude zu verbinden – mit einem Wink in Richtung Arbeitsämter bzw. Deutscher Arbeitsfront<sup>47</sup>. Dabei wurden Arbeitskurven – nicht die von Emil Kraepelin um die Jahrhundertwende eingeführten, quantitativen Messungen, sondern bildhafte Darstellungen des Arbeitsvorgangs bzw. der Arbeitsintensität – hergestellt und verglichen, aber keine statistischen Bewertungen im heute üblichen Sinne vorgenommen. Somit kann man diesen Ansatz als Entwurf einer Hermeneutik des Handelns begreifen – ein Arbeitsstil, der Sander, der sich auch für die Psychologie der Kunst interessierte, anscheinend nahe lag.

Noch prominenter zu jener Zeit als die Publikationen der „Leipziger Schule“ waren die zahl- und wortreichen Arbeiten des Marburger Professors Erich Rudolf Jaensch, der nach der Absetzung Felix Kruegers im Jahre 1936 bis zu seinem Tod im Jahre 1940 der alleinige Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Psychologie war. Bereits 1933 war er der NSDAP beigetreten und hatte mit einer starken Schrift über „Die Lage und Aufgaben der Psychologie und ihre Sendung in der

<sup>44</sup> Geuter, Das Ganze und die Gemeinschaft. Vgl. Jerry Z. Muller, *The Other God that Failed. Hans Freyer and the Deradicalization of German Conservatism* (Princeton 1987); Fritz Stern, *Der Traum vom Frieden und die Versuchung der Macht. Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert. Erw. Neuaufl.* (Berlin 1999); Michael Grüttner, Das Scheitern der Vordenker. Deutsche Hochschullehrer und der Nationalsozialismus, in: ders. u.a. (Hrsg.), *Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup* (Frankfurt a.M. 1999) 458–481.

<sup>45</sup> Friedrich Sander, Deutsche Psychologie und nationalsozialistische Weltanschauung, in: *Nationalsozialistisches Bildungswesen* 2 (1937) 641–649, hier: 642.

<sup>46</sup> Z.B. G. Hausmann, Zur Aktualgenese räumlicher Gestalten, in: *Archiv für die gesamte Psychologie* 93 (1935) 289–334.

<sup>47</sup> H. Busse, Rhythmische Gestaltbildungen bei der Arbeit in der Gruppe, in: *Archiv für die gesamte Psychologie* 99 (1937) 213–259.

deutschen Bewegung“ auf sich aufmerksam gemacht<sup>48</sup>. Im nächsten Jahr wurde er gemeinsam mit Oswald Kroh Nachfolger des zwangsentlassenen David Katz als Mitherausgeber (mit dem im Amt verbliebenen Friedrich Schumann) der führenden deutschsprachigen Fachzeitschrift, der „Zeitschrift für Psychologie“<sup>49</sup>. Die Schriften Jaenschs aus dieser Zeit werden ständig angeführt als Musterbeispiel der Ideologisierung von Wissenschaft im Nationalsozialismus. Sie sind dies in der Tat, wenn unter „Ideologisierung“ der Versuch begriffen wird, den eigenen Ansatz als Beitrag zur NS-Ideologie zu präsentieren<sup>50</sup>.

Auch Jaensch hatte wie Kretschmer und viele andere in den 20er Jahren eine Typologie entworfen, die auf eine Korrelation von Wahrnehmungs- und Denkstilen mit Persönlichkeitsmerkmalen zielte. Von den Phänomenen der so genannten eidetischen Wahrnehmungsbilder – subjektive Anschauungsbilder, die die Qualität von Empfindungen haben – ausgehend, entwickelten Jaensch und seine Schüler eine polare Typologie. Wer subjektive Anschauungsbilder als Ich-zugehörig erlebte und wessen psychische Funktionen stärker integriert waren, wurde dem Integrationstypus zugeordnet; demgegenüber stand der Typ des Synästhetikers mit labilen psychischen Funktionen. Vor 1933 aber fand in diesem Ansatz keine Zuordnung der Typen zu sozialen Gebilden statt; vielmehr konnten, wie in der Konstitutionstypologie Kretschmers, alle Typen in verschiedenen Gruppen und Kulturen vorkommen. Nach 1933 ordnete Jaensch den „labilen“ S<sub>2</sub>-Typus ausdrücklich den Juden zu, sprach dabei von einem „Gegentypus“ zur deutschen völkischen Bewegung und verwandelte seine Typologie auf dieser Weise zum Instrument einer „psychologischen Anthropologie“ – so der neue Name des von Jaensch geleiteten Instituts in Marburg<sup>51</sup>. Die vielfachen Verweise auf die Konstitutionstypologie seines Bruders Walter Jaensch verliehen dem Ganzen ein scheinbar biologisch gesichertes Fundament. Hinsichtlich des tatsächlichen Einflusses von Jaensch sollte allerdings angemerkt werden, daß seine Schriften aus der NS-Zeit selbst in der „Zeitschrift für Psychologie“ von Autoren außerhalb seines eigenen Schülerkreises weit weniger häufig zitiert wurden, als die vor 1933 er-

<sup>48</sup> *Erich Rudolph Jaensch*, Die Lage und Aufgaben der Psychologie. Ihre Sendung in der Deutschen Bewegung und an der Kulturwende (Leipzig 1933).

<sup>49</sup> *Lydia Lange*, Externe Einflüsse auf die Wissenschaft und die Reaktion der „wissenschaftlichen Gemeinschaft“ am Beispiel von E. R. Jaensch und der Zeitschrift für Psychologie 1933–1944, in: Zeitschrift für Psychologie 198 (1990) 121–136.

<sup>50</sup> Zum Folgenden vgl. *Ulfrid Geuter*, Nationalsozialistische Ideologie und Psychologie, in: *Ash, Geuter*, Geschichte der deutschen Psychologie, insbes. 179ff. Vgl. *Ulrich Sieg*, Psychologie als „Wirklichkeitswissenschaft“. Erich Jaenschs Auseinandersetzung mit der „Marburger Schule“, in: *Winfried Speitkamp* (Hrsg.), Staat, Gesellschaft, Wissenschaft. Beiträge zur modernen hessischen Geschichte (Marburg 1994) 313–342.

<sup>51</sup> *Erich R. Jaensch*, Der Gegenteilstypus der deutschen völkischen Bewegung, in: Bericht über den XIII. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (Jena 1934) 56–59; *ders.*, Der Gegenteilstypus. Psychologisch-anthropologische Grundlagen deutscher Kulturphilosophie ausgehend von dem, was wir überwinden wollen (Leipzig 1938).



schieneenen Arbeiten<sup>52</sup>. Dies hinderte aber niemanden daran, eben diese früheren Arbeiten als Grundlage der praktischen Arbeit zu verwenden.

Auch in diesem Fall blieb das Angebot an das Regime keinesfalls auf die ideologische Ebene begrenzt. So boten Jaensch und sein Schüler Fritz Althoff beispielsweise in der gemeinsam veröffentlichten Monographie „Mathematisches Denken und Seelenform“ die eben skizzierte Typologie als implizite Grundlage des Mathematikunterrichts an<sup>53</sup>. Obwohl Althoff die der Schrift zugrunde liegenden Untersuchungen bereits 1931 abgeschlossen hatte, unterschieden sie in der veröffentlichten Version unter direkter Bezugnahme auf Ludwig Bieberbachs berühmter Schrift „Stilarten mathematischen Schaffens“<sup>54</sup> einen „deutschen“ Denkstil, der angeblich vom Konkreten allmählich zu abstrakter Klarheit gelangt, von einem „subjektiv-idealistischen“ Denkstil, welcher der Phantasie freien Lauf läßt und keine notwendige Verbindung der mathematischen Theorie zur Wirklichkeit des Zählens kennt. Die Verbindung zur „arteigenen Mathematik“ war nicht zufällig, denn Bieberbach hatte sich seinerseits auch auf Jaensch bezogen<sup>55</sup>. Im Hinblick darauf, worin der praktische Nutzen dieser Unterscheidung denn bestehen sollte, wird das Bild allerdings recht schillernd. In seinem Vorwort gibt Jaensch altbekannte Argumente für den Mathematik-Unterricht zum besten, z.B. spricht er vom praktischen Wert der Mathematik für die Industrie sowie für die allgemeine Disziplinierung des Denkens, und verbindet dieses Plädoyer mit einer leidenschaftlichen Widerlegung des „verhängnisvollen Irrtums“, daß völkisches Denken notwendigerweise dem Irrationalismus das Wort reden müsse. Den Nachweis, daß nur eine „arteigene“ Mathematik den anvisierten Nutzen bringen könne, versucht er nicht einmal; Althoff empfiehlt am Ende seines Teils der Schrift nur eine Schärfung des Blicks für die unterschiedlichen Denkstile als pädagogische Hilfe.

Eine der erfolgreichsten Kombinationen von ideologischer Anbiederung und Pragmatik brachte der Psychologe und Pädagoge Oswald Kroh. In der 11.-12. Auflage seines von Pädagogen vielbenützten Buches zur Entwicklungspsychologie des Grundschulkindes befürwortete er das Programm einer „völkischen Anthropologie“ im Sinne des NS-Pädagogen Ernst Kriecks. Denn, wie er schrieb, „dem innersten Kern des Volkstums begegnet man allein in der Seele des Volkes. ... In der Selbsterhellung deutschen Seelentums erst klärt sich auch, was deut-

<sup>52</sup> Lange, Externe Einflüsse 132–133.

<sup>53</sup> Erich R. Jaensch, Fritz Althoff, Mathematisches Denken und Seelenform. Vorfragen der Pädagogik und völkischen Gestaltung des mathematischen Unterrichts (Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde 81, Leipzig 1939).

<sup>54</sup> Ludwig Bieberbach, Stilarten mathematischen Schaffens (Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Math.-naturwiss. Kl. 1934) 351–360.

<sup>55</sup> Helmut Lindner, „Deutsche“ und „gegentyische“ Mathematik. Zur Begründung einer „arteigenen“ Mathematik im „Dritten Reich“ durch Ludwig Bieberbach, in: Herbert Mehrtens, Stefan Richter (Hrsg.), Naturwissenschaft, Technik und NS-Ideologie (Frankfurt a.M. 1980) 88–115; Herbert Mehrtens, Ludwig Bieberbach and „Deutsche Mathematik“, in: Esther Phillips (Hrsg.), Studies in the History of Mathematics (Washington D.C. 1987) 195–241.

schem Wesen gemäß ist und was nicht. Darum ist die Psychologie des deutschen Menschen das natürliche Kerngebiet der völkischen Anthropologie. Und alle Forschungen, die das Seelenleben des deutschen Menschen zu erkennen gestatten, sind Dienst an der Verwirklichung echten deutschen Volkstums.“<sup>56</sup>

Unschwer erkennt man hier den Versuch eines ideologischen Angebots an das NS-Regime. Man merkt allerdings auch, daß dieses Angebot durch eine Art psychologische Kolonisierung eines an sich breiter konzipierten Ansatzes zustande kam. Wichtiger in diesem Zusammenhang ist jedoch sein Aufruf zur Herstellung einer „völkischen Menschenkunde“, die an den Kriterien „völkische Leistung“ und „politische Eignung“ ausgerichtet sein sollte; dies geschah beim 16. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie im Jahre 1938, dessen thematische Überschrift „Charakter und Erziehung“ lautete<sup>57</sup>. Als Grundstock hierzu diente u. a. die Arbeit seines Studenten Paul Wächter, in der versucht wurde, „analytische“ bzw. „ganzheitliche“ Auffassungsformen in der Gestaltwahrnehmung mit den „introvertierten“ und „extravertierten“ Persönlichkeitstypen Ernst Kretschmers zu koordinieren<sup>58</sup>. Ähnliche Versuche einer Korrelation von Kognitionsstilen und Persönlichkeitstypen reichten bis zur Jahrhundertwende zurück; insbesondere diese Arbeit setzte ein Forschungsprogramm fort, das Kroh in Tübingen, wo Kretschmer auch lehrte, schon in den 20er Jahren begonnen hatte. Im Kontext der NS-Zeit stellte dieser Ansatz eine Mobilisierung von Methodiken aus der Experimentalpsychologie dar und bestand vornehmlich in der Bemessung des Umfangs und der Dauer der Aufmerksamkeit als Ressource für eine – nun völkisch verbrämte – Persönlichkeitsdiagnostik.

Der gemeinsame Nenner dieser Angebote war also der offenkundige Versuch, bereits bestehende Theorien und Forschungsprogramme mit mehr oder minder radikalen Änderungen als NS-konform darzustellen. Leute wie H. F. K. Günther und Ludwig Ferdinand Clauß mußten sich in dieser Hinsicht allerdings weit weniger anstrengen, da sie sich bereits vor 1933 ihre Spuren verdient hatten. Günther wurde durch eine Intervention des damaligen Kultusministers in Thüringen, Wilhelm Frick, bereits 1931 zum Professor in Jena berufen; ab 1934 war er Professor in Berlin. Dort unterrichtete ab 1936 auch Clauß, dessen z.T. aus seiner Antrittsvorlesung hervorgegangene Schrift „Rasse ist Gestalt“ auf ausdrückliche Aufforderung des Reichsamtseleiters Hederich in der von der Reichskanzlei herausgegebenen Reihe „Schriften der Bewegung“ erschien. In einem „Nachwort“ der Schrift behauptete Clauß, daß seine Rassenseelenforschung eine wissenschaftliche und eine „politische Aufgabe“ habe; und „politisch heißt hier nichts anderes als

<sup>56</sup> Oswald Kroh, *Entwicklungspsychologie des Grundschulkindes* (Langensalza 11 u. 12 1935) 25.

<sup>57</sup> Oswald Kroh, *Die Psychologie im Dienst der völkischen Erziehung*. Bericht über den 16. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (Leipzig 1939) 35–44, insbes. 43.

<sup>58</sup> Paul Wächter, *Über den Zusammenhang der typischen Formen des Gestalterlebens mit den Temperamentskreisen Kretschmers*, in: *Archiv für die gesamte Psychologie* 104 (1939) 1–47.

volksgestaltend“<sup>59</sup>. Im letzten Abschnitt des Textes machte er aber deutlich, daß damit nichts weiter gemeint war, als die Sicherung des Eigenen in der Unterscheidung vom Anderen, die er bereits in den 20er Jahren gepredigt hatte. Alle Rassen sollten also in ihrer jeweiligen Wesensart geachtet werden; nur sind diese von der Nordischen zu trennen: „Wir können das Fremde achten und ehren wie irgend etwas, das gottgeschaffen ist so gut wie wir. Aber es kann nie unser werden: es ist fremd und soll fremd sein.“<sup>60</sup> Diese merkwürdige Aussage, deren erster Teil fast tolerant hätte klingen können, konnte im Jahre 1936 nur als eine Befürwortung der Nürnberger Rassengesetze verstanden werden. Auf diese Weise bot Clauß seine sehr eigene Methodik der Rassenzuordnung aber nicht nur als Beitrag zur Weltanschauung, sondern zugleich als implizite Praxis an. Allerdings zeigte er trotz der Verwendung anschaulicher Bilder – z.B. der charakteristischen „Linie“ eines „nordischen“ Bauerngesichts – an dieser Stelle nicht, wie genau eine solche Praxis systematisch auszuführen wäre.

Bald danach geriet Clauß in Schwierigkeiten, die sich bis 1943 zum Parteausschluß steigerten, u.a. deshalb, weil er sich schützend vor seine als „Halbjüdin“ diffamierte Assistentin stellte; damit weigerte er sich, der von ihm selbst im zitierten Satz ausgesprochenen Forderung nach Rassentrennung Folge zu leisten<sup>61</sup>. Allerdings spielte auch fachliche Konkurrenz – genauer die Verbindung derselben mit Rivalitäten innerhalb der NSDAP – eine Rolle in diesem Konflikt. Dies belegt vor allem ein anonym veröffentlichtes Gutachten, das der Leiter der Psychologischen Abteilung am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, Kurt Gottschaldt, im August 1941 im Auftrag des Leiters des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP, Walter Groß, in der Angelegenheit verfaßte. Darin lehnte Gottschaldt den Ansatz von Clauß vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus in Bausch und Bogen ab: „Die mimische Methode, die letzten Endes in der intuitiven Schau, in einem Vermögen des Mitlebenkönnens, die Rolle des Andere-Spielen-Könnens beruht, ist völlig subjektiv. Es fehlen ihr jegliche Möglichkeiten der objektiven Kontrolle, aber auch der Selbstkontrolle.“<sup>62</sup>

<sup>59</sup> Ludwig Ferdinand Clauß, *Rasse ist Gestalt*. Schriften der Bewegung, Heft 3 (München 1937) 29; im folgenden zitiert: Clauß, *Rasse ist Gestalt*.

<sup>60</sup> Clauß, *Rasse ist Gestalt* 28.

<sup>61</sup> Vgl. hierzu Peter Weingart, *Doppel-Leben. Ludwig Ferdinand Clauß zwischen Rassenforschung und Widerstand* (Frankfurt a.M. 1995).

<sup>62</sup> (Anonym), Clauß, Ludwig Ferdinand. Informationsdienst Rassenpolitisches Amt der NSDAP – Reichsleitung, 20. August 1941 – Nr. 116, 4. Blatt. Aufgrund mehrerer Indizien nennt Weingart Gottschaldt in *Doppel-Leben* zu Recht als Autor dieser Schrift.

## Die Ideologisierung von Forschungspraktiken am Beispiel der psychologischen Zwillingsforschung

Weitaus interessanter in Anbetracht einer Verschränkung von Ideologie und wissenschaftlicher Praxis im Nationalsozialismus ist die explizite Ideologisierung von Forschungsprogrammen, die hier am Beispiel der psychologischen Zwillingsforschung skizziert wird. Dabei ging es weniger um eine Wahl zwischen ideologischer oder pragmatischer Anpassung, als darum, ob und wie eine Art pragmatische Anpassung – die Funktionalisierung von Grundlagenforschung zur Herstellung impliziter Instrumente für die Praxis – ideologisch aufzuziehen sein sollte.

Im Kontrast zu den vorangegangenen Beispielen von Sander, Jaensch und Kroh sind die Arbeiten von Gerhard Pfahler und seinem Hauptmitarbeiter Christian Eckle viel eher als „Nazipsychologie“ zu bezeichnen; sie weisen jedoch eine ähnliche strukturelle Verbindung von Grundlagenforschung auf typologischer Basis und impliziter Anwendungsorientiertheit auf. Ursprünglich ein Schüler Krohs, hat Pfahler – einer der wenigen Psychologen, die bereits vor 1933 der NSDAP beitraten – schon zu jener Zeit eine eigene „Erbcharakterologie“ herausgearbeitet, die Grundkategorien und Standardmethodiken der Experimentalpsychologie mit einem Deutungsmuster verband, das gewisse Affinitäten zur Rassenpsychologie H. F. K. Günthers hatte<sup>63</sup>. So ordnete er seinen Typus der „festen Gehalte“ – einen Typ mit enger, festgelegter Aufmerksamkeit und zäher Beharrungskraft – dem „nordischen“ Menschen zu und den Typus der „fließenden Gehalte“ – mit weit wandernder Aufmerksamkeit und geringer Beharrungskraft – dem „ostischen“ Menschen<sup>64</sup>.

In einer groß angelegten Studie wandte Eckle dieses Schema Ende der 30er Jahre auf die Zwillingsforschung an. Ein Hinweis auf die praktische Bedeutung der Arbeit kommt gleich auf der ersten Seite; es geht „um die Möglichkeiten und Grenzen einer Methode der Erbforschung, die unbedingt klargestellt sein müssen in einer Zeit, in der das Problem von Rasse und Vererbung existentielle Bedeutung für unser Volk besitzt“<sup>65</sup>. In diesem Falle handelte es sich um 30 Paare, 18 eineiige (erbgleiche) und 12 zweieiige (erbungleiche), die zwischen 1936 und 1938 im Gießener Psychologischen Institut untersucht wurden. Neben Versuchsprotokollen der Reaktionen der Zwillingspartner auf bestimmte Reizworte (um so genannte Perserverationstendenzen festzustellen) und Texten ihrer freien Erzählungen über

<sup>63</sup> *Gerhard Pfahler*, Vererbung als Schicksal. Eine Charakterkunde (Leipzig 1932).

<sup>64</sup> *Pfahler*, Warum Erziehung trotz Vererbung? (Leipzig, Berlin 21936), insbes. 56 ff.; *ders.*, Das Gespräch als Methode erbcharakterologischer Rassenforschung (mit Forschungsergebnissen), in: *Otto Klemm* (Hrsg.), Charakter und Erziehung. Bericht über den XVI. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie 1938 (Leipzig 1939) 119–122. Vgl. *Peter Chroust*, Gleichschaltung der Psyche. Zur Faschisierung der deutschen Psychologie am Beispiel Gerhard Pfahlers, in: *Psychologie- u. Gesellschaftskritik* 3 (1979) 29–40.

<sup>65</sup> *Christian Eckle*, Entwicklungscharakterologische Zwillingsuntersuchungen. Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde, Beiheft 82 (1939) 1; im folgenden zitiert: *Eckle*, Entwicklungscharakterologische Zwillingsuntersuchungen.

vorgegebene Themen basierte diese Charakterdiagnostik auf der Beurteilung von Verhaltensstilen z. B. beim Ringwurf oder beim Modellieren von kleinen Gegenständen aus weichem Ton. Im Endergebnis war eine weitgehende Gleichheit im Verhaltensstil und demnach im charakterlichen Bild der eineiigen Zwillinge und eine ebenso deutliche Ungleichheit im Bild der zweieiigen, jedoch auch gewisse Unterschiede bei den eineiigen Zwillingen nicht zu übersehen.

Auffallend in diesem Zusammenhang war die Kritik Eckles an der von ihm so genannten „biologischen“ Methode, die sich auf die Erstellung und statistische Bearbeitung von Vergleichsreihen einer großen Anzahl eineiiger und zweieiiger Zwillingspaare verließ. Diese Methode betonte, nach Eckle, zu sehr die Bemessung von Einzeleigenschaften bzw. von Einzelleistungen. Demgegenüber hob er die Vorteile einer eigenständigen „charakterologischen“ Vorgehensweise hervor, die sich auf eine intensive qualitative Behandlung von wenigen Zwillingspaaren begrenzte, dafür jedoch den ganzheitlichen „Kern der Charakterwirklichkeit“ zu erfassen vermochte<sup>66</sup>. Damit drückte Eckle keine grundsätzliche Feindschaft gegenüber der biologisch arbeitenden Eugenik aus; die Autorität eines Otmar von Verschuer in Fragen der Genetik (z. B. in der Eizigkeitsdiagnose) wurde mit Respekt hingenommen, und dieser selbst wurde als Mitstreiter in einer gemeinsamen Sache dargestellt. Doch auch wenn die Untersuchung einzelner Funktionen und Eigenschaften „praktische Bedeutung“ haben mag, „so wäre damit nicht auch schon der richtige Weg gezeichnet. Vielmehr kann und darf dieses Ziel nicht angestrebt werden unter Umgehung der Prinzipien echter Charakterologie. Die Erforschung der Charaktereigenschaften ist aber immer nur möglich auf Grund ganzheitlicher Erforschung des Charakters.“ Und dies sei wiederum „nur möglich auf Grund individueller Charakteranalysen“<sup>67</sup>.

Explizit ging es hier also um eine Auseinandersetzung über eine Funktionalisierung der Grundlagenforschung – daß eine Funktionalisierung stattfinden sollte, setzten Pfahler und Eckle wohl voraus. Zugleich wurde aber implizit darauf hingewiesen, daß es auch darum gehen müßte, nicht im Hinblick auf die Zielsetzung, sondern auch in methodischer Hinsicht „die Ganzheitsgesinnung heutiger Forschung“<sup>68</sup> gebührend zu berücksichtigen und somit Zielsetzung und Methodik gleichermaßen in Einklang miteinander sowie mit den vermeintlichen ideologischen Erfordernissen des Nationalsozialismus zu bringen. Im Falle der psychologischen Zwillingforschung am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik ging es ebenfalls um Grundlagenforschung, die programmatisch als Vorarbeit einer positiven eugenischen Praxis gedacht oder wenigstens dargestellt wurde. Doch darin wurde versucht, quantitative und ganzheitspsychologische Forschungsmethodiken und Gesichtspunkte miteinander zu verbinden<sup>69</sup>.

<sup>66</sup> Eckle, Entwicklungscharakterologische Zwillinguntersuchungen 21.

<sup>67</sup> Ebd. 20.

<sup>68</sup> Ebd. 16.

<sup>69</sup> Zum Folgenden vgl. ausführlicher M. G. Ash, Die Erbpsychologische Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1935–1945, in:

Nachdem der damalige Leiter der Abteilung für menschliche Erblehre im Institut, Otmar von Verschuer, im Jahre 1935 zur Gründung eines neuen Instituts für Erbbiologie und Rassenhygiene nach Frankfurt berufen wurde, rief Institutsdirektor Eugen Fischer die neue Abteilung für Erbpsychologie ins Leben. Nach Angaben von Fischer wurde die Gründung u.a. auch vom Reichsinnenministerium unterstützt<sup>70</sup>. Niels Lösch deutet die Gründung als Versuch Fischers, seinem Rivalen, dem Psychiater und Leiter der Genealogischen Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Psychiatrie in München, Ernst Rüdin, auf diesem Gebiet wie auf anderen Paroli zu bieten<sup>71</sup>. Einiges spricht für diese Deutung, sie greift jedoch zu kurz, weil sie nicht hinreichend deutlich macht, daß Fischer selbst auf die Bedeutung psychologischer Forschungen für die Ausführung seines bereits Anfang der 30er Jahre entwickelten Forschungsprogramms einer „Phänogenetik“ – d. h. der Entfaltung vererbter Eigenschaften im Verlauf der Entwicklung – hingewiesen hatte<sup>72</sup>. Die praktische Rolle der neuen Abteilung scheint jedenfalls aus der Sicht Fischers klar gewesen zu sein. Schon 1933 hatte er geschrieben: „Für die positive Rassenhygiene und die Beeinflussung der biologischen Grundlagen der Kultur sind neue Kenntnisse über die Erbllichkeit psychischer Eigenschaften wichtig.“<sup>73</sup>

Zum Leiter der neuen Abteilung bestellte Fischer den Psychologen Kurt Gottschaldt, der bei den Gestaltpsychologen Wolfgang Köhler und Kurt Lewin promoviert und sich mit einer Arbeit über den Aufbau kindlichen Handelns bei Erich Rothacker in Bonn habilitiert hatte<sup>74</sup>. Gottschaldt und seine Mitarbeiter stellten sich nun die Aufgabe, die von ihm in Bonn verwendeten Beobachtungsmethoden, vor allem die systematische Beobachtung von Handlungsstilen, für die psychologische Zwillingsforschung dienstbar zu machen. Mittel zu diesem Zweck waren so genannte „Zwillingslager“, die zur Beobachtung der Kinder in einer annähernd natürlichen Umgebung – zunächst auf Versuchsbasis in der Nähe von Berlin mit Unterstützung des Gauamtsleiters der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, Gau Berlin, und danach in den Sommern 1936 und 1937 im Kinderheim „Seehospiz“ auf der Insel Norderney – eingerichtet wurden.

*Lothar Sprung, Wolfgang Schönplig* (Hrsg.), *Geschichte der Psychologie in Berlin* (Frankfurt a.M. 1992) 205–222; *ders.*, *Gestalt Psychology*, Kap. 20; *ders.*, *From „Positive Eugenics“ to Behavioral Genetics: Psychological Twin Research under Nazism and Since*, in: *Paedagogica Historica – International Journal of the History of Education, Supplementary Series 3* (1998) 335–358.

<sup>70</sup> Archiv der MPG, KWI-Anthropologie, Bd. 2406, Bl. 180.

<sup>71</sup> *Niels C. Lösch*, *Rasse als Konstrukt. Leben und Werk Eugen Fischers* (Frankfurt a.M. 1997) 322 ff.

<sup>72</sup> *Eugen Fischer*, *Versuch einer Genanalyse des Menschen*, in: *Zeitschrift für induktive Abstammungslehre* 54 (1931) 128–234, insbes. 212 f.

<sup>73</sup> *Eugen Fischer*, *Tätigkeitsbericht*, 15. 6. 1933. Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem. KWI Anthropologie, Bd. 2399. Vgl. *ders.*, *Kaiser Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik*, in: *M. Hartmann* (Hrsg.), *25 Jahre Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften*, Bd. 2 (Berlin 1936).

<sup>74</sup> *Kurt Gottschaldt*, *Der Aufbau des kindlichen Handelns* (*Zeitschrift für angewandte Psychologie*, Beiheft 68) (Leipzig 1933).

Kurz zusammengefaßt, bestand die Vorgehensweise dieser Untersuchung in einer Verbindung von systematischer, von Gottschaldt so genannter „phänomenologischer Dauerbeobachtung“ der Einstellungen und Verhaltensstile der Kinder im Alltag mit experimentellen Studien über ihre Reaktionen auf Problemlösungs- und Konfliktsituationen, Erfolgs- und Mißerfolgserlebnisse, Durchstehen von Rivalisationssituationen und dergleichen mehr<sup>75</sup>. Dabei versuchte man, die Daten nicht nur in Worten, sondern auch möglichst quantitativ zu erfassen; so wurden die Mitarbeiterinnen der „Zwillingslager“ – meist geschulte Horterzieherinnen – dazu angewiesen, die Grundtemperamente der Kinder – ob sie sich der Umwelt zu- oder abgewandt bzw. stimmungsmäßig fröhlich oder eher griesgrämig aufgelegt zeigten – täglich entlang einer Zehnpunkteskala festzuhalten. Diese Daten sowie auch die quantitativen Ergebnisse der experimentellen Studien wurden nach der zu jener Zeit international gängigen Methodik der Konkordanz und Diskordanz statistisch bearbeitet. Demnach wurden die Unterschiede im Verhalten bzw. in den Meßdaten der zweieiigen, d. h. erbungleichen Zwillinge untereinander mit den Werten der eineiigen, d. h. erbgleichen Zwillinge verglichen; die Größe dieser Unterschiede bzw. den Grad der Ähnlichkeiten im Verhalten der Zwillingspaare untereinander stellte man dann als Maß der Erblichkeit des behandelten Merkmals bzw. des entsprechenden Verhaltensstils dar.

Beachtenswert in diesem Zusammenhang ist die methodologische Stellungnahme Gottschaldts. Wie schon vor 1933 machte er auch in dieser Zeit geltend, daß die Testpsychologie und insbesondere die Intelligenztests lediglich über gewisse Einzelfunktionen Aufschluß gäben, die für die Schule von Bedeutung seien, ohne das Augenmerk auf die Einbettung jener Funktionen in natürlichen, lebensnahen Handlungsganzheiten zu richten. Insofern wußte er sich mit vielen Anhängern der „ganzheitlichen Gesinnung heutiger Forschung“ einig. Doch kritisierte Gottschaldt auch typologisch-morphologische Verfahren wie die Pfahlers und seiner Schüler, weil körperlich-morphologische Eigenschaften im Grunde statisch seien, während „der seelisch-geistige Erlebnis- und Wirkungszusammenhang immer ein Geschehensvorgang, immer prozeßhaft“ sei, „und entsprechend sind seelische Eigenschaften niemals fertig vorhanden, sondern durch ihr Entstehungsmoment charakterisiert“<sup>76</sup>. Demgegenüber ermögliche die im Zwillingslager verwendete Dauerbeobachtung die Verfolgung solcher prozeßhafter Momente und berechtige zur Hoffnung, daß die im fließenden Geschehen zum Ausdruck kommenden charakteristischen Handlungsstile, Temperamente usw. erfaßt werden könnten.

Hier wie in den oben besprochenen Beispielen handelte es sich also nicht darum, *ob*, sondern *wie* die psychologische Grundlagenforschung im Sinne der

<sup>75</sup> Kurt Gottschaldt, Über die Vererbung von Intelligenz und Charakter, in: Fortschritte der Erbpathologie und Rassenhygiene 1 (1937) 1–21, hier: 6–7; vgl. ders., Zur Methodik erbpsychologischer Untersuchungen in einem Zwillingslager, in: Zeitschrift für induktive Abstammungs- u. Vererbungslehre 73 (1937) 518–523, hier: 522 f.; ders., Die Methodik der Persönlichkeitsforschung in der Erbpsychologie (Leipzig 1942) 94 ff.

<sup>76</sup> Kurt Gottschaldt, Zur Methodik erbpsychologischer Untersuchungen 520.

Zielsetzungen des NS-Regimes zu funktionalisieren war. Die Vormachtstellung der von Gottschaldt kritisierten typologischen Methoden jener Zeit verdankten diese vor allem der Leichtigkeit, mit der sich Verbindungen zur NS-Rassenlehre knüpfen ließen, sie wurden aber in den späten 30er Jahren auch im Rahmen der Offiziersauslese der Wehrmacht erprobt (siehe unten). Für viele der damals führenden akademischen Psychologen wie Pfahler, Jaensch und Kroh waren typologische Methodiken geeignet, das Vorhandensein verschiedener Persönlichkeitstypen nachzuweisen und diese bestimmten Nationen, gegebenenfalls auch bestimmten Rassen, zuzuordnen. Statt dessen versuchte Gottschaldt, die Eignung der auf universell gültige Strukturgesetze des Verhaltens ausgerichteten Denkweise der Gestaltpsychologie für die entwicklungspsychologische Persönlichkeitsforschung und damit indirekt für die Forschungsaufgaben des neuen Staates – in diesem Fall eine „positive“ eugenische Auslese – zu begründen.

Es soll betont werden, daß die Zwillinge allesamt sogenannte „Arier“ waren – es sei an den Hinweis Fischers auf eine „positive Rassenhygiene“ erinnert. Sie kamen aus verschiedenen sozialen Schichten und regionalen Umgebungen; einige z. B. stammten aus friesischen Bauernfamilien, andere aus Berlin. Diese Variablen wurden neben Alter und Geschlecht in den Studien Gottschaldts sorgfältig kontrolliert. Ein damaliger Beobachter wertete dies als einen Hinweis auf „die Berücksichtigung rassenpsychologischer Unterschiede“, wies jedoch auch darauf hin, daß eine „Auslese nach bestimmten Rassetypen“ sensu Günther nicht getroffen worden war<sup>77</sup>. In einem populärwissenschaftlichen Artikel über seine Arbeit in der vom Rassenpolitischen Amt der NSDAP herausgegebenen Zeitschrift „Neues Volk“, formulierte Gottschaldt selbst sein Forschungsvorhaben jedoch nicht auf diese Weise<sup>78</sup>. Später nannte er zwar die Erbpsychologie den „wichtigsten Zugang zur Rassenpsychologie“, fügte aber sogleich hinzu, daß „auch in der Rassenpsychologie gesicherte Erkenntnis wiederum nur auf statistisch-mathematischer Basis möglich“ sei<sup>79</sup>.

Auch in einer anderen Hinsicht ist das, was in alledem fehlte, ebenso wichtig wie das Gesagte. Die Arbeiten Gottschaldts und seiner Mitarbeiter aus jener Zeit waren bemerkenswert frei von Bekenntnissen zur NS-Ideologie. Selbst bei seinem Assistenten Kurt Wilde, der anders als Gottschaldt NSDAP-Mitglied war, ist nur ein dezenter Fingerzeig auf die staatlichen Aufgaben zu bemerken<sup>80</sup>. Ohnehin bestand eine gewisse Aufgabenteilung, denn Eugen Fischer hatte, wie bereits ge-

<sup>77</sup> Georg Suttinger, Zwillingenlager Norderney, in: *Rasse. Monatsschrift für den nordischen Gedanken* 6 (1939) 23–25.

<sup>78</sup> Kurt Gottschaldt, Zwillingenforschung, in: *Neues Volk* (Februar 1937) 9–13.

<sup>79</sup> Kurt Gottschaldt, Die Statistik in der Psychologie, in: Friedrich Burgdörfer (Hrsg.), *Die Statistik in Deutschland nach ihrem heutigen Stand*, Bd. I (Berlin 1940) 386–396, hier: 394; im folgenden zitiert: *Gottschaldt, Die Statistik*. Von diesem Standpunkt heraus erklärt sich mühelos die Schärfe der ablehnenden Stellungnahme Gottschaldts in seinem oben (Anm. 62) bereits zitierten Gutachten gegen die Rassensoziallehre von Clauß.

<sup>80</sup> Kurt Wilde, Meß- und Auswertungsmethoden in erbpsychologischen Zwillingenuntersuchungen, in: *Archiv für die gesamte Psychologie* 109 (1941) 1–81, hier: 71; im folgenden zitiert: *Wilde, Meß- und Auswertungsmethoden*.



zeigt wurde, gegenüber der Institutsverwaltung und in der Öffentlichkeit die Vorreiterrolle übernommen<sup>81</sup>. Schon 1936 hatte er auch die Schwierigkeiten der Aufgabe betont und deutlich gemacht, daß man „schrittweise und vorsichtig“ vorgehen wolle<sup>82</sup>. Durch diese methodologisch begründete Vorsicht war es möglich, die empirischen Forschungsergebnisse der Abteilung nicht zu ausführlich darstellen zu müssen.

Diese Ergebnisse bestätigten nämlich nicht ohne starke Qualifizierung die Behauptung, daß psychische Funktionen und Fähigkeiten insgesamt und in gleichem Ausmaß vererbt werden. Gottschaldt und seine Mitarbeiter fanden zwar, daß der von ihnen so genannte „E:U“ (Erbe:Umwelt)-Quotient – Gottschaldts Ausdruck für das Verhältnis der errechneten Unterschiede der jeweiligen Durchschnittswerte für zweieiige und eineiige Zwillingspaare – beim Problemlösungsverhalten im Bereich der praktischen und theoretischen Intelligenz 2:1 betrug und schlossen daraus, daß in diesem Bereich „die Erbeeinflüsse den Umweltmomenten weit überlegen sind“<sup>83</sup>. Bei den Ratings der Grundtemperamente betrug das Verhältnis aber im Falle der „Ansprechbarkeit“ (d. h. der Auf- bzw. Abgeschlossenheit gegenüber der Umwelt) 4,7:1 und im Falle des sogenannten „vitalen Antriebs“ sogar 6,3:1<sup>84</sup>. Im Rahmen der von Gottschaldt zitierten, zu jener Zeit einschlägigen Schichten-theorie der Persönlichkeit von Philipp Lersch, machte dies durchaus einen Sinn, denn diese siedelte das Grundtemperament in einer „primitiven“ Schicht an, welche von „höheren“ Schichten der geistigen Begabung und des vom Willen gesteuerten Handelns angeblich überlagert war<sup>85</sup>. So konnte Gottschaldt behaupten, daß sowohl das Grundtemperament als auch die höheren geistigen Funktionen erblich seien, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Über die Implikationen eines solchen Befunds für die Praxis ließ er sich an den zitierten Stellen nicht aus.

Nur wenig später führte Gottschaldt als erster neben Peter Hofstätter neue statistische Bearbeitungsmethodiken wie die Faktorenanalyse aus den USA in die deutschsprachige Psychologie ein. Auf dieser Grundlage betonten nun er und sein Assistent Wilde, daß die Faktoren „E“ und „U“ ohnehin keine festen Größen, sondern Streuungsmaße seien, die z.T. erhebliche individuelle Unterschiede nur zusammenfassen; so betrachtet ist die Diagnose einer Person „nichts anderes als die Ortsbestimmung innerhalb der Verteilungsreihe einer Population“<sup>86</sup>. Damit

<sup>81</sup> Vgl. Anm. 68 sowie das Vorwort zu *Gottschaldt, Die Methodik der Persönlichkeitsforschung*.

<sup>82</sup> *Eugen Fischer*, Das Kaiser Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, in: *Max Planck* (Hrsg.), 25 Jahre Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Bd. 1 (Berlin 1936) 355. Hervorhebung von MGA.

<sup>83</sup> *Kurt Gottschaldt*, Erbpsychologie der Elementarfunktionen der Begabung, in: *Günther Just* (Hrsg.), Handbuch der Erbbiologie des Menschen. Erster Teil: Erbneurologie – Erbpsychologie, Bd. V/1 (Berlin 1939) 445–537, hier: 459.

<sup>84</sup> *Kurt Gottschaldt*, Phänotypische Fragestellungen im Bereich der Erbpsychologie, in: *Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre* 76 (1939) 118–157, hier: 126.

<sup>85</sup> *Philipp Lersch*, Der Aufbau des Charakters (Leipzig 1938).

<sup>86</sup> *Gottschaldt*, Die Statistik 394, sowie: Die Methodik der Persönlichkeitsforschung, insbes. 10ff.; vgl. *Wilde*, Meß- und Auswertungsmethoden 65.

ließen diese Ergebnisse aber keine direkten Rückschlüsse auf das Verhältnis von Erbe und Umwelt bei einzelnen Individuen oder gar einzelnen Zwillingspaaren zu; für eine Rassenpsychologie jedweder Prägung waren sie ebenfalls unbrauchbar geworden – es sei denn, man nahm psychologische Meßwerte innerhalb einer „Population“ ab, die man ohnehin nach anderen Kriterien bereits „rassenmäßig“ definiert hatte. Wie nun die potentielle Verwendbarkeit dieser Forschung für eine wie auch immer geartete rassenhygienische Auslese aussehen sollte, war kaum mehr zu sagen.

Durch dieses Beispiel wird immerhin deutlich, daß Jaensch, Pfahler, Kroh, Sander oder gar Günther als Alleinherrscher des Fachs kaum galten. Im Gegenteil: Ihre Ansätze blieben nicht einmal im Bereich der praxisorientierten Grundlagenforschung unbestritten. Das Gleiche gilt erst recht für die Grundlagen der Berufspsychologie im Nationalsozialismus.

## Die Durchsetzung einer handlungshermeneutischen Berufspraxis in der Wehrmachtpsychologie

Daß Gottschaldt bei der Interpretation seiner Forschungsergebnisse auf die von Philipp Lersch entwickelte Schichtentheorie der Persönlichkeit zurückgreift, ist kein Zufall. Aus dem praktischen Zusammenhang seiner Arbeit in der Offiziersauslese für die Reichswehr hatte Lersch bereits Anfang der 30er Jahre eine Persönlichkeitsdiagnostik entworfen, in der die geschulte Intuition nicht mehr als Alternative zur „Schulpsychologie“, wie bei Klages, sondern als methodologische Grundlage einer wissenschaftlich begründeten Berufsausbildung begriffen wurde. So analysierte er etwa anhand der Ausdruckslehre Darwins den anatomischen (das heißt den muskulösen) Unterbau der Ausdrucksbewegungen im von ihm so genannten „mimischen Gelände“ der oberen und unteren Gesichtsteile, um diese dann mittels Filmaufnahmen zu beobachten und zu klassifizieren. Körperbewegung und Ausdruck bilden dabei eine psychophysische Einheit oder, mit seinen Worten, einen „polar-koexistentialen Zusammenhang“, der sich anhand von „sinnlich-seelischen Spontanzeichen“ am deutlichsten äußert<sup>87</sup>.

So kann beispielsweise ein verhängtes Auge „als Erscheinungsmerkmal geistiger und willensmässiger Stumpfheit“ gedeutet werden, während das Senken der Mundwinkel ein Zeichen von Abweisung aus Verachtung oder Gehässigkeit und ein lustiges Lachen ein Zeichen froher Grundstimmung wiedergeben sollen<sup>88</sup>. Gelegentlich fallen dabei scheinbar wertende Beschreibungen, wie etwa die Bezeichnung „primitiv“ sowohl in bezug auf den Gesichtsausdruck als auch auf die diese exhibierenden Persönlichkeiten. Der Schritt von hier zur Rassenlehre scheint

<sup>87</sup> Philipp Lersch, *Gesicht und Seele. Grundlagen einer mimischen Diagnostik* (München 1932) 14; im folgenden zitiert: Lersch, *Gesicht und Seele*.

<sup>88</sup> Lersch, *Gesicht und Seele* 49, 124 f., 131.

nicht weit zu sein, Lersch tat ihn jedoch nicht, sondern verblieb im Duktus einer allgemeinen, zwar physiognomischen, aber nicht typologischen Ausdrucks- und Seelenlehre. Auf der Grundlage dieser charakterologischen Diagnostik, und nicht der Rassenpsychologie Günthers, sollte die deutsche Psychologie im Nationalsozialismus vor allem im Rahmen der Offiziersauslese für die Wehrmacht professionalisiert werden<sup>89</sup>.

Wie eingangs bereits festgestellt, stellte das Militär den stärksten Wachstumssektor der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus dar. Infolge der deutschen Wiederaufrüstung und der damit zusammenhängenden Nachfrage nach Offizieren erfuhren die Heeres-, später die Wehrmachtpsychologie einen bis dahin nie da gewesenen Aufschwung. Schon 1935 arbeiteten mehr als 450 Psychologen allein im Heere, das sind mehr Psychologen, als es Mitglieder in der Deutschen Gesellschaft für Psychologie im Jahre 1931 gegeben hatte. Die Situation steht in starkem Kontrast zur Situation in den USA im Ersten Weltkrieg. Zu jener Zeit war die primäre Zielsetzung dort die Klassifizierung einer großen Anzahl einfacher Soldaten in kurzer Zeit mittels Intelligenz- sowie anderer Papier- und Bleistifttests, während die Auswahl der Offiziere nach wie vor durch Selbstrekrutierung geschah<sup>90</sup>. Demgegenüber bestand der Hauptzweck der Heerespsychologie in eben dieser Elitenauswahl, welche allerdings in Zusammenarbeit zwischen Psychologen und Offizieren geschehen sollte.

Die Arbeitsweise der Heerespsychologie ist eher als Gemeinschaftswerk denn als Wirken einzelner zu betrachten. Leonhard von Renthe-Fink gibt zu, daß die Ausbildung der Prüfer nicht immer einheitlich war, so daß die jeweiligen Beurteilungen eher den jeweiligen Richtungen der Prüfer als irgendwelchen einheitlichen Standards entsprachen<sup>91</sup>. Der gemeinsame Nenner war dennoch deutlich genug, nämlich die Verwendung von aus der Psychotechnik kommenden quantitativen Methodiken in Verbindung mit qualitativen, geistes- und sozialwissenschaftlichen Prüfungstechniken als gemeinsamer Grundlage einer „charakterologischen“ Diagnostik.

Auf der Grundlage der detaillierten Berichte einiger Ehemaligen sowie einiger spärlichen Primärquellen kann man die Verbindung „charakterologischer“ und psychotechnischer Methoden in der Offiziersauslese der Wehrmacht nachvollzie-

<sup>89</sup> *Ulfried Geuter*, *Polemos panton pater – Militär und Psychologie im Deutschen Reich 1914–1945*, in: *Ash, Geuter* (Hrsg.) *Geschichte der deutschen Psychologie* 146–171; *ders.* *Die Professionalisierung*, insbes. Kap. III.

<sup>90</sup> *John Carson*, *Army Alpha, Army Brass and the Search for Army Intelligence*, in: *Isis* 84 (1993) 278–309; *Horst Gundlach*, *Faktor Mensch im Krieg: Der Eintritt der Psychologie und Psychotechnik in den Krieg*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 19 (1996) 131–143; *Lutz Raphael*, *Zweierlei Kriegseinsatz: Amerikanische und deutsche Psychologie im 2. Weltkrieg*. In: *Christof Dipper, Andreas Gestrich und Lutz Raphael* (Hrsg.), *Krieg, Frieden und Demokratie. Festschrift für Martin Vogt zum 65. Geburtstag* (Frankfurt a. M. 2001) 207–217.

<sup>91</sup> *Leonhard von Renthe-Finck*, *Von der Heerespsychologie zur Wehrmachtpsychologie*, in: *Peter Hofstätter u. a., Deutsche Wehrmachtpsychologie 1914–1945* (München 1985) 3–183; im folgenden zitiert: *v. Renthe-Finck*, *Von der Heerespsychologie zur Wehrmachtpsychologie*.

hen<sup>92</sup>. In einem in seinen Grundstrukturen schon vor 1933 in der Reichswehrpsychologie entwickelten und hundertfach verwendeten Standardverfahren, das sich über mehrere Tage erstreckte, wurden Tests für intellektuelle Fähigkeiten, ausdruckskundliche Untersuchungen und Beobachtungen vom Verhalten der Offiziersanwärter in konstruierten Befehlssituationen herangezogen. Von der Erforschung von Spezialfähigkeiten abgesehen, bestand das *Procedere* im wesentlichen aus vier Analysen<sup>93</sup>:

1. Der *Lebenslaufanalyse*, die auf einem „Exploration“ genannten Gespräch des Kandidaten mit einem Prüfer auf der Grundlage eines handgeschriebenen Lebenslaufs basierte,
2. der *Ausdrucksanalyse*, die auf der Beobachtung durch Einwegfenster der Gesicht- und Ganzkörperreaktionen der Kandidaten auf einfache Leistungsaufgaben, wie z. B. das Biegen eines Drahts, sowie auf Elektroschocks von steigender Intensität beruhte – beides wurde als Willensprüfung verstanden,
3. der *Geistesanalyse* auf der Grundlage von Papier- und Bleistift-Tests bzw. den sogenannten Lückentest von Hermann Ebbinghaus, sowie Beobachtungen des Problemlöseverhaltens der Kandidaten,
4. der *Handlungsanalyse* auf der Grundlage einer Beobachtung der Kandidaten in einer Reihe simulierter Befehlssituationen, in denen die anderen Kandidaten und Prüfer die Rolle der „Truppe“ einnahmen.

Ein Rundgespräch mit Kandidaten und Prüfern schloß das Ganze ab, aber im Grunde waren dies alles Aufgaben, die auf den Umgang der Prüflinge miteinander und mit den Prüfern angelegt waren.

Dem Dafürhalten des Leiters des Forschungsinstituts der Wehrmachtpsychologie, Max Simoneit, nach war auf allen diesen Stufen „die Aufweisung objektiver Erscheinungen als Zeichen für seelische Merkmale möglich“<sup>94</sup>. Psychotechnische Eignungsuntersuchungen wie Reaktionsprüfungen, Bemessungen der Aufmerksamkeitsspanne sowie aus den USA übernommene, statistisch auszuwertende Tests der Berufsinteressen und Veranlagungen kamen dabei zur Anwendung. Dabei wurden anfangs Worte wie „Psychotechnik“ oder „Intelligenz“ angeblich aus ideologischen Gründen peinlichst vermieden<sup>95</sup>. Aber keine dieser Aufgaben wurde als eine psychotechnische im herkömmlichen Sinne begriffen. In erster Linie ging es nämlich weniger um die Leistung selbst als um die Beobach-

<sup>92</sup> Siehe v. *Renthe-Finck*, Von der Heerespsychologie zur Wehrmachtpsychologie, sowie *Werner Fritscher*, Die psychologische Auswahl des Offiziersnachwuchses während des Zweiten Weltkrieges in der Wehrmacht, im folgenden zitiert: *Fritscher*, Die psychologische Auswahl, in: *Hofstätter* u. a., Deutsche Wehrmachtpsychologie 423–475, sowie die dort zitierte Literatur. Siehe auch die weiteren Kapitel im selben Band von *Wilhelm Mitze* zur Marine- und *Siegfried Gerathewohl* zur Luftwaffenpsychologie, auf die hier aus Platzgründen nicht eingegangen wird.

<sup>93</sup> Siehe hierzu ausführlicher *Fritscher*, Die psychologische Auswahl (wie Anm. 91) 430 ff., sowie *Geuter*, Die Professionalisierung, Kap. III.

<sup>94</sup> *Max Simoneit*, Das diagnostische Problem in der praktischen Psychologie, in: *Zeitschrift für Psychologie* 143 (1938) 2.

<sup>95</sup> So v. *Renthe-Finck*, Von der Heerespsychologie zur Wehrmachtpsychologie 91.

tung der charakteristischen Handlungsstile der Probanden als Indikatoren von Persönlichkeitsmerkmalen; die Prüfungen sollten nur das Material für eine Gesamteutung des Charakters abgeben. Obwohl Papier- und Bleistiftaufgaben durchaus vorkamen, blieben diese also gegenüber der intuitiven Beobachtung der Verhaltensstile der Offiziersanwärter untergeordnet. Zusammengefaßt ging es in erster Linie darum, Situationen herzustellen, in denen sich der Habitus – in der damaligen Sprache das innere Wesen bzw. der Charakter – der zu prüfenden Menschen wie von selbst offenbaren sollte. Insofern ist es durchaus berechtigt, in diesem Zusammenhang von einer *Handlungshermeneutik* zu sprechen.

Eine solche Hermeneutik setzt offenkundig keine Opposition, sondern vielmehr eine Einheit von Leib und Seele voraus. Der Physiognomik der Weimarer Zeit entsprechend, unterstellt die wehrmachtpsychologische Charakterologie methodisch „einen integralen Menschen, dessen Leib Ausdruck seiner Seele und dessen Seele der „Sinn des Leibes“ ist<sup>96</sup>. Sowohl die ganzheitliche als auch die geisteswissenschaftliche Orientierung dieses Verfahrens bringt die Heeresdienstverordnung Nr. 26 von 1939, welche die Richtlinien für die Psychologischen Prüfstellen der Wehrmacht und für das Psychologische Laboratorium des Reichskriegsministeriums enthält, wie folgt zum Ausdruck: „Im Gegensatz zu der auf Isolierung einzelner Fähigkeiten und auf technisches Messen ihres Leistungsgrades gerichteten psychotechnischen Methode handelt es sich hier um ein auf *verstehendes Erfassen der ganzen Persönlichkeit* gerichtetes psychologisch-charakterologisches Untersuchungsverfahren“<sup>97</sup>. Noch genauer erscheint der Terminus „Handlungshermeneutik“, wenn das theoretische Muster bedacht wird, mittels dessen das Material gedeutet werden sollte. Die am meisten verwendeten Ordnungskriterien kamen von der Schichtentheorie von Lersch und der Charakterologie von Klages. Im letzten Fall sprach man z.B. von einer charakterlichen „Dominante“, die sich in Handschriften wie in anderen Ausdrucksbewegungen sowie in der mimischen Gestik eines Menschen unmittelbar äußern sollte.

Trotz dieser für heutige Ohren altertümlich klingenden Formulierungen ist der Offiziersauslese in der Wehrmacht das Attribut „Modernität“ keineswegs abzusprechen. Immerhin reichten diese Methoden aus, um eine Expertise zu begründen, welche die Einführung einer Diplomprüfungsordnung für Psychologie als eigenständiges Fach im Jahre 1941 – der erste Diplomabschluß in einer Geisteswissenschaft überhaupt – als gerechtfertigt erscheinen ließ. Dies geschah u.a. deshalb, weil der Abschluß, den die meisten Psychologen hatten, nämlich die Promo-

<sup>96</sup> Eva Horn, Der totale Soldat. Zur anthropologischen Konstruktion des Kriegers zwischen 1914 und 1939, Berliner Debatte Initial 10 (1999) 90–101, hier: 99; im folgenden zitiert: Horn, Der totale Soldat.

<sup>97</sup> Oberstleutnant Hans von Voß, Einleitung zu den „Richtlinien für die Psychologischen Prüfstellen der Wehrmacht und für das Psychologische Laboratorium des Reichskriegsministeriums“, in: Rudolf von Tschudi, Überblick über die Geschichte des Personalwesens des Heeres (1943), repr. in: Werner Fritscher (Hrsg.), Dokumente zur deutschen Wehrmachtpsychologie 1914–1945 (München 1990) 101. Vgl. v. Renthe-Fink, Von der Heerespsychologie zur Wehrmachtpsychologie 92.

tion der Philosophie, keine für die Laufbahnbestimmungen des Militärwesens hinreichende Spezifik für die Tätigkeit des Wehrmachtpsychologen aufwies. Auch in inhaltlicher Hinsicht kann von Modernität gesprochen werden, denn die in der neuen Prüfungsordnung spezifizierten Stoffgebiete blieben mit Ausnahme der Themen Weltanschauung und Rassenlehre bis in die 60er Jahre und z.T. auch noch später gültig. Viele Aspekte des Verfahrens kommen heute noch, wenngleich häufig mit veränderten Namen und in anderen Kontexten und Zusammensetzungen, zur Verwendung. So kommt beispielsweise ein *Procedere*, das der Befehlsreihe sehr ähnelt, heute unter dem Namen Rollenspiel in der Managerauslese vor. Auch zu jener Zeit verfolgte man die Entwicklung dieses Ausleseverfahrens in den USA mit großer Aufmerksamkeit, wie Geuter mehrfach betont hat; nach dem Kriege wurden deutsche Militärpsychologen von amerikanischen Besatzungsoffizieren intensiv zu ihrer Arbeit befragt<sup>98</sup>.

NS-spezifische Aspekte des Verfahrens sind jedoch ebenso wenig zu leugnen. So gab es auch Versuche u. a. von Erich Zillian, die rassenpsychologische Typologie H. F. K. Günthers in der Offiziersauslese anzuwenden<sup>99</sup>. Im Jahre 1938 wurde das von Simoneit und Oberstleutnant Hans von Voß geleitete Psychologische Laboratorium des Reichskriegsministeriums für kurze Zeit in „Hauptstelle der Wehrmacht für Psychologie und Rassenkunde“ umbenannt<sup>100</sup>. Möglicherweise stand diese Namensänderung im Zusammenhang mit der Zusammenarbeit mit dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie und dem Rassenpolitischen Amt, die zur selben Zeit stattfand<sup>101</sup>. Allerdings wurde oben bereits festgehalten, daß die rassenpsychologische Methodik nach Günther am eben genannten Kaiser-Wilhelm-Institut nicht favorisiert wurde, und sie setzte sich in der Wehrmachtpsychologie offenbar auch nicht durch, denn man konnte keinen Zusammenhang zwischen den Rasstypen Günthers und den erforderlichen militärisch wichtigen Funktionen nachweisen, für die eine Auslese vorgenommen werden sollte.

Gesucht wurde also der ganze Mensch – aber welcher Mensch? Die kurze Antwort lautet: der Typ des preußischen Offiziers in einer modernisierten Gestalt<sup>102</sup>. Ein Autor stellte folgende Liste der „besonders zu begrüßenden Anlagen“ bereits

<sup>98</sup> Geuter, *Polemos panton pater* und Die Professionalisierung; vgl. Heinz Ansbacher, German Military Psychology, in: *Psychological Bulletin* 38 (1941) 370–392.

<sup>99</sup> Erich Zillian, Charakterologische Psychologie der Menschauslese. Ergebnisse einer psychologischen Untersuchung an erbgleichen und erbungleichen Zwillingen (Ein Beitrag zur psychologischen Anthropologie), in: *Abhandlungen zur Wehrpsychologie*, 2. Folge. Vorträge aus einem Fortbildungskurs beim Psychologischen Laboratorium des Reichskriegsministeriums, Berlin 1937 (*Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde*, Beiheft 79) (Leipzig 1938) 42–49; ders., Angewandte Rassenseelenlehre in Ausleseuntersuchungen der Wehrmacht, in: *Rasse. Monatsschrift für den Nordischen Gedanken* 6 (1939) 1–13.

<sup>100</sup> v. Renthe-Fink, Von der Heerespsychologie zur Wehrmachtpsychologie 100ff. Ab Herbst 1939 hieß die Forschungsstelle „Inspektion für Eignungsuntersuchungen“.

<sup>101</sup> Von der Forschungsstelle der Wehrmachtpsychologie bezog Kurt Gottschaldt einige der Probanden für seine ersten, explorativen Arbeiten.

<sup>102</sup> Vgl. hierzu ausführlicher Geuter, *Die Professionalisierung* 180ff., sowie Horn, *Der totale Soldat* 98ff.

1934 in der ersten Nummer der Zeitschrift „Soldatentum“, dem offiziellen Organ des Psychologischen Laboratoriums im Reichskriegsministerium, auf: „auf der Seite des Willens: Willensstärke, Charakterfestigkeit, Selbsterkenntnis, Zielstrebigkeit und Zielsicherheit; auf der Seite des Intellekts: logisches Denken, lebensnahe, praktische Intelligenz, Orientierungssinn, Ansätze zu einer Weltanschauung. Auf der Seite des Gefühls: Gefühlswärme, Taktgefühl, Offenheit, soziales Verständnis, Hingabebereitschaft und Begeisterungsfähigkeit für ideale Werte wie Führer, Volk und Vaterland.“<sup>103</sup> Neun Jahre später stellt Ludwig Eckstein die Verbindung zum traditionellen Ideal direkt her: „Nicht umsonst erleben wir in dem Ideal des preußischen Leutnants die selbstverständliche Vereinigung ungebrochener und lebendiger Natürlichkeit einerseits mit straffer Zucht und Diszipliniertheit andererseits.“<sup>104</sup> Eine OKW-Richtlinie faßt sich kürzer, nennt das Wort „Weltanschauung“, verzichtet aber auf „ideale Werte“ und nennt Merkmale wie „Kontaktgewinnung, Anregungs-, Durchsetzungs- und Einordnungsfähigkeit“, die vom Leitungspersonal im zivilen Leben damals wie heute ebenso gefordert wurden; Eva Horn nennt sie zutreffend „basale Kompetenzen modernen sozialen Lebens“<sup>105</sup>. So viel zum Idealbild.

Was die Auswahlpraxis betrifft, so mußten bundesdeutsche Militärpsychologen der Nachkriegszeit, die z.T. selbst von der Heerespsychologie her kamen, zugeben, daß die Beibehaltung des Kooptationsprinzips, d.h. die Tatsache, daß die endgültige Auswahl nicht von den Psychologen, sondern von Offizieren getroffen wurde, zur schleichenden Übernahme der bereits tradierten, eher traditionellen Kriterien führte und sich damit „systembewahrend“ auswirkte<sup>106</sup>. Ohnehin saßen Offiziere neben Psychologen und Sanitätsoffizieren, d.h. Psychiatern, bereits im Prüfungsausschuß zusammen, also gab es selbst in diesem Stadium keine grundsätzliche Selbständigkeit für die Psychologen. Man half sich meistens damit, daß sich die Psychologen vor der letzten Auswertungsrunde miteinander trafen, um das Gutachten vorzuformulieren. So wurde die Herstellung des Empfehlungsschreibens an die entscheidenden Offiziere zur rhetorischen Aufgabe, die zwischen zwei Berufskulturen vermitteln sollte. Gleichwohl, oder vielleicht gerade deshalb, soll die Übereinstimmung der Beurteilungen der Prüfstellen mit denen der späteren Befehlshaber im Durchschnitt 85 Prozent gewesen sein<sup>107</sup>.

<sup>103</sup> Oberst a.D. *Schmirgke*, Die psychologische Beurteilung von Jugendlichen in Hinsicht auf die militärische Erziehung, in: *Soldatentum* 1 (1934) 142, zit. nach: *Horn*, Der totale Soldat 99.

<sup>104</sup> *Ludwig Eckstein*, Die Sprache der menschlichen Leibeserscheinungen (*Zeitschrift für angewandte Psychologie*, Beiheft 92, 1943) 318.

<sup>105</sup> OKW, Anw., E 3, zit. nach: *Geuter*, Die Professionalisierung 198; vgl. *Horn*, Der totale Soldat 99.

<sup>106</sup> *Fritscher*, Die psychologische Auswahl 448.

<sup>107</sup> *Fritscher*, Die psychologische Auswahl 454, zitiert diese Ziffer aus einer Arbeit *Simoneits* aus dem Jahre 1954, fügt aber hinzu, daß die tatsächliche Übereinstimmung kaum über 78 Prozent gewesen sein dürfte. Interessanterweise fiel ausgerechnet der Bewährungsgrad der Willensprüfungen von den anderen deutlich ab.

Trotzdem wurden die Heeres- und die Luftwaffenpsychologie im Jahre 1942 abgeschafft. In der Literatur gibt es hierfür mehrere Erklärungsversuche<sup>108</sup>. Überzeugend wirkt die These von Renthe-Finks, daß das umständliche Verfahren der Belastung im Kriege nicht gewachsen war; ohnehin gab es, wie von Renthe-Fink und auch Geuter bemerkt haben, nach den ersten Niederlagen an der Ostfront einen Mangel, keinen Überfluß an Offiziersanwärtern und eine Wandlung hin zum „Durchhalteoffizier“ und damit der Bewährungskriterien zugunsten der Bewährung im Felde<sup>109</sup>. Darüber hinaus hat es aber auch schon seit längerer Zeit Gegner eines psychologischen Ausleseverfahrens in der NSDAP und im Heere gegeben. Während die einen wechselweise den zersetzenden Einfluß der Psychoanalyse oder eine Mechanisierungsgefahr durch die Psychotechnik mutmaßten, wehrten sich die anderen gegen jede Einmischung von zivilen Experten. In der veränderten Situation im Kriege konnte man deren teilweise weltanschaulich und teilweise durch Konkurrenz begründeten Einwänden wenig entgegensetzen.

### Handlungshermeneutik und „Umvolkung“ – die Arbeiten von Rudolf Hippius an der Reichsuniversität Posen

Über ein weiteres Praxisfeld geisteswissenschaftlicher Persönlichkeitsdiagnostik im Kriege sei hier abschließend kurz berichtet. Es handelt sich um groß angelegte, durch Rudolf Hippius an der Reichsuniversität Posen unter Anregung und mit Unterstützung der Reichsstiftung für deutsche Ostforschung im Sommer 1942 durchgeführte Versuche an Posener deutsch-polnischen „Mischlingen“ und Polen<sup>110</sup>. Konkret ging es dabei darum, sozial-, oder wie man damals schrieb, völkerpsychologische Methoden für die Siedlungspolitik im Warthegau dienstbar zu machen. An den Untersuchungen nahm u. a. auch der damals als Professor in Königsberg tätige Tierpsychologe und Verhaltensforscher Konrad Lorenz ehrenamtlich teil; im selben Jahre schrieb er seine Monographie „Die angeborenen Formen möglicher Erfahrung“, in der er u. a. eine „bewußte, wissenschaftlich unterbaute Rassenpolitik“ forderte<sup>111</sup>.

Politischer Kontext dieser Arbeit war das praktische Problem der Entwicklung eines Auswahlverfahrens für die Eindeutschung „polnisch versipppter“ bzw. „rassisch wertvoller Polen“. In diesem Rahmen wurden neben den bereits bestehenden Volkslisten 1 (Bekennende Deutsche) und 2 (Deutschstämmige) 1940–1941 die

<sup>108</sup> Für einen kritischen Überblick siehe Geuter, Die Professionalisierung 390ff.; vgl. v. Renthe-Fink, Von der Heerespsychologie zur Wehrmachtpsychologie 124ff.

<sup>109</sup> Geuter, Die Professionalisierung 401.

<sup>110</sup> Rudolf Hippius, Volkstum, Gesinnung und Charakter. Völkische Prägung seelischen Seins (Stuttgart, Prag 1943); im folgenden zitiert: Hippius, Volkstum.

<sup>111</sup> Hippius, Volkstum 12. Zum Kontext siehe: Ute Deichmann, Biologen unter Hitler. Vertreibung, Karrieren, Forschung (Frankfurt a.M. 1992) 261–264; vgl. hier: 263; im folgenden zitiert: Deichmann, Biologen unter Hitler.



Volkslisten 3 (im Polentum aufgegangene, wiedereindeutschungsfähige Deutschstämmige) und 4 (wiedereindeutschungsfähige, volksdeutsche Renegaten) geschaffen. Die Versuchspersonen der Untersuchung von Hippus gehörten den beiden zuletzt genannten Listen an. Die praktische Ausrichtung der Arbeit wurde u. a. durch die Tatsache deutlich gemacht, daß der Forschungsbericht dem Präsidenten der Reichsstiftung für Deutsche Ostforschung, dem Gauleiter und Reichsstatthalter im Wartheland, Arthur Greiser, zugeeignet wurde<sup>112</sup>. Außerdem wurde dem wissenschaftlichen Teil ein „knappes Gutachten“ für den Praktiker vorangestellt. Auch im wissenschaftlichen Teil des Textes heißt es beschwörend: „Die völkischen Grundcharaktere sind keine ‚ideologischen‘ Fragen, sondern Schicksalsmächte, an denen kein Gestalter von Lebensraum vorbeikommt.“<sup>113</sup>

Solche „Charaktere“ stellte Hippus als Gefüge dar, deren Teile sich gliedhaft zu einem Ganzen fügen. Seine völkerpsychologische Charakterologie sollte jedoch keine Typologie sein, obwohl die Typenkunde von Jaensch, Kroh und Pfahler zur Informationsgrundlage der Prüfer gehörte. In der Praxis weist diese Diagnostik Parallelen zu jener der Wehrmachtpsychologie auf. In beiden Fällen handelt es sich um ein komplexes Ineinandergreifen psychotechnischer und „charakterologischer“ Methodiken, und in beiden Fällen gab es Gruppenversuche. Allerdings sind auch Ähnlichkeiten zur amerikanischen Persönlichkeitsdiagnostik derselben Zeit feststellbar; so wurden an beiden Orten projektive Tests verwendet. Im einzelnen kamen folgende Verfahren zum Einsatz<sup>114</sup>:

1. Prüfungen handlicher Fähigkeiten (das Biegen eines Drahts für Männer, Schere- und Papier-Aufgaben für Frauen),
2. nicht-verbale Intelligenzprüfungen (Form- oder Block-Sortierungs-Aufgaben),
3. der Zeichnungstest von Wartegg,
4. Ausdrucksanalyse,
5. so genannte „typologische“ Tests (projektive Aufgaben wie die Deutung von Klecksfiguren ähnlich der von Rorschach, aber ausgeführt in der Gruppe),
6. der Aubert-Test (Schaufgaben im Dunkelmuseum, auch hier modifiziert zum Gruppenexperiment),
7. Erzähltests (ebenfalls als Gruppenaufgabe eingesetzt).

Wie in der Wehrmachtpsychologie ging es hier aber im Gegensatz zur US-amerikanischen Persönlichkeitsdiagnostik nicht um die quantitative Bemessung von Leistungen oder persönlichen Interessen, sondern um die Herstellung von Situationen, die sich für die Feststellung und Beobachtung „charakteristischer“ Verhaltensstile zu eignen schienen. Dabei wurden in einer ersten Phase Verhaltensprotokolle geführt, welche das Material für das zweite, deutende Verfahren abgeben sollten. Nach Hippus wurde die Bewertung nach folgenden Kriterien vorgenommen: Vitalitätsstufe, Steuerungsart (d. h. emotional/energisch versus kontrollierter

<sup>112</sup> Zur Reichsstiftung siehe: *Michael Burleigh*, *Germany turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich* (Cambridge 1988) 294–296.

<sup>113</sup> *Hippus*, Volkstum 114.

<sup>114</sup> *Hippus*, Volkstum 14.

Verhaltensstil), individuelle Thematik, sozialer Bezug (Ansprechbarkeit, sozial-versus personenzentrierte Bindungen und Einordnungsbereitschaft), Intelligenzstufe, Konstitution, sowie Intensität, Tiefe, Öffnungsgrad, Konstanz und Konsistenz der Gefühle. Die Ergebnisse wurden nebst einer typologischen Diagnostik und den Daten zu den „völkischen Blutsanteilen“ auf einer Personalkarte notiert. Es folgte darauf eine „Lebenstüchtigkeitsprognose“. Im „knappen Gutachten“ für Praktiker ging es dann ganz unverblümt um das Kriterium der Einordnungs- und Leistungsbereitschaft sowie um die „Voraussetzungen der Verwendung der vorhandenen seelischen Kräfte“ zu „einer geordneten Leistung“<sup>115</sup>.

Es überrascht wohl kaum, wenn Hippus befand, daß sowohl die Polen als auch die als überwiegend „polnisch“ eingestuften Mitglieder der „gemischten“ Gruppe spontaner, eher gruppen- statt personenzentriert und weniger leistungsorientiert waren. Als Ergebnis hielt er deutliche Unterschiede der völkischen „Grundstrukturen“ fest, die in einer schematischen Zusammenfassung mit den sonst üblichen Vorurteilen über Polen und Deutsche fast gleich lauteten<sup>116</sup>. Interessanter ist der Befund, daß bei Mischlingen ersten Grades ein Wandel der seelischen Grundstruktur, eine „Verlagerung der zentralen Lebenswerte“, konstatiert wurde<sup>117</sup>. Der Vorgang der Assimilation führte also diesem Urteil nach zur „Aufweichung“ des Grundcharakters und vor allem der Leistungsbereitschaft.

Vom heutigen Standpunkt aus müßte das alles wie eine banale, fast lächerlich wirkende Wiedergabe gängiger antislawischer Vorurteile in pseudowissenschaftlichem Gewand erscheinen. Beachtet man die von Hippus selbst explizit genannte Zielsetzung, nämlich die Entwicklung eines Instruments zur Selektion einer vom „deutschen“ Standpunkt aus geeigneten Bevölkerung für die besetzten Gebiete, so verdüstert sich das Bild zusehends. Ulfried Geuter und Ute Deichmann haben die potentiellen Folgen einer solchen Selektionsmethodik angedeutet. Bei Geuter heißt es noch vorsichtig, daß es sich um eine „empirisch vorgehende und methodisch eher durchgefeilte Rassenpsychologie“ gehandelt habe, „die ein sozialtechnologisches Instrument nationalsozialistischer Bevölkerungsplanung werden sollte“<sup>118</sup>. Problematisch an dieser Deutung ist, daß Hippus von Völkerpsychologie statt Rassenpsychologie spricht und von Rassenpsychologie auch nicht ohne weiteres sprechen konnte, da es sich bei jeder der zu vergleichenden Gruppierungen um sogenannte „Mischvölker“ handelte. Deichmann wird noch deutlicher mit ihrem Hinweis darauf, daß die als „asozial“ oder „erbbiologisch minderwertig“ eingestuften Mitglieder der Liste 4 ins Konzentrationslager überführt werden sollten; Juden und viele als „nicht assimilierbar“ geltende Polen wurden deportiert. Wer nach dieser Methodik für nicht „deutsch“ genug befunden wurde, hätte also zumindest mit der zwangsweisen Umsiedlung und vielleicht sogar mit dem Tode rechnen müssen<sup>119</sup>.

<sup>115</sup> Hippus, Volkstum 20, 22.

<sup>116</sup> Hippus, Volkstum 64.

<sup>117</sup> Hippus, Volkstum 18.

<sup>118</sup> Geuter, Die Professionalisierung 422 ff.

<sup>119</sup> Deichmann, Biologen unter Hitler 263.

Allerdings ist ein direkter Zusammenhang dieser Forschungen mit den Tötungsaktionen in der Provinz Posen oder in den besetzten polnischen Gebieten bislang noch nicht nachgewiesen worden. Hippius selbst wirkte bereits ab Dezember 1942 als Professor in Prag; ob sein Projekt deshalb oder aus anderen Gründen „im Stadium der Planung“ verharrte, wie Geuter meint<sup>120</sup>, bleibt ebenso unklar. Gerade der zweite der oben beschriebenen Befunde von Hippius dürfte aber, unabhängig vom enormen Aufwand des Prüfverfahrens, der praktischen Verwendbarkeit des Ganzen ohnehin im Wege gestanden haben. Die Feststellung ernst zu nehmen, daß bei sogenannten Mischlingen eine „Aufweichung“ des deutschen „Grundcharakters“ stattfinde, hätte bedeutet, diese Gruppe hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit für die Siedlungspolitik als von fast ebenso fraglichem „Wert“ wie die Polen einzustufen. Die zweideutigen Implikationen dieses Ansatzes für die konkrete Besatzungspolitik in den Ostgebieten sind also kaum zu übersehen: Denn auf der Grundlage dieser Überlegung wären weder eine vollständige Rassenentrennung noch eine Auslese unter den Mischlingen nach noch nicht spezifizierten Kriterien vorstellbar gewesen. Daß der SD ohnehin weitaus brachialere Methoden parat hatte und auch anwendete, ist bekannt.

## Schluß

Über die vielfältigen weiteren Anwendungen der Psychologie im Nationalsozialismus, z.B. am Arbeitswissenschaftlichen Institut der Deutschen Arbeitsfront oder in den verschiedenen kinderpsychologischen Forschungsstätten der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, gibt es bislang nur punktuelle Untersuchungen<sup>121</sup>. Über eine direkte oder indirekte Beteiligung von Psychologen an den Mordaktionen gegen körperlich Behinderte und Geisteskranke ist noch weniger bekannt<sup>122</sup>. Trotz dieser Forschungslücken dürfte nach der vorangegangenen Dis-

<sup>120</sup> Ulfried Geuter, Psychologie im nationalsozialistischen Deutschland, in: Karl Fallend, Bernhard Handlbauer, Werner Kienreich (Hrsg.), *Der Einmarsch in die Psyche. Psychoanalyse, Psychologie und Psychiatrie im Nationalsozialismus und die Folgen* (Wien 1989) 125–146, hier: 143.

<sup>121</sup> Über den Einsatz quantitativer Eignungstests, die vom Institut für Arbeitspsychologie und Arbeitspädagogik der DAF bereitgestellt wurden, bei der Untersuchung von deportierten osteuropäischen Arbeitskräften sowie Kriegsgefangenen siehe Geuter, *Die Professionalisierung*, Kap. IV, insbes. 297 ff. Für neuere Forschung siehe Lutz Raphael, *Anwendungsorientierte Betriebspsychologie und Eignungsdiagnostik: Kontinuitäten und Neuorientierungen 1930–1960*, in: Rüdiger vom Bruch (Hrsg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Interaktionen, Kontinuitäten und Bruchzonen vom späten Kaiserreich bis zur frühen Bundesrepublik/DDR* (im Druck). Die Andeutungen über eine mögliche Rolle der Psychologen, die bei der NSV in Posen arbeiteten, in der bereits erwähnten Germanisierungsaktion im Warthegau, in: Geuter, *Die Professionalisierung* 412 sind noch nicht weiter verfolgt worden.

<sup>122</sup> Eine Diplomarbeit an der Universität Wien über die diagnostische Tätigkeit eines Psychologen und einer Psychologin an der Wiener psychiatrischen Anstalt „Am Spiegelgrund“ u. a., auch im Hinblick auf eine Verbindung mit dem Mord an den Behinderten und Geistes-

kussion die große Vielfalt und Spannbreite der Selbstfunktionalisierungen psychologischer Theoriebildung und Praxis im Nationalsozialismus klar geworden sein.

Ebenso deutlich ist es, daß es entschieden zu kurz greift, diese allein als Ideologisierung einer an sich „wertneutralen“ Wissenschaft zu deuten. Obwohl es zahlreiche Versuche gab, die Psychologie zu einer Weltanschauungswissenschaft umzugestalten, haben diese weder auf der Weltanschauungs- noch auf der Praxisebene viel auszurichten vermocht. Schließlich hatten die Herrscher solche Hilfestellungen eigentlich nicht nötig. Solche Ideologisierungsversuche, falls sie überhaupt beachtet wurden, hatten eine eher fachinterne Bedeutung. Weitaus interessanter sind die ebenso zahlreichen Versuche, die Forschungs- und vor allem auch die Berufspraxis der Psychologie im Nationalsozialismus ideologiekonform zu gestalten. Dabei kam es einerseits zu einer Bereitstellung impliziter Instrumente zur Verwirklichung der Kernprojekte des NS-Regimes, andererseits zu einer Technisierung der Grundlagenforschung mit demselben Zweck.

Obwohl eine bewußte Zusammenführung von Wissenschaft und Praxis in der Psychologie von einigen führenden Fachvertretern in der NS-Zeit öffentlich gefordert und ideologisch begründet wurde, zeigt das Beispiel Kurt Gottschaldts, daß diese arbeitsteilige Praxis anscheinend nicht von allen Beteiligten eine offene Stellungnahme zur Partei oder eine Befürwortung ihrer Zielsetzungen verlangte. Im Sinne einer durchaus modernen Teilung von Mittel und Zweck funktionierte sie vielleicht sogar besser, d. h. effektiver, auch ohne eine auftrumpfende ideologische Mobilisierung.

Ebenso klar ist es jedoch, daß eine Technisierung der Grundlagenforschung keinesfalls mit einer engen Anlehnung an natur- oder technikwissenschaftliche Methodiken erkaufte werden mußte. Nach Nikolas Rose seien insbesondere in den angelsächsischen Ländern durch die zunehmende Verwendung statistischer Praktiken auch in einem gewissen Sinne neue Menschen konstruiert worden; demnach seien Menschen als Ansammlungen von meßbaren, häufig als erblich angenommenen Eigenschaften begriffen und dadurch als kalkulierbare und kontrollierbare Individuen geschaffen worden, die für das Funktionieren liberaler Demokratien – insbesondere für das Funktionieren der Schule – als unerlässlich angesehen wurden<sup>123</sup>. Im Nationalsozialismus ging aber die Selbstfunktionalisierung der psychologischen Forschungs- und Berufspraxis nicht wie in den angelsächsischen Ländern mit einer Hinwendung zu statistischen Methoden, sondern

kranken, ist derzeit im Gange. Die führende Rolle des Mediziners Robert Ritter, der immerhin auch als Pädagoge mit einer Arbeit zur Sexualpsychologie promovierte, in der anthropologischen Untersuchung von Sinti und Roma – mit tödlichen Folgen – ist weitaus besser bekannt. Vgl. *Schreiber*, Psychologie im Nationalsozialismus 415 ff. und die dort zitierte Literatur.

<sup>123</sup> *Nikolas Rose*, *Governing the Soul: The Shaping of the Private Self* (London 1990); *ders.*, *Inventing Our Selves. Psychology, Power and Personhood* (Cambridge, New York 1996). Vgl. *Kurt Danziger*, *Constructing the Subject. Historical Origins of Psychological Research* (Cambridge 1990)

vielmehr mit einer Kritik am gängigen statistischen Denken einher. Selbst dann, wenn statistische Methoden verwendet wurden, wie z.B. in den Zwillingsforschungen Kurt Gottschaldts, verband man dies mit einer Ablehnung des ansonsten damit verbundenen Begriffs vom Menschen als einer Ansammlung von meßbaren Eigenschaften oder „Faktoren“. Statt dessen behauptete sich eine kulturell bedingte Vormachtstellung der geschulten Intuition mittels einer eigentümlichen Mischung aus phänomenologischer Beobachtung und intuitiv-„physiognomischer“ Zuschreibung. So konnten Techniken als Ressourcen mobilisiert werden, welche die Bezeichnung „hermeneutisch“ durchaus verdienen, auch wenn ihre Gegenstände keine Texte, sondern Gesichtsausdrücke und Verhaltensstile gewesen sind.

Bekanntlich kamen statistische Methoden bei der „restlosen Erfassung“ von „Minderwertigen“ wie auch bei der gesellschaftspolitischen Planung im Nationalsozialismus zum Einsatz. In der Psychologie zeigt sich jedoch ein etwas anderes Bild. Im Falle der Zwillingsforschung im Rahmen einer „positiven“ Eugenik wie auch in der Offiziersauslese der Wehrmacht handelte es sich um eine Eliten-selektion bzw. um eine Grundlagenforschung, die wenigstens implizit als die Basis dafür dargestellt wurde. In einem solchen Zusammenhang konnte eine ganzheitliche Methodik, die mit den Werthaltungen der jeweils zu selektierenden Elite ohnehin übereinstimmte, geeigneter erscheinen. Im Falle der oben geschilderten, der „Umvolkung“ zugeordneten Untersuchungen von Hippus sind Zweifel darüber berechtigt, ob man es für nötig hielt, derart sorgfältige und ausführliche Untersuchungs- und Ausleseverfahren im Rahmen einer „negativen“ Selektion an den Tag zu legen.

Abschließend sei ein kurzer Blick auf die Gegenwart erlaubt. Von „Weltanschauung“ in Verbindung mit den Geistes- und Kulturwissenschaften spricht wohl kaum jemand mehr. Sehr wohl spricht man aber von Reflexionswissenschaften, und gerade die Psychologie mußte prinzipiell für eine solche zu halten sein. So fragt es sich, warum nur wenige Psychologen etwas gegen den Einsatz der Seelenwissenschaft im Nationalsozialismus sagten oder taten, während so viele sich beeilten, mitzutun. Mit Opportunismus und übertriebenem Ehrgeiz, also mit Charakterschwäche allein, wird dies kaum zu erklären sein. Dem Kern der Sache näher kommen die Interviews, die Geuter mit den damals praktisch tätigen Wehrmachtpsychologen geführt hat<sup>124</sup>. Diese legen von einer weitgehenden Unfähigkeit, die eigene Tätigkeit und damit die Binnenmoral des Berufsstandes in Frage zu stellen, beredtes Zeugnis ab. Auch die nur wenig später veröffentlichten Darstellungen bundesdeutscher Militärpsychologen zum selben Thema zeigen eine ähnliche Tendenz, indem sie die damalige Arbeit fast ausschließlich vom Standpunkt der Qualitätssicherung beurteilen und das Fehlen „objektiver“ Validierungskriterien bemängeln bzw. für das Scheitern oder die Auflösung der Wehrmachtpsychologie mitverantwortlich machen<sup>125</sup>. Der Gedanke, daß die Psycholo-

<sup>124</sup> Geuter, Die Professionalisierung, Kap. IX.

<sup>125</sup> Siehe Hofstätter u. a., Deutsche Wehrmachtpsychologie.

gie als Reflexionswissenschaft gegenüber der allgemeinen Tendenz der modernen Expertengesellschaft zu unkritischer Selbstinstrumentalisierung und der damit einhergehenden Neigung, allgemein menschliche Gesichtspunkte durch die Binnenmoral des fachlichen Könnens zu ersetzen, immun sein könnte, erweist sich also als naiver Wunschtraum. Eine ebenso ernüchternde Feststellung dürfte auch für die anderen Geisteswissenschaften zutreffend sein.

*Helmut W. Schaller*

## Slawische Philologie

Bei der Slawischen Philologie handelt es sich um eine multidisziplinäre Wissenschaft, die nach Auffassung der Mehrheit ihrer Vertreter neben den Sprachen, den Literaturen und dem Brauchtum weitere Bereiche der Kultur sowie die Geschichte der slawischen Völker zum Gegenstand hat<sup>1</sup>. Ihre beiden Hauptrichtungen sind daher die Sprachwissenschaft und die Literaturwissenschaft, die sich jeweils auf historische Entwicklungen beziehen können, aber auch die gegenwärtigen slawischen Sprachen und Literaturen behandeln können. Schwerpunktmäßig steht das Russische seit langer Zeit und auch heute noch im Mittelpunkt slawistischer Studien, gefolgt vom Polnischen und Tschechischen sowie den beiden südslawischen Sprachen Serbisch/Kroatisch und Bulgarisch. Weitere slawische Sprachen und Literaturen werden mehr oder weniger nur vergleichend in die wissenschaftliche Forschung und Lehre mit einbezogen, so das Ukrainische und Weißrussische, das Sorbische und Slowenische und das seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges als eigene slawische Sprache anerkannte Makedonische.

Für Konflikte mit dem Nationalsozialismus war die Slawische Philologie weniger programmiert, als es bei der Osteuropäischen Geschichte der Fall war, denkt man an Fachvertreter wie Otto Hoetzsch in Berlin oder Oskar Sacke in Leipzig, die aus politischen und weltanschaulichen Gründen ihre Lehrtätigkeit aufgeben mußten. In der Slawischen Philologie galt dies für Eugen Häusler, der an der Universität Königsberg seine Lehrtätigkeit beenden mußte und im Umfeld der Slawischen Philologie für den Indogermanisten Hermann Jakobsen, der an der Universität Marburg bis 1933 auch die slawischen Sprachen in seine Lehrtätigkeit mit einbezogen hatte und dann im Rahmen der „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ seine Professur aufgeben mußte und sich das Leben nahm. In vorbildlicher Weise hat an der Universität Berlin Max Vasmer Forschung und Lehre im Bereich der Slawischen Philologie vertreten, ohne sich ideologisch in irgendeiner Form anzupassen, während Gerhard Gesemann an der Deutschen Universität Prag sich großen Schwierigkeiten ausgesetzt sah.

Eugen Häusler hatte sich 1930 an der Universität Königsberg für das Fach Slawische Philologie habilitiert, nachdem er bereits seit 1923 dort Assistent war und auch Lehrveranstaltungen abgehalten hatte. Das Thema seiner Habilitations-

<sup>1</sup> W. Zeil, *Slawistik in Deutschland* (Köln u. a. 1993) 1–2.

schrift war „Der Kaufmann in der russischen Literatur“ (Königsberg 1935), wobei seine sozialgeschichtlichen Interessen zum Vorschein kamen. 1931 wurde er beamteter ao. Professor in Königsberg, wegen seiner Zugehörigkeit zur SPD und seinem Bekenntnis zur Sowjetunion, die er 1931 und 1932 persönlich kennengelernt hatte, wurde er gemäßregelt und in den Ruhestand versetzt. Er war dann als Privatlehrer und Dolmetscher tätig und konnte erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder an die Universität zurückkehren, als er an die Universität Halle-Wittenberg berufen worden war.

Nicht mehr in die Zeit des Dritten Reiches fiel die Tätigkeit des polnischen Slawisten Alexander Brückner in Berlin, der dort 1939 starb, von Max Vasmer als ein Vorbild für die Ortsnamenforschung ostdeutscher Gebiete bezeichnet, und der zugleich auch als Vermittler slawischer Kultur in Deutschland galt:

„Berufungen an polnische Universitäten hat Brückner abgelehnt, trotz der engen Freundschaft, die ihn mit vielen Gelehrten seines Heimatlandes verband. Er hatte sich zu sehr daran gewöhnt, ein Vermittler slawischer Kultur in Deutschland zu sein und dieses Amtes hat er in unbeirrbarer Sachlichkeit und mannhafter Überzeugung gewaltet.“<sup>2</sup>

In den Jahren 1939 bis 1945 ging die slawistische Produktion an der Deutschen Universität in Prag zurück. Die ‚Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität Prag‘ erschienen nur bis 1932, die ‚Slavistischen Schulblätter‘ gingen ebenfalls Anfang der 30er Jahre, die ‚Germanoslavica‘ 1937 ein, die ‚Zeitschrift für den Tschechischunterricht‘ folgte ihr 1937 auf diesem Weg, und die ‚Slawische Rundschau‘ mußte 1940 ihr Erscheinen einstellen<sup>3</sup>.

Die Wissenschaft, die sich mit dem Gesamtgebiet der slawischen Sprachen, slawischen Literaturen, den slawischen Altertümern und verwandten Gebieten befaßt, bezeichnete man stets als Slawische Philologie oder als Slawistik, nur der Erlanger Theologe Friedrich Ulmer sprach von „Slawologie“, als er nach dem Ersten Weltkriege die Einrichtung dieses Faches für seine Universität forderte<sup>4</sup>. Führende Slawisten im 19. Jahrhundert waren der Tscheche Josef Dobrovský (1753–1829), der Slowake Josef Šafárik (1795–1861), die beiden Slowenen Bartholomäus Kopitar (1780–1844) und Franz Xaver Miklosich (1813–1891). In Deutschland wurde die Slawische Philologie von August Schleicher (1821–1868), August Leskien (1840–1916) und Erich Berneker (1874–1937) begründet, fortgeführt in Leipzig und Berlin von Max Vasmer (1886–1962), Paul Diels (1882–1963), von 1910 bis 1945 in Breslau und dann in München, Karl Heinrich Meyer (1890–1945), zunächst in Leipzig und Münster, von 1934 bis 1945 in Königsberg, Reinhold Trautmann (1883–1951) in Leipzig und Jena, sowie Erwin Koschmieder (1895–1977) und Alois Schmaus (1901–1970) in München. Zu nennen ist auch Gerhard Gesemann (1888–1948), der seit 1923 an der Deutschen Universität Prag lehrte.

<sup>2</sup> M. Vasmer, A. Brückner †, Rede gehalten bei der Einäscherung im Krematorium Wilmersdorf am 30. Mai 1939, in: Zeitschrift für Slavische Philologie (1939) 259.

<sup>3</sup> W. Zeil, Slawistik an der deutschen Universität in Prag (1882–1945) (München 1995) 130.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu H. W. Schaller, Geschichte der Slavistik in Bayern (Neuried 1981) 229–230.



Zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft 1933 war die Slawistik nur an den Universitäten Berlin, Leipzig, Breslau, Königsberg und München voll vertreten, während die Deutsche Universität Prag im Jahre 1939 als „Deutsche Karls-Universität“, zugleich auch als „Reichsuniversität“ der deutschen Verwaltung unterstellt wurde. An der Deutschen Universität Prag waren vor Gerhard Gesemann die Slawisten Erich Berneker, Paul Diels und Reinhold Trautmann tätig gewesen. Gegen den Widerstand der Nationalsozialisten gelang es Gesemann, sein Buch über die Literatur und Wesenskunde der balkanischen Patriarchalität, „Heroische Lebensform“ (Berlin 1943), zu veröffentlichen. In diesem Werk wurde der patriarchalische Heroismus nicht auf rassische, sondern auf ethnosozioologische phänomenologische Kategorien zurückgeführt. Das Werk kam weit über die Slawische Philologie hinaus zur Geltung und zählt heute zu den „Klassikern“ des Faches. Es wurde 1968 in serbischer Übersetzung in Cetinje und 1980 als unveränderter Nachdruck neu herausgegeben<sup>5</sup>. Demgegenüber war es Reinhold Trautmann in Leipzig nicht gelungen, sein Werk „Die wendischen Ortsnamen Ostholsteins, Lübecks, Lauenburgs und Mecklenburgs“ im Jahre 1939 in Neumünster zu veröffentlichen. Das Buch war vom sogenannten „Wendenerlaß“ betroffen und konnte erst nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erscheinen<sup>6</sup>.

Seit dem Jahre 1958, als in Moskau der IV. Internationale Slawistenkongreß durchgeführt worden war, behandelte man auch im Rahmen einer Kommission für Geschichte der Slawistik mit Vertretern verschiedener Länder die Vergangenheit des Faches. Dies fand in regelmäßig durchgeführten Tagungen in verschiedenen Ländern statt, so 1980 in Berlin/DDR, 1985 in Smolenice/Slowakei, 1990 in Marburg und Bayreuth, 1992 in Urbino/Italien, 1997 in Stará Lesná in der Slowakei und 1999 in Odessa mit dem Thema der Geschichte der Ukrainistik. Für 2001 ist eine weitere Tagung in Paris vorgesehen. In Stará Lesná wurde erstmals das Thema „Ideologie und Wissenschaft in der Geschichte der Slawistik“ aufgegriffen, wobei es vor allem um die Aufarbeitung der marxistisch-leninistischen Grundlegung des Faches in den sozialistischen Ländern ging, aber auch die Zeit des Nationalsozialismus wurde im Hinblick auf die Geschichte der Slawistik in Deutschland erstmals behandelt.

Eine zahlenmäßige Erweiterung der deutschen Universitäten in der Zeit des Nationalsozialismus stellte zwar die Reichsuniversität Posen dar, die 1941 eröffnet wurde und für kurze Zeit, nämlich bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, eine Zentrale der Germanisierungspolitik in Polen darstellte, wo sich jedoch kein slawistisches Lehrprogramm nachweisen läßt. Bereits 1894 war in Posen ein Kaiser-Wilhelm-Museum begründet worden, 1902 eine Kaiser-Wilhelm-Bibliothek und 1903 eine Königliche Akademie Posen, so daß es zwar historische Anknüpfungspunkte gab, die 1919 begründete polnische Universität Posen fortzuführen, bei

<sup>5</sup> G. Gesemann, *Heroische Lebensform. Zur Literatur und Wesenskunde der balkanischen Patriarchalität* (Selecta Slavica 1, Neuried 1979).

<sup>6</sup> Vgl. hierzu E. Eichler, U. Lehmann, H. Pohrt, W. Zeil, *Die Slawistik in Deutschland bis 1945 und in der DDR*, in: *Beiträge zur Geschichte der Slawistik in nichtslawischen Ländern* (Wien 1985) 193.

der Akademie handelte es sich jedoch mehr um eine Fortbildungsstätte für Bürger mit höherer Schulbildung. In der Zeit ihres fast 15-jährigen Bestehens lehrten hier auch namhafte Wissenschaftler wie der Rußlandhistoriker Otto Hoetzsch. Nach Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde der rücksichtslose „Volkstumskampf“ gegen das polnische Volk zum politischen Prinzip erklärt, und der für den Bezirk zuständige Gauleiter A. Greiser sah als Ziel eines solchen Kampfes, daß die Deutschen „allesamt zu einem Herrenvolk werden müssen“ und forderte, die Wissenschaft in den Dienst des „völkischen Kampfes“ zu stellen. Auch die „Nationalsozialistischen Monatshefte“ führten aus, daß die Besatzungspolitik in Polen Probleme aufwerfe, die nur mit Hilfe der Wissenschaft im Wartheland gelöst werden könnten. In zahlreichen Varianten wurde die Funktion des schaffenden Zentrums der Deutschen im Warthegau als ein „Bollwerk im Ostwall des deutschen Geistes“, als „Vorposten des Großdeutschen Reiches auf der Wacht im Osten“ und anderen dem nationalsozialistischen Wortschatz entnommenen Wendungen beschrieben. In der Anfangszeit der Reichsuniversität Posen sollte auch die Slawische Philologie durch den Literaturwissenschaftler Maximilian Braun und den Sorabisten Paul Wirth vertreten werden. Um den Bereich der sorbischen Bevölkerung, der sorbischen Sprache und Kultur schien man sich nach dem „Wendenerlaß“ aus der Sicht des Nationalsozialismus weniger Sorgen machen zu müssen als um Polen, da es sich bei den Sorben um die slawische, politisch völlig deutschgesinnte Bevölkerung in der Ober- und Niederlausitz handelte<sup>7</sup>.

Von einer Aufarbeitung der Geschichte der Slawistik in Deutschland in der Zeit des Nationalsozialismus kann überhaupt noch nicht die Rede sein, ganz im Gegensatz zur Osteuropäischen Geschichte, wo es die neuen Abhandlungen von M. Burkert, früher u.a. von G. v. Camphausen, gibt. Wilhelm Zeil hat in seiner verdienstvollen Darstellung der „Slawistik in Deutschland“ nur in wenigen Punkten die Zeit von 1933 bis 1945 berührt, insoweit es um Konflikte mit dem Nationalsozialismus geht. Bis 1989 war eine Befassung mit der Frage Nationalsozialismus und Slawistik in der DDR wohl noch nicht oder nur sehr schwer möglich, und in der Bundesrepublik war dies einfach nicht üblich. Fest steht, daß es innerhalb der personell und institutionell in den Jahren 1933 bis 1945 noch sehr wenig ausgebauten Slawistik zu keiner auf den Nationalsozialismus ausgerichteten Philologie kam, dies war z. B. bei M. Vasmer nicht der Fall. Bei R. Trautmann lag zwar eine Parteizugehörigkeit vor, das Fach selbst wurde aber davon nicht berührt, Trautmann hatte vielmehr mit Schwierigkeiten wie auch Vasmer bei der Veröffentlichung von sorabistischen und polonistischen Arbeiten fertig zu werden, da man sich hier vor allem vor Gebietsansprüchen der Polen, aber auch der Tschechen fürchtete. Dies galt auch für Abhandlungen, die sich mit ausgestorbenen slawischen Sprachen in Deutschland befaßten.

Für den Zeitraum vom Ende des deutschen Kaiserreiches, über die Weimarer Republik, die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft bis zur Gründung zweier deutscher Staaten im Jahre 1949 stellt sich immer wieder die Frage, ob und

<sup>7</sup> Ebd.

inwieweit die deutsche Slawistik durch die jeweiligen zeitgebundenen und auch zeitbedingten Ideologien beeinflußt wurde, inwieweit wissenschaftliche Arbeiten gefördert oder gehindert bzw. auch verboten wurden. Bereits im Jahre 1841, in direktem Zusammenhang mit der erstmaligen Besetzung des neubegründeten Lehrstuhls für Slawische Philologie an der Universität Breslau, gab P. J. Šafarik den in Deutschland tätigen Slawisten die Empfehlung, darauf zu achten, daß der neue Lehrstuhlinhaber die Literatur aller slawischen Völker, der größten wie auch der kleinsten, mit gleicher Liebe und Sorgfalt behandeln und seine Hörer mit dem aktuellen Stand der Sprach- und Geistesbildung, der Literaturen der slawischen Völker auch aus vergleichender Sicht vertraut machen solle<sup>8</sup>. Wörtlich schrieb P. J. Šafarik, daß „hier seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ein weites freies Feld geöffnet werde, durch dessen verständigen Anbau er manches in Deutschland von alters her feststehende Vorurteil entwurzeln, manch fühlbare Lücke des Wissens ausfüllen könnte“<sup>9</sup>. Feststehende Vorurteile gegenüber slawischen Völkern, ebenso aber auch gravierende Wissenslücken, spielten bereits im Kaiserreich eine Rolle. Dies galt nicht nur für die Nachbarvölker der Deutschen, die Polen und Tschechen, sondern auch für die in Deutschland beheimateten Sorben und Kaschuben.

Die Neuordnung der europäischen Staatenwelt nach dem Ersten Weltkriege hatte zur Neubildung slawischer Nationalstaaten, dabei auch zu Mehrvölkerstaaten geführt, was ganz offensichtlich auch zu einem verstärkten Interesse der deutschen Öffentlichkeit gegenüber Ost- und Südosteuropa führte und was H. F. Schmid und R. Trautmann dazu veranlaßte, Wesen und Aufgaben der deutschen Slawistik in einer 1927 in Leipzig erschienenen Schrift neu zu erörtern. Unter anderem wurde dort ausgeführt, daß der deutsche Slawist neben seiner Aufgabe als Forscher noch einen anderen, sozusagen mehr gesellschaftlichen, jedoch sehr verantwortungsvollen Dienst zu leisten habe, nämlich zwischen der deutschen und der slawischen Geisteshaltung zu vermitteln, die Ergebnisse slawischer geistiger Arbeit in den Gesichtskreis der deutschen Öffentlichkeit zu tragen<sup>10</sup>. Die beiden Verfasser der programmatischen Schrift vertraten weiter die Auffassung, daß manche Forschungsaufgaben slawischen Wissenschaftlern überlassen werden sollten, da diese in vielen Fällen eine größere Sachkenntnis hätten. Der nichtslawische, in diesem Falle der deutsche Slawist, hat andererseits weniger gefühlsmäßige Hemmungen politischer Art, so z. B. bei der Behandlung der Einwirkung der polnischen Literatur auf die ukrainische. Trotzdem kann aber auch ein deutscher Slawist einer Parteilichkeit unterliegen, z. B. in der Zeit vor 1918, als man die tschechischen Verhältnisse in erster Linie aus österreichischer Sicht, die polnischen Verhältnisse nur aus der Sicht Rußlands und Preußens zu sehen gewohnt war. Schmid und Trautmann ging es nun aber in Lehre und Forschung, sicherlich auch

<sup>8</sup> H. Röscl, *Dokumente zur Geschichte der Slawistik in Deutschland I: Die Universitäten Berlin und Breslau im 19. Jahrhundert* (Berlin 1957).

<sup>9</sup> Ebd. 169.

<sup>10</sup> H. F. Schmid, R. Trautmann, *Wesen und Aufgaben der deutschen Slavistik* (Leipzig 1927) 10.

in populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen und Vorträgen darum, das bisherige gegenseitige Nichtverstehen von Slawen und Deutschen abzubauen, was vor allem für die an die deutschsprachigen Gebiete angrenzenden Polen, Tschechen, Slowaken, Slowenen, in ganz besonderem Maße aber für die in Deutschland selbst lebenden Sorben zu gelten hatte. Zusammenfassend heißt es bei H. F. Schmid und R. Trautmann:

„Zu der Rolle eines deutschen Slawisten ist nur der berufen, der von aller politischen oder nationalistischen Einstellung gegen das Slawentum absieht und sich Manns genug fühlt, auch solche Probleme wissenschaftlich anzurühren, die Kreisen des deutschen Volkes mit besonderen wirtschaftlichen und politischen Aspirationen unsympathisch sind. Denn wir glauben, daß ein Geisteswissenschaftler solcher Richtung, wie wir den deutschen Slawisten sehen möchten, auf jede Erkenntnis der eigentümlichen Geistesstruktur des Slawentums verzichtet, wenn er den slawischen Völkern eine Antipathie entgegen bringt, die mit vorgefaßter Meinung arbeitet.“<sup>11</sup>

R. Trautmann hat mehrfach bewiesen, daß er, vor allem in Zusammenarbeit mit Max Vasmer, diese Grundsätze verwirklicht hat, nicht nur im Bereiche seiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit<sup>12</sup>, sondern auch als Mitherausgeber des „Grundrisses der Slavischen Philologie und Kulturgeschichte“, wo er eine ganze Reihe von Übersetzungen slawischer wissenschaftlicher Werke mit angeregt hat, die in der Tat auf einen breiteren, an Ost- und Südosteuropa fachlich interessierten Leserkreis gerichtet waren und nicht nur philologische Themen wie die „Geschichte der bulgarischen Sprache“, sondern auch kunsthistorische und sogar wirtschaftswissenschaftliche Themen behandelten<sup>13</sup>.

Eine Reihe slawistischer Veröffentlichungen fallen in die kurze Zeitspanne zwischen 1918 und 1933, wobei an erster Stelle sorabistische Arbeiten zu nennen sind, wie die Editionen des Wolfenbüttler niedersorbischen Psalters durch R. Trautmann und C. Hoenicke in zwei voneinander unabhängigen Veröffentlichungen<sup>14</sup>, dem obersorbischen Katechismus des Warichius aus dem Jahre 1597, der als Text mit Einleitung und grammatischer Bearbeitung 1923 von Karl Heinrich Meyer veröffentlicht wurde. In die Zeit zwischen 1918 und 1933 fallen auch die Anfänge der slawischen Namenforschung in Deutschland, die sich durch Max Vasmer einer besonderen Förderung erfreute: So erschienen 1926 und 1927 zwei Abhandlungen, von Rudolf Kötzschke über die Quellen der slawischen Namenforschung in Thüringen und Sachsen und von Robert Holtzmann über die Quellen der slawischen Namenforschung, ebenfalls in der Provinz Sachsen, darüber hinausgehend auch im Freistaat Anhalt. Beide Abhandlungen wurden in der neubegründeten, von Max Vasmer herausgegebenen „Zeitschrift für Slavische Philologie“ ver-

<sup>11</sup> Ebd. 73.

<sup>12</sup> Vgl. hierzu: Max Vasmer zum 100. Geburtstag, hrsg. von N. Reiter (Berlin 1987).

<sup>13</sup> Vgl. hierzu vor allem E. Eichler, Reinhold Trautmann und die deutsche Slawistik (Berlin 1984) mit einem Beitrag von G. Wiemers und Bibliographie.

<sup>14</sup> R. Trautmann, Der Wolfenbüttler niedersorbische Psalter (1918); C. Hoenicke (Hejnika), Der Wolfenbüttler niedersorbische Psalter (Leipzig 1930).

öffentlicht<sup>15</sup>. Studien zu den deutsch-tschechischen Ortsnamen waren in diesen Jahren auch von dem später führenden Germanoslawisten Ernst Schwarz vorgelegt worden, so wurde zunächst die Geschichte der deutsch-tschechischen Ortsnamenbeziehungen 1929 behandelt, im Jahre 1931 waren die Ortsnamen des Sudetenlandes als Geschichtsquelle Gegenstand einer weiteren wissenschaftlichen Abhandlung gewesen<sup>16</sup>.

An der Preußischen Akademie der Wissenschaften, deren ordentliches Mitglied Max Vasmer war, begründete dieser 1932 eine „Slawische Kommission“, die er über das Ende des Zweiten Weltkrieges hinaus bis 1947 leitete. In den Jahren 1933 bis 1945 förderte Max Vasmer unter Umgehung von Anordnungen sowie in Abgrenzung gegenüber Rassendiskriminierung und politischer Verfolgung eine Reihe sorabistischer Arbeiten, ferner die Fortführung des Kaschubischen Wörterbuches von Friedrich Lorenz und entsprechend seinem eigenen Hauptforschungsgebiet Arbeiten zur russischen Lexik. Mit dem Beginn der nationalsozialistischen Diktatur war nicht nur die Idee des deutschen Nationalismus verstärkt aufgegriffen worden, sondern auch eine eigene nationalsozialistische Ideologie entwickelt worden, die ganz offensichtlich nicht mehr an einer Germanisierung slawischer Nachbarvölker interessiert war, sondern vielmehr dem Deutschtum eine ganz außergewöhnliche, einmalig hochstehende Rolle zusprach, wie aus Adolf Hitlers „Mein Kampf“ ganz deutlich hervorgeht, wenn er davon spricht, daß er es als einen Glücksfall betrachte, daß eine Germanisierung im Sinne Josephs II. von Österreich nicht verwirklicht werden konnte. Für Deutschland stellte Hitler dagegen in diesem Zusammenhange fest, daß es besser wäre, wenn ein Vermischungsprozeß mit anderen Völkern unterbliebe:

„Also nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland selbst waren und sind die geforderten nationalen Kreise von ähnlichen Gedankengängen bewegt. Die von so vielen geforderte Polenpolitik im Sinne einer Germanisation des Ostens fußte leider fast immer auf dem gleichen Trugschluß. Auch hier glaubte man, eine Germanisation des polnischen Elements durch eine rein sprachliche Eindeutschung desselben herbeiführen zu können. Auch hier wäre das Ergebnis ein unseliges gewesen: ein fremdartiges Volk in deutscher Sprache seine fremden Gedanken ausdrückend, die Höhe und Würde unseres eigenen Volkstums durch seine eigene Minderwertigkeit kompromittierend.“<sup>17</sup>

Mit einem bereits 1921 verkündeten „25-Punkte-Programm“ kam Hitler den nationalen Wunschvorstellungen von einem großdeutschen Reich, wie es 1871 eben nicht verwirklicht werden konnte, weitgehend entgegen, seine nationalistisch-antisemitische Ideologie entsprach seinerzeit ebenfalls breiten Bevölkerungsschich-

<sup>15</sup> In: Zeitschrift für Slavische Philologie 3 (1926) 438–447 und in: Zeitschrift für Slavische Philologie 4 (1927) 435–448.

<sup>16</sup> E. Schwarz, Zur Geschichte der deutsch-tschechischen Ortsnamenbeziehungen, in: Zeitschrift für Ortsnamenforschung 5 (1929) 25–44 und: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle (München 1931). Vgl. hierzu die Besprechung von B. Schier in: Zeitschrift für Ortsnamenforschung 9 (1933) 83–92.

<sup>17</sup> A. Hitler, Mein Kampf, Zweiter Band: Die nationalsozialistische Bewegung (München 1934) 26–27.

ten in Deutschland. Bei seinen Zielsetzungen waren zunächst die benachbarten slawischen Völker, innerhalb Deutschlands aber die sorbische Bevölkerung im Wege.

Eine wichtige Rolle für die Ziele der nationalsozialistischen Bewegung spielte der „Bund Deutscher Osten/BDO“, der als Reichsbund die Zusammenfassung aller ostdeutschen Heimatvereine darstellte. In der Satzung des BDO vom 13. Juni 1934 heißt es u. a., daß es sich hierbei um eine Gemeinschaft deutscher Männer und Frauen handle, die im Osten das „Schicksalsland der deutschen Zukunft“ sähen. Aufgabe des Bundes sei es, das deutsche Volk mit den geistesgeschichtlichen und raumpolitischen Fragen des Ostens vertraut zu machen, es von „westlicher Einstellung“ zu lösen und mit dem Gedanken der Sendung des deutschen Menschen zur Gestaltung des Ostens zu erfüllen, um so die „willensmäßige Grundlage“ für eine aktive, im Gesamtvolk verankerte deutsche Ostpolitik zu bilden. Es sollten Verbindungen zwischen dem deutschen Binnenland und Grenzgebieten geschaffen oder unterstützt werden, die geeignet seien, der Förderung des deutschen Ostens dienlich zu sein. Ferner sollte im Ausland um Verständnis für die deutsche Stellung in den Ostfragen geworben werden. Aufgabe des BDO war also die Aktivierung der „Grenzarbeit“ durch „Volkstumsarbeit“ in den Ostgebieten. Ebenso war auch die Rede von einer „Ostschulung“ und Erziehung der gesamten Grenzbevölkerung für eine im Grenzland nach Auffassung des Nationalsozialismus notwendige Haltung. Durch ein gutes Vertrauensmännersystem beobachtete der BDO das dort ansässige „fremde“ Volkstum, nämlich die Minderheit. Die politische Verantwortung für die Führung der Deutschtumpolitik lag selbstverständlich beim Reich, örtlich vertreten durch die zuständigen Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten, Landräte und Oberbürgermeister.

Die entscheidende Rolle als wissenschaftlicher Organisation kam aber der Publikationsstelle in Berlin Dahlem seit etwa 1930 sowie der „Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ unter Albert Brackmann zu, die vor allem die Aufgabe hatte, den jungen Wissenschaftlern, besonders den Geländeforschern, wissenschaftlichen Rückhalt und auch aus finanzieller Sicht Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Die Forschungsgemeinschaft hatte u. a. die Aufgabe übernommen, ein Verzeichnis der Ortschaften mit deutscher Bevölkerung auf polnischem Gebiet zu erstellen – eine wichtige Voraussetzung für eine länger andauernde Besetzung Polens durch das Deutsche Reich.

Wie W. Zeil ausführlich gezeigt hat, war es vor allem die sorbische Bevölkerung, die vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zu leiden hatte. Die Sorben sollten zur Aufgabe ihrer Nationalität gezwungen werden, die zunächst weiterbestehende „Domowina“ wurde von Pawol Nedo zu einem „Bund der Lausitzer Sorben“ umgewandelt und konnte so zunächst noch die Versuche der deutschen Öffentlichkeit abwehren, die Sorben als „wendisch sprechende Deutsche“ zu betrachten. Trotz zahlreicher Proteste aus dem Ausland, insbesondere aus slawischen Ländern, wurden in der Folge des „Wendenerlasses“ 1937 die Domowina verboten, die sorbischen Presseorgane aufgelöst. Die Bestände der „Maćica Serbska“ wurden beschlagnahmt und so der

interessierten Öffentlichkeit entzogen. Bereits 1933 hatte die Zwangsausweisung sorbischer Intellektueller begonnen, und bis zum Jahre 1938 wurde der gesamten deutschen Presse auferlegt, jegliche Berichterstattung über Sorben zu unterlassen, den Terminus „Sorben“ oder „Wenden“ überhaupt nicht mehr zu verwenden<sup>18</sup>.

Trotz dieser fast aussichtslos erscheinenden Lage der Sorben und damit auch der deutschen Sorabistik im weiteren Sinne hatten Max Vasmer und Paul Wirth mehrere grundlegende sprachwissenschaftliche Veröffentlichungen vorgelegt. Paul Wirth (1906–1946) kann sogar als Begründer der sorbischen Sprachgeographie im heutigen Sinne betrachtet werden, nach Arnošt Muka (= Ernst Mücke) hat er erstmals die sorbische Dialektforschung vorangetrieben, wobei er sich methodisch auf die deutsche Areallinguistik stützen konnte. Im praktischen Teil seiner Arbeit hat er sorbische Dialekttexte phonographisch aufgezeichnet, wissenschaftlich untersucht und dann veröffentlicht<sup>19</sup>.

Neben einer historischen Übersicht über die sorbische bzw. wendische Philologie seit dem Ersten Weltkriege<sup>20</sup> hat er, für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt, im Jahre 1932 im „Grundriß der Sächsischen Volkskunde“ eine allgemeinverständliche Darstellung des Wendischen gegeben<sup>21</sup>. Seine Dialekttexte gab er 1932 bis 1934 zusammen mit M. Vasmer heraus. Trotz des Verbotes des Terminus „Sorben“ oder „Wenden“ veröffentlichte Max Vasmer noch 1941 einen Aufsatz von Reinhold Olesch, seines Schülers, der in den 30er Jahren Materialien für ein vollständiges Wörterbuch der polnischen Mundarten von St. Annaberg sammelte, das aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg erscheinen konnte. 1937 veröffentlichte Olesch die slawischen Dialekte Oberschlesiens sowie 1935 seine Dissertation „Beiträge zur oberschlesischen Dialektforschung. Die Mundarten von Kobylorze“. Diese Arbeit, von Vasmer betreut und mit Unterstützung des Instituts für Lautforschung an der Universität Berlin veröffentlicht, löste den Unwillen des Reichsministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung aus und wurde als „polnische Propaganda“ abgewertet und auf den Index verbotener Bücher gesetzt. Vasmer und Westermann wurden aufgefordert, mehr Fingerspitzengefühl in politischen Fragen zu zeigen und wissenschaftliche Arbeiten, die in ihrer Tendenz der großen Politik des Reiches widersprächen, nicht zu veröffentlichen<sup>22</sup>.

Bereits 1939 war eine im Druck fertiggestellte Abhandlung Reinhold Trautmanns in letzter Instanz vom Reichspropagandaministerium verboten worden,

<sup>18</sup> W. Zeil, *Slawistik in Deutschland. Forschungen und Informationen über die Sprachen, Literaturen und Volkskulturen slawischer Völker bis 1945* (Köln, Weimar, Wien 1994) 430–431.

<sup>19</sup> Ebd. 440–441.

<sup>20</sup> P. Wirth, *Die sorbische (wendische) Philologie seit dem Weltkrieg*, Teil I, in: *Zeitschrift für Ortsnamenforschung* 5 (1929) 149–171.

<sup>21</sup> In: *Grundriß der Sächsischen Volkskunde*, Band I (Leipzig 1932) 225–230.

<sup>22</sup> M. Vasmer, P. Wirth, *Slavische Texte*, I., *Sorbische (wendische) Texte 1: Niedersorbische Schriftsprache* (Berlin 1932); 2. *Die niedersorbische Mundart von Haasow. Kreis Kottbus*; 4. *Die obersorbische Mundart von Grosskoschen bei Senftenberg* (Berlin 1934); P. Wirth, *Zur Reduplikation von Präpositionen im Sorbischen*, in: *Zeitschrift für Slavische Philologie* 17 (1941) 69–70.

weil sie sich mit den wendischen Ortsnamen Ostholsteins, Lübecks, Lauenburgs und Mecklenburgs befaßte und befürchtet wurde, daß die Ergebnisse von slawischen, insbesondere polnischen Wissenschaftlern verwendet werden könnten.

Ein ideologisches Programm der NSDAP für die Slawische Philologie in Deutschland hat es wohl nicht gegeben, zu erwähnen ist allerdings eine Abhandlung Friedrich Wilhelm Neumanns (1899–1979), die im Jahre 1938 unter dem Titel „Das Slawentum und die deutsche Slawistik“ an heute schwer zugänglicher Stelle veröffentlicht worden war und vom Autor mit folgenden Sätzen eingeleitet wurde:

„Wenn es auch in der Wissenschaft um die Lebenswirklichkeit des deutschen Volkes geht und wer raumpolitisch denken gelernt hat, dem muß sich ein Kennzeichen des Kartenbildes des Reiches vor allem aufdrängen: Im Westen und Süden verläuft die Reichsgrenze verhältnismäßig geradlinig, im Osten aber stößt die größere Hälfte des tschechoslowakischen Staatsgebietes als mächtiger Keil weit nach Westen vor, nördlich davon schneidet die Landmasse Polens, gleichfalls mit ausgeprägter Ausbuchtung gegen Westen, Ostpreußen vom übrigen Reich ab. Hier kann also nicht mehr von bloßen „Nachbarstaaten“ die Rede sein, hier liegt eine weit engere Berührung des deutschen Lebensraumes mit dem der sogenannten slavischen Staaten vor. Fügen wir noch hinzu, daß mit der Heimkehr Österreichs das Reich auch an Jugoslawien grenzt, erinnern wir schließlich daran, daß im ungeheuren Problem „Rußland“ die Auseinandersetzung zumindest einer Generation beschlossen liegt, so erübrigt sich wohl jedes weitere Wort über Rolle, Bedeutung, Gewicht des Slawentums für Deutschland und damit für die deutsche Wissenschaft.“<sup>23</sup>

Im weiteren Verlaufe dieser Abhandlung wird das Volk als „rassisch bedingte, geschichtlich gewordene leiblich-geistig-seelische Wirklichkeit“ aufgefaßt und daraus die Notwendigkeit abgeleitet, über die Muttersprache hinaus auch „fremde Sprachen“ zu verstehen. Der liberalistischen These, daß Größtes und Kleinstes, Nächstes und Fernstes als gleichrangige Forschungsgegenstände behandelt werden können, werden von F. W. Neumann die nationalsozialistischen Wissenschaftsauffassungen gegenübergestellt. Die „Ostwanderung deutschen Blutes und Geistes“ seit dem Mittelalter stellte für Neumann einen dynamischen Vorgang ungeheuren Ausmaßes dar, den die deutsche Wissenschaft nur in Zusammenarbeit mit der Slawischen Philologie bewältigen könne, so daß es deutsche Lebensvorgänge seien, denen der Slawist nachzugehen habe. Und kein geringerer als Josef Nadler habe bereits zwölf Jahre früher die Erforschung des deutschen Bildungswerkes unter den Slawen durch deutsche Slawisten nachdrücklich gefordert<sup>24</sup>. Neumann spricht sich weiter dafür aus, auch die slawische Volkskunde in die Slawistik mehr und mehr einzubeziehen und schließt seine Abhandlung mit den folgenden Sätzen:

„Insgesamt sind die Aufgaben einer Slawenkunde als einer umfassenden Kulturwissenschaft so groß, zudem, wie wiederholt sei, arbeitstechnisch so verschiedenartig, daß Forscher verschiedener Arbeitsrichtung zu ihnen auf Jahrzehnte hinaus Arbeit in Fülle finden. Auch han-

<sup>23</sup> F. W. Neumann, Das Slawentum und die deutsche Slawistik, in: Geist der Zeit – Wesen und Gestalt der Völker 16. Jg. Heft 9 (September 1938) Neue Folge von „Hochschule und Ausland“, 614–620, hier 614.

<sup>24</sup> J. Nadler, in: Euphorion 27, 117, zit. nach F. W. Neumann.



delt es sich unbestreitbar um Aufgaben und Zielsetzungen, deren jede der deutschen Wissenschaft förmlich vor den Füßen liegt, so daß sie darüber stolpern könnte. Sie müssen also aufgegriffen werden, schon um der deutschen Wissenschaft willen. Fruchtbar werden kann hier allerdings nicht der reine abgelöste Intellekt, vielmehr nur der im vollen Menschentum gründende Geist. Dieser Satz ist noch nicht Allgemeingut der deutschen Slavistik. Erlebnisfähigkeit, Einfühlungsvermögen, ein mit dem Sinn für Maß und wissenschaftliche Zucht begabter Instinkt sind unerläßliche Eigenschaften eines Auslandskundlers, der mehr erzielen will als sprachwissenschaftliche Formeln. „Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen.“<sup>25</sup>

F. W. Neumann wollte zwar die rassistischen Unter- und Hintergründe des bolschewistischen Phänomens aufgeklärt wissen, eine ausgesprochen negative Darstellung slawischen Völker und ihrer geistigen und materiellen Kulturen ist bei Neumann jedoch nicht zu finden.

Eine andere Entwicklung ließ sich im benachbarten Fach Volkskunde feststellen, wo Walter Steller in seiner 1935 in Breslau erschienenen Abhandlung „Volkskunde als nationalsozialistische Wissenschaft“ eine Neuordnung seines Faches anging, entsprechend einem Ausspruch von Felix Dahn, daß das höchste Gut eines Mannes sein Volk sei. Steller, 1895 in Breslau geboren und dort aufgewachsen, wurde 1921 bei Eduard Siebs mit einer germanistischen Dissertation promoviert, er war zunächst an der Universität Breslau, nach Kriegsende an der Universität Kiel tätig. Steller ging davon aus, daß der Nationalsozialismus in der zeitgemäßen Ausprägung des deutschen Volkstums wurzle und Erkenntnisse nutze, die aus der Einsicht in die Lebensbedingungen und den Werdegang seines Volkstums gewonnen seien<sup>26</sup>. Die Volkskunde sei demnach auch eine politische Wissenschaft, zugleich aber „Gegenwartswissenschaft“, deutsche Volkskunde als Wissenschaft muß nach seiner Auffassung nationalsozialistisch sein. Steller stellt abschließend fest, daß das Schicksal des deutschen Ostens im „Kampfe der Kulturen“ bestehe und daß in seinem Brennpunkte Schlesien liege. Er geht davon aus, daß Kulturausbreitung das Rückgrat der zukünftigen Politik sein müsse, und damit speziell der schlesischen Volkskunde die Aufgabe erwachse, durch Erforschung und Erkenntnis mitzuarbeiten an der Pflege und Behauptung des deutschen Volkstums in Schlesien. Mit keinem Wort wird von Steller der polnische Bevölkerungsanteil Schlesiens erwähnt<sup>27</sup>, dessen Dialekte in Einzeluntersuchungen

<sup>25</sup> F. W. Neumann, Das Slawentum und die deutsche Slavistik, in: Geist der Zeit – Wesen und Gestalt der Völker 16. Jg. Heft 9 (September 1938) Neue Folge von „Hochschule und Ausland“, 620.

<sup>26</sup> W. Steller, Volkskunde als nationalsozialistische Wissenschaft 5.

<sup>27</sup> Vgl. hierzu seine Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg erschienene Abhandlung: Name und Begriff der Wenden (Slavici). Eine wortgeschichtliche Untersuchung (Kiel 1959). Erschienen in den Mitteilungen der Landsmannschaft Schlesien. Landesgruppe Schleswig-Holstein Bd. 18. Hierzu die Besprechung von M. Vasmer in: Zeitschrift für Slawische Philologie 30 (1962) 203–206, wo es u. a. heißt: „Es dürfte schwer fallen, ein germanistisches Buch aus den letzten Jahrzehnten nachzuweisen, das sich so leichtsinnig über die Ergebnisse der Namensforschung auf deutschem und slavischem Boden hinweggesetzt und mit einer solchen Nichtachtung den Zeugnissen mittelalterlicher Quellen begegnet wie das vorliegende ...“ und S. 206: „Wenn jemand ohne diese Tatsachen zu beachten, die in der Wissenschaft seit mehr als 100 Jahren berücksichtigt wurden, sich mit dem Wendenproblem befaßt, dann muß das als

von Reinhold Olesch auf Anregung von Vasmer untersucht wurden. Im Jahre 1937 wurde die erste Dialektuntersuchung zur Mundart von Kobylorze veröffentlicht<sup>28</sup>.

Ideologisch gefärbt erscheint ein Buch von Eberhard Kranzmeyer über die deutschen Lehnwörter in der slowenischen Schriftsprache, das 1944 in Ljubljana als erster Band der Veröffentlichungen des Kärntner Instituts für Landesforschung erscheinen konnte. Der Verfasser überbetont den deutschen Einfluß auf das Slowenische, er sieht darüber hinaus Slowenien als Teil des deutschen Sprachgebietes und damit wohl auch des damaligen Deutschen Reichs<sup>29</sup>.

Eine besondere Stellung scheint im damaligen politischen Deutschland dagegen das Slowakische eingenommen zu haben, nachdem sich der neue slowakische Staat 1939 unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt hatte. Seit 1918 war die Slowakei aufgrund des Pittsburgher Vertrages ein Teil des neuen Staates Tschechoslowakei geworden. 1939 bis 1944 war die Slowakei ein offiziell selbständiger Staat, jedoch ganz offensichtlich unter deutschem Einfluß. Am 12. Februar 1940 wurde vom slowakischen Ministerium für Schulwesen und Volkskultur eine neue Rechtschreibung genehmigt, aufgrund derer Michael Schwarz in Berlin ein „Slowakisch-deutsches“ und „Deutsch-slowakisches Wörterbuch“ in der Reihe „Junkers Wörterbücher“ veröffentlichte. Zu erwähnen ist hier auch die damals für das gesamte Deutsche Reich gültige Schulordnung, in der neben anderen slawischen Sprachen auch das Slowakische als möglicherweise zu erlernende Fremdsprache an den deutschen Oberschulen genannt wurde. Im Zusammenhang mit der slowakischen Eigenstaatlichkeit, jedoch unter deutschem Einfluß, ist sicher auch der Aufsatz von Robert L. Rudolf entstanden, der sich mit der Bayernmission und den deutschen Lehnwörtern in der slowakischen Kirchentерminologie befaßte und 1942 in der „Zeitschrift für Slavische Philologie“ veröffentlicht wurde<sup>30</sup>.

Ähnlich einer gewissen Förderung slowakischer Sprachstudien ist auch eine Fortsetzung ukrainistischer Bestrebungen in Deutschland, insbesondere nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges, zu beobachten, wobei wohl dem „Ukrainischen Wissenschaftlichen Institut“, in Berlin 1926 begründet, eine wichtige Rolle zukam. So wurden deutsch-ukrainische Wörterbücher, zusammengestellt von Hanna Nakonetschna, bis 1944 in mehreren Auflagen veröffentlicht<sup>31</sup>. 1940 erschien Jaroslav Rudnyc'kyjs „Lehrbuch der ukrainischen Sprache“, bis zum Jahre

schlimmster Dilettantismus bezeichnet werden und es spricht für die Wissenschaftlichkeit der von Steller angegangenen deutschen Institutionen, daß sie ihre Unterstützung seines auch im Aufbau höchst konfusen und zahlreiche Druckfehler aufweisenden Buches abgelehnt hat. Die Wissenschaft braucht keine an die Nazizeit erinnernde Bücher wie diese.“

<sup>28</sup> R. Olesch, Beiträge zur oberschlesischen Dialektforschung. Die Mundart von Kobylorze. 1. Deskriptive Phonetik (Veröffentlichungen des Slavischen Instituts an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin 19, Gräfenhainichen 1937).

<sup>29</sup> Eberhard Kranzmeyer, Die deutschen Lehnwörter in der slowenischen Volkssprache (Ljubljana 1944).

<sup>30</sup> R. L. Rudolf, Die Bayernmission und die deutschen Lehnwörter in der slowakischen Kirchentерminologie, in: Zeitschrift für Slavische Philologie 18 (1942) 257–283.

<sup>31</sup> H. Nakonetschna, Deutsch-ukrainisches Taschenwörterbuch (Leipzig 1942, <sup>3</sup>1944).

1943 war bereits eine dritte Auflage vorgelegt worden und 1964 folgte eine 4. Auflage, wobei einige terminologische Besonderheiten auffallen<sup>32</sup>. Für den sprachwissenschaftlichen Bereich sind die von Hanna Nakonetschna und Jaroslav Rudnyc'kyj veröffentlichten Arbeiten über ukrainische Dialekte am Institut für Lautforschungen an der Universität Berlin zu nennen<sup>33</sup>. Im Hintergrund stand wohl die zu Beginn des Angriffes gegen die Sowjetunion von deutscher Seite geförderte nationalukrainische Bewegung, die sich eine reale Möglichkeit der Selbständigkeit der Ukraine gegenüber der Sowjetunion erhofft hatte. Hinweise auf eine direkte Förderung ukrainischer Studien während des Zweiten Weltkrieges lassen sich auch aufgrund einer 1942 in Leipzig von Roman Smal-Stockij veröffentlichten Abhandlung über die germanisch-deutschen Kultureinflüsse im Spiegel des Wortschatzes der ukrainischen Sprache finden<sup>34</sup>. Die Untersuchung stellte sich die Aufgabe, von der Urzeit bis zur Gegenwart die germanisch-deutschen Kultureinflüsse im Spiegel des Wortschatzes der ukrainischen Sprache darzustellen. Die Ausführungen sollten für breitere Schichten der deutschen und ukrainischen Bevölkerung bestimmt sein, die ohne besondere Fachkenntnisse sprachlich oder kulturhistorisch an den Ausstrahlungen des germanisch-deutschen Kulturzentrums nach Osteuropa, zur Ukraine hin interessiert waren. Wörtlich heißt es in der im Frühjahr 1942, also kurze Zeit nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion erschienenen Einleitung:

„Die in der Vergangenheit und Gegenwart entlehnten Wörter sprechen zusammengefaßt eine deutliche Sprache. Sie bezeugen, daß die Ukraine und das ukrainische Volk einen unlösbaren Bestandteil des europäischen Kulturkreises gebildet haben und bilden, – sie stellen fest, daß im Rahmen des europäischen Stromnetzes geistiger Mächte Deutschland als Kulturträger für ganz Osteuropa führend gewesen ist... – Wir sind der Überzeugung, daß man mit der Anerkennung der fremden Kultureinflüsse das eigene Volkstum nicht herabsetzt. Denn kein einziges der europäischen Kulturvölker hat, wie es die Geschichte lehrt, seine Kultur ohne fremde Gaben und Anregungen gestaltet. Die Kulturgeschichte Europas zeigt deutlich, wie wahr Heinrich von Treitschkes Wort ist: „Auf Geben und Empfangen beruht der größte Teil des geschichtlichen Lebens.“<sup>35</sup>

Etwas weniger problematisch als das Verhältnis zu Sorben, Polen und Tschechen erweist sich das Verhältnis der nationalsozialistischen Ideologie zu den Völkern Südosteuropas, insbesondere zu den Bulgaren. So wurde bei der 1925 begründeten Deutschen Akademie in München ein Südostausschuß begründet, der Ende 1936 seine Arbeit aufnahm. In seinem Bericht über den Südostausschuß der Deutschen Akademie in München hat Gerhard Gesemann dessen Ziele wie folgt formuliert:

<sup>32</sup> So z. B. die Verwendung des Terminus ‚arisch‘.

<sup>33</sup> H. Nakonetschna, Ja. Rudnyc'kyj, Ukrainische Mundarten. Südkarpatoukrainisch (Lemkisch, Bojkisch und Hazulisch) (= Arbeiten a. d. Institut für Lautforschungen an der Universität Berlin 9).

<sup>34</sup> R. Smal-Stockij, Die germanisch-deutschen Kultureinflüsse im Spiegel der ukrainischen Sprache (Leipzig 1942).

<sup>35</sup> Ebd. S. V.

„Der Südostausschuß der D.A. befaßt sich mit den Ländern Ungarn, Rumänien, Südslawien, Bulgarien, Griechenland, Albanien und der Türkei. Der Ausschuß glaubt, einem fruchtbaren kulturellen Austausch zwischen dem deutschen Volke und den Völkern des europäischen Südostens ganz besonders dadurch dienen zu können, daß er sich bemüht, das volklich-geschichtliche und kulturelle Werden und das volklich-geistige Wesen der südöstlichen Völker dem Verständnis der Deutschen näher zu bringen, als das bisher der Fall war. Er hält eine auf wissenschaftlich einwandfreier und das Wesenhafte betonender Vermittlung beruhende und in weitesten deutschen Kreisen verbreitete Kenntnis des Südostens, besonders des Balkans, für die notwendige Grundlage jeden kulturellen Austausches zwischen der deutschen und der südöstlichen Volkskultur, eine Grundlage, die von deutscher Seite geleistet werden muß, wenn man erwartet, daß sich die Gegenseite ihrerseits für die deutsche Kultur interessiere. Dabei ist die Tatsache nicht zu unterschätzen, daß jede Verbreitung von Kenntnissen über den europäischen Südosten innerhalb der deutschen Kulturgemeinschaft zugleich für die deutsche Überlieferung der weltoffenen und für die Wesenheiten fremder Völker aufgeschlossenen Romantik – aufgeschlossen für Fremdes, weil sie ihres eigenen, deutschen Wesens bewußt und sicher war –, die vom Südostausschuß der D.A. wiederaufgenommen und mit modernen Mitteln fortgesetzt wird. Wie die Teilnahme Herders, Goethes, J. Grimms, Rankes damals für den Südosten das Interesse nicht nur der deutschen, sondern der ganzen europäischen gebildeten Welt zur Folge hatte, so bedeutet auch noch heute der Schritt auf die deutsche Plattform den Eingang ins allgemeine europäische Interesse. Diese Tatsache legt, so scheint uns, dem deutschen Volke die Pflicht auf, sich eben dieser klassisch-romantischen Überlieferung bewußt zu bleiben und dafür zu sorgen, daß unfruchtbare Zeiten und Strömungen, wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Weltkrieg die Goetheschen Überlieferungen zurückdrängten, bei uns unmöglich werden.“<sup>36</sup>

Der Südostausschuß der deutschen Akademie in München begründete beim Universitätsverlag R. Noske/Leipzig eine eigene Buchreihe, als deren erster Band „Das Königreich Südslawien“ im Jahre 1935 erschien. Weitere vom Südostausschuß geplante Publikationen sollten Ungarn und Bulgarien zum Gegenstand haben. Es besteht wohl kein Zweifel, daß es dem Südostausschuß der Deutschen Akademie in München, an erster Stelle Gerhard Gesemann, gelang, eine so gut wie ideologiefreie Darstellung der Kulturen der südosteuropäischen Völker zu vermitteln. Dies gilt auch für eine Reihe von Beiträgen, die in den Bulgarien-Jahrbüchern von deutschen Slawisten veröffentlicht wurden<sup>37</sup>, ebenso für das von Alois

<sup>36</sup> G. Gesemann, Der Südostausschuß der Deutschen Akademie in München (= Berichte über deutsche und ausländische Südosteuropa-Forschung), in: Leipziger Vierteljahresschrift für Südosteuropa II 77–80, hier 77–78.

<sup>37</sup> Vgl. hierzu die aufschlußreiche Abhandlung von G. Schubert, Deutsch-Bulgarische Gesellschaften und ‚Bulgarisches Jahrbuch‘ als Forum der Verbreitung bulgarischer Kultur in Deutschland zwischen den Weltkriegen, in: Zeitschrift für Balkanologie 28 (1992) 131–140, insbesondere 131. „Bei meiner – eher beiläufigen – Lektüre der ‚Bulgarischen Jahrbücher‘ bin ich auf ein noch gesteigertes Interesse der Deutschen für die Bulgaren und Bulgarien in der nahen Vergangenheit, in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, gestoßen. Die äußere Aufmachung dieser Jahrbücher machte mich neugierig. Ihren Vorspann füllen zahlreiche Portraits und Grußbotschaften von deutschen NS-Größen. Adolf Hitler, Hermann Göring, Dr. Joseph Goebbels im Halbprofil, dann wieder der „Führer“ Adolf Hitler und Zar Boris von Bulgarien auf dem Berghof (Jahrbuch 1942, VIII); das weniger martialische Bild des Königlich-Bulgarischen Ministerpräsidenten und Unterrichtsministers sowie Archäologen Bogdan Filow (Jahrbuch 1940/41) mit einer Grußbotschaft, in welcher er die Verdienste der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft, die das Verständnis zwischen Deutschen und Bulgaren fördere, würdigt.

Schmaus in den Veröffentlichungen des Deutschen Kultur-Institutes in Belgrad publizierte „Lehrbuch des Serbischen“, das bis in die neueste Zeit hinein immer wieder neu aufgelegt wurde, ebenso das Lehrbuch des Deutschen für Serben „Nemački u 100 lekcija“<sup>38</sup>.

Daß sich die Mehrheit der deutschen Slawisten, allen voran Max Vasmer, von der NS-Ideologie nicht beeinflussen ließ, ist über jeden Zweifel erhaben und wurde von Margarete Woltner in ihrem Nachruf auf Vasmer im Jahre 1963 deutlich, wenn es dort u. a. heißt:

„Es kam die Nazizeit, die Sorge um jüdische Kollegen, das Verbot der Drucklegung jüdischer Autoren, die Verfügung, jüdische Autoren durch Zufügung jüdischer Vornamen kenntlich zu machen. Vasmer ließ sich nicht beirren, er veröffentlichte einen Aufsatz O. Burghardts über Heine (Zeitschrift für Slavische Philologie 15, den Kroatennamen aus einem germanischen Hroizgotar zu erklären, „als ganz bombensicher falsch“ zurück [Zschr. Bd. 13, 1936, S. 329 f.]), er ließ über polnische Dialekte arbeiten, ohne sich zu überlegen, daß auch die Bearbeiter Olesch und Wirth dadurch gefährdet wurden. In dieser Zeit erregte es ihn stark, wenn er auf Versuche einer Politisierung der Wissenschaft auch bei anderen Völkern stieß.“<sup>39</sup>

Im Jahre 1937 nahm Vasmer sogar noch eine Gastprofessur an der Columbia-University in New York wahr, eine ihm angetragene Berufung dorthin lehnte er aber ab und kehrte 1938 nach Berlin zurück. Im Jahre 1947 veröffentlichte er einen Forschungsbericht unter dem Titel „Die slavische etymologische Forschung seit dem Ersten Weltkriege“, wo es u. a. heißt:

„Ein wendischer und kaschubischer Sprachatlas sind von unserer Akademie der Wissenschaften, dem Verbote solcher Forschungen durch den Nationalsozialismus zum Trotz in Angriff genommen worden. Den ersteren bearbeitete der Berliner Dozent Dr. Paul Wirth, den zweiten Dr. W. Fast. Beide sind uns durch den unseligen Krieg geraubt worden, und für beide ist noch kein Ersatz da. Hoffen wir, daß das seit dem Friedensschluß verstärkte Interesse für slavische Dinge sich bei uns in einer regeren Beteiligung an der wissenschaftlichen Forschung zeigt. Es gilt hier eine Tradition zu wahren, die seit den Leistungen A. Leskiens die ganze wissenschaftliche Welt beeindruckt hat und die heute zu schwinden droht.“<sup>40</sup>

Max Vasmer selbst hat sofort nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ganz wesentlich dazu beigetragen, daß das internationale Ansehen der deutschen Slawistik gewahrt werden konnte, indem er bereits zu Beginn der fünfziger Jahre sein „Russisches Etymologisches Wörterbuch“ zu veröffentlichen begann, das später auch ins Russische übersetzt wurde und mit dem die mit Erich Berneker begonnenen

Die weitere Lektüre der Jahrbücher sowie des für diesen Beitrag ebenfalls herangezogenen Almanachs der Gesellschaft ließen noch ausgeprägtere Disparitäten in Erscheinung treten. Ganz im Gegensatz zur äußeren Aufmachung enthalten die Bände nämlich eine Fülle von interessanten wissenschaftlichen Aufsätzen zu unterschiedlichen Themen der Bulgaristik – neben wertvollen landeskundlichen, wirtschaftlichen und anderen aktuellen Informationen über Bulgarien, die für die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Bulgaren durchaus zu berücksichtigen und zitierfähig sind.“

<sup>38</sup> Beide Lehrbücher wurden vom Prosveta Verlag in Belgrad neu aufgelegt.

<sup>39</sup> M. Wolter, Max Vasmer †, in Zeitschrift für Slavische Philologie 31 H 1, 1–19; 19–21: Nachtrag zum Schriftenverzeichnis; hier: 7.

<sup>40</sup> M. Vasmer, Forschungsbericht: Die slavische etymologische Forschung seit dem Ersten Weltkriege, in: Deutsche Literaturzeitung 1947, H. 2, Sp. 3–12, hier Sp. 11.

slawischen etymologischen Forschungen in Deutschland zu neuen Erfolgen geführt wurden<sup>41</sup>.

Im Ergebnis läßt sich festhalten, daß der Nationalsozialismus die Slawen als Indogermanen zwar als „artverwandt“ ansehen mußte, „rassisch“ lehnte er sie weitgehend ab. Nur da, wo politische oder auch ideologische Verbindungen und Übereinstimmungen bestanden, wurde das Slawenbild anders gestaltet. Das galt vor allem für Bulgarien, aber auch für die Slowakei, die als „selbständiger Staat“ unter dem Schutz des Deutschen Reiches stand und seit 1941 auch für den Ustaša-Staat Kroatien, der seine Selbständigkeit für kurze Zeit gegenüber Jugoslawien erhalten hatte.

Eine ausgesprochene „Rolle“ der Slawistik im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie des Dritten Reiches läßt sich wohl für keine der mit Slawischer Philologie ausgestatteten deutschen Universitäten anführen. Zu nennen wären die Deutschen Wissenschaftlichen Institute, die als ein „Netzwerk“ den politischen Einfluß des Deutschen Reiches im Ausland mehren sollten. In slawischen Ländern waren solche Institute in Sofia, Belgrad, Agram/Zagreb und Preßburg eingerichtet worden, ein wissenschaftliches Institut fand sich auch in Bukarest, von wo aus 1944 eine „Zweigstelle“ in Odessa angelegt wurde. Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute hatten zum Teil Wissenschaftsaufgaben, in deren Bereich möglicherweise auch slawistische Fragestellungen fallen konnten, sonst war ihre Aufgabe aber die Vermittlung der deutschen Sprache im Sinne der Aufgaben der Deutschen Akademie in München. Nicht ausgestattet waren mit Wissenschaftlichen Instituten das Generalgouvernement Polen sowie die beiden Reichskommissariate Ostland und Ukraine. Eine wissenschaftliche Tätigkeit im Sinne des Nationalsozialismus kann wohl im personellen Bereich der deutschen Slawistik nur F. W. Neumann mit seinem ausführlich behandelten Artikel zugeschrieben werden, während M. Vasmer, R. Trautmann und G. Gesemann mehrfach mit offiziellen Stellen des Dritten Reiches in Konflikt geraten waren, einmal weil sie Schriften zu sorbischen und polnischen Themen veröffentlichten bzw. veröffentlichen wollten bzw. wie Gesemann mit der offiziellen Parteilinie in Konflikt geraten waren.

<sup>41</sup> M. Vasmer, Russisches Etymologisches Wörterbuch, Erster Band: A-K (Heidelberg 1953), Zweiter Band: L-Ssuda (Heidelberg 1955), Dritter Band: Sta-Y (Heidelberg 1958); Russische Übersetzung: *Maks Fasmer, Etimologičeskij slovar' russkogo jazyka*, I-IV Perevod s nemetskogo, dopolnenija člena-korrespondenta AN SSSR O.N. Trubačev (Moskva 1986-1987).

Jürgen Court

## Sportwissenschaft

„Ein verfaulter Körper wird durch einen strahlenden Geist nicht im geringsten ästhetischer gemacht, ja, es ließe sich höchste Geistesbildung gar nicht rechtfertigen, wenn ihre Träger gleichzeitig körperlich verkommene und verkrüppelte, im Charakter willensschwache, schwankende und feige Subjekte wären. [...] Wenn heute, selbst im Lehrplan der Mittelschulen, Turnen in einer Woche mit knappen zwei Stunden bedacht wird und die Teilnahme daran als nicht obligat dem einzelnen freigegeben wird, so ist dies, verglichen zur rein geistigen Ausbildung, ein krasses Mißverhältnis.“<sup>1</sup>

### 1. Zur Kontinuitätsfrage der Geisteswissenschaft

Dieses Zitat aus Hitlers „Kampfbuch“<sup>2</sup>, entnommen dem Kapitel „Erziehungsgrundsätze des völkischen Staates“, steht deshalb gleich am Beginn dieses Beitrags, weil es berechtigte Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Vorhabens weckt, über Sportwissenschaft im Dritten Reich als eine *Geisteswissenschaft* zu sprechen. Wenn wir die Wissenschaft vom Sport, sofern sie Geisteswissenschaft ist, als Theorie eines bestimmten Verhältnisses von „körperlichen“ zu „geistigen“<sup>3</sup> Handlungen bestimmen, was bedeutet es dann für diese Wissenschaft, wenn – wie hier bei Hitler – dem ‚Geist‘ das Existenzrecht abgesprochen wird? Auch der *Völkische Beobachter* vom 13. August 1932 monierte, daß „unsere Sportführer“ nur Abstrakta wie „Geist [!], Technik und Taktik“<sup>4</sup> im Sinne hätten, und pikanterweise schlägt Theodor W. Adorno in die gleiche Kerbe: Der moderne Sport „äh-

<sup>1</sup> Adolf Hitler, *Mein Kampf* (München 1937) 453 f.

<sup>2</sup> Victor Klemperer, *LTI* (Berlin 1947) 9; im folgenden zitiert: *Klemperer*, *LTI*.

<sup>3</sup> Vgl. Wilhelm Benary, *Der Sport als Individual- und Sozialerscheinung* (Berlin 1913) 90f.: „Die Sonderung in körperlichen und geistigen Sport hat ihre Bedeutung darin, daß durch sie Sports unterschieden werden, in denen körperliche Übungen eine hervorragende Rolle spielen, und solche, in denen es nicht der Fall ist. Denn ein geistiges Element ist in jedem Sport vorhanden, rein körperliche Sports gibt es nicht.“ Ein wissenschaftstheoretischer Kommentar findet sich bei Jürgen Court, *Kleine Ideengeschichte der Sportwissenschaft 1900–1914* (St. Augustin 1998) 161 ff.; im folgenden zitiert: *Court*, *Ideengeschichte*.

<sup>4</sup> Zit. n. Hajo Bernett, *Der Deutsche Olympische Ausschuß – das nationale olympische Komitee zur Vorbereitung auf die Olympischen Spiele 1928, 1932 und 1936*, in: *Sportwissenschaft* 26 (1996) 145.

nelt den Leib tendenziell selber der Maschine an. Darum gehört er ins Reich der Unfreiheit, wo immer man ihn auch organisiert“<sup>5</sup>.

Solche Antworten sind für uns jedoch wenig hilfreich. Sie verfehlen schlichtweg das Phänomen, sind ungeschichtlich und unterschlagen daher das entscheidende „Kontinuitätsproblem“<sup>6</sup>: die Frage nach der Kontinuität und Diskontinuität historischer Ereignisse. Es handelt sich in der Deutung von Hitlers Zitat nicht etwa um Existenz oder Nichtexistenz des Geistes einer bestimmten Wissenschaft, sondern um eine bestimmte Art und Weise der *Interpretation* dieses Geistes: „Es geht uns [...] nicht um einen Kampf gegen, sondern um den Geist, für den Geist, und wir vertreten unsererseits einen neuen Geistbegriff.“<sup>7</sup>

Mit dieser Korrektur rückt die Frage nach der Kontinuität und Diskontinuität der Sportwissenschaft im Nationalsozialismus in den geistesgeschichtlichen Horizont des „Idealismusparadigmas“<sup>8</sup>, mit dem in der Diktion der Kuhn'schen Paradimentheorie der in der Weimarer Republik „in fast allen Wissenschafts-Disziplinen wirksame antipositivistische Reflex“<sup>9</sup> bezeichnet wird. Obgleich die Einsicht in die Notwendigkeit, zur Erforschung des nationalsozialistischen Sports auch seine ideengeschichtlichen Voraussetzungen zu berücksichtigen, Allgemein-

<sup>5</sup> Theodor W. Adorno, Das Reich der Unfreiheit und der Sport, in: Sportphilosophie, hrsg. v. Volker Caysa (Leipzig 1997) 43. Zur Kritik dieser „pauschalisierenden Totalitätsperspektive“, in der sich die marxistische mit der nationalsozialistischen Ideologie berührt, vgl. Kurt Salamon, Kritische Gesellschaftstheorie und Sportkritik der Neuen Linken. Zur Diskussion um eine Philosophie und Soziologie des Sports, in: Aktuelle Probleme der Sportphilosophie, hrsg. v. Hans Lenk (Schorndorf 1983) 368 ff.; Notker Hammerstein, Antisemitismus und deutsche Universitäten. 1871–1933 (Frankfurt a.M., New York 1995) 93, setzt die Disziplin der „Sportwissenschaften“ in der Weimarer Republik distanzierend in Anführungszeichen; Winfried Joch, Sport und Leibeserziehung im Dritten Reich, in: Leibesübungen und Sport in Deutschland vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, hrsg. v. Horst Ueberhorst (Berlin 1982) 706 (im folgenden zitiert: Joch, Sport), benutzt die Anführungszeichen für den Sport im Nationalsozialismus. Bei Adolf Jürgens (Hrsg.), Ergebnisse deutscher Wissenschaft. Eine bibliographische Auswahl aus der deutschen wissenschaftlichen Literatur der Jahre 1933–1938 (Essen 1939) 496 ff., 586 f., wird der Begriff „Sportmedizin“ der Medizin und der Begriff „Sport“ den kulturgeschichtlichen Fächern rubriziert.

<sup>6</sup> Hajo Bernett, Umbruch oder Kontinuität? Zur Vorgeschichte des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 9 (1995) 2, 7 f., Anm. 2; im folgenden zitiert: Bernett, Umbruch; vgl. Hans Joachim Teichler, Die Rolle Carl Diems in der Zeit und im zeitlichen Umfeld des NS-Regimes, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 10 (1996) 3, 56; im folgenden zitiert: Teichler, Die Rolle Carl Diems; zur Romanistik vgl. die programmatischen Thesen von Frank-Rutger Hausmann, Auch eine nationale Wissenschaft? Die deutsche Romanistik unter dem Nationalsozialismus, 1. Teil, in: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte 22 (1998) 4 ff.; im folgenden zitiert: Hausmann, Nationale Wissenschaft 1. Teil.

<sup>7</sup> Alfred Rosenberg, zit. n. Monika Leske, Philosophen im „Dritten Reich“ (Berlin 1990) 84; im folgenden zitiert: Leske, Philosophen.

<sup>8</sup> Hausmann, Nationale Wissenschaft 1. Teil, 7.

<sup>9</sup> Hans Manfred Bock, Das Eigene, das Fremde und das Ganz-Andere – Zur Stellung Victor Klemperers in der kulturkundlichen Frankreich-Diskussion der Weimarer Republik, in: *lendemains* 21 (1996) 97; im folgenden zitiert: Bock, Zur Stellung Victor Klemperers.



gut der Forschung ist, fehlte bislang eine solche systematische Analyse<sup>10</sup>. Diese Behauptung steht nicht im Gegensatz zu der These, daß die Zeit der NS-Diktatur „ein von der neueren bundesdeutschen Sportgeschichtsschreibung intensiv bearbeitetes Feld ist“<sup>11</sup>, da sie sich lediglich auf die Dominanz „sozialgeschichtlicher Fragestellungen“<sup>12</sup> bezieht.

Weshalb hier die genauere Bestimmung dieser paradigmatischen „Schnittstelle“<sup>13</sup> zwischen der Zeit vor und nach 1933 durch einen Vergleich zwischen dem Geistbegriff der Sportwissenschaft und dem einer Sprachwissenschaft, der Romanistik, geschieht, hat folgende Gründe. Erstens weist Hitlers eingangs zitierte Opposition vom „verfaulenden Körper“ und „strahlenden Geist“ auf das in der Romanistik und Sportwissenschaft der Zwanziger Jahre am häufigsten benutzte und variierte Zitat: auf Friedrich Schillers idealistisches Credo „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“<sup>14</sup>. Zweitens beschäftigt sich diese Studie vor allem mit Carl Diem und Victor Klemperer, weil sie dieses Zitat besonders häufig anführen und weil beide als Vertreter ihres Faches eine große, über den engeren Kreis der Wissenschaft hinausgehende Bekanntheit erreicht haben, die nicht zuletzt auf der öffentlichen Diskussion des Problems beruht, wie ihr persönliches und wissenschaftliches Schaffen vor der Folie ihres politischen und gesellschaftlichen Umfeldes angemessen beurteilt werden könne. Die Konzentration auf diese beiden Exponenten ihrer Wissenschaft ist vor dem Hintergrund jenes Zitats von Schiller deswegen geboten, weil ihre jeweilige Interpretation eng mit der Frage verknüpft ist, weshalb beide trotz des in der Weimarer Zeit identischen idealistischen Fundamentes nach 1933 so verschiedene Wege gehen. Und mit der Antwort auf sie hängt es wiederum zusammen, daß mit Klemperers kritischer Beobachtung des Sports im Nationalsozialismus Sport und Sportwissenschaft von zwei völlig verschiedenen Seiten her in den Blick genommen werden können.

<sup>10</sup> Ansätze bei *Ommo Grupe*, Studien zur pädagogischen Theorie der Leibeserziehung (Schorndorf 1968) 37 f.; im folgenden zitiert: *Grupe*, Pädagogische Theorie; *Stefan Größing*, Pädagogische Reformen vor und nach dem Ersten Weltkrieg und ihr Einfluß auf Leibeserziehung und Schulsport, in: *Leibesübungen und Sport in Deutschland vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart*, hrsg. v. *Horst Ueberhorst* (Berlin 1982) 640; im folgenden zitiert: *Größing*, Reformen; *Hajo Bernett*, Der deutsche Sport im Jahre 1933, in: *Stadion VII/2* (1982) 272; im folgenden zitiert: *Bernett*, Der deutsche Sport im Jahre 1933; ein erster systematischer Versuch jetzt bei *Jürgen Court*, Interdisziplinäre Sportwissenschaft (Frankfurt a.M. u.a. 2000), Teil III; im folgenden zitiert: *Court*, Interdisziplinäre Sportwissenschaft.

<sup>11</sup> *Michael Krüger*, Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sports, Bd. 2 (Schorndorf 1993) 16; im folgenden zitiert: *Krüger*, Einführung Bd. 2.

<sup>12</sup> *Giselher Spitzer*, Aktuelle Konzepte zur Zeitgeschichte des Sports unter Berücksichtigung der Diskussion in der Geschichtswissenschaft, in: *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports* 8 (1994) 3, 65; vgl. *Hajo Bernett*, Neue Aspekte der Zeitgeschichte des Sports, in: *Sportwissenschaft* 25 (1995) 120.

<sup>13</sup> *Hubert Dwertmann*, Die Rolle Carl Diems im nationalsozialistischen Regime, in: *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports* 11 (1997) 2, 11; im folgenden zitiert: *Dwertmann*, Die Rolle Carl Diems.

<sup>14</sup> *Friedrich Schiller*, Wallensteins Tod, III 13.

## 2. Zum Idealismusparadigma – historisch-systematische Überlegungen

Eine detaillierte historisch-systematische Analyse des Idealismusparadigmas besitzt ihren Ausgangspunkt in der programmatischen These, daß

„die Nazi-Romanistik in einen weiteren historischen Rahmen gestellt und nicht nur als ein zeitgeschichtliches Phänomen der deutschen Wirklichkeit von 1933–1945 betrachtet wird, sondern als das Ergebnis eines komplexen Entwicklungsprozesses, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit der Gründung der Disziplin einsetzte“<sup>15</sup>.

Da auch der Anfang der deutschen Turnbewegung<sup>16</sup> bei Friedrich Ludwig Jahn in diesen Zeitraum fällt, kann in einer historischen Perspektive das Idealismusparadigma auf einen gemeinsamen Ursprung von Romanistik und Turnwissenschaft zurückgeführt werden, in dem die Sprache die Funktion eines nationalen Identifikationsmittels einnimmt<sup>17</sup>. Im Zeitalter der Befreiungskriege und Jahns bekanntem „Welschenhaß“<sup>18</sup> ist nicht bloß seine Idee des Turnens eine Objektivation „des sich im Volk ausdrückenden Willens, die französische Fremdherrschaft zu beenden und das Volk [...] in Deutschland zur Herrschaft gelangen zu lassen“<sup>19</sup>: Fichte, Arndt und eben Jahn nahmen zudem vehement gegen den Französischunterricht Stellung<sup>20</sup>. Und der Gründervater der romanistischen Fachgeschichte, Friedrich Diez (1784–1876), war sogar angeblich zeitlebens stolz darauf, die französische Sprache nur unvollkommen zu beherrschen<sup>21</sup>.

Das ideengeschichtliche Verbindungsglied zwischen den Wirkungen der Französischen Revolution und der Jahrhundertwende ist die „Kultur-Zivilisationsantithese“<sup>22</sup>. Während diese These nach 1789 dem deutschen Bürgertum zunächst

<sup>15</sup> Hausmann, Nationale Wissenschaft 1. Teil, 4.

<sup>16</sup> Zur Übersicht Hartmut Becker, Turnbewegung, Deutsche, in: Sportwissenschaftliches Lexikon, hrsg. v. Peter Röthig u. a. (Schorndorf 1992) 534–535; ausführlich Michael Krüger, Körperkultur und Nationsbildung. Die Geschichte des Turnens in der Reichsgründungsära – eine Detailstudie über die Deutschen (Schorndorf 1996); im folgenden zitiert: Krüger, Körperkultur und Nationsbildung.

<sup>17</sup> Vgl. Peter Weingart, Einheit der Wissenschaft – Mythos und Wunder, in: Grenzüberschreitungen in der Wissenschaft, hrsg. v. Peter Weingart (Baden-Baden 1995) 15; im folgenden zitiert: Weingart, Einheit: „Eng verbunden mit nationaler Identität und dem daraus entstehenden Gefühl von Stolz und Überlegenheit als Grenzziehung in der Wissenschaft ist die Sprache. Mit der Sprache, weit mehr noch als mit der Nationalität, verbindet sich kulturelle Identität.“ Zum Turnen als ‚Sprache‘ vgl. Krüger, Körperkultur und Nationsbildung 422.

<sup>18</sup> Friedrich Breier, Ueber Adolf Spieß und sein Turnbuch für Schulen (1852); Nachdruck in: Das gesamte Turnwesen. Ein Lesebuch für deutsche Turner, hrsg. v. Georg Hirth (Leipzig 1865) 531.

<sup>19</sup> Michael Krüger, Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sports, Bd. 1 (Schorndorf 1993) 41.

<sup>20</sup> Hausmann, Nationale Wissenschaft 1. Teil, 18 f.

<sup>21</sup> Ebd. 16.

<sup>22</sup> Christiane Eisenberg, Pferderennen zwischen „Händler-“ und „Heldenkultur“. Verlauf und Dynamik einer englisch-deutschen Kulturbewegung, in: Pionier und Nachzügler? Ver-

zur Unterstützung des Selbstbewußtseins gegenüber der höfischen Oberschicht diente, trat sie im Gefolge der Napoleonischen Kriege, des Krieges 1870/71 oder der Marokko-Krisen 1905 und 1911 allmählich hinter eine „nationale Antithese [...] zu Frankreich und [...] auch zu England als den Repräsentanten bloßer Zivilisation zurück, der gegenüber Kultur mit Deutschtum mehr und mehr zu einer Begriffssymbiose verschmilzt“, die schließlich die „lebensphilosophisch geprägte Kulturkritik der Jahrhundertwende“<sup>23</sup> durchzieht. Wie in ihrem Gefolge eine „wachsende wechselseitige Radikalisierung der nationaler Konzeptionen zu einer fortschreitenden Systematisierung und scheinbaren Verwissenschaftlichung gegenseitiger Ressentiments“<sup>24</sup> geführt hat, kann an der romanistischen Kulturkunde verdeutlicht werden, die ihren Zweck in der „Erfassung eines Volkscharakters“<sup>25</sup> in der „letzten und allerletzten Literaturgeschichte“<sup>26</sup> hat und in drei Phasen<sup>27</sup> abließ.

In der durch den Ersten Weltkrieg bezeichneten *antagonistischen* Phase entwirft beispielsweise Hanns Heiß 1916 die Vorstellung einer aggressiven französischen Nation, mit deren Expansionsdrang die Frage der Kriegsschuld zugunsten Deutschlands entschieden ist. Eduard Wechsler verteidigt die Legitimität des deutschen Verteidigungskrieges durch einen phänomenologischen Nachweis unüberbrückbarer mentaler Gegensätze von Deutschen und Franzosen, den er auf die antifranzösischen Argumente der Befreiungskriege stützt<sup>28</sup>. Besonders prägnant kleidet Klemperer diese Phase in einen Tagebucheintrag vom 24. November 1918: „Überhaupt die Franzosen! Wie kann nur ein so niedriges, so gemeines Volk eine solche herrliche Literatur hervorgebracht haben?!“<sup>29</sup> Klemperer ist von der Überlegenheit vorgeblich deutscher Tugenden für die Legitimierung des eigenen

gleichende Studien zur Geschichte Großbritanniens und Deutschlands im Zeitalter der Industrialisierung, hrsg. v. Hartmut Berghoff, Dieter Ziegler (Bochum 1995) 235.

<sup>23</sup> Vgl. – im Anschluß an Norbert Elias – Hans-Joachim Lieber, *Kulturkritik und Lebensphilosophie. Studien zur Deutschen Philosophie der Jahrhundertwende* (Darmstadt 1974) XIV; im folgenden zitiert: Lieber, *Kulturkritik*; vgl. Stefan Gross, Ernst Robert Curtius und die deutsche Romanistik der zwanziger Jahre. Zum Problem nationaler Images in der Literaturwissenschaft (Bonn 1980) 11; im folgenden zitiert: Gross, Curtius.

<sup>24</sup> Gross, Curtius 11.

<sup>25</sup> Victor Klemperer, Immer wieder Kulturkunde, in: *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung* 4 (1928) 273; im folgenden zitiert: Klemperer, *Kulturkunde*.

<sup>26</sup> Victor Klemperer, Alte und neue Neuphilologie, in: *Leipziger Neueste Nachrichten* vom 10. Oktober 1920, 9; im folgenden zitiert: Klemperer, *Neuphilologie*.

<sup>27</sup> Vgl. Frank-Rutger Hausmann, Die nationalsozialistische Hochschulpolitik und ihre Auswirkungen auf die deutsche Romanistik von 1933 bis 1945, in: *Deutsche und österreichische Romanisten als Verfolgte des Nationalsozialismus*, hrsg. v. Hans Helmut Christmann, Frank-Rutger Hausmann (Tübingen 1989) 37 f.; im folgenden zitiert: Hausmann, *Verfolgte*; Frank-Rutger Hausmann, „Aus dem Reich der seelischen Hungersnot“. Briefe und Dokumente zur Fachgeschichte der Romanistik im Dritten Reich (Würzburg 1993) 122; im folgenden zitiert: Hausmann, *Reich*; Hausmann, *Nationale Wissenschaft* 1. Teil, 25 ff.

<sup>28</sup> Hausmann, *Nationale Wissenschaft* 1. Teil, 25 f.

<sup>29</sup> Victor Klemperer, *Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum. Tagebücher 1918–1932*, 2 Bde. (Berlin 1996) 9; im folgenden zitiert: Klemperer, *Tagebücher* 1918–1932.

Faches überzeugt, denn „im gewissen Sinn haben die Franzosen in Deutschland die Sprache und Dichtung ihrer Vergangenheit wieder verstehen gelernt“<sup>30</sup>.

Während in der anschließenden *antithetischen* Phase unter Berufung auf Dilthey und Spranger die Vertiefung der prinzipiellen Verschiedenheit von Deutschen und Franzosen mit der Betonung der Verflochtenheit von Individuellem und Allgemeinen einhergeht<sup>31</sup>, bedeutet die *humanistische* Stufe, die geschichtlich mit dem Vertrag von Locarno 1926 zusammenfällt, eine „Verschiebung der Gewichtung vom Chauvinistischen und Nationalen hin zum Humanitären“<sup>32</sup>.

Der Versuch, die eigene Wissenschaft aus der Analyse des Volkscharakters abzuleiten, ist nun auch ein wesentliches Merkmal der frühen Sporttheorie, wie an einer Übertragung der Phasen der romanistischen Kulturkunde auf die beginnende Sportwissenschaft abgelesen werden kann. Die *antagonistische* Stufe des Weltkrieges kann ebenso durch Diems Rede von „tobenden Völkergegensätzen“ und „verhaßten Feinden“ markiert werden wie durch seine bereits 1914 gewonnene Überzeugung, daß an „Zielsicherheit und Organisationskraft uns vielleicht schon heute niemand gleichkommt“<sup>33</sup>. In der rechten Anwendung dieser Eigenschaften auf die Leibesübungen, deren „ausgeprägte nationale Eigenart die Form der Unübertrefflichkeit ist“, sind sie die Grundlage dafür, daß die „deutsche Rasse unüberwindbar sein wird“<sup>34</sup>. Daß man diese Phase auch *agonale* Phase nennen könnte, verdeutlicht Diems Bemerkung, daß es sich „bei den Olympischen Spielen ja [...] gar nicht um die Entscheidung der Frage handelt, ob der Läufer X schneller ist als der Läufer Y, sondern darum, welche Nation imstande ist, [...] ein Bild besonderer körperlicher Rüstigkeit zu geben“<sup>35</sup>.

<sup>30</sup> Klemperer, Neuphilologie 9.

<sup>31</sup> Hausmann, Verfolgte 37; Hausmann, Nationale Wissenschaft 1. Teil, 26.

<sup>32</sup> Hausmann, Verfolgte 37 f.

<sup>33</sup> Carl Diem, Ausgewählte Schriften, 3 Bde. (St. Augustin 1982) hier: Bd. 2, 87 f.; im folgenden zitiert: Diem, Ausgewählte Schriften. So spricht auch Bruno Barth, Englischer Sport – deutsches Turnen (1917), Neudruck in: Der Sport im Kreuzfeuer der Kritik. Kritische Texte aus 100 Jahren deutscher Sportgeschichte, hrsg. v. Hajo Bernett (Schorndorf 1982) 30, in seinem Vergleich von deutschem Turnen und englischem Sport von „scharfen Gegensätzen, [...] die aus der seelischen Natur der beiden Völker geflossen sind. [...] Jedes hat seinem Volke das gegeben, was es brauchte und was in seinen Augen als wertvoll galt: Dieser hat im wesentlichen dazu gedient, eine individualistisch gesinnte, egoistische und aristokratische Herrscherklasse, erobernde Kolonisatoren und rücksichtslos ausbeutende Willensmenschen heranzuzüchten; jenes hat ein wohldiszipliniertes, gründliches, vielseitig gebildetes Volk mit starkem sozialen Gemeinschaftsgefühl heranzuziehen geholfen.“

<sup>34</sup> Diem, Ausgewählte Schriften, Bd. 2, 119.

<sup>35</sup> Ebd. 87. Vgl. auch aus einer Reichtagsrede 1914 von Theodor Lewald, zit. n. Arnd Krüger, „Dann veranstalten wir eben rein deutsche Olympische Spiele!“ Die Olympischen Spiele von 1936 als deutsches Nationalfest, in: Schwimmsport und Sportgeschichte, hrsg. v. Helmut Breuer, Roland Naul (St. Augustin 1994); im folgenden zitiert: Krüger, Nationalfest 134: „Es ist ein Nachteil für Deutschland gewesen, und es hat mit dazu beigetragen, daß Deutschland bei den früheren Spielen nicht so besonders günstig abgeschnitten hat, daß immer das einladende Land im wesentlichen seine Spielregeln zugrunde legt. [...] Wenn wir die Gastgeber sind, die einladen, dann können wir natürlich einen ganz anderen Einfluß darauf ausüben, daß diese Spielregeln in unserem Sinne abgefaßt werden.“

In der antithetischen Phase betont zwar Diem 1920, daß die Antwort auf die rechte Weise der Leibesübungen nicht der „nationalen Eigenart“, sondern der „menschenfreundlichen Liebe“<sup>36</sup> entspringe. Er geht aber nicht so weit, das noch 1919 als „Erzfeind“<sup>37</sup> bezeichnete Frankreich als Austragungsort der Olympischen Spiele 1924 für die deutschen Teilnehmer zu akzeptieren, da man aus den Olympischen Spielen

„im Jahre 1920 in Antwerpen eine Entente-Olympiade unter Ausschluß der Mittelmächte machte und diesen Zustand offenbar zu verewigen gesucht hat, indem man zum Kampfplatz des Jahres 1924 ausgerechnet Paris wählte. Die Deutschen sind also gar nicht in der Lage, an den Internationalen Spielen teilzunehmen, und es ist sehr fraglich, ob sie wieder den Wunsch dazu in späterer Zeit überhaupt haben werden“<sup>38</sup>.

Für sein Ideal einer „deutschen Volkseinheit“ haucht Diem vielmehr im Jahre 1921 dem alten Plan „deutscher Kampfspiele“<sup>39</sup> neues Leben ein, und seine bis ins letzte Detail ausgestüftelten organisatorischen Vorschläge sind Spiegel jenes Glaubens an die deutschen Wesenzüge ‚Zielsicherheit‘ und ‚Organisationskraft‘. Und auch die humanistische Phase läßt sich bei Diem nachweisen, wenn er 1931 die Notwendigkeit einer Besinnung auf die „großen Erzieher aller Zeiten“ und insonderheit auf die „Blütezeit der griechischen Kultur“<sup>40</sup> betont.

Eine ausgezeichnete systematische Funktion für das Idealismusparadigma der Weimarer Zeit nimmt in diesem historischen Ablauf der Erste Weltkrieg ein<sup>41</sup>. Diems Überzeugung, daß der „Krieg auch unser Gebiet wie mit einer Fackel erhellt hat“<sup>42</sup>, entspricht Klemperers programmatischer Überzeugung, mit dem „Ende des Krieges“ sei ein notwendiger Einschnitt in der Erörterung von „Begriff und Möglichkeit, Gefahr und Notwendigkeit der Kulturkunde“<sup>43</sup> gekommen. Da das deutsche Volk „vor der Riesenaufgabe steht, seine wirtschaftliche Weltgeltung nach dem Kriege wieder so bald als möglich im alten Verhältnis erstehen zu lassen“<sup>44</sup>, ist „der Schulunterricht und damit in sehr hohem Grade die geistige Prägung der kommenden Generation davon abhängig, was man unter Kulturkunde versteht“<sup>45</sup>. Wenn Diem also vom Sport fordert, er solle „lebenstüchtig“<sup>46</sup> machen, und Klemperer in der Romanistik seinen Idealismus als Gegenposition zu einer positivistischen Richtung konzipiert, deren Beharren auf „absoluter Begriffsreinheit“ in letzter Hinsicht das „Leben“<sup>47</sup> verfehle, ist diese Betonung der

<sup>36</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, 38.

<sup>37</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 137.

<sup>38</sup> Ebd. 158.

<sup>39</sup> Ebd. 157 f.

<sup>40</sup> Ebd. 206, 222.

<sup>41</sup> Vgl. Hausmann, *Nationale Wissenschaft* 1. Teil, 6 f.

<sup>42</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 113.

<sup>43</sup> Klemperer, *Kulturkunde* 264.

<sup>44</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 125.

<sup>45</sup> Klemperer, *Kulturkunde* 264.

<sup>46</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 131.

<sup>47</sup> Klemperer, *Neuphilologie* 9.

„am lebendigen Fleische gewonnenen Erfahrungen“<sup>48</sup> das gemeinsame wissenschaftstheoretische Gerüst von Diem und Klemperer: Ihr lebensphilosophischer Ansatz besteht vor der Folie der Kriegserfahrung in einer unaufhebbaren Verbindung von Theorie und Praxis, von Wissenschaft und Erziehung.

Betrachten wir zunächst die wissenschaftstheoretische Seite in Diems Lesart „Es ist nicht nur, wie Schiller sagt, ‚Der Geist, der sich den Körper baut‘, sondern auch ‚der Körper, der sich den Geist baut“<sup>49</sup>, und Klemperers Bestimmung der Kulturkunde, „festzustellen, was ist, wie es geworden ist, wie sich das Einzelne ins Ganze einordnet, wie sich der Geist den Körper baut“<sup>50</sup>. Während für Klemperer eine an Schillers Idealismus ausgerichtete Sprachwissenschaft die Funktion besitzt, „auch so mechanischen Vorgängen wie dem Lautwandel geistig befriedigende Deutung“<sup>51</sup> zu geben, setzt Diem seine ursprünglich gegen das Schwedische Turnen gezielte gleichermaßen antipositivistische und antimaterialistische Tradition<sup>52</sup> als Waffe gegen die „traurige Orthopädie“ des Deutschen Turnens ein:

„Nicht geistlose und schematische Körperübung ist das Ziel der sportlichen Bewegung [...]. Das sportliche Ideal heißt ‚persönliche Höchstleistung‘ [...]. Sport ist idealistisch oder er ist kein Sport. Daher erfüllt der Sport die entscheidende Aufgabe einer Erziehung im Geiste des Idealismus, er zeigt der Jugend, daß das Ideale das einzig reale, das einzig kraftgebende, das einzig unzerstörbare Gut im Dasein ist [...]. Das Gift kommt vom Materialismus.“<sup>53</sup>

Sowohl Klemperers Kritik an Groebers *Französischer Literatur* mit ihrem „nackten und unanfechtbaren Tatsachenmaterial“<sup>54</sup> als auch Diems Forderung, „das Turnen muß den Begriff einer technischen Bewegungskunst verlieren“<sup>55</sup>, markieren eine „in der Bildung begriffene neue Wissenschaft“<sup>56</sup>, deren Notwendigkeit pädagogischen Charakter trägt. Diems Einwürfe gegen geisteswissenschaftliche Schulstunden<sup>57</sup> bedeuten vor dem Klemperer und Diem gemeinsamen idealistischen Menschenbild keinen Gegensatz in ihrem Ziel einer „Erziehung des ganzen

<sup>48</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 67.

<sup>49</sup> Ebd. 200.

<sup>50</sup> Zit. n. Bock, *Zur Stellung Victor Klemperers* 104; das Zitat stammt aus dem Jahre 1924. Ein späteres Zitat aus dem Jahre 1945 bei Victor Klemperer, *So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1949* (Berlin 1999) 98; im folgenden zitiert: Klemperer, *Tagebücher 1945–1949*.

<sup>51</sup> Victor Klemperer, *Romanische Sonderart* (München 1926) 395; im folgenden zitiert: Klemperer, *Sonderart*. Auch Klemperers Konkurrent und Kollege Ernst Robert Curtius hatte ein „eher gebrochenes Verhältnis zur Phonetik“, denn er schrieb in einer Universitätsgeschichte: „Der Einbruch der Phonetik in den philologischen Lehrbetrieb läßt sich aus dem Antrag auf Beschaffung eines menschlichen Kehlkopfes (Knorpelmodell mit spannbaren Stimmbändern) erkennen, der am 13. Juni 1902 genehmigt wird“ (zit. n. Hausmann, Reich 68).

<sup>52</sup> Vgl. Court, *Ideengeschichte* 142, 152 ff.

<sup>53</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, 38, 46, 156, 203.

<sup>54</sup> Klemperer, *Sonderart* 392.

<sup>55</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, 51.

<sup>56</sup> Klemperer, *Sonderart* 390.

<sup>57</sup> Vgl. Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 200: „Wegen der Abtretung von 4 geisteswissenschaftlichen Stunden zugunsten des Turnens braucht ein Rückgang der deutschen Geisteshöhe nicht befürchtet zu werden.“

Menschen“<sup>58</sup>, sondern bloß eine Warnung vor den Übertreibungen des „einseitigen Intellektualismus“<sup>59</sup> bzw. der „Lautschieberei“<sup>60</sup>. Klemperers Kampf gegen die Erstarrung des Positivismus und Diems Invektive gegen den Schematismus des Turnens sind daher zwei – vom Blickpunkt des jeweiligen wissenschaftlichen Gegenstands abhängige – Seiten derselben Medaille des „wahrhaft Lebenden“<sup>61</sup>.

Den Schlüssel zum Verständnis der Beziehung zwischen Kontinuitätsfrage und Idealismusparadigma erhalten wir, wenn wir einen näheren Blick auf die Argumente werfen, mit denen Diem und Klemperer ihren jeweiligen Begriff der Kultur untermauern. Klemperer etwa begründet den Vorrang der französischen vor der spanischen Sprache<sup>62</sup> mit Begriffen wie dem „Kern der Wesensart“, der „Blutnähe“ oder dem „Seelenpendel“<sup>63</sup>, und Diems Ziel einer „weit ausschauenden planmäßigen Volkshygiene“ hat einen „Gebärprozeß zur Voraussetzung“, der aus einem „Zustand der Gärung“<sup>64</sup> erwächst. Die Problematik einer solchen für die Kultur-Zivilisations-Antithese markanten Übertragung von Kategorien des Lebens auf das der Kultur<sup>65</sup> hellt sogleich auf, wenn wir sie an die lebensphilosophische Identifizierung des „Lebendigen“ mit dem „Ewigen“<sup>66</sup> und die Übertragungsmechanismen durch zwei ihrer wichtigsten Vertreter, Wilhelm Dilthey und Eduard Spranger, halten. Diems aus einem theoretischen Antipositivismus hervorgegangene Lebensphilosophie wirkte über Vossler<sup>67</sup> auf Klemperer und über den Dilthey-Schüler Spranger auf Carl Diem<sup>68</sup>. Sprangers antipositivistische Rede von „Urkategorien“ und „Urphänomenen“<sup>69</sup> oder Diltheys Bezeichnung der

<sup>58</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 200.

<sup>59</sup> Ebd. 151; vgl. ebd. 125: „Dem Geiste, was des Geistes ist, aber – mag es auch in dieser Fassung als revolutionierendes Wort gescholten werden –, aber: auch dem Körper, was des Körpers ist.“ Dies bedeutet daher keinen „Anti-Intellektualismus“, der üblicherweise als Bindeglied zur NS-Ideologie angesehen wird (vgl. Joch, *Sport* 703; *Bernett*, *Der deutsche Sport im Jahre 1933* 272).

<sup>60</sup> Klemperer, *Neuphilologie* 9.

<sup>61</sup> Ebd. 9.

<sup>62</sup> Klemperer, *Sonderart* 410: „Und so darf u. muß man wohl eine Rangordnung unter den großen romanischen Literaturen aufstellen: die französische steht an erster Stelle, an zweiter die italienische u. die spanische an dritter.“

<sup>63</sup> Victor Klemperer, Einleitung, in: Victor Klemperer, *Helmuth Hatzfeld, Fritz Neubert*, *Die romanischen Literaturen von der Renaissance bis zur französischen Revolution* (Potsdam 1928) 14.

<sup>64</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 35, 39, 154.

<sup>65</sup> Vgl. zur Bedeutung Nietzsches für dieses biologistische Begründungsschema Court, *Interdisziplinäre Sportwissenschaft* 192–196.

<sup>66</sup> Vgl. Klemperers (*Victor Klemperer*, *Romanische Sonderart* 397 f.) Lob des Anglisten Max Deutschbein, für den eine phänomenologische Orientierung am „Lebendigen, Dauernden, Ewigen der geistigen Gebilde [...] schöpferische Lebensschule“ sei.

<sup>67</sup> Hausmann, *Nationale Wissenschaft* 1. Teil, 14.

<sup>68</sup> Vgl. *Helmuth E. Lück*, Zu Eduard Spranger und dessen Verhältnis zu Carl Diem und der Leibeserziehung, in: *Sportonomics* 3 (1997) 1, 39; im übrigen war Spranger auch ein gewichtiger Kronzeuge der idealistischen Romanistik (vgl. Hausmann, *Verfolgte* 37).

<sup>69</sup> Zit. n. Bernd *Wirkus*, *Deutsche Sozialphilosophie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts* (Darmstadt 1996) 134.

Ideen der Französischen Revolution als „Unwahrheit“<sup>70</sup> führen jedoch in ihrer Verbindung von Ahistorizität und Biologismus zu einem das Idealismusparadigma durchziehenden Widerspruch zwischen vorgeblich rationaler und faktisch irrationaler Begründung von Wissenschaft. Die wirkungsgeschichtliche Problematik des aus ihm resultierenden Dezisionismus besteht aber

„nicht so sehr in der Abstraktheit und Inhaltsleere seines Entscheidungsbegriffes, als vielmehr darin, daß der beschworene Aktivismus der Entscheidung, weil dieser das inhaltliche Sich-Einlassen mit der konkreten Wirklichkeit [...] sich versagt, von ebendieser Wirklichkeit selber ereilt wird, als Begleitphänomen an gesellschaftliche Inhalte und Bewegungen sich engagiert, die – wenn sie nur geschichtliche Entschiedenheit propagieren – als seine okkasionelle Bewährung und Vollendung fungieren können“<sup>71</sup>.

In dieser dem Dezisionismus inhärenten Vermischung der Genese und der Geltung wissenschaftlicher Erkenntnis rückt daher die Bedeutung von Klemperers und Diems „Primärsozialisation“<sup>72</sup> im Wilhelminismus und im Ersten Weltkrieg in den Mittelpunkt. Dieses subjektive Implikat des Idealismusparadigmas besagt, daß Klemperer, als er – anders als der ‚Arier‘ Diem – als Jude eben nicht politisch gewünschte Rollenfunktionen einnehmen kann und in eine Außenseiterposition gedrängt wird<sup>73</sup>, verstärkt skeptisch-kritische Positionen einnimmt.

Man muß hier ergänzen, daß außer fast identischen Lebensdaten (Klemperer lebte von 1881 bis 1960 und Diem von 1882 bis 1962) bis 1933 weitere bis ins Detail gehende biographische Übereinstimmungen in Diems und Klemperers Sozialisation als Angehörige der „Frontkämpfer-Generation“<sup>74</sup> festgehalten werden können. Beide besuchten in Berlin zunächst das Königlich Französische Gymnasium und wechselten dann auf das Friedrich-Werdersche Gymnasium, das Klemperer 1897 und Diem 1900 als „Einjährige“ verließen, um anschließend eine Kaufmannslehre zu beginnen<sup>75</sup>; beide immatrikulierten sich 1904 an der Universität Berlin, hörten in den gleichen Fächern<sup>76</sup> und bei den gleichen Professoren<sup>77</sup>. Beide

<sup>70</sup> Zit. n. Lieber, *Kulturkritik* 113 f.

<sup>71</sup> Lieber, *Kulturkritik* 117.

<sup>72</sup> Dwertmann, *Die Rolle Carl Diems* 11.

<sup>73</sup> Vgl. zu diesem methodischen Ansatz Dwertmann, *Die Rolle Carl Diems* 9: „Die Gewichtigkeit einer solchen Rollendeutung wird ersichtlich, wenn der Ausschluß aus dem nationalsozialistischen Akzeptanzspielraum von [...] Kommunisten, Sozialdemokraten, Juden, Emigranten usw. 1933 im Vergleich zur Diemschen Rolle herangezogen wird.“

<sup>74</sup> Hans Joachim Teichler, *Der Weg Carl Diems vom DRA-Generalsekretär zum kommissarischen Führer des Gaues Ausland im NSRL*, in: *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports* 1 (1987) 1, 46; im folgenden zitiert nach: Teichler, *Der Weg Carl Diems*; ausführlich zum Thema Heinrich August Winkler, *Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie* (München 1998) 607 ff.; im folgenden zitiert: Winkler, *Weimar*.

<sup>75</sup> *Carl-Diem-Institut* (Hrsg.), *Dokumente zum Aufbau des deutschen Sports. Das Wirken von Carl Diem (1882–1962)* (St. Augustin 1984) 5 f.; im folgenden zitiert: *Carl-Diem-Institut*, *Dokumente*; Victor Klemperer, *Curriculum Vitae. Jugend um 1900*, 2 Bde. (Berlin 1989) 133 ff.; im folgenden zitiert: Klemperer, *Curriculum*.

<sup>76</sup> *Carl-Diem-Institut*, *Dokumente* 8; Klemperer, *Curriculum* Bd. 1, 304, 352 ff.

<sup>77</sup> Dies waren neuere deutsche Literatur bei Erich Schmidt und Ludwig Geiger sowie Philosophie bei Max Dessoir; vgl. *Carl Diem*, *Ein Leben für den Sport. Erinnerungen aus dem*



waren journalistisch tätig – Diem als Sport- und Klemperer als Feuilletonredakteur<sup>78</sup> –; Diem und Klemperer waren freiwillige Teilnehmer des Weltkrieges, in dem sie – so Klemperer – Deutschland „im allerreinsten Recht“<sup>79</sup> wählten. Ihr Verhältnis zur Weimarer Republik ist dasjenige, was die Rede von einer „Republik ohne Republikaner“<sup>80</sup> ausdrückt; Klemperer empfiehlt im Mai 1924 mit der nationalliberalen DVP eine Partei zur Reichstagswahl, deren Mitglied Diem ist<sup>81</sup>, Klemperer<sup>82</sup> und Diem<sup>83</sup> stehen jedoch prinzipiell dem Parteiensystem mit Distanz gegenüber und votieren im April 1932 für Hindenburg, für den Diem öffentlich wirbt<sup>84</sup>.

Unsere These besagt also, daß die Vertreter der idealistischen Lebensphilosophie das in das Idealismusparadigma der Weimarer Republik eingeflossene nationalkonservative Gedankengut in den Nationalsozialismus wissenschaftlich integrieren konnten, insofern ihr biographischer Hintergrund nicht diesem Diskriminierungskriterium der jüdischen Herkunft unterlag. Klemperers Tragik als Jude besteht darin, daß seine Erklärung sprachlicher Phänome durch die nationalsozialistische Sprachwissenschaft instrumentalisiert werden konnte, ohne daß er sich dagegen öffentlich zu wehren vermochte, eben weil er von dieser Umfunktionalisierung selbst, in seiner ganzen Existenz, getroffen wurde. Deshalb mußte er schweigend solche Sätze wie den Glässers aus dem Jahre 1939 erdulden: Das

„rassische Herrentum und seine schöpferische Leistung stellt den Geist dar, der sich den Körper des rassisch andersartig durchschossenen Gemeinschaftsgebildes baut. Dieser Geist aber ist der Geist des das Leben spendenden [...] Blutes, an das Blut ist der Geist gebunden“<sup>85</sup>.

Nachlaß (Ratingsen u. a. o. J.) 29; im folgenden zitiert: *Diem*, Ein Leben; *Klemperer*, Curriculum Bd. 1, 354 ff., 359. Haben sich vielleicht Diem und Klemperer – zumindest vom Sehen her – gekannt?

<sup>78</sup> *Carl-Diem-Institut*, Dokumente 9; *Klemperer*, Curriculum Bd. 1, 408 ff.

<sup>79</sup> *Klemperer*, Curriculum Bd. 1, 179. Wenn Diems Offizierslaufbahn nach *Hajo Bernett*, Carl Diem, in: Sportwissenschaftliches Lexikon, hrsg. v. *Peter Röthig* (Schorndorf 1992) 118, auf „innerer Zustimmung“ beruhte, ist dies mißverständlich. *Diem*, Ein Leben 94, 96, ist zwar „freiwillig ins Feld gezogen“, konnte jedoch die „jubelnde Begeisterung“ seiner Freunde „nicht teilen“. Diem nennt als Motiv der freiwilligen Meldung lediglich „Pflicht“.

<sup>80</sup> *Frank Golczewski*, Kölner Universitätslehrer und der Nationalsozialismus. Personengeschichtliche Ansätze (Köln 1988) 43.

<sup>81</sup> *Klemperer*, Tagebücher 1918–1932, Bd. 1, 808; *Teichler*, Die Rolle Carl Diems 70, Anm. 65.

<sup>82</sup> Vgl. *Klemperer*, Tagebücher 1918–1932, Bd. 2, 434: „Die Reichstagswahl am 20/5 [1928. J. C.] machte geringen Eindruck auf mich. Es ändert sich ja so wenig an den Verhältnissen. [...] Übrigens gehört mein Herz keiner Partei mehr gänzlich.“

<sup>83</sup> *Teichler* belegt Diems Distanz anhand eines Satzes, den dieser anlässlich der Präsidentenwahl 1932 in der *Vossischen Zeitung* schrieb: „Wir wollen glücklich sein, wenn nicht auch noch das Amt des Reichspräsidenten parteipolitisch gebunden ist“ (zit. n. *Teichler*, Die Rolle Carl Diems 70, Anm. 65).

<sup>84</sup> Vgl. *Teichler*, Die Rolle Carl Diems 70, Anm. 65; *Klemperer*, Tagebücher 1918–1932, Bd. 2, 744.

<sup>85</sup> Zit. n. *Frank-Rutger Hausmann*, Auch eine nationale Wissenschaft? Die deutsche Roma-

Diem hingegen konnte den Nationalsozialismus als Chance der Verwirklichung seiner eigenen Vorstellungen auffassen. Wenn wir Hitlers Eingangszitat mit seiner Warnung vor bloßer Geistesbildung und der Forderung nach einem zweistündigen Pflichtsport mit Diems schon 1912 verlangten täglichen Turnstunde und seiner Abwehr des ‚einseitigen Intellektualismus‘ vergleichen, dann vermögen wir nur aufgrund der schärferen Tonart Hitlers zu unterscheiden, ob es von Diem oder Hitler stammte.

„Ja, kann man denn aber – so fragen die Schwachnervigen – dem jungen Mann nun jede Freiheit nehmen? Warum denn nicht, sage ich, wenn es nur zu seinem Besten ist. Die erste Forderung müßte sein, die Jugend zu regelmäßigen Körperübungen heranzuziehen. Erst dann, nicht umgekehrt, kommt der geistige Unterricht. Will man dem Jungen freie Tage absolut lassen – gut, dann streiche man am geistigen Unterricht; wer den anderen streicht, schlägt sein Volk tot. [...] Auch das 20. Jahrhundert hat den größten Unsinn der Weltgeschichte, die klingende Phase von der Freiheit (in der peinlichen Gesellschaft von Gleichheit und Brüderlichkeit) noch nicht überwinden können. [...] Was meintet ihr, würde das ein Geschlecht von Führern geben, wenn unsere Studenten jeden Tag zwei Stunden vormittags oder nachmittags einen frei gewählten Sport pflichtmäßig betrieben!“<sup>86</sup>

Vor diesem Hintergrund bedeuten die folgenden Kapitel auch eine genaue Prüfung dieser *prima facie* so großen Übereinstimmung zwischen den zitierten Äußerungen Diems und Hitlers: Auf welche Traditionen konnte sich Diem unter den Bedingungen der ‚Gleichschaltung‘ berufen, und mit welchen mußte er brechen?<sup>87</sup>

Da das Thema dieses Beitrages sich auf die Sportwissenschaft an deutschen Hochschulen beschränkt, geht es zunächst um die Analyse der Hochschulsportordnung von 1934 und dann um die der ‚Reichsakademie für Leibesübungen‘. Ein Fazit wird anhand der wissenschaftlichen Bedeutung der Olympischen Spiele von 1936 gezogen.

### 3. Sportwissenschaft im Nationalsozialismus

#### 3.1 Zur Hochschulsportordnung von 1934

Victor Klemperer notiert in seinem Tagebuch vom 11. Februar 1937 den Brief eines befreundeten Kollegen:

„Wengler erzählte, er sei für einen Kurs in ein ‚Lager‘ bei Königs Wusterhausen geschickt worden. Studienräte zwischen vierzig und fünfzig Jahren. Man schlief zu sechsen, trug Uniform, machte in Erdarbeit und Sport, bekam bildende Vorträge. Ein Studiendirektor sprach über den Charakter der Franzosen; sie seien ähnlich wie die Juden, sie hätten keine Liebe zum Tier.“<sup>88</sup>

nistik unter dem Nationalsozialismus. 2. Teil, in: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte 22 (1998) 268 ff.

<sup>86</sup> Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 60 f.

<sup>87</sup> Auch Teichler, *Die Rolle Carl Diems* 56, betont die methodische Notwendigkeit eines solchen Vergleichs.

<sup>88</sup> Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1941* (Berlin

Klemperer verdichtet hier in wenigen Zeilen ein Programm, an dem exemplarisch die Ziele der nationalsozialistischen Machtpolitik verdeutlicht werden können: die in ihrem ersten Teil mit Erlaß vom 30. Oktober 1934 in Kraft getretene Hochschulsportordnung (HSO). Sie war als erste größere Maßnahme des neuen Amtes K für körperliche Erziehung im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unter Bernhard Rust (einem früheren Studienrat für Deutsch, Philosophie, Latein und Sport<sup>89</sup>) das erste geschlossene, für einen Teilbereich gültige Konzept der Nationalsozialisten und diente der Organisation und inhaltlichen Gestaltung der Leibesübungen unter der Prämisse weltanschaulicher Erziehung. Die HSO dokumentiert nicht nur den Prozeß der Gleichschaltung im Bereich der Kultur, sondern auch das Bemühen, unterschiedliche Konzeptionen von Leibesübungen zentral zu lenken und klare Kompetenzen zu schaffen. Indem der Chef des Amtes K, Carl Krümmel, für alle Studenten eine dreisemestrigere Pflichtsportausbildung verordnete, die er in seiner militärischen Sprache ‚Grundausbildung‘ nannte, beschränkte er gleichzeitig die Macht der SA, deren Pflicht-Sportabzeichen nun in die HSO integriert wurde<sup>90</sup>.

Die Eingliederung der HSO in unsere Leitfrage nach Kontinuität und Diskontinuität verlangt zwei heterogene Entwicklungslinien ihrer akademischen Vorgängerinstitutionen zu betrachten. Erstens hat der Gedanke eines studentischen Sports eine lange Tradition, die bis zu ersten Überlegungen des *Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele* aus dem Jahre 1901 reicht<sup>91</sup>. Diems oben zitierte Idee studentischen Pflichtsports<sup>92</sup> fand nach dem Versailler Vertrag und der Abschaffung der Wehrpflicht große Zustimmung sowohl im DRA (*Deutscher Reichsausschuß für Leibesübungen*) mit seinem Vorsitzenden Theodor Lewald und seinem Generalsekretär Diem wie in den mehrheitlich rechtsnationalen studentischen Kreisen, weil man von ihm einen „Ersatz für die verlorene Gesundheitsquelle des

1995) 337; im folgenden zitiert: *Klemperer*, Tagebücher 1933–1941. Vgl. *Victor Klemperer*, LTI. Notizbuch eines Philologen (Berlin 1947); im folgenden zitiert: *Klemperer*, LTI 41: „Plötzlicher Ukas, sehr einschneidend in den Lehrplan der Hochschule: der Dienstagnachmittag ist freizuhalten von Vorlesungen, die Studenten in ihrer Gesamtheit werden in diesen Stunden zu Wehrsportübungen herangezogen“ (Tagebuch vom 29. Oktober 1933).

<sup>89</sup> Vgl. *Frank-Rutger Hausmann*, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945) (Dresden, München 1998) 39; im folgenden zitiert: *Hausmann*, Ritterbusch.

<sup>90</sup> *Bernett*, Der deutsche Sport im Jahre 1933 262 ff.; *Wolfgang Buss*, *Lorenz Peiffer*, 50 Jahre Hochschulsportforschung, in: *Sportwissenschaft* 16 (1986) 38 ff.; im folgenden zitiert: *Buss*, *Peiffer*, Hochschulsportforschung; zu Carl Krümmel vgl. *Horst Ueberhorst*, Carl Krümmel und die nationalsozialistische Leibeserziehung (Berlin u.a. 1976); im folgenden zitiert: *Ueberhorst*, Krümmel; *Krüger*, Einführung Bd. 2 141 f.

<sup>91</sup> *Ursula Jost-Hutlesz*, Sport und Sportlehrerausbildung an der Universität Heidelberg von 1844–1950, in: *Zeitschrift für Sozial- und Zeitgeschichte des Sports* 1 (1987) 2, 81 f.

<sup>92</sup> Diese von Diem 1912 gegen die „Schwachnervigen“ (siehe oben) gerichtete Idee folgt dem allgemeinen Grundzug des Kaiserreichs als „Zeitalter der Nervosität“; vgl. *Joachim Radkau*, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler (München, Wien 1998).

ehemaligen Heeres“<sup>93</sup> und ein Mittel gegen den demokratischen Weimarer Verfassungsstaat erblickte. Die 1920 auf dem Göttinger Studententag beschlossenen „Leitsätze für die körperliche Erziehung an den Hochschulen“ halten vor diesem Hintergrund im § 3 fest: „Jeder Studierende ist verpflichtet, während seiner Studienzeit Leibesübungen zu treiben.“<sup>94</sup> Die Berechtigung, gegen eine „einseitige Vergeistigung“ das Ideal der „Wehrhaftmachung“<sup>95</sup> zu setzen, weist zudem auf den Tenor der zeitgenössischen Rezeption Friedrich Ludwig Jahns<sup>96</sup>.

Die großen Summen, die zum Beispiel der preußische Innenminister zu Beginn der 20er Jahre der Universität Köln „für die Beteiligung an sportlichen und turnerischen Wettkämpfen innerhalb und außerhalb des besetzten Gebietes“ zur Verfügung stellte, zeigt, daß die Politik sehr rasch die propagandistische Rolle des Sports im Kulturkampf mit Frankreich erkannt hatte. Zuständig für den Hochschulsport war durch Erlaß vom 22. Dezember 1920 der *Akademische Ausschuß für Leibesübungen* (AAfL), in Köln übrigens mit dem Mitglied Etienne Lorck.

<sup>93</sup> Theodor Lewald, zit. n. Buss, Peiffer, Hochschulsportforschung 41. Zum DRA siehe Erich Beyer, Sport in der Weimarer Republik, in: Leibesübungen und Sport in Deutschland vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, hrsg. v. Horst Ueberhorst (Berlin 1982) 659; im folgenden zitiert: Beyer, Sport.

<sup>94</sup> Buss, Peiffer, Hochschulsportforschung 41; zu dieser Ersatzfunktion der Leibesübungen vgl. Beyer, Sport 663, 666, 689. Diese Tradition betont auch Klemperer, LTI 41, im Tagebuch vom 29. Oktober 1933 anlässlich einer Wehrsportübung der Hochschule: „Allgemeine Wehrpflicht ist durch den Versailler Vertrag verboten; Sport ist erlaubt – wir tun offiziell nichts Unerlaubtes, aber ein bißchen tun wir es doch, und machen eine kleine Drohung daraus, wir deuten immerhin die Faust an, die sich – vorläufig noch – in der Tasche ballt“. Diese Stelle ergänzt Zitate und Kommentar bei Jürgen Court, Victor Klemperer als Zeitzeuge des Sports, in: Stadion XXIII (1997) 120.

<sup>95</sup> Vgl. Friedrich Ludwig Jahn, Ernst Eiselen, Die Deutsche Turnkunst (Berlin 1816, Neudruck Stuttgart 1967) 209: „Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Lebhaftigkeit zuordnen.“

<sup>96</sup> Vgl. die Zusammenfassung von Reinhard K. Sprenger, Zur Jahnrezeption in der Weimarer Republik, in: Stadion VIII/IX (1982/1983) 170f.: „Jahnbild und -urteil in der Weimarer Zeit wurden geprägt von dem Bewußtsein, daß 100 Jahre zuvor, also zu Jahns Lebzeiten, eine offensichtlich vergleichbare politische Katastrophe mit dem Untergang des Reiches 1806 vorausgegangen war. Die Kriegs- und Krisenzeiten 1792–1815 und die scheinbare Analogie zwischen dem Deutschland nach 1806 und der Republik nach der Niederlage 1918 als jeweils Situationen nationaler Demütigung und Entindividualisierung wurden entsprechend vergewärtigt und mit aktivistischer Intention nutzbar gemacht. Diese Voraussetzung ließ für einen nicht unbedeutenden Teil der politisch-historischen Publizistik den Jahnschen, Freiheit und nationale Größe vereinigenden Kampfgeist zum entscheidenden Ferment im anzustrebenden Prozeß nationaler Wiederaufrichtung werden. Entsprechend wurden die Rezeptionsakzente im Gegensatz zur Kaiserzeit jetzt auf das politisch-agitatorische, das ‚bewegende‘ Moment des Traditionskomplexes Jahn verschoben, nunmehr das Ideal politischer Selbstbestimmung als Katalysator des Nationalgefühls instrumentalisiert.“ Dazu paßt ein Zitat von Diem, Ausgewählte Schriften, Bd. 2, 137, aus dem Jahre 1919: „Unseres Volksheeres als Turnlehrstätte beraubt, müssen wir in der freien Turn- und Sportbewegung einen Ersatz schaffen, was uns nur gelingt, wenn die Nationalversammlung schon bei der Verfassungsarbeit die Grundlage dafür legt. Möge doch in ihr ein neuer Friedrich Ludwig Jahn entstehen, der erkennt, daß hier die Wurzeln späterer Kraft einzusetzen und zu heben sind!“

Die Organisation des per Erlaß des Preußischen Kultusministers vom 24. 3. 1925 verordneten zweisemestrigen Pflichtsports für alle Studenten war dann Aufgabe der per Erlaß vom 30. September 1925 gegründeten *Institute für Leibeserziehung* (IfL)<sup>97</sup>.

An dieser Stelle sind wir an einer zweiten Entwicklungslinie der IfL angelangt. In einem Erlaß des Preußischen Kultusministers vom 3. März 1926 wurde neben dem Gebiet des Verwaltungswesens und dem des Unterrichtswesens, in das die gesamte Turnlehrerausbildung und der Pflichtsport fielen, nun explizit das Aufgabengebiet der Forschungstätigkeit genannt. Das hier zum Ausdruck kommende Interesse an der Wissenschaftlichkeit des Sports zeugt nicht nur von dem Wunsch, dem Mangel an geeigneten akademischen Turnlehrern abzuweichen<sup>98</sup>, sondern ist auch Ausdruck der reformpädagogischen Überzeugung von der Bedeutung der körperlichen Erziehung für die Gesamterziehung, der ein verändertes Konzept der Lehre und Forschung des Sports zu entsprechen habe<sup>99</sup>. Vor allem seine medizinischen und philosophischen Aspekte sollten hier in enger Zusammenarbeit mit den jeweiligen traditionellen Fakultäten untersucht werden, was jedoch auf starke Widerstände der meisten preußischen Universitäten stieß, die ‚fehlende Wissenschaftlichkeit‘ befürchteten. Gleichwohl setzten sich die IfL mit ihrer Position durch, und mit Erlaß vom 1. August 1929 konnte ab dem Sommersemester 1930 in Preußen das Fach Leibeserziehung als Haupt- oder Nebenfach in einem achtssemestrigen wissenschaftlichen Studium belegt werden<sup>100</sup>. Ferner erschienen in den 20er Jahren die ersten Schriftenreihen für Leibesübungen und Sportwissenschaft, und im November 1928 konnten sich Vertreter von Turnen, Sport und Leibeserziehung auf die Gründung einer Wissenschaftlichen Gesellschaft für körperliche Erziehung einigen. Sie bekannte sich ausdrücklich zur Verbindung natur- und geisteswissenschaftlicher Verfahren<sup>101</sup>.

Was die nationalsozialistische HSO von 1934 für unser Thema der Kontinuität und Diskontinuität der Sportwissenschaft bedeutet, läßt sich exemplarisch an ei-

<sup>97</sup> Vgl. *Franz Nitsch*, Die Geschichte des Kölner Hochschulsports. Von den Anfängen bis in die Zeit des Nationalsozialismus, in: *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports* 1 (1987) 2, 31 f.; zu Verbindungslinien zwischen Schul- und Hochschulsport vgl. ferner *Beyer*, Sport 665 ff. Jene Funktion Lorcks wird nicht erwähnt bei *Bernhard König*, Etienne (Stefan) Lorck und die Anfänge der Romanischen Philologie in Köln. Handelshochschule (1901–1919) und Universität (1919–1930), in: *Lingua et traditio. Geschichte der Sprachwissenschaft und der neueren Philologien. Festschrift für Hans Helmut Christmann zum 65. Geburtstag*, hrsg. v. *Richard Baum* u. a. (Tübingen 1994) 517–528.

<sup>98</sup> Auch hierzu *Beyer*, Sport 668 ff.

<sup>99</sup> Eine Zusammenfassung der Reformpädagogik bei *Gröfßing*, Reformen 654 f.; siehe auch das ausführliche Zitat des Reformpädagogen Herman Nohl bei *Wolfgang Buss*, Das Göttinger IfL und die Diskussion über Sport und Sportlehrerausbildung an den Universitäten der britischen Zone 1945/46. Die Neuaufgabe einer Auseinandersetzung der Weimarer Zeit im Schatten der nationalsozialistischen Fehlentwicklung, in: *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports* 1 (1987) 2, 68 f.; im folgenden zitiert: *Buss*, Das Göttinger IfL.

<sup>100</sup> *Buss*, Das Göttinger IfL 66 ff.

<sup>101</sup> Vgl. *Beyer*, Sport 671.

nem Zitat des ehemaligen Militärleistungssportlers Carl Krümmel<sup>102</sup> belegen, der nicht nur die Funktion des Chefs des Amtes K, sondern auch die des Direktors eines besonderen Typus der IfL, der Führerschule des Berliner Hochschulinstituts für Leibesübungen im Schloß Neustrelitz, ausübte. Dort sammelten sich vor Abschluß der einjährigen Pflichtenportausbildung alle männlichen Studierenden zu einem vierwöchigen Prüfungslager, das als geländesportliche Lagergemeinschaft zu bezeichnen ist und dessen Teilnehmer von Krümmel mit folgenden Worten begrüßt wurden:

„Ich möchte gern den Turnlehrer verschwinden lassen dadurch, daß ich sämtliche Lehrer zu Leibeserzieher mache. Der Nationalsozialismus verlangt die totale Erzieherpersönlichkeit [...]. Erzieher werden sollen tüchtige, frische, aktiv in den Gliederungen der Bewegung stehende, Soldat gewesene und felddienstfähige Männer. [...] Im Sport herrscht der nackte, klare, brutale Wille, wobei ‚brutal‘ noch eine Zärtlichkeitsbezeichnung ist.“<sup>103</sup>

Ein Blick auf die Inhalte der ‚Grundausbildung‘ zeigt, daß der Theorieanteil verschwindend gering war: in 16 Semesterwochenstunden lediglich ein Fünftel Theorie<sup>104</sup>. Krümmel hatte zwar alle Hochschulen und Universitäten mit Instituten für Leibesübungen und zahlreichem Personal besetzt, aber aus dem Universitätsverband herausgelöst. So konnte er die IfL zu ihm unmittelbar unterstellten Instituten machen, deren Leiter nicht mehr Hochschulprofessoren, sondern Oberregierungsräte waren<sup>105</sup>.

Dieses Beispiel enthält also folgende allgemeine Aussage: Sofern noch Sportwissenschaft getrieben wurde, geschah dies als Militärmedizin wie in Hamburg, an dessen IfL seit 1934 die ersten sportwissenschaftlichen Promotionen in Deutschland möglich waren<sup>106</sup>. Wenn man bedenkt, daß – wie in Göttingen – die sportpraktischen Kurse mittwochs und freitags von 6 bis 8 Uhr morgens stattfanden<sup>107</sup>, dann dürfen wir unser Zwischenergebnis auch an die Memoiren des Münsteraner Mathematik-Professors Behnke anknüpfen:

„Die Beanspruchung der Studenten durch außerwissenschaftliche Belastungen war [...] so groß, daß normale Vorlesungen kaum zustande kamen. [...] Während eines großen Teils des Tages waren die Studenten durch politische Verpflichtungen eingespannt. Sie liefen plötzlich aus der Vorlesung weg, weil sie zum befohlenen Mittagessen in der Mensa sein mußten, sie schliefen morgens auf Bänken ein, weil sie seit fünf Uhr morgens oder gar während der ganzen Nacht an Übungen [...] teilgenommen hatten. Kamen sie noch in die gekürzten Vorlesungen, so fanden sie aber unmöglich Zeit, noch ein Buch zu lesen. So lag die Ausbildung der Studenten völlig darnieder.“<sup>108</sup>

<sup>102</sup> Zu Krümmel als Sportler *Ueberhorst*, Carl Krümmel 11 ff.

<sup>103</sup> Zit. n. *Hajo Bernett*, Wissenschaft und Weltanschauung. Sportlehrerausbildung im Dritten Reich, in: Ursachen der Schulsportmisere in Deutschland, hrsg. v. *Arnd Krüger, Dieter Niedlich* (London 1979) 39 ff.; im folgenden zitiert: *Bernett*, Wissenschaft.

<sup>104</sup> *Bernett*, Wissenschaft 35.

<sup>105</sup> *Carl Diem*, Mein Leben 153.

<sup>106</sup> *Michael Joho*, Prof. Dr. Wilhelm Knoll und die Entwicklung der Sportwissenschaft in Hamburg bis 1945, in: *Stadion XII/XIII* (1986/7) 273 ff.

<sup>107</sup> *Buss*, Das Göttinger IfL 74.

<sup>108</sup> Zit. n. *Buss, Peiffer*, Hochschulsportforschung 50.

Anstelle der Weimarer Vorstellung der ‚universitas litterarum‘ trat im Nationalsozialismus ein aus Hitlers Rede vom ‚freien, herrlichen Raubtier‘ abgeleitetes Wissenschaftsverständnis<sup>109</sup>, das beispielsweise Friedrich Stünzner in seiner *Methodik der Leibeserziehung im Schulunterricht* von 1938 so formuliert: „Unter dem Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus ist die Erziehung des Leibes und durch den Leib als politische Leibeserziehung zu einem unentbehrlichen Bestandteil der Gesamterziehungsgrundsätze unserer Zeit geworden.“<sup>110</sup> Im Kommentar der Richtlinien für die Leibeserziehung an Jungenschulen von 1937 heißt es entsprechend, daß „die Leibeserziehung Fundament der gesamten Erziehung“ sei und die „Erziehung des jungen Menschen von der körperlichen Erziehung“<sup>111</sup> ausgehen müsse.

In der Absicht, die Gesinnung, Wehrkraft und Wehrwillen zu stärken, hatte Wissenschaft im traditionellen Verstande Humboldts keinen Platz. Während die Kontinuität darin bestand, daß der Hochschulsport autoritäre, revanchistische und antidemokratische Tendenzen<sup>112</sup> der Weimarer Zeit fortsetzen konnte, lag die Diskontinuität darin, daß man die Reputation eines Faches durch Reduktion seiner wissenschaftlichen Ansprüche zu heben suchte. Martin Boye, Abteilungsleiter am IfL Berlin, sagte in diesem Sinne:

„Die Anwendung wissenschaftlicher Kategorien auf die Leibesübungen und die Schaffung eines Wissenschaftsgebäudes der Leibesübungen können möglich und für den philosophisch denkenden Menschen interessant sein; praktisch sind sie von minderer Bedeutung in einer Zeit, die tatkräftiges Handeln und persönlichen Einsatz verlangt.“<sup>113</sup>

Es ist das Dilemma (und auch die Tragik) des Idealismusparadigmas, daß sowohl diese Diskontinuität wie jene Kontinuität aus einem gemeinsamen Ursprung in der Lebensphilosophie<sup>114</sup> abgeleitet werden können, der über Nietzsche, Spranger und Dilthey zu einer die Sportwissenschaft nach 1930 beherrschenden

<sup>109</sup> Buss, Peiffer, Hochschulsportforschung 43, 46; weitere Zitate und einen zusammenfassenden Kommentar bietet Robert Prohl, Grundriß der Sportpädagogik (Frankfurt a.M. 1999) 59 ff.

<sup>110</sup> Friedrich Stünzner, *Methodik der Leibeserziehung im Schulunterricht* (Leipzig 1938) V.

<sup>111</sup> Zit. n. Joch, Sport 703; dort auch weitere Zitate.

<sup>112</sup> Vgl. Teichler, Der Weg Carl Diems 46; Armin Ader, Subjektive Wahrnehmung und historische Rekonstruktion, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 11 (1997) 1, 60 ff.; Winkler, Weimar, 607 ff. Die Nationalsozialisten nahmen allerdings eine ambivalente Haltung zum Sport ein. Joch, Sport 701 f., 711 ff., weist daraufhin, daß ihr Begriff vom Sport zwischen Massenbewegung und Leistungsstreben lavierte, und faßt unter Berufung auf den Punkt 21 des von Hitler am 24. Februar 1920 vorgestellten Parteiprogramms der NSDAP (damals D.A.P.) zusammen, daß „seit Beginn ihrer Bewegung die Nationalsozialisten bemüht waren, sich als Förderer des Sports darzustellen“, weil sie Turn- und Sportabteilungen zu Tarnungszwecken benutzten. Bernett, Der deutsche Sport im Jahre 1933, 226 f., betont die nationalsozialistische Kritik der Olympischen Spiele, die eine „französische Schöpfung“ seien und an die Beschämung von 1932 erinnern, „als ein wollhaariger Neger mit Wulstlippen in Los Angeles den deutschen Meisterläufer besiegte“.

<sup>113</sup> Zit. n. Buss, Das Göttinger IfL 72.

<sup>114</sup> Zur immanenten Widersprüchlichkeit der Lebensphilosophie Lieber, Kulturkritik VII.

„Biologie der Leibesübungen“<sup>115</sup> und Baeumlers Rede vom Leib als „Politicum“<sup>116</sup> führt. Ein solcherart verstandener Sport, der auf die Unvereinbarkeit von biologistischem und demokratischem Denken weist<sup>117</sup>, konnte zur Rechtfertigung der ‚Auslese‘ herangezogen werden, d.h. der Integration derjenigen, die physisch, rassisch und politisch geeignet erschienen, im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie zu handeln, und dem Ausschluß derjenigen, die dafür als untauglich galten<sup>118</sup>. Indem die Sportwissenschaft im Nationalsozialismus von der Sportwissenschaft der Weimarer Zeit die formale Etablierung und quantitative Ausgestaltung übernahm, aber durch eine spezifische inhaltliche Organisation umfunktionierte, konnte das humanistische Menschenbild durch das des ‚politischen Soldaten‘ ersetzt werden<sup>119</sup>.

### 3.2 Diem und die Reichsakademie für Leibesübungen (RfL)

Um nachvollziehen zu können, inwieweit als einigende Klammer in den nun folgenden Überlegungen zur *Reichsakademie für Leibesübungen* (RfL) und zu den Olympischen Spielen von 1936 Carl Diems Rolle im *Deutschen Reichsbund für Leibesübungen* (DRL) zu bedenken ist, wird ein kurzer Blick auf die Vorgänger-

<sup>115</sup> Edmund Neuendorff, *Geschichte der neueren deutschen Leibesübung vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Bd. 4 (Dresden o. J.) 690.

<sup>116</sup> Zit. n. Volker Caysa, *Nietzsches Leibphilosophie und das Problem der Körperpolitik*, in: *Nietzsche-Forschung. Ein Jahrbuch*, Bd. 4 (Berlin 1998) 285; vgl. zur Beziehung zwischen Nietzsche und Baeumler ausführlicher ebd. 285ff; zu Baeumler ferner Joch, *Sport* 703, 714ff; Leske, *Philosophen*, passim.

<sup>117</sup> Vgl. Hans Fenske, *Politisches Denken im 20. Jahrhundert*, in: *Politische Theorien von der Antike bis zur Gegenwart*, hrsg. v. Hans Joachim Lieber (Bonn 1991) 809: „Die von den Sozialdarwinisten entwickelten Vorstellungen konnten mit Demokratie kaum zusammengehen, sollte das Individuum doch straff in die Gemeinschaft eingegliedert und in zentralen Entscheidungen seines Lebens von übergeordneten Instanzen abhängig gemacht werden“; vgl. ferner Hans-Günther Zmarzlik, *Der Sozialdarwinismus in Deutschland als geschichtliches Problem*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 11 (1963) 265 ff.; Grupe, *Pädagogische Theorie* 38. Damit hängt zusammen, daß auch Werte wie Achtung, Rücksicht und Fairneß, die das demokratische Ideal des Sports ausmachen, in der NS-Propaganda aufgegeben wurden; vgl. Joch, *Sport* 705: „Durch die Negierung derjenigen Wertordnung, die im Sport traditionell vorhanden war, dokumentiert sich eigentlich die Unvereinbarkeit von NS-Ideologie und Sport – trotz des Ansehens, das er genoß, und seiner großzügigen Förderung durch den NS-Staat. Ansehen und Förderung aber bezogen sich auf einen Sport, der seiner traditionellen Werte und seines traditionellen Ethos beraubt wurde. Was blieb, war eine seines Gehaltes entleerte Worthülse, die nun mit Inhalten beliebig gefüllt werden konnte, mit Inhalten, die den nationalsozialistischen Machthabern genehm waren und die ihren Machtanpruch zu sichern versprachen.“

<sup>118</sup> Vgl. Grupe, *Pädagogische Theorie* 78; Buss, *Peiffer*, *Hochschulsportforschung* 45 ff. Im Sinne einer historischen Kontinuität des Sozialdarwinismus vgl. das Zitat von Diem, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 137, aus dem Jahre 1919: „Es heißt jetzt zuerst einmal die *Gesunden stark* machen und nicht wie bisher das Mitleid mit den Kranken und Gebrechlichen erstikend vor die Erfüllung dieser Aufgabe stellen!“

<sup>119</sup> Vgl. Buss, *Peiffer*, *Hochschulsportforschung* 45 ff., *Bernett*, *Wissenschaft* 33; *Größing*, *Reformen* 655.



institution des DRL nötig: den *Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen* (DRA). Der DRA entstand 1917 aus dem DRAfOS (*Deutscher Reichsausschuß für Olympische Spiele*) und war die parlamentarisch-demokratische Dachorganisation der bürgerlichen Turn- und Sportvereine mit Diem als Geschäftsführer<sup>120</sup>.

Als im Frühjahr 1933 Carl Diem gerüchteweise hört, daß er „im Kampf um den einzuberufenden Reichskommissar“ in „erster Linie“ genannt werde, bewirbt er sich auf Anraten seines Sportkameraden Walther von Reichenau, dem Chef des Ministeramtes im Reichswehrministerium, um diesen Posten. Diem trägt am 25. März 1933 im Reichsarbeitsministerium, in dessen Bereich der Sport zunächst zu fallen scheint, einen Programmentwurf vor, der nach seinen eigenen Worten lediglich das alte Konzept des DRA wiederholt. Diem hält an der Idee der eingeschränkten Subsidiarität fest, „daß der Sportbetrieb selbständig und privat bleiben sollte, dafür aber systematisch vom Staate zu fördern sei“, ersetzt aber hinsichtlich ihrer Verwirklichung das demokratische Prinzip des DRA der Weimarer Zeit durch eine autoritär-diktatorische Leitung. So heißt es beispielsweise über das Vereinsleben:

„Ziel: die freien Kräfte des Volkslebens in einheitliche Richtung bringen. Überfeinerung, Ziellostigkeit, Materialismus, Zersplitterung beseitigen. Nationale Durchglühung des Sports. Methode: lose Zügelführung bei Gutwilligen, Rücksichtslosigkeit bei Widerspruch und Faulheit. Führerwechsel, wo notwendig.“<sup>121</sup>

Diem aber unterschätzte zum einen die Vorbehalte der Nationalsozialisten gegen seine Funktion als herausragender Präsentant des bürgerlichen Sports. In der NS-Presse wurde z. B. das schlechte Abschneiden der deutschen Mannschaft bei den Olympischen Spielen 1932 in Los Angeles mit dem Vorwurf verknüpft, daß er selbst 1. Klasse, die Mannschaft jedoch nur Touristenklasse gereist sei. Zum anderen rechnete Diem nicht mit der Radikalität der SA, die keineswegs, wie von ihm erhofft, ihre Sportanstalten dem DRA unterstellen wollte, aber auch nicht mit der Bereitschaft der eigenen Fachverbände zur raschen Unterwerfung<sup>122</sup>. Am 28. April 1933 wird überraschend der für die Fachwelt völlig unbekannte Führer der SA-Gruppe Mitte, Hans von Tschammer und Osten, vom Innenminister zum Reichssportkommissar und am 21. Juli 1933 zum Reichssportführer ernannt, wobei sogar gemunkelt wurde, man habe ihn mit seinem weit sportlicheren älteren Bruder verwechselt<sup>123</sup>.

<sup>120</sup> Vgl. Hajo Bernett, Erich Beyer, Deutsche Hochschule für Leibesübungen (DHfL), in: Sportwissenschaftliches Lexikon, hrsg. v. Peter Rötzig u. a. (Schorndorf 1992) 109; im folgenden zitiert: Beyer, Bernett, DHfL; vgl. Beyer, Sport 659 ff.

<sup>121</sup> Zit. n. Bernett, Der deutsche Sport im Jahre 1933 229f. Eine völlig unkritische Deutung dieses programmatischen Übergangs vom DRA zum DRL bei Christiane Eisenberg, „English sports“ und deutsche Bürger: Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939 (Paderborn 1999) 441; im folgenden zitiert: Eisenberg, „English sports“. Wir kommen darauf in der Anm. 145 zurück.

<sup>122</sup> Bernett, Der deutsche Sport im Jahre 1933 230; vgl. Teichler, Die Rolle Carl Diems 57–61.

<sup>123</sup> Vgl. Bernett, Der deutsche Sport im Jahre 1933 231; Teichler, Der Weg Carl Diems 64. Die Gründe für die Ernennung von Tschammers liegen nach Eisenberg, „English sports“ 390,

Obgleich von Tschammer am 10. Mai 1933 den DRA auflöste, agierte er danach sehr vorsichtig. Er verzögerte die Liquidation des DRA bis 1934, und an der Gründungssitzung des DRL als „Rechtsnachfolger“ des DRA am 9. März 1934 nahmen außer Tschammers eigenen Leuten ausschließlich ehemalige DRA-Funktionäre teil. Von besonderer Bedeutung war hier der erfahrene Organisator Diem, dessen Vertrag verlängert und der mit dem Organisationssausschuß zum Aufbau des DRL beauftragt wird<sup>124</sup>.

Diese Aufgabe jedoch konnte den ehrgeizigen Diem nicht ausfüllen. Im Zuge der Auflösung des DRA war Diem nicht nur aus seinem Amt als Generalsekretär des DRA, sondern auch unter nie ganz geklärten Umständen<sup>125</sup> am 1. Mai 1933 als Prorektor der *Deutschen Hochschule für Leibesübungen* (DHfL) entlassen worden. Bleiben konnte im Amt des Rektors der Jahre 1932/33 hingegen der Chirurg Ferdinand Sauerbruch, der zufälligerweise im I. Weltkrieg Hans von Tschammer und Osten behandelt hatte und bereits 1932 mit markigen Worten betonte, „daß die Jugend lernen müsse zu gehorchen, den Mund zu halten, Autorität anzuerkennen und auf die Eigenart der Person zu verzichten“<sup>126</sup>.

Die in Berlin-Spandau gelegene DHfL war nach einem Beschluß des DRA vom 3. Oktober 1919 am 15. Mai 1920 in Anwesenheit des Reichspräsidenten Friedrich Ebert als private, aber vom Staat finanzierte Einrichtung des DRA zur sechssemestrigen Ausbildung freiberuflicher Sportlehrer und -lehrerinnen eröffnet worden<sup>127</sup>. Der Zweck von Diems interdisziplinärem Konzept<sup>128</sup> – wie es im § 1 der Satzung von 1922 heißt –, das „Gebiet der körperlichen Erziehung wissenschaftlich und praktisch zu erforschen und das Verständnis für Leibesübungen in allen Kreisen des deutschen Volkes zu vertiefen“<sup>129</sup>, spiegelt sich auch in den Lehrkräften der DHfL; man denke nur an den Rektor, den renommierten Chirurgen August Bier, oder Eduard Spranger, den „außerordentlichen“ Lehrer in der Abteilung „Erziehungslehre“<sup>130</sup>.

zum einen in organisatorischen Erfordernissen (Zugehörigkeit des Sports zum Innenministerium) und zum anderen in von Tschammers Sprachkenntnissen und Umgangsformen, die ihn für das Ausland repräsentabel machten.

<sup>124</sup> Vgl. *Hajo Bernett*, Die Reichsakademie für Leibesübungen im Traditionsverständnis der deutschen Sporthochschule, in: *Stadion XVIII*, 2 (1992) 249; im folgenden zitiert: *Bernett*, Reichsakademie; *Bernett*, Umbruch 18 f.

<sup>125</sup> Nach *Carl Diem*, Mein Leben 95, sei der Grund für seine Entlassung seine ablehnende Haltung gegenüber Wehrsportübungen gewesen.

<sup>126</sup> *Teichler*, Der Weg Carl Diems 53; vgl. *Bernett*, Der deutsche Sport im Jahre 1933 235; zu Einzelheiten des Vertrags *Teichler*, Die Rolle Carl Diems 62, Anm. 23.

<sup>127</sup> Vgl. *Bernett*, Der deutsche Sport im Jahre 1933 235; *Bernett*, Reichsakademie 247; *Beyer*, *Bernett*, DHfL; *Beyer*, Sport 669 f.

<sup>128</sup> In seiner Denkschrift über die Gründung einer Deutschen Hochschule für Leibesübungen aus dem Jahre 1919 betont *Diem*, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 138 f., daß der „Wiederaufbau unserer Körperkraft und Gesellschaft“ eine „Sammelstelle“ zur Bündelung sportwissenschaftlicher Erkenntnisse erforderlich mache.

<sup>129</sup> *Carl-Diem-Institut*, Dokumente 123.

<sup>130</sup> *Carl-Diem-Institut*, Dokumente 127.

Nach seiner Entlassung aus dem Prorektorat verfolgte Diem mehrfach Pläne, die DHfL aus der freien Trägerschaft in eine zentrale Reichshochschule für alle Sportlehrer zu überführen, zuletzt im Juni 1939, reüssierte jedoch nicht<sup>131</sup>. Im Sommersemester 1933 überträgt – wohl auch auf studentischen Wunsch hin – Reichsminister Rust Alfred Baeumler einen Lehrauftrag für die DHfL und sogar die Verantwortung für Forschung und Lehre; Diem zufolge lichteten sich jedoch die Reihen seiner Hörer sehr schnell, und Baeumlers Interregnum dauerte nur kurz. Erst mit Führererlaß vom 7. April wird die ehemalige DHfL als *Reichsakademie für Leibesübungen* nachträglich zu einer ‚Reichsbehörde‘ unter dem Direktor Krümmel erklärt, der ähnlich wie in Neustrelitz der Akademie ein wehrsportliches Gepräge gibt. Die RfL stellt mit Beginn des II. Weltkriegs ihren Betrieb ein<sup>132</sup>.

Obgleich die DHfL und ihre Vorgängerinstitutionen, das Dresdener Sportlaboratorium 1911 und das seit 1906 verfolgte Stadion-Projekt in Grunewald, von Beginn an im Spannungsfeld von Zwecklosigkeit und Zweckdeterminiertheit stehen<sup>133</sup>, wird ein großer Kontrast zwischen Diems Konzept freier Wissenschaft für die DHfL aus dem Jahre 1922 und dem Wissenschaftsverständnis der RfL vor allem in der Abteilung „Erziehungslehre“ ersichtlich. In ihm wird anstelle von Sprangers Erziehungslehre die ‚politische Leibeserziehung‘ Baeumlers vertreten, und es liegt in der Konsequenz dieses Traditionsbruches, daß bis Mitte 1938 nur 700 Lehrer, aber 10 000 Übungsleiter die Akademie frequentierten<sup>134</sup>. Da Diem in seinen Konzepten aber stets die ideelle Kontinuität zwischen DHfL und RfL hervorgehoben hatte, darf man vermuten, daß es für ihn „keinen Bruch zwischen einer bürgerlich-demokratischen und einer nationalsozialistisch-autoritär geführten Institution gab“<sup>135</sup>. Klemperer bemerkte dagegen über die Gründung der RfL:

<sup>131</sup> Vgl. *Bernett*, Reichsakademie 251.

<sup>132</sup> Vgl. *Bernett*, Wissenschaft 36f.; *Bernett*, Der deutsche Sport im Jahre 1933 235 ff.

<sup>133</sup> Vgl. *Court*, Interdisziplinäre Sportwissenschaft 36f.

<sup>134</sup> Vgl. *Bernett*, Wissenschaft 39; *Bernett*, Reichsakademie 250.

<sup>135</sup> *Bernett*, Reichsakademie 251; vgl. *Eisenberg*, „English sports“ 405, 441. Vgl. die Ausführungen Diems von 1947 über „Aufgaben, Unterricht und Ziele“ der in diesem Jahr in Köln eröffneten Sporthochschule (DSHS), die er durch einen Vergleich mit der DHfL des Gründungsjahres 1920 einleitet: „Ihr Lehrkörper wurde der philosophischen und medizinischen Fakultät der Universität Berlin entnommen; es wurden Forschungslaboratorien für Physiologie und Psychologie der Leibesübungen eingerichtet und so Lehre wie Forschung organisch mit der Universität verbunden. [...] In Deutschland übernahmen die Universitäten nach dem Vorbild der Berliner Hochschule allmählich die Sportlehrerausbildung. [...] In dieser (!) Entwicklungszeit brach der Nationalsozialismus ein, der die Deutsche Hochschule für Leibesübungen sofort aufhob und unter Verwendung ihrer Einrichtung und eines ihm gefügigen Teils des Lehrkörpers die *Reichsakademie für Leibesübungen* gründete. Er löste praktisch deren Beziehungen zur Universität, indem er die von ihm gewählten wissenschaftlichen nazistischen Lehrkräfte der Universität aufzwang, ohne damit ihre geistige Bedeutung zu erhöhen [...]. Wenn heute die [...] Institute innerhalb der Universität um ihre Anerkennung ringen müssen und es sogar Universitäten geben soll, die solche Institute ablehnen – als ob die Körpererziehung von der Wissenschaft der Pädagogik ausgenommen werden könne –, so ist dies die Folge jener nationalsozialistischen Zertrümmerung, deren Wirkungen auch an

„Es gibt jetzt eine Hochschule für Sport, ein Sportakademiker ist jedem anderen Akademiker mindestens gleichgestellt – in den Augen des Führers sicherlich überlegen.“<sup>136</sup>

### 3.3 Fazit: Zur wissenschaftlichen Bedeutung der Olympischen Spiele 1936

Nachdem im Gefolge der Auflösung des DRA sämtliche Ambitionen Diems auf höhere Ämter gescheitert waren, beließ ihm von Tschammer die „sportfachliche Vorbereitung der XI. Olympiade“<sup>137</sup>. Dem Gegenstand dieser Studie gemäß muß ein Beispiel dafür genügen, wie Hitler sie als „Höhe-, aber auch [...] Abschlußpunkt der NS-Friedenspropaganda“<sup>138</sup> benutzte. Ausgerechnet am 1. August 1936, dem Tag der Eröffnungsfeier, legte das Heeresamt dem Oberbefehlshaber des Heeres eine Zuarbeit vor, die den Kriegsbeginn auf den 1. Oktober 1939 datierte und die jährlichen Rüstungskosten mit 9 Milliarden Reichsmark bezifferte<sup>139</sup>. Die Vermutung, daß ideelle und personelle Zusammenhänge zwischen den Olympischen Spiele von 1936 und dem „Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaften“<sup>140</sup> bestehen, führt vor dem Hintergrund des Idealismusparadigmas zur Formulierung der allgemeinen Aufgabe, zunächst nach möglichen Verbindungslinien zwischen der politischen Bedeutung der Olympischen Spiele von 1936 und Diems spezifischem Verständnis von Sportwissenschaft zu fragen. Für Diem bedeutet Sport eine nach Verwirklichung drängende, den ganzen Menschen in seiner Schönheit erfassende Kunst<sup>141</sup>, und Sportwissenschaft ist daher im Sinne

den Gelehrten nicht spurlos vorübergegangen sind“ (*Diem*, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, 316 f.). Dazu paßt die These von *Wolfgang J. Mommsen*, *Wandlungen der nationalen Identität*, in: *Die Identität der Deutschen*, hrsg. v. *Werner Weidenfeld* (Bonn 1983) 172: „Die Ausblendung der geschichtlichen Dimension aus dem Selbstverständnis der Bürger der Bundesrepublik Deutschland ist in den fünfziger und sechziger Jahren sehr ausgeprägt gewesen.“

<sup>136</sup> *Klemperer*, LTI 243.

<sup>137</sup> Diem, zit. n. *Teichler*, *Die Rolle Carl Diems* 62.

<sup>138</sup> *Hans Joachim Teichler*, *Die Olympischen Spiele 1936 – eine Bilanz nach 60 Jahren*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (1996) 22; im folgenden zitiert: *Teichler*, *Die Olympischen Spiele 1936*; eine Zusammenfassung der politischen Bedeutung dieser Spiele bietet auch *Krüger*, *Einführung* Bd. 2, 125–136; zu den Olympischen Spielen im Sinne eines „Großdeutschen Olympia“ (Carl Diem) vgl. *Krüger*, *Nationalfest* 142f; zur Tradition deutsch-akademischer Olympien und Deutscher Kampfspiele siehe *Beyer*, *Sport* 676 ff.

<sup>139</sup> Vgl. *Teichler*, *Die Olympischen Spiele 1936* 22.

<sup>140</sup> *Hausmann*, *Ritterbusch*. In diesem Zusammenhang wäre es zum Beispiel eine Aufgabe, Beziehungen zwischen Diem und dem Zeitungswissenschaftler Emil Dovifat nachzugehen. Nach *Hajo Bernett*, *Sportpublizistik im totalitären Staat 1933–1945*, in *Stadion XI* (1985) 280, „erklärte der Berliner Ordinarius Dovifat den Läufer von Marathon, den Diem in einer Erzählung gefeiert hatte, zum ersten ‚PK-Mann‘, d.h. zum Prototyp eines Kriegsberichterstatters in einer Propaganda-Kompanie der Wehrmacht“. Zur Bedeutung Dovifats in der ‚Aktion Ritterbusch‘ vgl. *Hausmann*, *Ritterbusch* 274, 299, 308.

<sup>141</sup> Vgl. *Carl Diem*, *Körpererziehung bei Goethe* (Frankfurt a.M. 1948) 468: „Der Schönheitstrieb bestimmt die Regeln des Sports, in ihnen steht unbewußt ein menschliches Ideal an Bau, Bewegung und Verhalten zum Ziel. Sport treiben heißt den Körper und den Menschen

der aristotelischen *techné* eine Wissenschaft, die sowohl um die Dignität der Praxis als auch die Notwendigkeit ihrer bewußten Reflexion weiß<sup>142</sup>. Während wir in den vorhergehenden Kapiteln über den Sport als Wissenschaft von der Praxis gehandelt haben, geht es in bezug auf die Olympischen Spiele um ihre Leistung für die Praxis, die hier ihre Vollendung findet.

Blicken wir nun auf die Grundthese zurück, daß die lebensphilosophische Berufung auf überzeitliche Ideale letztlich zu einer Preisgabe von Wissenschaft an subjektive Interessen und konkrete Mächte führt, wird die Problematik in Diems Verständnis von Sportwissenschaft offenbar: Seine platonistische Vorstellung einer Eigenwelt des Sports und das daraus entspringende Beharren auf der reinlichen Trennung von Sport und Politik ist nichts anderes als die sportwissenschaftliche Variante jenes lebensphilosophischen Dezisionismus<sup>143</sup>. Da in Diems Idee einer prinzipiell unzerstörbaren Sphäre des Sports als Kulturgut der Menschheit<sup>144</sup> eine Instrumentalisierung durch Politik *sui generis* nicht vorkommen kann, tritt das bloße Organisationstalent an die Stelle der Einsicht in die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion der Beziehung von Sport und Politik und seiner institutionellen Absicherung<sup>145</sup>: „Wer die Politik aus dem Sport ausschalten will, handelt bereits politisch. [...] Es ist also ein leeres Geschwätz, zu sagen, die Politik gehöre nicht in den Sport. Ohne Politik gibt es keinen Sport.“<sup>146</sup>

*formen*, Sport lehren heißt die Schüler zu einer bestimmten Idealgestalt und Idealgesinnung hinführen [...]. Wir können dessen innere Strebung nicht besser als unter dem Gesamtbegriff der Schönheit ausdrücken, was auch die unmittelbare Nachbarschaft und Verwobenheit mit jenem Schönheitsstreben im engeren Sinne bestätigt, das wir Kunst nennen.“

<sup>142</sup> Vgl. Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, *Ausgewählte pädagogische Schriften* (Paderborn 1983) 40: „Ist doch überhaupt auf jedem Gebiete, das Kunst heißt im engeren Sinne, die Praxis viel älter als die Theorie, so daß man nicht einmal sagen kann, die Praxis bekomme ihren bestimmten Charakter erst mit der Theorie. Die Dignität der Praxis ist unabhängig von der Theorie; die Praxis wird nur mit der Theorie eine bewußtere.“ Ausführlich Theodor Litt, *Führen oder Wachsenlassen* (Stuttgart 1965) 101 ff.

<sup>143</sup> Court, *Interdisziplinäre Sportwissenschaft* 222.

<sup>144</sup> Vgl. Carl Diem, *Wesen und Lehre des Sports und der Leibeserziehung* (Berlin u. a. 1964) 30: Vor 150 Jahren entwickelte sich der „moderne Sport zu einer das Leben mitprägenden Kulturercheinung, die heute alle zivilisierten Völker ergriffen, die es bis zu einem gemeinsamen Hochfest der Welt gebracht hat.“

<sup>145</sup> Vgl. Weingart, *Einheit* 24ff; Henning Krauß, Victor Klemperer und das „weitmaschige Wort Kulturkunde“, in: *lendemains* 21 (1996) 124.

<sup>146</sup> Bruno Malitz (1933); zit. n. Joch, *Sport* 736. Vor diesem Hintergrund zeugt die Hauptthese von Eisenberg, „English sports“ 393, 441, beim vom DRL organisierten Sport habe es sich um einen „reinen“ und „sachadäquaten“ Sport gehandelt, für einen Historiker von einer erstaunlichen Naivität. Gegen diese These, ausgerechnet der Nationalsozialismus habe den Eigenweltcharakter des Sports ermöglicht, zutreffend Joch, *Sport* 702. Teichler, *Die Olympischen Spiele* 1936 22, spricht von der „Fiktion eines unpolitischen Sports“ und einem „gigantischen Betrugsmanöver“. Eine detaillierte Widerlegung der Thesen Eisenbergs. Jetzt bei Jürgen Court, *Zur Renaissance des Idealismus – Bemerkungen zu Christiane Eisenberg*, in: *Transformationen des deutschen Sports seit 1939*, hrsg. v. Michael Krüger (Hamburg 2001) 57ff.

Klemperes Tagebucheintrag vom 13. August 1936 „Mir ist die Olympiade so verhaßt, weil sie nicht eine Sache des Sports ist [...], sondern ganz und gar ein politisches Unternehmen“<sup>147</sup>, bedeutet daher im Lichte dieser Überlegungen, daß „niemand Gewissen hat als der Betrachtende“<sup>148</sup>.

<sup>147</sup> Klemperer, Tagebücher 1933–1941 293.

<sup>148</sup> Johann Wolfgang von Goethe, Maximen und Reflexionen, in: Goethes Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe in 40 Bänden, Bd. 4 (Stuttgart, Berlin o. J.) 212. Das vollständige Zitat „Der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat niemand Gewissen als der Betrachtende“ variiert Klemperer, Tagebücher 1945–1949 233: „Nur der Betrachtende hat recht“ (Tagebuch vom 24. April 1946).

Clemens Knobloch

## Sprachwissenschaft

### 1. Das Zitat; Ziel der Untersuchung: eine Art Forschungsstand<sup>1</sup>

„Die Sprachbetrachtung der Gegenwart geht ‚aufs Ganze‘.“ Das ist ein Zitat von 1934. Von wem es stammt, verrate ich einstweilen nicht. Beinahe jeder Sprachwissenschaftler könnte es *geschrieben* haben, beinahe jeder hätte es vermutlich *unterschreiben* können. Der Satz geht folgendermaßen weiter: „Man kann zwar vom Ganzen zum Einzelnen gelangen, aber nicht umgekehrt vom Einzelnen zum Ganzen.“ Auch das dürfte eine in allen Lagern resonanzfähige Formulierung gewesen sein.

Eine gleichermaßen emphatische und programmatische Vorstellung vom „Ganzen“ der Sprache, das theoretisch erfaßt und erklärt werden müsse, ist gewissermaßen der kleinste gemeinsame Nenner der sprachwissenschaftlich Tätigen in den 20er Jahren. Es ist unbestimmtes Programm- und Fahnenwort einerseits, markiert die Frontstellung gegenüber allen Spielarten des einzelheitlichen „Positivismus“ andererseits.

Im Werk Bühlers, der wie kein zweiter geschult war an den Ganzheitslehren der Zeit (Gestaltpsychologie, Strukturalismus, Kultursoziologie), begegnet das „Ganze“ häufig im Titel der Publikationen (z. B. 1931/32). An Saussures „Cours“ wird bemängelt, daß er die Sphäre der Rede (*parole*), der Kommunikation, die Realität des Sprechereignisses einfach stehen läßt wie eine „unklärbare Mutterlauge“<sup>2</sup>. Selbst in der Sphäre der Lexikographie, ansonsten unbestrittene Domäne des „einzelnen“ Lemmas und des sprichwörtlich positivistischen Alphabets, finden wir, begründet durch Ipsen, Trier, Porzig, den Feldgedanken. Dornseiffs ho-

<sup>1</sup> Für zahlreiche wertvolle Hinweise insbesondere zu den romanistischen Akteuren des folgenden Textes danke ich Frank-Rutger Hausmann.

<sup>2</sup> „Die Sprachforschung darf ebenso wenig wie irgendeine andere Wissenschaft von dem, was sie als Ausgangsgegenstand einmal aufgenommen hat, prinzipiell irgend etwas wie eine unklärbare Mutterlauge sozusagen stehen lassen.“ So heißt es in der „Axiomatik“ (Bühler 1933:38), Bühlers Art, ‚aufs Ganze‘ zu gehen, bleibt darin auch aus heutiger Sicht immer „fachlich“, als er an der allseitigen Indexikalität der Sprache als ihrer *Funktion* interessiert ist, nicht an den fallweise indizierten weltanschaulichen „Inhalten“, die eben darum rasch wechseln.

listisch und „synonymisch“ konzipierter „Wortschatz nach Sachgruppen“ erscheint ab 1933.

Das „Ganze“ begegnet freilich in zahlreichen und rasch wechselnden Gestalten. Es begegnet in der kulturalistischen Philologie und Etymologie, in der „Wörter und Sachen“-Schule, es begegnet als „System“, als „Gestalt“, als „Feld“, als „Sprechereignis“, als „Geist“, als „Sprachgemeinschaft“ – und schließlich auch als „Volk“, als „Sprachvolk“ nämlich.

Nicht weniger auffällig als der Hang zum „Ganzen“ ist in der Sprachwissenschaft der 20er Jahre der Wille zum programmatischen Neubeginn, präsent in unzähligen Publikationen, welche den gegenwärtigen „Stand“ bilanzieren und programmatisch künftige Forschungslinien vorzeichnen. Sehr gefragt sind offenbar Axiomatisierungsversuche, die neuen Halt versprechen im Strudel der Krisenpolyphonie. Vor dem Hintergrund dieser „programmatischen“ Publikationen will ich der Frage nachgehen, ob es tatsächlich NS-spezifische Weisen gegeben hat, in sprachwissenschaftlichen Dingen „aufs Ganze“ zu gehen.

## 2. Skizze der Ausgangslage um 1930; Verabschiedung der gängigen Mythen vom „Sonderweg“ der deutschen Sprachwissenschaft

Hier, bei den zirkulierenden „Mythen“ über die deutsche Sonderentwicklung in der Sprachwissenschaft, fasse ich mich kurz und verweise auf die einschlägige Literatur:

Mythos 1: die deutsche Sprachwissenschaft habe sich an Saussure und dem Strukturalismus vorbei entwickelt. Das ist grundfalsch. Vielmehr gilt ohne Einschränkung, was Bühler (1934), zweifellos der beste Beobachter der zeitgenössischen Sprachtheorie, notiert: daß seit dem Erscheinen des „Cours“ kein Sachkundiger mehr an der Reflexion von *Langue* und *Parole*, Synchronie und Diachronie vorbeikommt. In Weisgerbers handgeschriebener Habilitationsschrift von 1925 („Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“) ist Saussure der meist zitierte Autor<sup>3</sup>. Trier (1931) beruft sich ständig auf den „Cours“, Gunther Ipsen (1930), eine Schlüsselfigur der Reorganisation der deutschen Sprachwissenschaft in den 20er Jahren<sup>4</sup>, nennt ihn unter den wichtigen Neuerungen etc. Und auch über die gesamte NS-Zeit hinweg sind strukturalistische Positionen präsent und präsent.

<sup>3</sup> Hierzu vgl. man besonders Ehlers (2000). Auch in den frühen Publikationen Weisgerbers, so insbesondere in dem Handbuchartikel „Sprache“, den dieser zu Vierkants „Handwörterbuch der Soziologie“ beisteuerte (Weisgerber 1931), ist überdeutlich, daß Weisgerber die psychologisch-soziologische Ambivalenz des „Cours“ zur soziologischen Seite hin auflöst.

<sup>4</sup> Vgl. Ipsen (1930); Gunther Ipsen hat sich später stärker in der Soziologie engagiert. Er gilt als Mitbegründer der Leipziger Soziologenschule und ist auch in der Geschichtswissenschaft der NS-Zeit kein Unbekannter, weil er an der Konzipierung der NS-Raumpolitik im Osten beteiligt war. Als Wissenschaftler und Wissenschaftspolitiker hätte er definitiv eine Monographie verdient.



Vielmehr ist es auch gar nicht zu übersehen, daß der deutsche Hang, ‚aufs Ganze‘ zu gehen, sich durchaus *auch* auf Saussure berufen konnte und sich auch auf ihn berufen hat.

Mythos 2: Die deutsche Sprachwissenschaft habe sich im Nationalsozialismus international isoliert. Tatsächlich ist die *relative* Isolierung der deutschen Sprachwissenschaft bereits früher eingetreten. Sie geht zurück auf die Abgrenzung der europäischen und internationalen Sprachwissenschaften gegen die bis dahin übermächtige deutsche Tradition nach dem Ersten Weltkrieg, die mit neuem antideutschem Selbstbewußtsein und vornehmlich im Zeichen des Strukturalismus erfolgte (Maas 1988:263 f.). Überdeutlich ist bereits in den 20er Jahren und erst recht im Nationalsozialismus der deutsche Anspruch, die alte Führungsrolle in der Sprachwissenschaft wiederherzustellen, was naturgemäß nicht durch einfachen Anschluß an die internationale Entwicklung geschehen konnte, sondern deren *Überbietung* einschloß. Auch daher der *emphatische* Hang zum „Ganzen“. Es ist leicht nachweisbar, daß in der Sprachwissenschaft wie in den geisteswissenschaftlichen Nachbarfächern Einsicht in die „Ganzheitlichkeit“ geistiger Phänomene als spezifisch deutsche Leistung reklamiert und somit national übercodiert wurde (Stempel 1978, Scheerer 1991)<sup>5</sup>.

Mythos 3: Die Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus sei durchweg wertlos, ideologisch korruptiert, gleichgeschaltet und kein legitimer Gegenstand der Fachgeschichte. Dagegen ist zu halten, daß es in der Entwicklung der Sprachwissenschaft nach 1933 keinen Bruch gegeben hat. Die Programmschriften und Axiomaten der gewöhnlich für „Nationalsozialismus“ geltenden Richtungen sind vor 1933 erschienen. Keine relevante Strömung der Weimarer Krisenpolyphonie ist nach 33 untergegangen, und keine ist neu dazugekommen. Auch die rassistisch argumentierenden Strömungen debütieren vor 33. Vielmehr wirkt die durchgesetzte NS-Ideologie als Kraftfeld und zusätzlicher Selektionsfaktor (man könnte auch sagen: als Differenzierungshilfe) für die „Auslese“ der akademisch institutionell stärksten Richtungen. Sprechen kann man jedoch nicht von einer *Gleichschaltung* des Faches, sondern bestenfalls von seiner *Selbstgleichschaltung*<sup>6</sup>.

<sup>5</sup> Es sei daran erinnert, daß schon *Ringer* (1983:344 ff. und öfter) auf die „Bewegung zur Synthese“ und auf die rhetorische „Technik des höheren Dritten“ im Krisendiskurs der Zeit aufmerksam gemacht hat. Untersuchenswert wäre noch der Umstand, daß es im Ganzheitsrausch des Nationalsozialismus dann alsbald auch die Rolle des Ernüchterers gibt. *Willy Hellpach*, dessen dreistufige Volkslehre (*Hellpach* 1938) als klassische Durchführung der NS-Volkstheorie gelten kann (1. Stufe: „Volk“ als Naturtatsache, Blut; 2. Stufe: „Volk“ als geistige Gestalt, Sprache, Tracht, Werkzeug etc.; 3. Stufe: „Volk“ als Willensschöpfung, Bund, SS etc.), veröffentlicht 1937 in der Zeitschrift „Industrielle Psychotechnik“ (der Ort ist so interessant wie die Zeit) eine ironisch-begriffskritische Analyse der „Ganzheitsmystik“. Der Text ist intelligent und interessant, er nimmt eine Art Hermann-Lübbe-Position zum Ganzheitsdiskurs an, eine Art affirmative Relativierung. „Wer nichts als Ganzheitsvisionen hat, der bleibt ein Träumer, ein Phantast, ein Schwärmer“, heißt es da (*Hellpach* 1937:133), und gewarnt wird vor den „Gefahren der Einzelheitsvernachlässigung“ (1937:138).

<sup>6</sup> Und was die „geduldete Mehrstimmigkeit“ des Faches im Nationalsozialismus betrifft, so verdient es einmal bemerkt zu werden, daß die bundesdeutsche Nachkriegssprachwissen-

Mythos 4: Die Politisierung des Faches sei eine Funktion des Nationalsozialismus und habe „entwissenschaftlichend“ gewirkt. Tatsächlich ist bekannt, daß der Ruf, Sprachwissenschaft müsse zu den praktischen Fragen des Tages, der Schule, der Politik, der Kommunikation, der Völkerbeziehungen, der Propaganda Sachdienliches beitragen, bereits mit der „antipositivistischen“ Kritik an den junggrammatischen „Lautschiebern“ (Vossler) aufgekommen ist. Die völkische Jugendbewegung, die Verbindung zu den Grenz- und Auslandsdeutschen Aktivisten kam in der Zeit des Ersten Weltkrieges radikalisiert hinzu. Programmschrift und Geburtsurkunde der Sprachinhaltsforschung ist die im Jahre 1917 von Georg Schmidt-Rohr (damals, bis ca. 1930, noch einfach Georg Schmidt)<sup>7</sup> publizierte Tat-Flugschrift mit dem bezeichnenden Titel: „Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens“. Bei ihrem Machtantritt fanden die Nazis eine durchweg politisierte Sprachwissenschaft bereits vor. Was das Personal betrifft, so reicht das Spektrum vom politischen Aktivisten, dem die „Wissenschaft“ ebenfalls „Waffe und Werkzeug“ seiner völkischen Sendung ist, über den sozial intelligenten Karrieristen und den modernen Politikberater bis hin zum peniblen Philologen, der seine strenge methodologische Haltung mühelos mit „völkischer Verantwortung“, banalem Alltagsnationalismus und „deutscher Wissenschaft“ zur Deckung bringt<sup>8</sup>.

Unklar und von einer soziologisch nicht reflektierten Wissenschaftsvorstellung ausgehend ist weiterhin die Ansicht, ein solcher praktisch politischer Kontext gehe notwendig zulasten der „Wissenschaftlichkeit“. Vielmehr zeigt auch hier der Extremfall der manifesten Politisierung nur deutlicher, was auch im Normalbetrieb vor sich geht. Der Zwang, verwertbare Ergebnisse zu liefern, diszipliniert auch dann ein Fach, wenn er direkt politisch motiviert ist. Er baut das Fach in kürzere Kontrollschleifen ein, erzwingt objektivere Methodiken und kontrolliert wirksam ideologischen Überschwang<sup>9</sup>. So gilt, daß die deutsche Sprachsoziologie,

schaft mit ihrer Weisgerber-Monokultur sehr viel grauer, monotoner und fachlich unproduktiver gewesen ist.

<sup>7</sup> Zu Schmidt-Rohr vergleiche man vor allem die zahlreichen Publikationen von Gerd Simon (1979, 1985, 1986, 1989 und öfter). Vgl. auch Knobloch (i. V.), jetzt auch einige Bemerkungen in Hutton (1999).

<sup>8</sup> Zweifellos hat diese „Polarisierung“ in Deutschland eine spezifische, wohl ebenfalls auf den Ersten Weltkrieg zurückführbare Form angenommen, als Phänomen ist sie aber auch anderswo zu beobachten, wie im Zeitalter der nationalen und sprachlichen Minderheiten nicht anders zu erwarten. Weisgerber (1934:204) zitiert A. Meillet, den er häufig als seinen französischen Antipoden führt (und als den „Führer der französischen Sprachforschung“ bezeichnet) mit dem Satz, die Aufgabe der Wissenden sei, diejenigen aufzuklären, die *handeln* müssen.

<sup>9</sup> Hier wäre zuerst von den Fächern zu lernen, die ihre Professionalisierung dem Krieg oder sonstiger politischer Indienstnahme verdanken, so z.B. der Psychologie und der Soziologie. Für die „Professionalisierung“ der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus vgl. Geuter (1984), Ash & Geuter (1985), für die Soziologie Klingemann (1996). Bekannt ist auch in diesem Zusammenhang, daß Wissenschaftskarrieren zwar in der Konsolidierungsphase des Nationalsozialismus mit ideologischer Kollusion begründet werden konnten, in der Kriegsphase aber nur noch mit verwertbaren Ergebnissen (Maas 1996). Das gilt selbst für ein so ab-

die Varietätenlinguistik, die Sprachkontaktforschung, die Bilingualismusforschung, die Lernergrammatik für DaF ihren Anfang in derartigen politisierten Kontexten genommen haben. Wo steht geschrieben, daß „reiner“ Erkenntnisdrang besser sehen lehrt als profaner Verwertungsdruck? Das führt uns bruchlos zum

Mythos 5: Und der beinhaltet die These von der ideologischen Korruption des Faches im Nationalsozialismus, die eigentlich erst in der durchgreifenden Ausmischung durch die Studentenbewegung ihr Ende gefunden habe. Hier ist zu bemerken, daß nichts die realistische Einschätzung der Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus so sehr behindert wie die optische Täuschung, die durch den verspäteten Anschluß der deutschen Linguistik an die internationale strukturalistische Entwicklung in den 60er Jahren installiert worden ist<sup>10</sup>. Hier ist ein enormer semantischer Entwertungsdruck aufgebaut worden, der es nahelegte, die bis dahin vorherrschenden Ansichten pauschal als NS-infiziert zu codieren, was ihren raschen semantischen Verschleiß zu fördern versprach und ihre kritische Prüfung verhinderte. Mit den Karriereinteressen derer, die der Weisgerberei ihr wohlverdientes Ende bereiten wollten, war dieser sprunghafte semantische Verschleiß untrennbar verbunden. Die Weisgerberei war einfach nicht mehr resonanzfähig, weshalb man ihre Axiome auch durchaus nicht mehr zu prüfen brauchte<sup>11</sup>. Man darf jedoch nicht vergessen, daß es keine „fachlichen“ Gründe waren, welche die bis dato allmächtige Sprachinhaltsforschung rasch kollabieren ließen, sondern die Koinzidenz von Resonanzverlust und den Karriereinteressen der nachrückenden Linguistengeneration.

Mythos 6: Die Sprachinhaltsforschung habe tapfer das Banner des „geistigen“ Prinzips der Muttersprache gegen die Rassenbarbarei der Nazis aufgepflanzt und

gelegenes Fach wie die Sprachwissenschaft, wo man am Schicksal Schmidt-Rohrs studieren kann, daß Nützlichkeitsversprechungen rasch eingelöst werden müssen, wenn sie nicht zum Karriereknick führen sollen (vgl. *Simon* 1986, 1989 über Schmidt-Rohr). Ein Mann wie Heinz Kloss war da wesentlich effizienter. Er lieferte bienenfleißig und vollkommen realistisch die Daten, Zahlen und Fakten, welche der Krieg benötigte, so z.B. über die Mobilisierbarkeit der Deutsch-Amerikaner gegen einen Eintritt der USA in den Krieg (*Kloss* 1937 zuerst, hierzu *Maas* 1996:73), über Zahl und Einfluß der jüdischen Organisationen in den USA (*Kloss* 1944), über die sprachlichen und ethnischen Minderheiten in Frankreich (*Kloss* 1935) u.v.a.m.

<sup>10</sup> Bedenkenswert ist hier nicht zuletzt, daß für die deutsche Sprachwissenschaft fast ein halbes Jahrhundert Denkentwicklung ausgespart geblieben ist. Eine genuine Rezeptionslücke besteht zwar nicht für Saussure, wohl aber für große Sprachforscher wie: Jespersen, Benveniste, Kurylowicz, Meillet, Bally, Tesnière, Jakobson, Bloomfield, Hockett, Pike und einige andere mehr.

<sup>11</sup> Ich bin mir darüber im klaren, daß diese historische Relativierung des plötzlichen Endes der Weisgerberei diejenigen auf den Plan rufen wird, die schon immer behauptet haben, hier sei fachgeschichtliches Unrecht geschehen. Es versteht sich jedoch, daß ich durchaus nicht dieser Meinung bin, im Gegenteil. Fachgeschichtliches Unrecht gibt es nicht, jedenfalls so nicht. Der plötzliche Zusammenbruch eines außerfachlichen Resonanzraumes bestätigt vielmehr in seinen weitreichenden Wirkungen, daß es der Sprachinhaltsforschung nicht gelungen war, eine halbwegs resistente Fachtradition aufzubauen. Diese Diagnose gilt freilich auch für die Linguistik bis heute.

sei darin trotz Anfeindungen keinen Zoll gewichen. Das ist der Stoff, aus dem die Persilscheine nach 45 gefertigt wurden. Eine Tatsache ist, daß die völkische Muttersprach-Rechte zur „ideologischen Koalition“ der Nazis gehörte und ihnen bis zum Schluß treu gedient hat (Hutton 1999:4). Wahr an dieser Geschichte ist hingegen, daß nachhaltig zurückgepfiffen wurde, wer sich in das Geschäft einzumischen suchte, das Partei und „Bewegung“ für sich vorbehalten glaubten: das der Definition und Gewichtung zentraler ideologischer Konzepte wie „Volk“, „Rasse“, „Arier“. Das mußte z.B. Schmidt-Rohr erfahren, dessen Tiraden gegen das Rasseprinzip im Volksdiskurs, zumal er sie nach der Machtübergabe 1933 erneut drucken ließ, zu einem ernsthaften Karriereknick führten (zu mehr freilich nicht). Der endete erst, als Schmidt-Rohr, der fortfuhr, Parteidienststellen mit sprachpolitischen Programmen zu beschäftigen, 1939 mit dem Segen höchster Parteiideologen widerrief<sup>12</sup>. Insofern bedeutet die Machtübergabe an die Nazis 1933 tatsächlich eine relative „Schließung“ des zentralen ideologischen Diskurses der völkischen Rechten. Und davon war die Muttersprach-Fraktion insofern betroffen, als sie Teil dieses völkischen Diskurses gewesen (und geblieben) ist<sup>13</sup>.

### 3. Kraftzentren der Fachentwicklung zwischen 33 und 45; Was bewegt die „Sprachwissenschaft“?

Daß es „die“ Sprachwissenschaft als halbwegs geschlossene akademische Konfiguration im Nationalsozialismus nicht gab, ist bekannt (vgl. die Diskussion in Maas 1988 und 1996). Auch Fachgrenzen stellen sich im Rückblick anders dar als für die Zeitgenossen selbst. So wurde in den Rezensionsorganen des ersten Jahrhundertdrittels – um nur ein Beispiel zu nennen – vielfach unter der Rubrik „Sprachpsychologie“ geführt, was wir heute der Allgemeinen Sprachwissenschaft oder Sprachtheorie zurechnen würden<sup>14</sup>. Auch gegen diesen terminologisierten Monopolanspruch der Psychologie in sprachtheoretischen Fragen richtet sich der „antipsychologische“ Groll der Neuerer.

Mit Maas (1988, 1996) entscheide ich mich retrospektiv für einen „weiten“ Begriff von Sprachwissenschaft, der sowohl unter den „Philologen“ die vornehmlich

<sup>12</sup> Hierzu vgl. man Schmidt-Rohr (1939a und 1939b). Der „Widerruf“ wurde eingeleitet von Prof. Dr. Groß, Leiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP. Eine detaillierte Rekonstruktion des Konfliktes zwischen Schmidt-Rohr und der NSDAP gibt Simon (1986).

<sup>13</sup> Das zentrale Thema dieses Diskurses war die Frage nach den „volksbildenden“ Kräften (*Raum, Sprache, Kultur, Rasse* etc.), nach ihrer Gewichtung und Hierarchisierung. Versorgt wurde er aus dem Umkreis der Strömungen, die heute vielfach unter der Chiffre der „Konservativen Revolution“ zusammengefaßt werden. Ein zentraler, repräsentativer und wirkungsmächtiger Text ist Boehm (1932). Zu Boehm vgl. Petzold (1978).

<sup>14</sup> Das hat natürlich seinen fachhistorischen Grund darin, daß im 19. Jahrhundert die Psychologie mit einigem Erfolg ihre Zuständigkeit für die Fragen der Sprache erklärt hatte; vgl. Knobloch (1988). In der Generation von Wilhelm Wundt und Hermann Paul war diese Zuständigkeit weitgehend anerkannt.

an Sprache Interessierten umfaßt als auch die sprachpraktisch und sprachpolitisch Tätigen im außerakademischen Bereich, ebenso auch den Komplex Sprachpflege, der (zusammen mit dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein) freilich bereits relativ gut erforscht ist<sup>15</sup>. Ich will im folgenden Abschnitt einige „Kraftzentren“ der Sprachwissenschaftsentwicklung im Nationalsozialismus umreißen. Darunter will ich umgrenzbare thematische, institutionelle und semantische Komplexe mit „Ressourcen“-Charakter (Ash 1995a, 1995b) verstanden wissen. Eigentümlich ist diesen Kraftzentren, daß die *Beziehbarkeit* der fachlichen Arbeit auf einen oder mehrere dieser Komplexe verbesserte *Resonanz* verspricht. Der erste dieser Komplexe ist:

a. Das (durchweg als sprachlich und „volklich“ bedroht codierte) Grenz- und Auslandsdeutschtum. Hier gibt es eine emphatische Tradition der Muttersprach- und Volksgemeinschaft, für die als Organisation die Gruppen der bündischen Jugend im und nach dem Ersten Weltkrieg stehen. Deren wichtigster Vertreter ist Georg Schmidt-Rohr. Seine (o.g.) Tat-Flugschrift von 1917 kann als erstes Manifest und Geburtsurkunde der ganze Richtung gelten. Auch Weisgerbers lebenslange Obsession mit „Sprachkampf“ und „Sprachgrenze“ führt (selbst biographisch) zurück auf diesen Hintergrund (Weisgerber stammt aus Lothringen). Das Netz der Grenz- und Auslandsdeutschen Hilfsorganisationen kann hier nicht rekonstruiert werden. Ich nenne nur das Deutsche Ausland-Institut (Stuttgart) – und als wichtigen Sprachwissenschaftler daselbst Heinz Kloss.

Die (vermeintlichen) Anliegen der Grenz- und Auslandsdeutschen versprachen beträchtliche Resonanz schon in der Weimarer Republik, erst recht im Nationalsozialismus. Für die völkische Sprachwissenschaft bildeten sie eine wichtige Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis. Als kleine, von „volksfremden“ Mächten umgebene Sprachgemeinschaften erlaubten sie das Studium der sprachlichen Vergesellschaftung (ebenso wie des Sprach- und Volkstumsverlustes!) unter feindlichen Bedingungen – und leisteten automatisch einen Beitrag zu hoch „nationalen“ Anliegen<sup>16</sup>. Fast automatisch wurde das Grenz- und Auslandsdeutschtum

<sup>15</sup> Vgl. hierzu Polenz (1967), Simon (1979, 1989), Bernsmeier (1983), Kämper-Jensen (1993).

<sup>16</sup> Der Mythos vom sprachlichen und völkischen „Grenzkampf“ war so zugkräftig, daß auch die rassistische Fraktion ihn, nur leicht mit Blut unterfüttert, nicht entbehren zu können glaubte (vgl. Glässer 1939:22f. und öfter). Nur wo die rassistischen Kräfte erlahmt sind, unterliegt auch die Sprache etc. Anschluß bietet der Topos jedoch auch für höchst fachliche Fragen von Sprachmischung, Sprachkontakt, Entlehnung, Substrat- und Superstratbildung etc., die alle ebenfalls auf Sprach- und Grenzkämpfe „zurückgeführt“ werden können. Grundsätzlich lassen sich alle Wirkungen des *Sprachkontaktes* auch als Wirkungen von „Sprachkämpfen“ codieren. Und allfällige Befunde, wonach die „Nationalsprachen“ höchst kontingente Mischungen mit großen Anteilen von Entlehnung und Lehnübersetzung bilden (vgl. Maas 1996:61f.), lassen sich gleichermaßen bereitwillig auf „Völkermischungen“ wie auf „Völkerkämpfe“ beziehen. Versteht sich, daß der NS-Diskurs die kämpferische Lesart prämierte und die „nationalliberale“ schmähte. Neben Hugo Schuchardt, den Maas (1996) in diesem Zusammenhang nennt, ist vor allem an den skeptisch-mystischen Sprachkritiker (und Außen-seiter) Fritz Mauthner zu erinnern, dem es allzeit ein Vergnügen war, den Misch- und Lehncharakter der vermeintlich reinen Nationalsprachen detailreich aufzuzeigen. NS-Kollusionsartisten wie Edgar Glässer (1939:33ff.) haben ihn dafür immerhin beschimpft, statt ihn nur

Symbol und Barometer für das geschlagene, eingekreiste und gedemütigte „Gesamtvolk“ – und gleichsam zum Referenzsystem für das, was die „volksbildende Kraft der Muttersprache“ hieß. Auch setzten beträchtliche Teile der nationalen Intelligenz nach dem verlorenen Weltkrieg auf eine Art von geistig-kulturellem Imperialismus, auf einen Modus der Expansion, welcher sich auf die „Weltgeltung“ der deutschen Sprache und Kultur zu stützen gedachte.

b. Der Komplex der deutschen Sprach- und Kulturpropaganda im Ausland. Personell und institutionell steht er in engem Zusammenhang mit (a). Institutionell am wichtigsten dürfte die *Deutsche Akademie* (DA München) gewesen sein<sup>17</sup>. An der arbeitet bis 1936/37 als wichtigster Sprachwissenschaftler Franz Thierfelder. Die DA hat Schmidt-Rohrs Hauptwerk (Schmidt-Rohr 1932, 1933) herausgegeben und seine Verbreitung gefördert. Kloss und Thierfelder haben das Buch in emphatischen Rezensionen begrüßt (vgl. Hutton 1999: 298ff.). Weisgerbers frühes Hauptwerk „Muttersprache und Geistesbildung“ von 1929 kann durchaus als programmatisch *akademische* Ausgestaltung dieser Richtung gelesen werden.

Als semantische Ressource dürfte für diesen Komplex wichtig sein, daß der expansive Sprachnationalismus in Deutschland auch eine massendemokratische Mutations- und Schwundform des bildungsbürgerlichen Kultur- und Geisteselitismus darstellt. An den kann er auch insofern unmittelbar anschließen, als ja die deutsche Muttersprache *der Schlüssel* zur „deutschen Bildung und Kultur“ ist<sup>18</sup>. Weisgerber (1933/34), zweifellos der begabteste Wissenschaftspolitiker seiner Fachgeneration, baut den Themen- und Entwicklungsplan der Sprachwissenschaft so, daß ihr die *gatekeeper*-Position in allen höheren Gemeinschaftsangelegenheiten automatisch zufällt, kraft der Tatsache, daß die eben alle muttersprachlich vermittelt sind.

zu ignorieren. Ein Zitat sei erlaubt, weil es den Ton Glässers exemplarisch vorführt: „Sucht er [Fritz Mauthner; CK] doch die Eigenständigkeit und das nationale Gepräge der Sprachen immer wieder gleichsam zu entlarven als ein getarntes Volapük, das dem Wissenden das Freimaurerzeichen ahasverischer Allerwelts- und Nirgendwo-Beheimatung zu erkennen gebe. So schwelgte er in der Vorstellung von einem restlos vermischten Völkerbrei, von einer universalistischen Verkehrssoziologie, einem grenzenlosen Hin- und Herüber der Lehnübersetzungen...“ usw. *Glässer* (1939) ist ein intelligentes Panoptikum der polit-rhetorischen Potentiale, die in den kurrenten sprachwissenschaftlichen Axiomatiken steckten. Schon darum verdiente der Text eine gründliche Analyse.

<sup>17</sup> Zur Geschichte der Deutschen Akademie, insbesondere im Nationalsozialismus, vgl. *Harvolk* (1990), der auch die Streitereien rekonstruiert, die zum Ausscheiden Thierfelders geführt haben. Daß dieser Schwierigkeiten mit der (späteren) Gleichschaltung der DA gehabt habe, wie er nach 1945 behauptet, ist ein offenkundiges Märchen. Seine späteren Veröffentlichungen im Krieg sprechen eine andere Sprache (*Thierfelder* 1940, 1941). Laut *Maas* (1988:277) war Thierfelder nach seinem Ausscheiden bei der DA als sprachpolitischer Berater für das AA und für die SS tätig, nach dem Krieg dann für das *Institut für Auslandsbeziehungen*, Nachfolger des Auslandsinstituts in Stuttgart, und beim Goetheinstitut.

<sup>18</sup> Interessant sind immer die äußersten Grenzen der Strapazierfähigkeit eines Interpretationsmusters. So formuliert *Glässer* (1939:3) als Ziel des neuphilologischen Unterrichts, die „Unübersetzbarkeit“ des sprachlichen Lebens einzusetzen und zu vermitteln.

c. Der Komplex „Verwissenschaftlichung der Propaganda“. Hier ist der (u.a. von Weisgerber) reklamierte Charakter der Muttersprache als Trägerin der naturwüchsigen „Weltanschauung“ einschlägig<sup>19</sup>. Es versteht sich, daß aus der (in Grenzen realistischen) Erkenntnis, daß Weltanschauungen sprachlich zirkulieren und sprachlich vermittelt werden, automatisch eine weitreichende Zuständigkeitserklärung der Sprachwissenschaft resultiert. Die kann in diversen Versionen vorgetragen werden, umweglos wie bei Eduard Hermann (1937) oder durchweg fachlich verklausuliert und bloß in der Allusion politisch wie bei Weisgerber (1933/34). Beide Techniken, das Fach in dieser Sache „in Stellung zu bringen“, müssen sehr viel genauer untersucht werden. Karrieren wie die von Manfred Pechau im Amt Rosenberg oder Franz Alfred Six als „Gegnerforscher“ (Hachmeister 1998) sind auf diesen Komplex gegründet.

d. Die Sprachpolitik in den besetzten Ländern. Hier kann ich nicht ins Detail gehen. Am besten untersucht ist bislang die Sprachpolitik in den besetzten Niederlanden durch die Arbeiten von Christoph Sauer (1989, 1995) und die Sprachpolitik in der Bretagne durch Joachim Lerchenmüller (1997).

e. Der Komplex „Rassismus“. Hier handelt es sich um einen reinen Kollusions-topos. Der Rekurs auf „Rasse“ macht von allen positiven sprachstrukturellen Vorgaben frei für jegliche programmatische Spekulation (Maas 1988:281), weshalb er für zwei Funktionen verwendbar wurde: für die Demonstration weltanschaulicher Übereinstimmung mit dem Nationalsozialismus (z.B. Lutz Mackensen, Hermann Ammann, Hermann Güntert und einige andere mehr) und für das (demonstrativ opportunistische) Freiräumen fachlicher Spielräume. Edgar Glässer (1939) ist der einzige Sprachwissenschaftler, der gleichzeitig offen rassistisch und auf der Höhe der sprachtheoretischen Diskussion schreibt. Seine „Einführung in die rassenkundliche Sprachforschung“ ist der eigentliche Anti-Schmidt-Rohr und Anti-Weisgerber. Die rhetorische Makrostruktur des Textes ist freilich mehr als simpel. Überall da, wo die sprachnationalistische Fraktion „geistig“, „kulturell“, letztlich eben sprachlich ‚aufs Ganze‘ geht (und dafür Struktur- oder Geschichtsdaten beibringen muß!), pocht Glässer auf „wuchshaft“-rassistischen Urgund derselben: bei der Verständigung, bei den Lehnübersetzungen, bei den idg. Satzschemata etc. Es ist ja nicht eben schwer, alles, was hoch bewertet und geschätzt wird, günstigem Bluteinfluß zuzuschreiben und alles andere der allenthalben drohenden Mischung und Degeneration. All das wird von Glässer mit stupender Gelehrsamkeit und durchaus guter Detailkenntnis vorgetragen, bedenkt man, daß er zur Zeit der Abfassung 28 Jahre alt war. Krude tagespolitische Invektiven wechseln sprunghaft mit breit angelegten Theoriedebatten, letztere auf dem Sachstand der Vor-NS-Zeit (also mit Berücksichtigung von Saussure, Bühler, Meinong, Marty, Mauthner, Cassirer etc.). Für die primitiv-rassistische Auflösung wird dann am

<sup>19</sup> Es würde durchaus einmal eine Untersuchung vertragen, wie die Sprachinhaltsforschung vorgeht, wenn sie den „geistigen“ Charakter der Sprachen betont – „Geist“ konnotiert ja Freiheit und Selbsttätigkeit – und gleichzeitig die Muttersprache als naturhaftes semantisches Gefängnis, als naturhaft-objektive Macht über den einzelnen, vorstellt.

Ende regelmäßig Stegmann von Pritzwald zitiert, vor allem dessen anti-slawische Ausfälle<sup>20</sup>. Der war offenbar Glässers Förderer und sprachsoziologischer Vertrauensmann des Amtes Rosenberg, was den (in jeder Hinsicht) gemeinen Karrierismus als Motiv nahelegt<sup>21</sup>. Daß Glässers Hauptgewährsmann in sprachtheoretischen Angelegenheiten ausgerechnet Karl Bühler war – Glässer gibt sogar eine eigene Version des Organonmodells, „gliedhaft“ bzw. „wuchshaft“ umgeschminkt (beides seine Lieblingsadjektive [Glässer 1939:78f.]) – legt den Schluß nahe, daß der intelligente, ständig im Überbietungsgestus schreibende Jungtürke eine Strategie der symmetrischen Ausdehnung des diskursiven Raumes betrieb: Je mehr demonstrativer Rassismus auf der einen, desto mehr fachlicher Spielraum auf der anderen Seite<sup>22</sup>.

f. Der Komplex Sprachpflege und Purismus. Hier ist vor allem zu bemerken, daß der Nationalsozialismus die in ihn gesetzten Erwartungen puristischer Deutschlehrer und enthusiastischer Frakturfreunde nicht erfüllt hat. Letztere fühlten sich gar verraten, als der Führer 1940 die Verwendung der Antiqua in den offiziellen Dokumenten von Staat und Partei anordnete, namentlich im Hinblick auf die besetzten Gebiete, und den *Bund für deutsche Schrift* auflösen ließ (vgl. hierzu Hartmann 1998).

Obwohl natürlich puristisch-sprachpflegerische Rhetorik von vielen NS-Größen an der Öffentlichkeit praktiziert wurde – sie ist schließlich immer populär – ist doch die interessantere Beobachtung die, daß mit derartigen Motiven allein auch im Nationalsozialismus keine akademische Karriere zu bestreiten war. Am weitesten dürfte es auf diesem Feld der Erlanger Rhetorik-Professor Ewald Geißler gebracht haben, Autor des Duden-Stilwörterbuchs, vorgesehen als Leiter des Sprachamtes der *Deutschen Akademie* (das dann nicht zustandekam; vgl. Simon 1989, 1990), Verfasser einer zweibändigen „Erziehung zur Hochsprache“, deren zweiter Band den Weg vom Weimarer Alltagsnationalismus zur markigen

<sup>20</sup> Mein Exemplar von *Glässer* (1939) trägt die Widmung des Verfassers an Erich Rothacker, der das Buch sorgfältig mit Annotaten versehen hat, darunter auch die Bemerkung, daß Stegmann von Pritzwald ein slawischer Name sei. Mit der „Einführung in die rassenkundliche Sprachforschung“ hat Glässer sich in Heidelberg habilitiert. Nach dem Krieg war er in Mainz Direktor des Dolmetscherinstituts.

<sup>21</sup> Namentlich gegen Weisgerber und Schmidt-Rohr holt Glässer mächtig aus: letzterer rechtfertigte den „Völkerbrei“ mit seinem „wurzellosen Sprachbegriff“ und betreibe den „Einbau des Judentums in die Front der Nation“ (*Glässer* 1939:52).

<sup>22</sup> Auch die höchst intellektualistische Saussure-Exegese der Kopenhagener Schule, mit ihrem Hang zur logizistischen Allgemeinen Grammatik der völkischen Schwärmerei maximal entgegengesetzt, versucht Glässer als „arteigen“ einzugemeinden (Hjlemslev, Brøndal), wohl weil sie in Skandinavien beheimatet ist. Die Argumentation ist bisweilen so beliebig, als ob sich Glässer darüber klar gewesen wäre, daß man mit Hilfe des Rasse-Musters in der Sprachwissenschaft alles erklären könne. Und das heißt eben: nichts. Es dürfte nicht leicht sein, einen anderen NS-Linguisten zu finden, der so souverän (und fast ironisch) mit den rhetorischen Resonanzpotentialen sprachwissenschaftlicher Theorie operiert wie Glässer. M. W. ist sein Büchlein unter diesem Gesichtspunkt noch nicht erschöpfend analysiert worden.



NS-Diktion nimmt (Geißler 1925/34), und Verfasser des fachlich jämmerlichsten Beitrags im germanistisch-sprachwissenschaftlichen „Kriegseinsatz“ von 1941 (hierzu Hausmann 1998).

Als rhetorische Ressource betrachtet war Purismus ambivalent. Einerseits kritisierten die eingefleischten Puristen den NS-Sprachgebrauch, dessen Diktion den synkretischen Gesetzentwerfern erfolgreicher Propaganda folgte (die im 20. Jahrhundert den Gebrauch „wissenschaftlicher“ Terminologie notwendig einschließt). Andererseits gab es nichts, was die Sprachpfleger dem Parteiapparat als Dienstleistung hätten anbieten können. So bietet sich, namentlich wenn man die Veröffentlichungen der „Muttersprache“ von 1933 bis 1940 verfolgt, das Bild einer Gruppe, die vergeblich versucht, sich vorteilhaft ins Spiel zu bringen (eine Synopse solcher Beiträge gibt Kämper-Jensen 1993)<sup>23</sup>. Aus der (von Simon 1989 erforschten) Geschichte der Bemühungen um ein NS-Sprachamt wissen wir auch, daß der „Sprachverein“ es keiner NS-Dienststelle recht machen konnte, was aber überwiegend daran lag, daß Institutionen wie die *Deutsche Akademie* und später das *Ahnenerbe* sich zutrauten, effizientere und modernere Sprachpolitik zu betreiben.

#### 4. Exemplarisches über die fachliche Einstellung zu „Wissenschaft“ und „Wissenschaftlichkeit“

Für die historische Wissenschaftsforschung gibt es kaum ein gravierenderes Problem als das der „Wissenschaft“ selbst. Fortwährend verwandeln fachliche und außerfachliche Begebenheiten in ihrer Gesamtheit die „Wissenschaft“ von gestern in den Aberglauben (günstigenfalls in das „Vorurteil“) von heute. Was den Nationalsozialismus betrifft, so hat die moralische Täter-Opfer-Optik den historischen Blick für Fachliches lange getrübt. Schuld, Verwicklungen und politische Allianzen waren (ganz zu Recht, wie ich finde) zuerst im Blick, aber wohl auch darum, weil das eigene Bild von „Wissenschaft“ reingehalten und abgegrenzt werden sollte. Wer so schaut, der sieht nicht, daß sein Fach im Nationalsozialismus vielleicht nach ganz ähnlichen Resonanzgesetzen funktioniert hat wie heute. Die Vorstellung, es ließe sich im historischen Rückblick ein Kern unproblematischer „Wissenschaft“ ausmachen und von politischen, ideologischen und sonstigen kontingenten „Zutaten“ reinlich trennen, ist naiv. Stattdessen sollte zur Fachgeschichte die Rekonstruktion der Auffassung gehören, die ihre jeweiligen Träger von „Wissenschaft“ ausgebildet hatten. Und natürlich auch der, welche der Betrachter aus seiner (heutigen) Position für selbstverständlich zu halten geneigt ist!

<sup>23</sup> Dagegen ist die Fremdwort- und Fachwortanalyse des modernen „Sprachkämpfers“ *Schmidt-Rohr* (vgl. 1933:415–423) äußerst differenziert und präzise. Gegenüber den heute am Markt erfolgreichen Lehren z. B. Uwe Pörksens würde ich sie jederzeit vorziehen.

Nach dem soziologischen Lehrbuchwissen vollzieht sich die „Ausdifferenzierung“ und kommunikative Autonomisierung der Disziplinen seit der Aufklärung. Regelmäßig stößt man auch auf Max Weber und dessen Analyse des „reinen“ wissenschaftlichen Ethos. Leider liest selten jemand weiter bis zur Weberschen Idealtypenlehre, wo dann steht, daß alle reinen Typen methodologische Konstrukte (und approximative Leitbilder!) sind und in der Wirklichkeit nicht unvermischt vorkommen.

In der Sprachwissenschaft kommt hinzu, worauf Utz Maas (1988) hingewiesen hat, daß der forcierte und verspätete Anschluß der Deutschen an den „internationalen Strukturalismus“ in den 60er Jahren es leicht machte, die bis dahin tradierten fachlichen Bestände dadurch rasch zu entwerten, daß man sie pauschal als NS-infiziert recodierte (oder doch wenigstens als „vor-strukturalistisch“ und vor-modern).

Ich gebe exemplarisch einige Notizen zum Wissenschaftsverständnis von Georg Schmidt-Rohr, die mir zwar zugespitzt, aber doch darum typisch für die sprachwissenschaftliche Zunft scheinen, weil der Autor zwischen dem enragierten und politisierten Frontkämpfer- und Jugendbewegungsnationalismus und dem akademisch gedämpften völkischen Nützlichkeitsdenken seiner Universitätskollegen eine prekäre Mitte hält. Sein Hauptwerk (1932, 1933) wimmelt von bedauernden Bemerkungen darüber, daß er den gesamten wissenschaftlichen Apparat, die Fußnoten, die Auseinandersetzung mit der Literatur und den Fachkollegen aus Gründen der allgemeinen Verständlichkeit und der Breitenwirkung weggelassen habe.

In der 2. Auflage von 1933 sah er dann Anlaß, sich mit diversen Einwüfen auseinanderzusetzen, sein Werk sei „unwissenschaftlich“, und an diesen Einwüfen läßt sich rekonstruieren, welche Vorstellungen von „Wissenschaft“ im Jahre 1933 durch sprachwissenschaftliche Köpfe zirkulierten. Das Wissenschaftsethos dürfte ein zentraler Posten in der mentalen Ökonomie der deutschen Bildungsbürger (und in Sonderheit ihrer „Mandarine“) gewesen sein.

Von „gewissen Kreisen der Hochschulwissenschaft“ sei sein Buch damit abgetan worden, daß es nicht im strengen Sinne „wissenschaftlich“ sei. Drei Lesarten dieses Vorwurfs unterscheidet Schmidt-Rohr:

(a) Kein einzelner könne den kompletten Katalog der Themen überschauen oder gar beherrschen, für welche die Sprache angeblich entscheidend sei: Erkenntnistheorie, Kulturphilosophie, Soziologie, Sprachphilosophie, vergleichende Sprachwissenschaft, Völkerpsychologie, Rassenkunde, Geschichte, Staatslehre, Ästhetik. Kurz: die umfassende „Zuständigkeitserklärung“ der Sprachforschung für alle kulturellen Hochwertsphären – kraft der Tatsache, daß der Zugang zu ihnen nur sprachlich möglich sei – gilt für bedenklich. Nicht zuletzt, weil damit alle anderen Geisteswissenschaften in die zweite Reihe verwiesen sind!

(b) Der zweite Anwurf lautet, es sei „unwissenschaftlich“, sich zur Entscheidung fachlicher Angelegenheiten an ein außerfachlich-allgemeines Publikum zu wenden (wie es Schmidt-Rohr ausdrücklich tut). Hier geht es offenbar darum, den sozial exklusiven Charakter der Wissenschaft zu wahren.

(c) Drittens schließlich wird geäußert, es sei „unwissenschaftlich“, mit einem „gebundenen Standpunkt“ zu arbeiten, und zwar – hier muß ich zitieren – „nämlich dem, daß ich das gesunde Leben meines Volkes schützen wolle. Solche Zielsetzung sei von vornherein unwissenschaftlich; echte Wissenschaft sei wertfrei, zweckfrei, voraussetzungslos.“ (Schmidt-Rohr 1933: XI).

Natürlich beginnt Schmidt-Rohr mit der Bemerkung, daß sein Gewissen ihm alle diese Vorwürfe auch selbst schon gemacht habe, er sie aber in „Kämpfen um meine Verantwortung“ niedergerungen habe (1933: XI). Woraus erhellt, daß er die praktische Verantwortung für das eigene „Volkstum“ wertmäßig über diese Einwände stellt. Zu (a) heißt es, natürlich könne keiner alles auf diesen Gebieten durcharbeiten, aber darum auf den Versuch der wissenschaftlichen Durchdringung des Sprache-Volk-Komplexes zu verzichten, das sei erst recht unwissenschaftlich. Zu (b) folgt eine der beim Publikum immer beliebten Schmähreden auf den exklusiven Jargon der Wissenschaft.

Zu (c) wird – das liegt nahe – die „reine“ Wissenschaft als volksfremder „Intellekt“ und gleichgültige Verantwortungslosigkeit gegenüber dem Volksleben umgedeutet. Der (namentlich schriftinduzierte) Intellektualismus reduziere die wertmäßigen Verpflichtungsgehalte der Sprache und trage so zum Niedergang des Volkstums bei. Die idealen Forderungen an den Wissenschaftler, die aufgebaut werden, reichen bis zum *sacrificium intellectus* um der Gemeinschaft willen (1933:377). Von den „Besserwissenden“ wird gefordert, daß sie zwar nicht lügen, aber schweigen können müssen. In einer Figur, die aus dem Kleistschen Marionettentheater stammen könnte, predigt Schmidt-Rohr, der dumpf vegetative Konsens einfach bodenständiger Volksgemeinschaften sei, da er naturwüchsig nicht mehr funktioniere, nunmehr mit modernen Mitteln bewußt zu leiten (1933: 381)<sup>24</sup>. Schmidt-Rohr beschwört das Gemeinschaftsapriori der Erkenntnis und die Herrschaftserfahrung der Kirchen. Man könnte ihn auch einen völkischen Gramsci nennen. „Der Wissenschaftler, der Gelehrte hat eine priesterliche Verantwortung gegenüber der Welt, in die er hineinspricht“ (1933: XIII). Und, gewissermaßen als Sahnehäubchen auf der ganzen Argumentation, bietet Schmidt-Rohr am Ende ein Bekenntnis, das ihn angreifbar macht, weil es auch den von ihm in Anspruch genommenen Wert der Wissenschaft relativiert<sup>25</sup>. All denen, die sich seinen „unbequemen Gedankengängen“ mit der Ausflucht zu entziehen suchen, sie seien unwissenschaftlich, sagt er noch zuletzt:

<sup>24</sup> Damit sind wir bei einer Denkfigur, die in der späteren Soziologie Arnold Gehlens zunächst als oberste Führungssysteme, *idées directrices*, und später als „Institutionen“ Karriere machen sollte. Es wäre natürlich ein Leichtes, mit Zitaten zu belegen, daß diese Wissenschaftsauffassung höchst verbreitet war. Stroh (1933:1) beginnt bekenntnisthaft, sein Buch sei vom „deutschen Standpunkt“ aus geschrieben, der Psychologe Erich Jaensch spricht von den „Forderungen des gelebten Lebens“ usw. All das ist eigentlich nicht mehr als eine (durch völkische Resonanz geschärfte) Spielart des philosophischen Pragmatismus, der auch anderwärts gedieh und gedeiht.

<sup>25</sup> Mit dem Vorwurf des Relativismus und Liberalismus fällt dann auch Glässer (1939) über ihn her.

Ich glaube, daß es aus meiner Sprachphilosophie deutlich wird, daß es sich nicht beweisen läßt, was wissenschaftlich ist. Es läßt sich nur bekennen, was man für wissenschaftlich hält. Und dieses Bekenntnis wird je danach ausfallen, was für ein Mensch einer ist. (1933: XIII)

Das ist ein wahrhaft Mauthnerscher Satz. Da ist der Dauerkonflikt des Trotzig-Jugendbewegten mit den Parteistellen, zu denen er sich aus Pfadfinderehre bei aller Kritik immer loyal verhält, zum Greifen präsent. Die geistesgeschichtliche Pointe dabei ist freilich, daß die aufklärerische Sprach- und Erkenntniskepsis Mauthners, gerade weil sie schwer zu widerlegen ist, den Weg mit freigemacht hat für völkische Aufladungen von Sprache und Wissenschaft selbst – nicht nur analytisch, sondern eben auch programmatisch.

Vergleicht man Schmidt-Rohrs Auslassungen zur „Wissenschaft“ mit denen seiner stärker „akademisch“ geprägten Kollegen, so findet man zwar durchaus einen anderen Ton, aber durchweg ähnliche Engführungen zwischen „Wissenschaft“ und nationalem Interesse. Es scheint fast, als seien „Deutschtum“ und Wissenschaft so nachhaltig miteinander identifiziert, daß gar nicht unwissenschaftlich sein kann, was dem deutschen Volke nützt. Nur so ist es zu erklären, daß z. B. in ein und demselben Text (Güntert 1932) die Pragmatisierung von Forschung und Erkenntnis wortreich als Entartung *beklagt* – und im Hinblick auf die deutschen Volksziele *betrieben* wird:

Die Aufsätze ruhen durchaus auf wissenschaftlichem, und zwar sprach- und kulturgeschichtlichem Grund und enthalten sich eines jeden Eingehens auf engere politische Parteienfragen, ihr einziges Ziel ist Klarheit und Wahrheit, ihr einziger Sinn: dem Deutschtum zu seinem Recht zu verhelfen. (Güntert 1932: Vorwort)

Bereits die schiere Allgegenwart des Themas in den untersuchten sprachwissenschaftlichen Schriften ist Beleg für den Gärungsprozeß der Wissenschafts- und Erkenntnisbegriffe im fraglichen Zeitraum (vgl. die klassische Untersuchung von Ringer 1983 sowie Oexle 2000). Und wenn dann ein Autor aus der zweiten Reihe im Jahre 1936 krude resümiert:

Dadurch daß die Wissenschaft der neueren Sprachen sich in diesen Zusammenhang stellt [den der NS-Erziehungsidee; CK], büßt sie nichts von ihrer wissenschaftlichen Strenge ein. (Kießling 1936:339)

dann ist das zwar kaum *communis opinio*, aber gewiß das logische Ende einer national bzw. völkisch perspektivierten Wissens- und Erkenntnisauffassung. Zu dem expansiven System von Versprechungen, welches (vgl. Ehlich 1998) in das Amalgam der NS-Ideologie einschießt, gehört auch die Wiederherstellung Deutschlands als einer wissenschaftlichen Großmacht.

## 5. Methodologische Schlußfolgerungen

Zuerst gilt es, den Spielraum der zulässigen und resonanzfähigen Begriffe, Figuren und Geschichten auszuloten. Dazu ist es erforderlich, Vergleichbarkeit der Texte herzustellen und zu sichern. Ich habe die fachprogrammatischen Texte des „Stand

und Aufgabe der Sprachwissenschaft“ – Typs von Mitte der 20er bis Mitte der 30er Jahre untersucht<sup>26</sup>. Die Hypothese war, daß dieser Texttyp in der Hauptsache dazu dient, das Fach in einer veränderten „Umwelt“ rhetorisch und semantisch neu zu positionieren.

Wo es um die Vermittlungen zwischen Fach- und Theoriegeschichte auf der einen, Sozial- und Strukturgeschichte auf der anderen Seite geht, da interessieren semantische Bestände, Deutungsmuster, Argumentationen und „Geschichten“, die das Fach in seiner sozial-kommunikativen Umwelt resonanzfähig machen. Da die geisteswissenschaftlichen Fächer traditionell einen beträchtlichen Teil ihrer „Fachausdrücke“ aus der allgemeinen Bildungssprache und aus der philosophischen Tradition beziehen, ist das Studium der semantischen Resonanz zwischen Fach und Gesellschaft im Felde der Terminologie noch am einfachsten<sup>27</sup>. Ich bin der These nachgegangen, der semantische Komplex „Ganzheit“ (nebst den dazugehörigen „Feldnachbarn“ Struktur, System, Gestalt etc.) diene einerseits der außertfachlichen Resonanz, andererseits der innerfachlichen Vergesellschaftung über (ansonsten weitreichende) Theoriedifferenzen hinweg<sup>28</sup>. Dem ist hinzuzufügen, daß der Ganzheitsgedanke gleichzeitig auch als Brücke zwischen den geisteswissenschaftlichen Fächern zu dienen im Stande war, als eine Art Interdisziplinaritätssurrogat, als Suggestion, alle Vertreter von Ganzheitsgedanken zögen an einem (nationalen) Strang<sup>29</sup>. Auch das ist, ich wiederhole, eigentlich nichts beson-

<sup>26</sup> Nicht eigens berücksichtigt habe ich in diesem Text den in jeder Hinsicht gewichtigen programmatischen Beitrag, den *Leo Weisgerber* 1933/34 in zwei Teilen in „Wörter und Sachen“ publiziert hat, also unmittelbar nachdem er in deren Schriftleitung eingetreten war. Dieser Text bleibt zwar im oben abgesteckten Rahmen, skizziert aber ein weitreichendes und modernes sprachsoziologisches und varietätenlinguistisches Programm, das einer eingehenden Analyse bedürfte.

<sup>27</sup> „Sofern wissenschaftliche Begriffe auch außerhalb der Wissenschaft verwendet werden, sind sie zum Einfallstor für externe Einflüsse einer besonderen Art prädestiniert; solche nämlich, deren Externalität von den Wissenschaftlern selbst schwer zu erkennen ist, weil sie ihnen als Teil ihres wissenschaftlichen Vokabulars entgegentreten. Ähnliches gilt von solchen Theorien und Erklärungsmustern, die sowohl alltäglich als auch wissenschaftlich verwendet werden. Es ist eine wichtige Aufgabe der Geistesgeschichte, das „Doppelleben“ von Ideen und seine Konsequenzen für die Wissenschaft zu erfassen“ (*Scheerer* 1991:112).

<sup>28</sup> In der Psychologie hat sich der „Ganzheitsgedanke“ gar eine eigene deutsche Tradition erfunden, zu deren Stationen die Mystik und der deutsche Idealismus gerechnet wurden. Führend war hier *Felix Krueger*, der Wortführer der Leipziger Gestaltschule (vgl. *Scheerer* 1991). Ähnlich wie in der Psychologie konnte auch in der Sprachwissenschaft der Ganzheitsgedanke sogar die ansonsten unversöhnlichen Gegensätze zwischen „geisteswissenschaftlichen“ und „naturwissenschaftlichen“ Theorien überbrücken. Wobei eine deutliche Mehrheit der akademischen Zunftvertreter „naturwissenschaftliche“ Orientierungen in der Sprachwissenschaft deutlich ablehnt und dem „überwundenen“ 19. Jahrhundert zurechnet. Einen ernsthaften Brückenschlag zwischen beiden Perspektiven gibt es nur bei *Bühler* und wenigen anderen Psychologen.

<sup>29</sup> Zur Plausibilisierung dieses Gedankens möge der Hinweis auf die mehrbändige Festschrift zum 60. Geburtstag *Felix Krügers* dienen, die unter dem Titel „Ganzheit und Struktur“ in den „Neuen psychologischen Studien“ 1934 erschienen ist. Hier gibt es kaum einen Titel, in dem *Ganzheit*, *Struktur* nicht vorkämen. Zu den Beiträgern gehören: *Erich Jaensch*,

deres, denn sichtlich funktionieren die Leitbegriffe der Gegenwart ganz ähnlich. Auch „Struktur“, „System“, „Funktion“ tragen neben der Ganzheitssuggestion auch den (immer plausibilisierend wirkenden) Bezug zu anderen Disziplinen und auch zur außerfachlichen Kommunikation. Daß es inzwischen eine „ökologische“, eine „natürliche“ Linguistik, Psychologie etc. gibt, versteht sich von selbst, aber eben nicht aus binnenfachlichen Beweggründen, sondern aus solchen der (außerfachlichen) Resonanzfähigkeit.

Zu der spezifisch deutschen Art, auch sprachwissenschaftlich ‚aufs Ganze‘ zu gehen, läßt sich mit den Methoden der historischen Semantik und Diskursforschung eigentlich nur ausmachen, daß

a. die „deutschen“ Varianten des Ganzheitsdiskurses emphatisch, wertbetont und völkisch-national aufgeladen waren; die Zuständigkeit für das „Ganze“, für Synthese und Zusammenschau, galt den Akteuren der Zeit als Signum „deutscher“ Wissenschaft;

b. die allgemeine Inklusionskrise der Weimarer Republik den Ganzheitsdiskurs „zwangslos“ an die Volksgemeinschaftsidee heranführte, ein „Zusammenrücken“ von fachlichem und völkischem Diskurs begünstigte;

c. der national-emphatische Ganzheitsdiskurs gleichzeitig und *uno actu* die gedemütigte Nation und die gedemütigte (ehedem weltweit führende) Disziplin zu kurieren versprach.

Insgesamt funktionieren Rhetorik und Semantik des „Ganzen“ wie eine Rutschbahn, wie eine schiefe Ebene, die den fließenden Übergang zwischen dem sprachlichen Zeichensystem im engen Sinne und den kontingenten, aber mit Sprache „verbundenen“ Sphären der gesellschaftlichen Kommunikation fallweise glättet. Indem Sprache am „Ganzen“ des gesellschaftlichen Lebens privilegiert teilhat, begründet sie symbolisch den Anspruch auf die Schlüsselposition der Sprachwissenschaft.

Von den überkommenen Weisen, die Geschichte der Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus zu erzählen, ist keine frei von Paradoxien. Die geistes- und motivgeschichtliche (Römer 1985, Ahlzweig 1994) verfährt nolens volens immer ein wenig nach dem Muster der germanomanen Etymologien Jost Triers: Weil Ausdrücke wie „Rasse“, „Arier“, „Volk“ etc. für uns Nachgeborene unweigerlich mit den Konnotationen der NS-Praxis aufgeladen sind, scheinen sie „schon immer“ auf diese hin entworfen oder aber „mißbraucht“. Der höchst veränderliche rhetorische Ressourcen-Charakter der semantischen Motive und Bestände fällt dabei unter den Tisch<sup>30</sup>. Den Rest besorgt die historiographische Gewohnheit, möglichst kohärente

*Theodor Litt, Eduard Spranger, Hans Freyer, Max Wundt, Arnold Gehlen*, was den „interdisziplinären“ Charakter dieser Veranstaltung zur Genüge zeigt.

<sup>30</sup> Bausinger (1965:127) schreibt zu den Suggestionen geistesgeschichtlicher Kontinuität: „Zunächst fragt es sich ganz allgemein, ob das bemühte Aufsuchen geschichtlicher Vorstufen nicht häufig eine – freilich besonders subtile – Form des Ausweichens ist; so eindringlich eine Ouvertüre sein mag, das Spiel beginnt doch erst, wenn der Vorhang aufgeht.“ Das gewählte Sprachbild ist gewiß kritikwürdig, wahr bleibt indessen, was Hannah Arendt wiederholt vorgebracht hat: daß die Versuche der „geistesgeschichtlichen“ Ableitung der NS-Ideologie

„Geschichten“ zu erzählen. Der zweite Stolperstein der Doxographie liegt, semiotisch gesprochen, in der naiven Interpretation der Quellen als „Kundgabe“ oder Bekenntnis, wo doch offenkundig das Ziel der rhetorischen Reproduktion des Faches unter den obwaltenden Bedingungen die Feder geführt hat (und folglich eine Deutung unter dem Organon-Aspekt der Rezipientensteuerung angemessener wäre als eine Deutung unter dem Aspekt des „Ausdrucks“!)<sup>31</sup>.

Die „Kriminalgeschichte“ der NS-Sprachwissenschaft, deren Meister ohne Zweifel Gerd Simon ist, zeigt das fachliche Tun der Protagonisten im Lichte ihrer Verwicklungen mit dem NS-Macht- und Gewaltapparat, die aber durchaus nicht zwingend mit dem fachlichen Wert in der einen oder in der anderen Richtung korrelieren müssen. Vielleicht sind diese Paradoxien Grund genug, es einmal mit den Mitteln der historischen Diskurs- und Begriffsforschung zu versuchen.

## 6. Schluß: „Sprachgeschichte und Nationenkunde“; Eugen Lerch und die untere Anpassungslinie

Ich komme zum Schluß – und damit zurück auf den Text von 1934, aus dem das Zitat zum Auftakt genommen war. Er heißt „Die neue Sprachwissenschaft. Sprachgeschichte und Nationenkunde“ und stammt von Eugen Lerch, der wenig später aus seiner Romanistik-Professur in Münster entlassen wurde<sup>32</sup>. Der fragli-

die Pointe der absoluten Prinzipienlosigkeit in der NS-Herrschaftstechnik verfehlen. Aufgelesen und eingebaut in den gemischten Chor des Nationalsozialismus wurden alle Stimmen, in denen *Alternativen* mit Aussicht auf Resonanz hätten artikuliert werden können. Mit dem Ergebnis, daß der Widerstand keine Sprachformen vorfand, die nicht selbst schon auf den Nationalsozialismus verwiesen hätten (vgl. Maas 1984). Wer sich eingehender mit der politischen Kommunikation in Massendemokratien befaßt hat, der sollte mit dieser rhetorischen Technik der „feindlichen Übernahme“ potentiell resonanzfähiger Themen und Motive durch den Machtapparat bestens vertraut sein.

<sup>31</sup> Darauf hat Maas (1996:73) hingewiesen: „Eine Analyse der heute z. T. grotesk anmutenden rhetorischen Verrenkungen muß solche zeitgenössischen Horizonte herausarbeiten, bei denen die institutionelle Reproduktion obenan steht, opportunistisch die aussichtsreichsten Argumente genutzt werden, um den institutionellen Interessen zur Geltung zu verhelfen (ist es heute anders?).“ Das trifft insbesondere auf den mit viel historiographischem Abscheu bedachten Text von Hermann (1937) zu, dessen offenkundiges Ziel es war, die Göttinger Indogermanistik und Slavistik zu erhalten und auszubauen. 1937 wurde Hermann in Göttingen emeritiert.

<sup>32</sup> Für Lerchs Entlassung war offenbar (neben einer Münsteraner Intrige) der Umstand maßgeblich, daß er mit einer Jüdin zusammenlebte. Mit Klemperer, von Wartburg und Spitzer zählte Lerch zu der Fraktion innerhalb der Romanistik, die gleichzeitig moderne (und das heißt: durch Saussure inspirierte synchronische) Sprachwissenschaft betreiben und *an deren Daten* „Nationenkunde“ betreiben wollte. Das Zitat echot im übrigen einen Satz aus Friedrich Schürrs (1922) „Sprachwissenschaft und Zeitgeist“, einem viel gelesenen Text. Da heißt es (S. 18) inmitten einer wahren Ganzheitsorgie: „Hand in Hand mit dem Wiedererwachen der Philosophie und der Metaphysik geht heute auch in der Wissenschaft der Zug aufs Ganze.“ Auch in „Sprachwissenschaft und Zeitgeist“ trifft man bereits rassistische Ableitungsfiguren, so daß die spätere NS-Affinität Schürrs jedenfalls nicht verwundert.

che Beitrag aus den „Neueren Sprachen“ zählt noch zu den programmatischen Selbstthematisierungstexten des Faches aus den späten 20er und frühen 30er Jahren. Vor deren Hintergrund (vgl. Schürr 1922, 1925, Ipsen 1930, Bühler 1933, Weisergerber 1929, 1933/34, Güntert 1929, 1932, Hermann 1931, Dempe 1934, Funke 1928, Otto 1934) steht er für die Bearbeitung der Ambivalenz zwischen konsequenter fachlicher Modernität und Anerkennung des zu leistenden fachlichen Beitrages zur „Nationwerdung“. Es ist nicht ganz irrelevant für die Fachgeschichte, daß sich diese „direkte Kopplung“ zwischen Systemlinguistik<sup>33</sup> und „Nationenkunde“ nicht auf den kanonischen Saussure berufen kann. „Der“<sup>34</sup> lehnt diesen Kurzschluß ausdrücklich ab, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe (Knobloch 2000). Es ist auch nicht ganz irrelevant, daß es im sprachtheoretischen Denken eine Fraktion gab, die jeglichen Anschluß der Sprachstruktur an die „Nationenkunde“ ablehnte. Zu nennen wäre hier der Anglist Otto Funke<sup>35</sup> (Bern), der über die „Neuromantiker“ um Weisergerber spottete, die ständig die „innere Sprachform“ mit dem Weltbild des Sprechers verwechseln. Zu nennen wäre weiterhin Franz Dornseiff, der in einer Rezension von Weisergerber (1933/34) über die weit verbreitete „sprachphysiognomische Überreizung“ spottet (Dornseiff 1934). Zu nennen wäre auch der ab 1939 in München lehrende Slawist Erwin Koschmieder, von dem eine auch heute noch vollkommen überzeugende Widerlegung der sprachnationalistischen und sprachrelativistischen Axiomatik stammt. Außerdem natürlich Karl Bühler und auch ein heute weitgehend unbekannter Sprachtheoretiker wie Hellmuth Dempe, der 1934 in den „Indogermanischen Forschungen“ gegen Güntert in dieser Sache aufgetreten ist. Es ist freilich *auch* nicht ganz zufällig, daß die nicht-nationale Richtung Otto Funkes, die das Etikett „empirisch“ im Schilde führte und sich auf den junggrammatisch nüchternen Hermann Paul be-rief, bereits in den 20er Jahren relativ isoliert war<sup>36</sup>.

<sup>33</sup> Verbunden mit dem Anspruch, so auch erst die „wahre“ Sprachgeschichte geben zu können, weil die ja ebenfalls als Abfolge von Systemzuständen beschrieben werden müsse – mit Hinweis auf die Arbeiten Jost Triers.

<sup>34</sup> Die Anführungszeichen sollen andeuten, daß der kanonische Saussure ein Kollektivsubjekt ist, an dem die Person, deren Name das Titelblatt des „Cours“ schmückt, möglicherweise nur einen geringen Anteil hat.

<sup>35</sup> Otto Funke war der einzige Schüler und konsequente Anhänger Anton Martys in der Sprachtheorie. Marty, ein unbequemer, umständlicher und weitgehend im Kampf gegen seine Zeitgenossen (vor allem gegen Steinthal und Wundt) verzettelter Theoretiker, war Schüler Franz Brentanos, von dem bekanntlich viele Einflüsse auf die moderne Sprachtheorie und die moderne Psychologie ausgegangen sind. Auch Dempe und Bühler sind von der Brentanoschule beeinflusst. Funke lehrte in Bern, und er notiert in einer Fußnote zu einem (durch und durch strukturellen) Aufriß der englischen Grammatik, den er 1944 in den „Englischen Studien“ veröffentlichen konnte (Funke 1944), daß er den dort präsentierten Stoff im Jahre 1942 an den Universitäten Bonn und Marburg vorgetragen habe. Weisergerber ist 1942 von Marburg nach Bonn berufen worden. Von ihm gibt es einen wirklich böartigen Angriff auf Funke aus den späten 20er Jahren (Weisergerber 1929). Das noch als Randbemerkung zum „Mythos 1“.

<sup>36</sup> Lerch hat seine Aufsatzsammlung von 1930 freilich noch dem Andenken von Hermann Paul gewidmet!



Nicht nur kann man Lerch zur „unteren“ Selbstanpassungslinie zählen, weil er das „Ganze“ mit dem synchronischen „System“ *und* mit „Nationenkunde“ identifiziert. Er ist auch darin typisch, daß er sich in Sachen Anwendungsrelevanz und Nützlichkeit auf den deutschen „Volks“-Diskurs einerseits, auf die Lehrerausbildung andererseits bezieht. Sein Beitrag ist auch darum interessant, weil er eine explizite terminologische Strategie enthält. Ich zitiere abschließend den Kernsatz dieser fachlichen *Sprachregelung*. Nachdem Lerch zunächst mit den später international durchgesetzten Termini „System“ und „Struktur“ beginnt, fährt er fort:

Statt der Ausdrücke „Struktur“ und „System“ würde ich lieber die Ausdrücke „Gefüge“ oder „Wesensgestalt“ gebrauchen. Die Sprache hat für mich (und für v. Wartburg) ein Gefüge, eine Wesensgestalt. (Lerch 1934:376)

Mit Hilfe der emphatischen Sinn- und Wertaufladung der „Wesen“-Semantik läßt sich die nationale Wesenskunde direkt an die strukturelle Grammatik anschließen. Und das war ja der Stoff, von welchem sich die (durch Lerch bereits kurz nach dem Ersten Weltkrieg ausgelöste) Debatte um den „Dauerfranzosen“ nährte (vgl. Jehle 1996:47–50, Hausmann 1998:331 ff.). Neben dem Hang zum „Ganzen“ gehört die Anerkennung der national-kulturellen Eigenwerte der Sprachen in Struktur und Geschichte (und die Anerkennung der Sprachwissenschaft als „zuständig“ für diese Eigenwerte) zur rhetorisch-semantischen Minimalausstattung einer resonanzfähigen Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus. Auch Lerch geht relativ weit in der nationalen Rhetorik. So zitiert er ständig von Wartburg als Autorität, vor allem aus dessen programmatischem Artikel „Über die Bildungswerte des sprachwissenschaftlichen Studiums“ (Wartburg 1934), der kollusionssemantisch nicht gerade zurückhaltend verfährt. Lerch schließt mit einem Zitat von Wartburgs, in dem dieser die „Wesensunterschiede“ zwischen dem Französischen und dem Italienischen resümiert:

Eine Gegenüberstellung der beiden in Geschichte und Gegenwart öffnet dem Betrachter die Augen dafür, was die Verschiedenheit des Schicksals, des Bodens, des Blutes für das Werden des menschlichen Geistes bedeutet, zugleich aber auch wie Erziehung einer ganzen Nation und gemeinsamer Kulturwille den Geist und durch den Geist dessen vornehmsten Ausdruck, die Sprache, zu gestalten und umzugestalten vermögen. (von Wartburg 1934, zit. nach Lerch 1934: 397)

Hier haben wir gewissermaßen in einer semantischen Nußschale die später beinahe kanonische Position der völkisch-sprachnationalistischen Richtung: Schicksal, Blut und Boden als entscheidend für das „Werden“ des Volksgeistes – und Sprache nebst Kulturwille als entscheidend für die der Erziehung zugängliche „geistige Gemeinschaft“<sup>37</sup>. So konnte die akademische Intelligenz, die auf logische

<sup>37</sup> Der Innsbrucker Sprachwissenschaftler Hermann Ammann (seit gemeinsamen Studienzeiten in Freiburg mit Hans F. K. Günther, dem „Rasse-Günther“, gut befreundet) findet ebenfalls 1934 eine ganz ähnliche Formel: „Träger der Sprache ist die Sprachgemeinschaft, ist das Sprachvolk, dessen kulturelle Einheit auf der tieferliegenden Natureinheit des gemeinsamen Blutes beruht. Die Überlieferung der Sprache ist, soweit sie für den einzelnen Sprecher Muttersprache ist, an die Bande des Blutes geknüpft. Die Sprache lebt, solange sie dem Leben

Folgerichtigkeit ihrer „Weltanschauung“ mehr Wert legte als die NS-Parteiprominenz, immerhin mitteilen, daß Juden, Liberale und Kommunisten nicht per se, d. h. per Sprache, zur Volksgemeinschaft gehören sollten.

## Literatur

- (Ahlzweig 1994) *Claus Ahlzweig*, Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache (Opladen 1994).
- (Ammann 1934) *Hermann Ammann*, Vom Sinn der Sprachgeschichte, in: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 10 (1934) 530–537.
- (Ash & Geuter 1986) *Mitchell G. Ash, Ulfried Geuter*, Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert (Opladen 1986).
- (Bausinger 1965) *Hermann Bausinger*, Volksideologie und Volksforschung, in: Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus, hrsg. v. *Andreas Flitner* (Tübingen 1965) 125–143.
- (Bernsmeier 1977 ff.) *Helmut Bernsmeier*, Der Allgemeine Deutsche Sprachverein. 3 Teile, in: Muttersprache 87 (1977) 369–395 (Teil 1), 90 (1980) 117–140 (Teil 2) u. 93 (1983) 35–58 (Teil 3).
- (Boehm 1932) *Max Hildebert Boehm*, Das eigenständige Volk (Darmstadt 21965).
- (Bühler 1931/32) *Karl Bühler*, Das Ganze der Sprachtheorie, ihr Aufbau und ihre Teile. Bericht über den 12. Kongreß der deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg (Jena 1931/32) 95–122.
- (Bühler 1933) *Karl Bühler*, Die Axiomatik der Sprachwissenschaften, in: Kant-Studien 38, (1933) 19–90.
- (Burkamp 1929) *W. Burkamp*, Die Struktur der Ganzheiten (Berlin 1929).
- (Dempe 1934) *Hellmuth Dempe*, „Sprache und Volksgeist“. Grundsätzliche Betrachtungen im Anschluß an Hermann Günterts Sprachauffassung in seiner Schrift „Deutscher Geist“, in: Indogermanische Forschungen 52 (1934) 89–107.
- (Dornseiff 1934) *Franz Dornseiff*, Sprache und Gesamtkultur, in: Geistige Arbeit 1, Nr. 12 (1934) 8–13.
- (Dornseiff 1938) *Franz Dornseiff*, Das Problem des Bedeutungswandels, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 63 (1938) 119–138.
- (Ehlers 2000) *Klaas-Hinrich Ehlers*, Saussure-Lektüre in Weisgebers Habilitationsschrift, in: Interpretation und Re-Interpretation. Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Johann Leo Weisgerber (1899–1985), hrsg. v. *Klaus D. Dutz* (Münster 2000) 51–66.
- (Eblich 1989) *Konrad Eblich*, Sprache im Faschismus (Frankfurt a. M. 1989).
- (Eblich 1998) *Konrad Eblich*, ...LTI, LQI,... Von der Unschuld der Sprache und der Schuld der Sprechenden, in: *Kämper, Schmidt* (1998) 275–304.
- (Funke 1927) *Otto Funke*, Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie (Bern 1927).
- (Ganzheit und Struktur 1934) Ganzheit und Struktur. Festschrift zum 60. Geburtstage Felix Kruegers, hrsg. v. *Otto Klemm, Hans Volkelt, Karlfried Graf v. Dürckheim-Montmartin* (Neue Psychologische Studien 12, Heft 1–3, 1934).
- (Geuter 1984) *Ulfried Geuter*, Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus (Frankfurt a. M. 1984).
- (Glässer 1939) *Edgar Glässer*, Einführung in die rassenkundliche Sprachforschung. Kritisch-historische Untersuchungen (Kulturgeschichtliche Bibliothek, NF, zweite Reihe, Band 1, Heidelberg 1939).

dient und den Gesetzen unterworfen ist, nach denen Leben sich erneuert.“ (Ammann 1934: 535).

- (Güntert 1929) *Hermann Güntert*, Zum heutigen Stand der Sprachforschung, in: Wörter und Sachen 12 (1929) 386–396.
- (Güntert 1932) *Hermann Güntert*, Deutscher Geist. Drei Vorträge (Bühl, Baden 1932).
- (Hartmann 1998) *Silvia Hartmann*, Fraktur oder Antiqua. Der Schriftstreit von 1881 bis 1941 (Frankfurt a.M., Berlin 1998).
- (Harvolk 1990) *Edgar Harvolk*, Eichenzweig und Hakenkreuz. Die Deutsche Akademie in München (1924–1962) und ihre volkscundliche Sektion (München 1990).
- (Hausmann 1998) *Frank-Rutger Hausmann*, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945) (Dresden 1998).
- (Hellpach 1937) *Willy Hellpach*, Einzelheit und Ganzheit, in: Industrielle Psychotechnik 13,5 (1937) 129–139.
- (Hellpach 1938) *Willy Hellpach*, Einführung in die Völkerpsychologie (Stuttgart 1938).
- (Hermann 1931) *Eduard Hermann*, Der heutige Stand der Sprachwissenschaft, in: Zeitschrift für Deutschkunde (1931) 145–154.
- (Hermann 1937) *Eduard Hermann*, Was hat die indogermanische Sprachwissenschaft dem Nationalsozialismus zu bieten?, in: Göttingische Gelehrte Anzeigen 199, 2–3 (1937) 49–59.
- (Hutton 1999) *Christopher M. Hutton*, Linguistics and the Third Reich: Race, Mother Tongue Fascism and the Science of Language (London 1999).
- (Ipsen 1930) *Gunther Ipsen*, Sprachphilosophie der Gegenwart (Philosophische Forschungsberichte Nr. 6, Berlin 1930).
- (Jehle 1996) *Peter Jehle*, Werner Krauss und die Romanistik im NS-Staat (Berlin 1996).
- (Kämper-Jensen 1993) *Heidrun Kämper-Jensen*, Spracharbeit im Dienst des NS-Staats, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 21 (1993) 150–183.
- (Kißling 1936) *Helmut Kißling*, Sprache und Volksgeist, in: Die neueren Sprachen 44 (1936) 339–356.
- (Klingemann 1996) *Carsten Klingemann*, Soziologie im Dritten Reich (Baden-Baden 1996).
- (Kloss 1935) *Heinz Kloss*, Fremdsprachige Einwanderung in das französische Sprachgebiet Frankreichs vor dem Weltkriege (Berlin 1935).
- (Kloss 1937) *Heinz Kloss*, Um die Einigung des Deutschamerikanertums. Geschichte einer unvollendeten Volksgruppe (Berlin 1937).
- (Kloss 1944) *Heinz Kloss*, Statistik, Presse und Organisationen des Judentums in den Vereinigten Staaten und Kanada (Stuttgart, Selbstverlag der Publikationsstelle Stuttgart-Hamburg [Nur für den Dienstgebrauch] 1944).
- (Knobloch 1988) *Clemens Knobloch*, Geschichte der psychologischen Sprachauffassung in Deutschland von 1850 bis 1920 (Tübingen 1988).
- (Knobloch 2000) *Clemens Knobloch*, Begriffspolitik und Wissenschaftsrhetorik bei Leo Weisgerber, in: Interpretation und Re-Interpretation. Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Johann Leo Weisgerber (1899–1985), hrsg. v. *Klaus D. Dutz* (Münster 2000) 145–174.
- (Knobloch i. V.) *Clemens Knobloch*, Über die Sprache der völkischen Sprachwissenschaft vor und nach 1933: Georg Schmidt-Rohr (i. V.).
- (Krueger 1932) *Felix Krueger*, Das Problem der Ganzheit, in: Blätter für deutsche Philosophie 6 (1932) 111–139.
- (Lerch 1930) *Eugen Lerch*, Hauptprobleme der französischen Sprache (Braunschweig 1930).
- (Lerch 1934) *Eugen Lerch*, Die neue Sprachwissenschaft. Sprachgeschichte und Nationenkunde, in: Die Neueren Sprachen 9 (1934) 375–397.
- (Lerchenmüller 1997) *Joachim Lerchenmüller*, Keltischer Sprengstoff. Eine wissenschaftsgeschichtliche Studie über die Keltologie von 1900 bis 1945 (Tübingen 1997).
- (Maas 1984) *Utz Maas*, Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand – Sprache im Nationalsozialismus (Opladen 1984).
- (Maas 1985) *Utz Maas*, Konnotation. Politische Sprachwissenschaft, hrsg. v. *Franz Januschek* (Opladen 1985) 71–96.
- (Maas 1988) *Utz Maas*, Die Entwicklung der deutschsprachigen Sprachwissenschaft von

- 1900 bis 1950, zwischen Professionalisierung und Politisierung, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 16 (1988) 253–290.
- (Maas 1988a) *Utz Maas*, Sprachwissenschaft und Nationalsozialismus, in: Semiotische Berichte 12 (1988) 249–264.
- (Maas 1988b) *Utz Maas*, Probleme und Traditionen der Diskursanalyse, in: ZPSK 41 (1988) 717–729.
- (Maas 1989) *Utz Maas*, Sprachpolitik und politische Sprachwissenschaft (Frankfurt a.M. 1989).
- (Maas 1996) *Utz Maas*, Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933–1945, Bd. 1 (Osnabrück 1996).
- (Oexle 2000) *Otto Gerhard Oexle*, Zusammenarbeit mit Baal. Über die Mentalität deutscher Geisteswissenschaftler 1933 – und nach 1945, in: Historische Anthropologie 8,1 (2000) 1–27.
- (Otto 1934) *Ernst Otto*, Grundfragen der Linguistik, in: Indogermanische Forschungen (1934) 177–195.
- (Petzold 1978) *Joachim Petzold*, Wegbereiter des deutschen Faschismus. Die Jungkonservativen in der Weimarer Republik (Köln 1978).
- (Ringer 1983) *Fritz K Ringer*, Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933 (Stuttgart 1983).
- (Römer 1985) *Ruth Römer*, Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland (München 1985).
- (Sauer 1985) *Christoph Sauer*, NS-Sprachpolitik in der Besatzungssituation. *Janushek* (1985) 271–306.
- (Sauer 1989) *Christoph Sauer*, Nazi-Deutsch für Niederländer. Das Konzept der NS-Sprachpolitik in der Deutschen Zeitung in den Niederlanden 1940–1945. *Eblich* (1989) 237–288.
- (Sauer 1995) *Christoph Sauer*, Sprachwissenschaft und NS-Faschismus. Lehren aus der sprachwissenschaftlichen Erforschung des Sprachgebrauchs deutscher Nationalsozialisten und Propagandisten für den mittel- und osteuropäischen Umbruch?, in: *Klaus Steinke* (Hrsg.), Die Sprache der Diktaturen und Diktatoren (Heidelberg 1995) 9–96.
- (Scheerer 1991) *Eckart Scheerer*, Vom Nutzen der Geistesgeschichte für die Psychologiegeschichte, in: Theorien und Methoden psychologiegeschichtlicher Forschung, hrsg. v. *Helmut E. Lück, Rudolf Müller* (Göttingen 1991).
- (Schmidt-Rohr 1917) *Georg Schmidt-Rohr*, Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens (Jena 1917).
- (Schmidt-Rohr 1932) *Georg Schmidt-Rohr*, Die Sprache als Bildnerin der Völker (Jena 1932). (2. Aufl. unter dem Titel: Mutter Sprache. Vom Amt der Sprache bei der Volkswerdung, Jena 1933).
- (Schmidt-Rohr 1933) *Georg Schmidt-Rohr*, Volksfeindliche Sprachphilosophie?, in: Deutsche Kulturwacht. Blätter des Kampfbundes für deutsche Kultur 27 (1933) 14–15.
- (Schmidt-Rohr 1934) *Georg Schmidt-Rohr*, Rasse und Sprache. Eine Entgegnung, in: Zeitschrift für Deutschkunde 48 (1934) 318–323.
- (Schmidt-Rohr 1935) *Georg Schmidt-Rohr*, Houston Stewart Chamberlain über die deutsche Sprache, in: Muttersprache 50 (1935) 301–305.
- (Schmidt-Rohr 1939a) *Georg Schmidt-Rohr*, Rasse und Sprache, in: Rasse. Monatsschrift für den nordischen Gedanken 6,3 (1939) 161–168.
- (Schmidt-Rohr 1939b) *Georg Schmidt-Rohr*, Die zweite Ebene der Volkserhaltung, in: Rasse. Monatsschrift für den nordischen Gedanken, 6,4 (1939) 81–89. [1939a und 1939b nachgedruckt in Heft 7 und 8 der Muttersprache 54/1939]
- (Schmidt-Rohr 1940a) *Georg Schmidt-Rohr*, Vom Sprachgedanken in Kriegszeiten, in: Muttersprache 55 (1940) 145–147.
- (Schmidt-Rohr 1940b) *Georg Schmidt-Rohr*, Rassebewußtsein – Rassenbewußtsein?, in: Muttersprache 55 (1940) 33–35.

- (Schürr 1922) *Friedrich Schürr*, Sprachwissenschaft und Zeitgeist. Eine sprachphilosophische Studie (Marburg 1922).
- (Schürr 1923) *Friedrich Schürr*, Das Wesen der Sprache und der Sinn der Sprachwissenschaft, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1 (1923) 469–490.
- (Simon 1985) *Gerd Simon*, Die sprachsoziologische Abteilung der SS. Sprachtheorie, Pragmatik, Interdisziplinäres (Akten des 19. Linguistischen Kolloquiums Vechta 1984, Tübingen 1985) 375–396.
- (Simon 1986) *Gerd Simon*, Der Wandervogel als „Volk im Kleinen“ und Volk als Sprachgemeinschaft beim frühen Georg Schmidt (-Rohr), in: Sprachwissenschaft und Volkskunde. Perspektiven einer kulturalanalytischen Sprachbetrachtung, hrsg. v. *H. E. Brekle, U. Maas* (Opladen 1986) 155–184.
- (Simon 1986a) *Gerd Simon*, Wissenschaft und Wende 1933. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik am Beispiel des Sprachwissenschaftlers Georg Schmidt-Rohr, in: Das Argument 158 (1986) 527–542.
- (Simon 1989) *Gerd Simon*, Sprachpflege im „Dritten Reich“, in: Sprache im Faschismus, hrsg. v. *Konrad Ehlich* (Frankfurt a.M. 1989) 58–87.
- (Simon 1990) *Gerd Simon*, Die Bemühungen um Sprachämter und ähnliche Norminstanzen im Deutschland der letzten hundert Jahre, in: Sprachnorm und Sprachnormierung, hrsg. v. *W. Settekorn* (Wilhelmsfeld 1990) 69–84.
- (Stempel 1978) *Wolf-Dieter Stempel*, Gestalt, Ganzheit, Struktur. Aus Vor- und Frühgeschichte des Strukturalismus in Deutschland (Göttingen 1978).
- (Stroh 1933) *Fritz Stroh*, Der volkhafte Sprachbegriff (Halle a. S. 1933).
- (Thierfelder 1938) *Franz Thierfelder*, Deutsch als Weltsprache (Berlin 1938).
- (Thierfelder 1940) *Franz Thierfelder*, Englischer Kulturimperialismus (Schriften des Deutschen Instituts für außenpolitische Forschung Nr. 26, Berlin 1940).
- (Thierfelder 1941) *Franz Thierfelder*, Sprachpolitik und Rundfunk (Berlin 1941).
- (von Wartburg 1934) *Walther von Wartburg*, Über die Bildungswerte des sprachwissenschaftlichen Studiums, in: Neuphilologische Monatsschrift (1934).
- (Weisgerber 1925) *Leo Weisgerber*, Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform (Ungedruckte Habilschrift, Phil. Fak. 1924, Bonn 1925).
- (Weisgerber 1929) *Leo Weisgerber*, Muttersprache und Geistesbildung (Göttingen 1929).
- (Weisgerber 1931) *Leo Weisgerber*, Artikel „Sprache“, in: Handwörterbuch der Soziologie, hrsg. von *Alfred Vierkandt* (Stuttgart 1931) 592–608.
- (Weisgerber 1933/34) *Leo Weisgerber* Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur (Teil 1: Wörter und Sachen 15. 5–96. Teil 2: Wörter und Sachen 16, 1933/34) 97–236.
- (Weisgerber 1934) *Leo Weisgerber*, Sprachgemeinschaft und Volksgemeinschaft und die Bildungsaufgaben unserer Zeit, in: Zeitschrift für deutsche Bildung (1934) 289–303.

## Wolfgang Pape

### Ur- und Frühgeschichte

„Wir müssen leider feststellen, daß die Prähistorie in erheblichem Maße zum Schmieden einer Waffe beigetragen hat, die mit Sicherheit 4,5 Millionen Menschen das Leben gekostet hat.“

Johannes Diderik van der Waals<sup>1</sup>

Die deutsche Ur- und Frühgeschichtsforschung ist noch sehr weit davon entfernt, sich im Sinne einer Analyse zu ihrer eigenen Rolle im und vor dem „Dritten Reich“ äußern zu können. Während etwa die Historiker jetzt bereits den zweiten, wenn nicht dritten Anlauf zur Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte machen, beginnen wir gerade den ersten. Die erste Tagung des Faches zu diesem Thema fand 1998 in Berlin<sup>2</sup> statt, 1999 gefolgt von einem Arbeitsgespräch in Freiburg<sup>3</sup>. Davor herrschten weitgehend Schweigen und Beschwichtigung. Bald nach 1945 äußerten sich einige Prähistoriker in knappen, weitgehend exkulpierenden Artikeln, die alle Schuldvorwürfe auf eine kleine Gruppe von Prähistorikern konzentrierten. Danach ging das Fach zum Wiederaufbau, zur Sicherung der erreichten Positionen und zu unverfänglichen Fragestellungen über. Beschäftigung mit und Fragen nach dem „Dritten Reich“ waren lange Zeit verpönt. Neuerdings mehrten sich die Arbeiten zu diesem Thema, aber auch hier überwiegt noch die lange eingeübte Tendenz zur relativierenden Verharmlosung. Sprachregelungen und Absprachen aus der Ära der Entnazifizierung erweisen sich als trag- und lebensfähig über ein halbes Jahrhundert hinweg, werden bei allem Bemühen um Aufklärung noch von Vertretern der „Enkel“-Generation nacherzählt. Und die Fraktion der Nesthygieniker ist immer noch groß.

<sup>1</sup> Sinngemäß nach: *Johannes Diderik van der Waals, Praehistorie en mythevorming* (Groningen 1969) 5.

<sup>2</sup> Humboldt-Universität 19.–23. 11. 1998, s. *Achim Leube* (Hrsg.), *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in Deutschland in den Jahren 1933–1945* (im Druck). Der dortige Beitrag „Zur Entwicklung des Faches Ur- und Frühgeschichte in Deutschland bis 1945“ wird hier in gekürzter Fassung und mit einigen Ergänzungen nochmals vorgelegt.

<sup>3</sup> *Heiko Steuer* (Hrsg.), *Eine hervorragende nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995* (Berlin, New York 2001).

Wir fangen also erst jetzt an, die Schutthaufen der Legendenbildung abzutragen und Fakten und Daten freizulegen. Eine analytische Betrachtung der Rolle ist daher erst in Ansätzen möglich, im Vordergrund steht vorerst noch die rein deskriptive Bestandsaufnahme.

Selbst eindeutige Fakten sind entweder unbekannt oder in ihrer Bewertung strittig, dafür drei Beispiele: Im Internet lief im Januar 2000 eine weitgehend durch Unwissenheit gekennzeichnete Diskussion<sup>4</sup> unter anderem darüber, ob der frühere Tübinger Prähistoriker Gustav Riek ein Nazi gewesen sei. Eine Seite räumt zwar seine Zugehörigkeit zur SS und seine Ausgrabungstätigkeit für diese ein, übergeht seinen Parteieintritt im Jahre 1929<sup>5</sup> oder kennt ihn nicht und meint, er sei „ganz gewiß niemals ein Nazi“ gewesen. Die Gegenseite beharrt darauf, Riek sei einer gewesen. In der Diskussion nicht erwähnt und nur nachträglich durch einen Literaturhinweis angedeutet wird die eigentlich schon lange bekannte Tatsache, daß Riek als SS-Hauptsturmführer die Absperurmaßnahmen leitete, während im SS-Sonderlager/KZ Hinzert an einem Tag im Oktober 1941 mindestens 40, vermutlich sogar 70 sowjetische „Kommissare“ mit Zyankali „abgespritzt“ wurden<sup>6</sup>.

Die Bevölkerung der Stadt Ahrensburg ist heillos zerstritten über der Frage, ob ein archäologischer Lehrpfad nach deren Ehrenbürger Alfred Rust benannt werden soll und wie in diesem Zusammenhang dessen jetzt erst wahrgenommene Tätigkeit für das „Ahnenerbe“ und seine freiwillige Meldung zur Waffen-SS zu bewerten sei.

In Wilhelmshaven schließlich sollen die Mitarbeiter des Niedersächsischen Instituts für historische Küstenforschung, früher Landesstelle für Marschen- und Wurtenforschung, sehr betroffen gewesen sein, als sie erfuhren, daß deren Gründer und langjähriger Direktor auch Leiter einer fast gleichnamigen Forschungsabteilung im „Ahnenerbe“ gewesen war<sup>7</sup>, was spätestens seit 1948 nicht nur aus den einschlägigen Akten hervorging<sup>8</sup>.

<sup>4</sup> [ufg.uni-freiburg.de/arch-de/archiv](http://ufg.uni-freiburg.de/arch-de/archiv).

<sup>5</sup> 01. 08. 1929, Mitgliedsnummer 142 993; 1930 ausgetreten, 1931 wieder eingetreten.

<sup>6</sup> Rolf Seeliger (Hrsg.), Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute 1 (München 1964) 58; danach Uwe Dietrich Adam, Hochschule und Nationalsozialismus. Die Universität Tübingen im Dritten Reich (Tübingen 1977) 190 Anm. 16. Als 1986 in einem Zeitungsartikel Verdächtigungen gegen Riek geäußert wurden, – ohne Bezug auf o.g. Literatur und offenbar ohne Kenntnis der Ermordung der Kommissare – solidarisierten sich viele Kollegen, stellten Stellungnahmen und Dokumente zur Entlastung zusammen und sprachen von „Rufmord“, „in den Schmutz ziehen“ und „mit Dreck [...] beschmeißen“. Vgl. jedoch Raymond Waringo, Die „Aleburg“ bei Befort. Zu den Ausgrabungen einer eisenzeitlichen Abschnittsbefestigung während der „Mittleren Nazizeit“, in: Beaufort im Wandel der Zeiten 1 (Befort [1993]) 55–82, hier 77 ff.; Albert Pütz, Das SS-Sonderlager/KZ Hinzert 1940–1945. Das Anklageverfahren gegen Paul Sporrenberg (Frankfurt a. M. u. a. 1998), Barbara Weiter-Matysiak, Das SS-Sonderlager/KZ Hinzert im Hunsrück, in: Hans-Georg Meyer, Hans Berkessel (Hrsg.), Die Zeit des Nationalsozialismus in Rheinland-Pfalz 2: „Für die Außenwelt seid Ihr tot!“ (Mainz 2000) 116–135; Eberhard Klopp, Hinzert – Kein richtiges KZ? Ein Beispiel unter 2000 (Trier 1983) 98 f.

<sup>7</sup> Nach der Gründung als „Provinzialstelle für Marschen- und Wurtenforschung“ im Jahre 1938 schlug Herbert Jankuhn 1939 über Wolfram Sievers die Errichtung einer „Forschungs-

Wie die drei Beispiele zeigen, ist der Kenntnisstand immer noch dürftig. Daher sind zur aktiven Rolle des Faches kaum und zur passiven Rolle erst in Ansätzen Aussagen möglich.

Die passive Rolle läßt sich mit dem Begriff „Profiteur“ umschreiben und hinreichend belegen. Die Ur- und Frühgeschichte ist wie kaum ein anderes Fach vom „Dritten Reich“ hofiert worden und hat wie kaum ein anderes davon profitiert, ausgenommen vielleicht noch die Anthropologie mit Einschluß der Rassenhygiene, die Wehrwissenschaft und die Volkskunde sowie „kriegswichtige“ Fächer wie Psychologie oder Medizin.

Dieses Profitieren möchte ich mit einigen Beispielen vorwiegend aus dem Hochschulbereich illustrieren, nicht inhaltlich, sondern nach ganz formalen Kriterien der Organisationsgeschichte wie Zahlen für Abschlüsse, Stellen oder Institutionen.

Der Aufschwung unseres Faches in den dreißiger Jahren ist geradezu sprichwörtlich, wird gerne als Beispiel dafür zitiert, wie unter den Nazis einige sogenannte Weltanschauungswissenschaften besonders gefördert wurden und in bis dahin nicht gekanntem Maße Zuwachs und Zulauf erhielten.

Hoch erfreut über die Verwirklichung der schon lange erhobenen Forderungen zur Verbesserung der Situation der Ur- und Frühgeschichte an Hochschulen, Schulen, Museen und in der Denkmalpflege präsentiert das Fach eindrucksvolle Beispiele für den Aufschwung. So etwa die explosionsartige Zunahme der Teilnehmerzahlen an Vorgeschichtslehrgängen in Breslau<sup>9</sup> (Abb. 1). Ein vergleichbarer Aufschwung wird voller Stolz vorgeführt anhand der Erfolgsbilanz der Bodendenkmalpflege bis hin zur verbesserten räumlichen Ausstattung und Möblierung der Dienstsitze, auch von Museen und Instituten. Groteske Züge nimmt die Darstellung der Hörerzahlen für Vorgeschichte an der Deutschen Universität Prag an<sup>10</sup>, bei der neben den stark schwankenden Zahlen vor allem der „Paradigmenwechsel“ an Garderobe und Frisur der Symbolfiguren nach der deutschen Okkupation auffällt (Abb. 2).

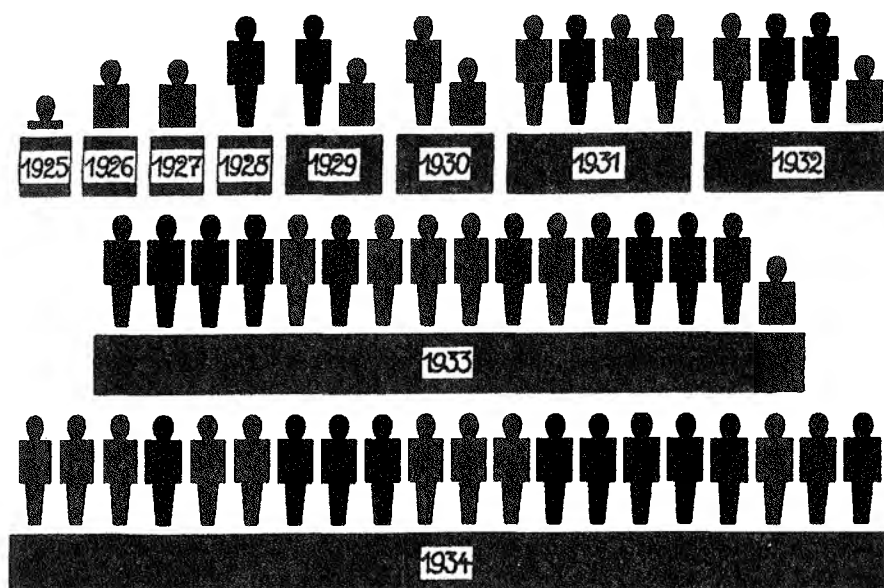
stätte für Wurfenforſchung“ innerhalb des „Ahnenerbe“ mit Werner Haarnagel als Leiter vor. Himmler ſtimmte beidem zu, unter anderem, weil er in ſeinem typiſchen Mißtrauen gegenüber – damals – anerkannten Lehrmeinungen irgendwo gehört hatte, daß vielleicht nicht die Küſten abſänken, ſondern das Meer anſteige. Sievers an Himmler 27. 01. 1939; Sievers an Jankuhn 01. 03. 1939: BArch (ehem. BDC) Herbert Jankuhn, 8260000680-I fol. 83; 84. Vgl. dagegen Karl-Ernst Behre u. Peter Schmid, Das Niedersächſiſche Institut für hiſtoriſche Küſtenforſchung. 60 Jahre Forſchungstätigkeit im Küſtengebiet (Wilhelmshaven 1998).

<sup>8</sup> Hellmut Lehmann-Haupt, Cultural Looting of the „Ahnenerbe“. Report prepared by Monuments Fine Arts and Archives Section, OMGUS (Berlin 1948) 4, hier allerdings unter der irri-gen Bezeichnung „Wüſtenforſchung“. Die Kenntnis dieſer Arbeit verdanke ich Anja Heuß.

<sup>9</sup> Hans Seger, Bericht über die Tätigkeit des Vertrauensmannes für die kulturgeſchichtlichen Bodenaltertümer Niederſchleſiens im Jahre 1934, in: Nachrichtenblatt für Deutſche Vorzeit [anfangs: ... für deutſche Vorzeit] 11 (1935) 52–54, Abb. S. 53 oben.

<sup>10</sup> Lothar Zotz, Zwei Jahre Aufbauarbeit im Institut für Ur-, Vor- und Frühgeſchichte der Deutſchen Karls-Univerſität Prag, in: Ebd. 17 (1941) 165–174, hier Abb. 1 b–c.





Die Teilnehmerzahl bei den Lehrgängen für heimische Vorgeschichte in Breslau.  
1 Figur = 100 Teilnehmer. 1934 = 2000!

Abb. 1: Zahl der Teilnehmer an Vorgeschichtslehrgängen in Breslau.

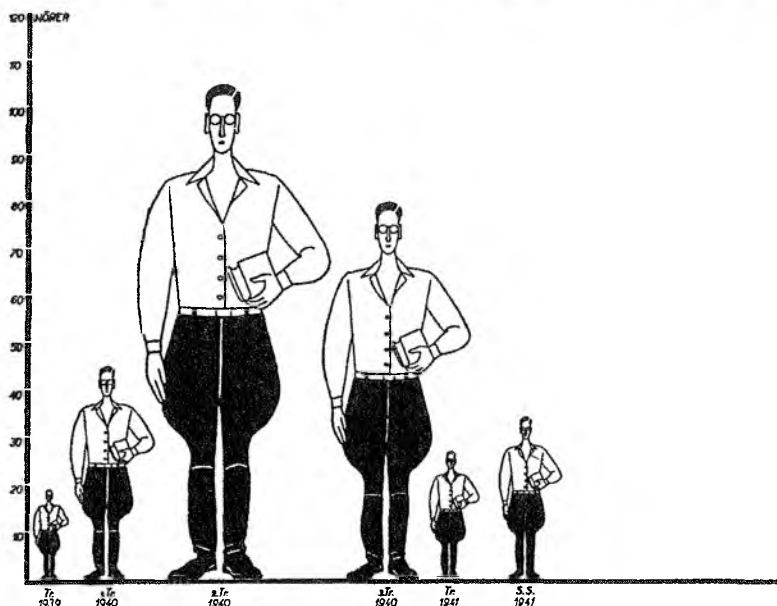
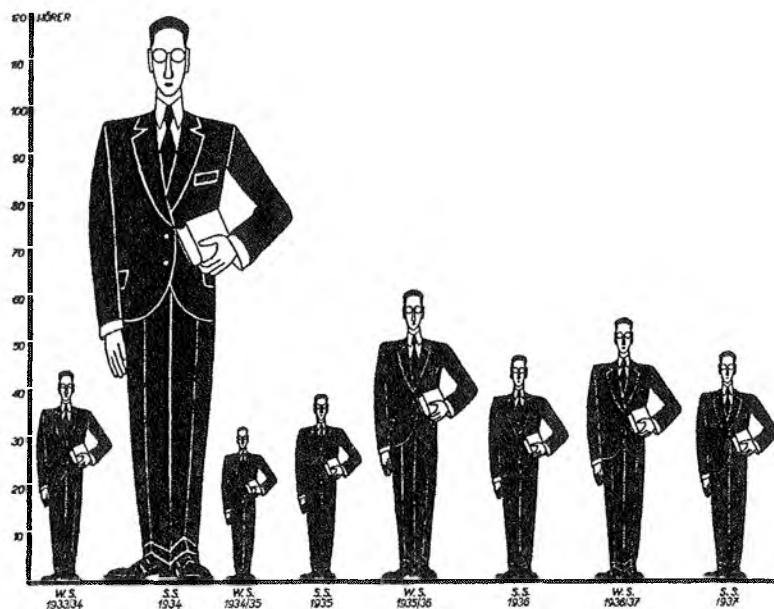
Der Bodendenkmalpflege gelingt allmählich die Loslösung von den Museen oder der Bau- und Kunstdenkmalpflege. Die als Befreiung aus zweitrangiger Position an wesensfremden Institutionen empfundene Verselbständigung führt zur Gründung von immer mehr Landesämtern für Vorgeschichte, deren Zahl steigt von einem im Jahre 1931 auf immerhin 15 im Jahre 1943 (Abb. 3).

Auch an den Universitäten erlebt das Fach einen rasanten Aufschwung. Lehrstühle für Ur- und Frühgeschichte wurden schon lange gefordert, ihre Zahl blieb jedoch bis zur „Machtergreifung“ gering, um sich dann „schlagartig, wie nach einem geheimen Kommando“ zu vermehren, so ein zeitgenössischer Beobachter im Rückblick<sup>11</sup> (Abb. 4). Dem Fach gelingt es damit, seine Präsenz an den Universitäten von einem außerordentlichen, nicht für voll genommenen Lehrstuhl im Jahre 1902 über nur je drei ordentliche und außerordentliche noch im Jahre 1929<sup>12</sup> auf insgesamt 25 ordentliche und außerordentliche Lehrstühle zu steigern<sup>13</sup> – und diesen Stand nach 1945 zunächst weitgehend zu erhalten.

<sup>11</sup> Ernst Wable, Und es ging mit ihm seinen Weg (Heidelberg 1980) 64.

<sup>12</sup> Unter den Ordinariaten jedoch eines in Wien und ein persönliches in Berlin.

<sup>13</sup> Darunter allerdings ein Fall, in dem die Ernennung verweigert wurde (Stieren, Münster 1937) und eine pro-forma Ernennung ohne Lehrverpflichtung (Buttler, Göttingen 1938).



Zahlen der Teilnehmer an Vorlesungen und Übungen über Vorgeschichte an der deutschen Karls-Universität

Abb. 2: Hörerzahlen in Vorgeschichte an der Karls-Universität Prag, Wintersemester 1933/34 bis Sommersemester 1941, Darstellung von 1941.

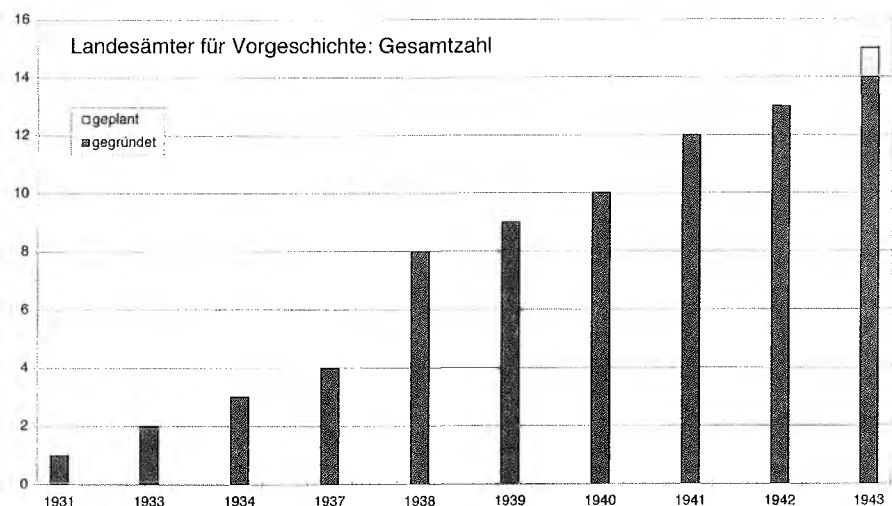


Abb. 3: Anzahl der selbständigen Landesämter für Vorgeschichte 1931 bis 1943.

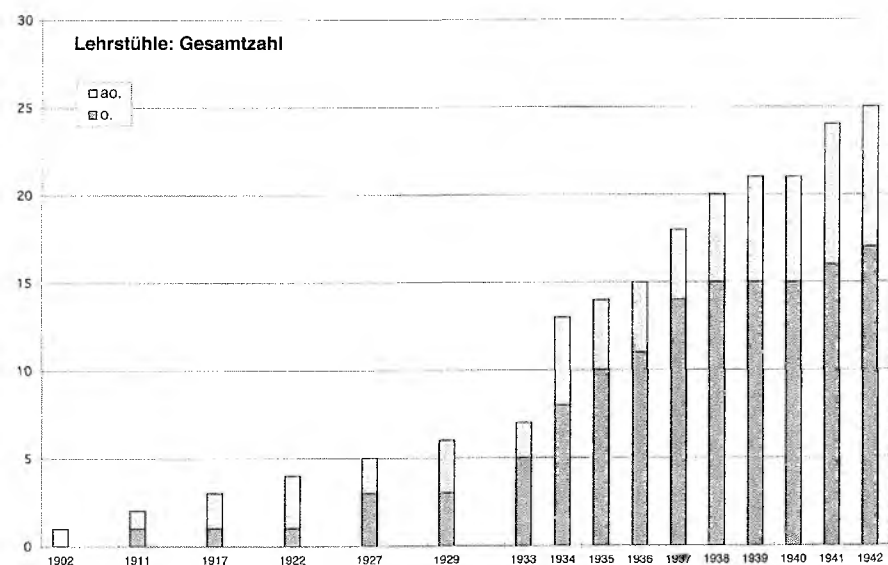


Abb. 4: Gesamtzahl prähistorischer Lehrstühle 1902 bis 1942.

Der universitäre Aufstieg der Ur- und Frühgeschichte ließe sich mit zahlreichen weiteren Beispielen belegen. Hier seien nur noch die jährlichen Promotionen dargestellt (Abb. 5), die eine Verlagerung von anfangs fachfremden Dissertationen

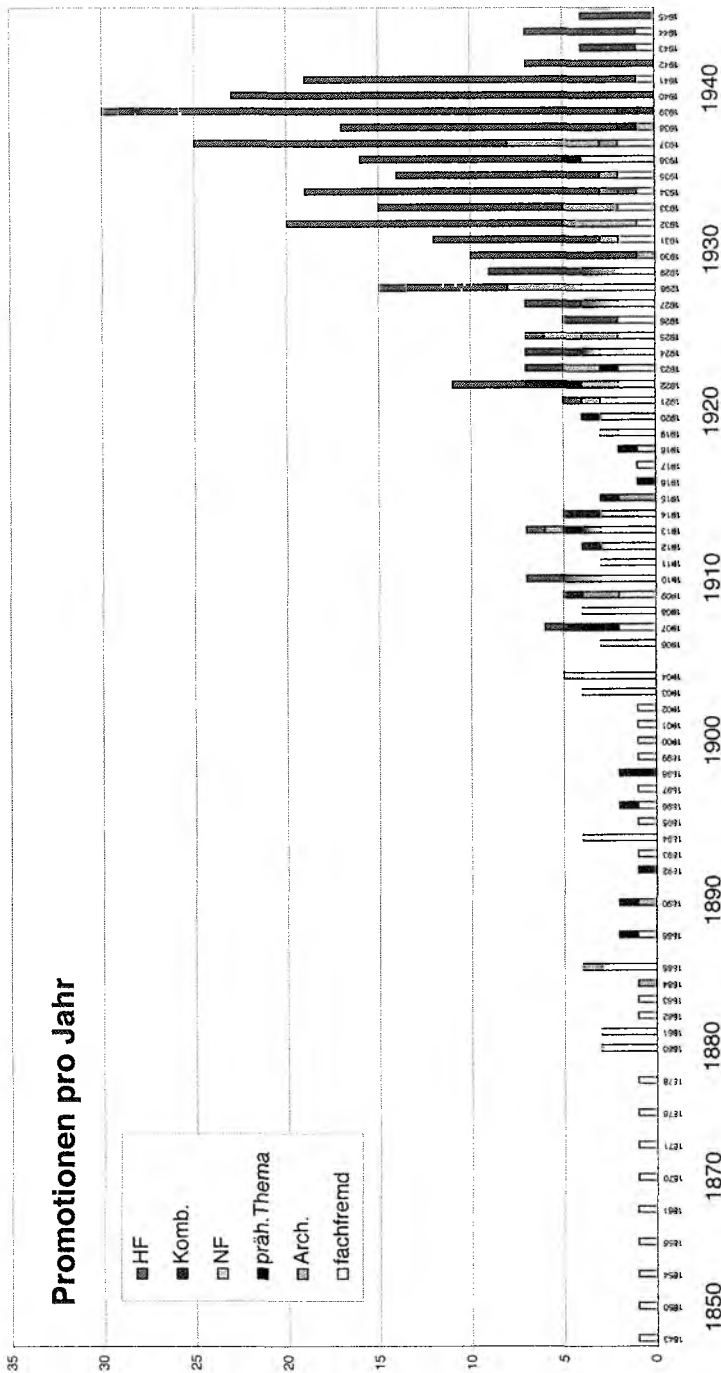


Abb. 5: Promotionen von Prähistorikern 1843 bis 1945.

über Promotionen in Klassischer Archäologie, dann mit prähistorischer Thematik aber noch in fremden Fächern, weiter in Kombination mit einem anderen Fach oder im Nebenfach bis schließlich zur Promotion im Hauptfach erkennen lassen. Dieser langwierige Prozeß der Emanzipation, der Herausbildung einer souveränen Disziplin, läßt sich auch an den absoluten Zahlen mit dem kriegsbedingten Gipfel von 1939 ablesen.

Recht kontinuierlich, ohne plötzliche Steigerungsraten, verläuft dagegen die Entwicklung des Lehrkörpers, hier dargestellt die jährlichen Gesamtzahlen der jeweils zur Verfügung stehenden Habilitierten (Abb. 6). Die Entwicklung verläuft stetig, der Erste Weltkrieg führt zu einem leichten Rückgang, eine stärkere Zunahme etwa ab 1938 reflektiert den ersten Promotionsschub einige Jahre zuvor. Daneben zeigt diese Darstellung, daß das Fach schon in den 1920er und frühen 30er Jahren einen recht umfangreichen Lehrkörper vorzuweisen hatte, der überwiegend allerdings noch nicht über Ordinariate und damit die vollen akademischen Rechte verfügte.

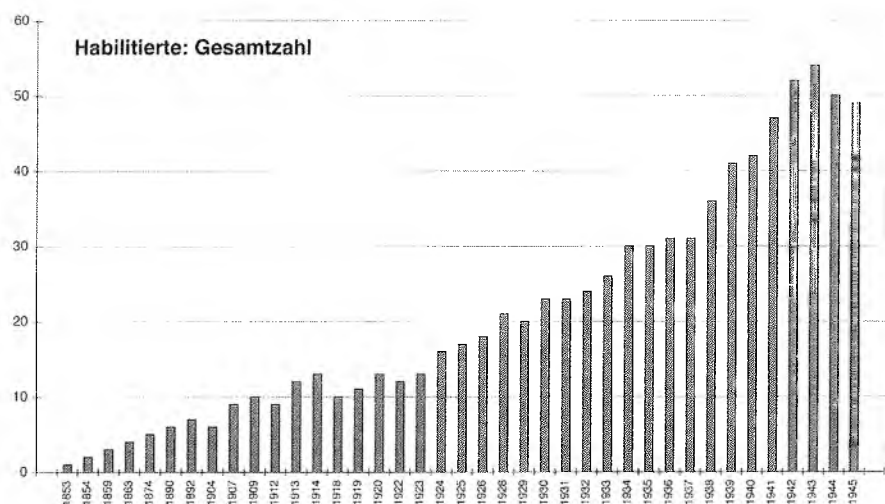


Abb. 6: Gesamtzahl habilitierter Prähistoriker 1853 bis 1945.

Daß auch für die Ur- und Frühgeschichte im „Dritten Reich“ eine bereits vorher angelegte Tendenz verstärkt aufgegriffen und beschleunigt wurde, soll mit den beiden letzten Beispielen aus dem Hochschulbereich verdeutlicht werden. Auch die Lehrveranstaltungen (Abb. 7) nehmen bereits in den 1920er Jahren deutlich zu, und zwar sowohl die Zahl der Orte, an denen Prähistorie gelehrt wird, als auch die der lehrenden Personen. Schon in den 20er, vor allem aber in den 30er Jahren übersteigt die Zahl der Personen deutlich die der Orte, die Zeit der „Einmannbetriebe“ ist vorbei.

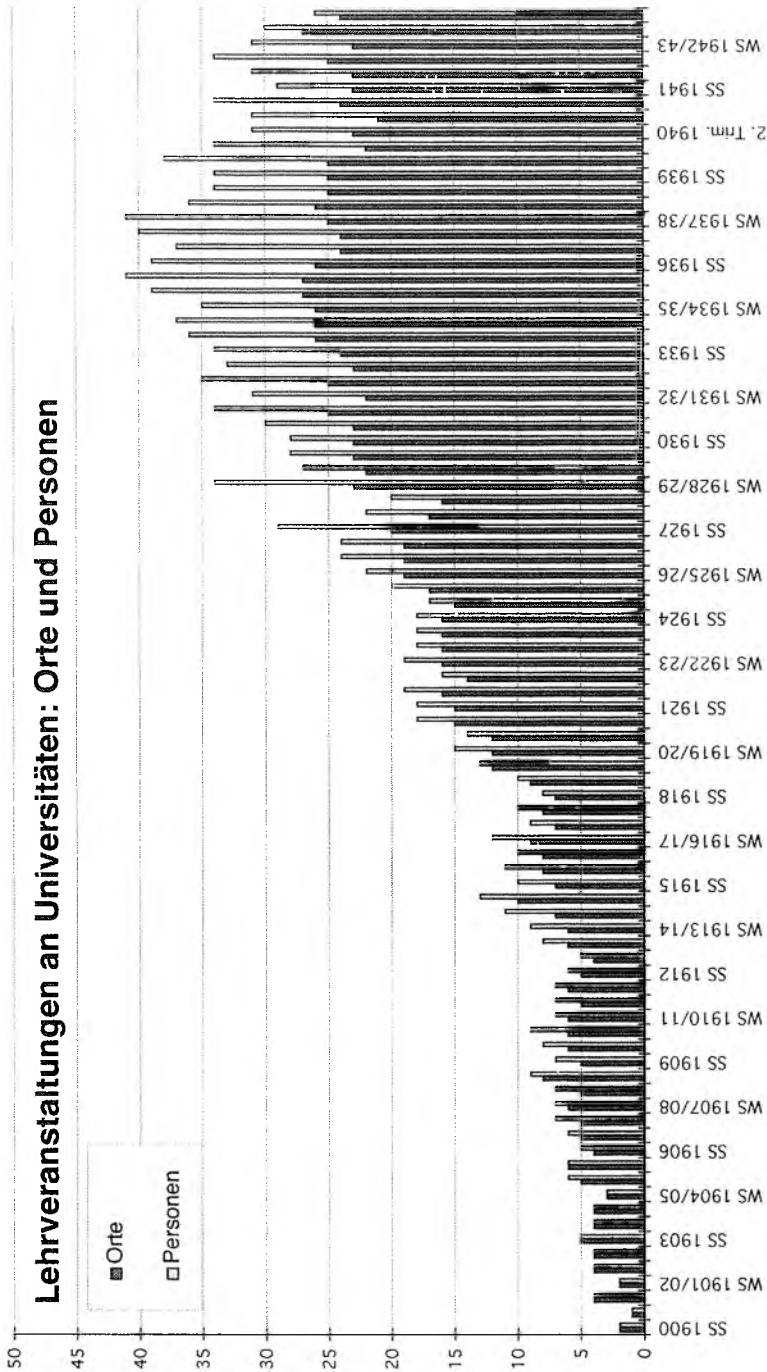


Abb. 7: Prähistorische Lehrveranstaltungen nach Orten und Personen, Sommersemester 1900 bis Wintersemester 1943/44.

Eigentlich müßten alle Beispiele aus den Universitäten deutlich überhöht dargestellt werden. Denn zwischen 1931 und 1937 halbiert sich die Zahl der Studierenden<sup>14</sup>, daneben schrumpft die Ausstattung politisch weniger erwünschter Fächer deutlich; der enorme Aufschwung der Ur- und Frühgeschichte erfolgt gleichsam antizyklisch. Und als Fazit muß formuliert werden, daß der Aufschwung der Ur- und Frühgeschichte im „Dritten Reich“ mehr ein qualitativer als quantitativer war, ein Aufstieg zur vollen akademischen Anerkennung<sup>15</sup>.

Schon Abb. 7 ließ einen Abschwung bei den Lehrveranstaltungen ab 1937/38 erkennen, deutlicher noch wird diese gegenläufige Tendenz, wenn die Lehrveranstaltungen in Semesterwochenstunden ausgedrückt werden (Abb. 8). Nach dem absoluten Höhepunkt von 200 Wochenstunden im Wintersemester 1935/36<sup>16</sup> erlahmt der Lehreifer deutlich. Hier darf wohl vermutet werden, daß bei einer ganzen Reihe von Prähistorikern die Euphorie der ersten Jahre des „Dritten Reiches“ verfliegen war.

Eine vergleichbare Ermüdungserscheinung ist abzulesen an der Zahl prähistorischer Artikel im „Völkischen Beobachter“<sup>17</sup> (Abb. 9). Offenbar wurden die Leser sehr bald der ständigen Verherrlichung alles Nordischen und Germanischen überdrüssig. Oder die Verantwortlichen hatten erkannt, daß der „Dauerbeschuß“ mit nordisch-germanischen Themen und die maßlosen Übertreibungen zur Ermüdung führen und die Gefahr der Lächerlichkeit in sich bergen konnten.

Parallel zu diesem beispiellosen Aufschwung der Ur- und Frühgeschichte als wissenschaftlicher Disziplin erfolgte eine ebenfalls kaum noch vorstellbare Popularisierung und Vulgarisierung ihrer Ergebnisse. Dafür nur zwei Beispiele:

Eine bekannte Schuhcremefabrik erkennt den Geist der Zeit und gibt mit „freundlicher Unterstützung mehrerer namhafter Vorgeschichtsforscher“ Alben heraus (Abb. 10), in die man bunte Sammelbildchen zur Ur- und Frühgeschichte einkleben kann<sup>18</sup>. Die Sammelalben erschienen ab 1937, wurden sogar neu aufgelegt und hatten offenbar eine so hohe Auflage, daß sie heute noch ohne große Probleme antiquarisch zu beschaffen sind. In Text und Bildchen wird die damalige Lehrmeinung dargeboten und eine ungebrochene Kontinuität von der Jungsteinzeit bis zum deutschen Mittelalter beschworen. Das ganze ist ansprechend aufgemacht, und die Bildchen bieten eine gekonnte Mischung aus friedlich-idyllischen

<sup>14</sup> Vgl. z. B. *Hartmut Tütze*, *Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland 1820–1944*. Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte I,1 (Göttingen 1987) 26 Abb. 1.

<sup>15</sup> Allerdings blieb das Fach immer noch so „klein“, daß es in der Fächerdifferenzierung der Hochschulstatistiken bis 1941 nicht getrennt ausgeworfen wurde, s. *Hartmut Tütze* (wie Anm. 14) 83, 121 ff.

<sup>16</sup> Hinzuzurechnen wären in diesem Semester noch knapp 30 Semesterwochenstunden Prähistorie an den Hochschulen für Lehrerbildung. Dort steigert sich das Angebot in den folgenden Semestern bis auf über 80 SWS, während an den Universitäten schon der Abschwung einsetzt. Heute bietet das Fach etwa 600 SWS an.

<sup>17</sup> Nach einer Zusammenstellung von/für Hans Reinerth im Archiv des Pfahlbaumuseums Unteruhldingen; Gunter Schöbel sei für großzügige Unterstützung herzlich gedankt.

<sup>18</sup> Das Firmenzeichen, ein Frosch, ist heutzutage übrigens grün und wirbt für umweltfreundliche Reinigungsmittel.

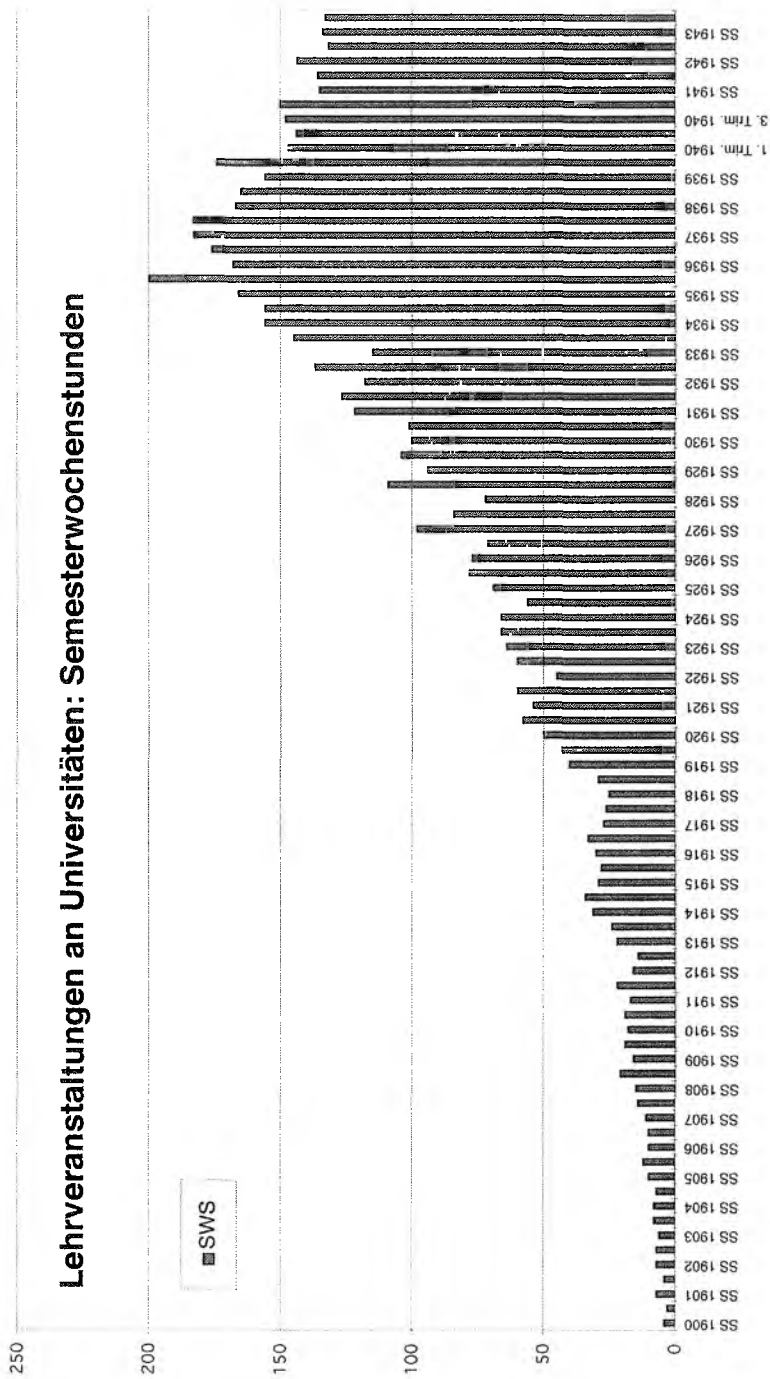


Abb. 8: Prähistorische Lehrveranstaltungen in Semesterwochenstunden, Sommersemester 1900 bis Wintersemester 1943/44.



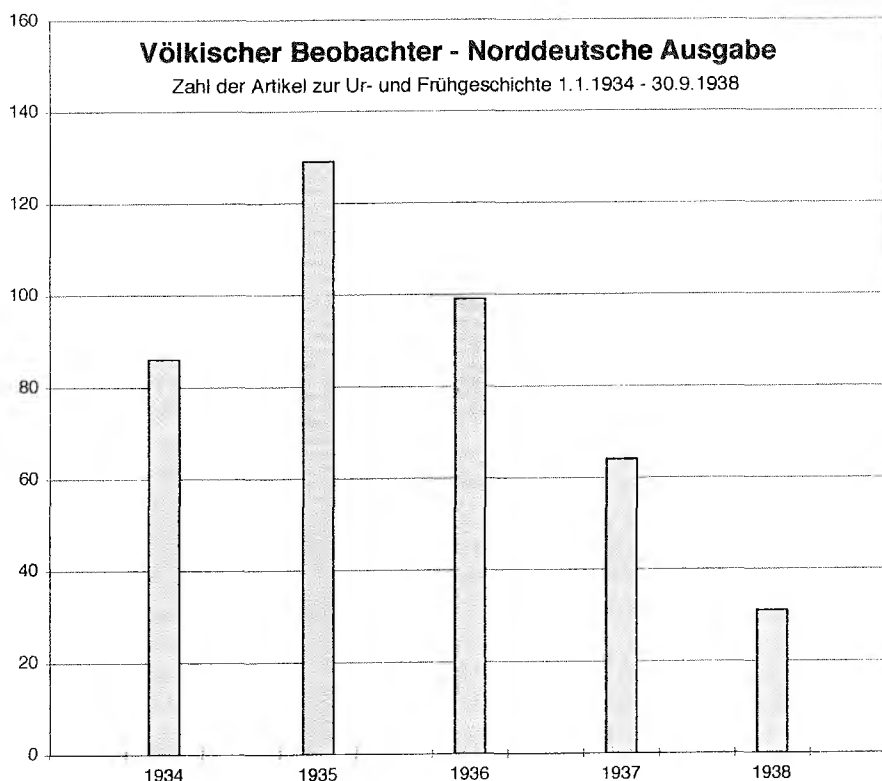


Abb. 9: Artikel mit prähistorischer Thematik im Völkischen Beobachter 1934 bis 1938.

und heroisch-martialischen Szenen, wobei die letzteren entlang der Zeitachse deutlich zunehmen.

Als zweites Beispiel für das Ausmaß dieser Popularisierung sei „Der Schulungsbrief“ genannt, herausgegeben vom Reichsschulungsamt der NSDAP und der Deutschen Arbeitsfront. Prähistorische Themen kommen häufig vor, schon auf einem Titelblatt werden alle wichtigen Kulturvölker aus Deutschland und dem südlichen Skandinavien hergeleitet (Abb. 11). Alles hat seinen Ausgang in Nordeuropa, selbst die Tempel Griechenlands und Italiens werden auf die schlichten Holzhäuser des Nordens zurückgeführt. Diese Schulungsbriefe erreichten Auflagenhöhen von bis zu 1,4 Millionen, und zwar im Monat<sup>19</sup>.

Die beiden Beispiele stehen stellvertretend für die Flut von prähistorischer „Konjunkturliteratur“ mit ihren zahllosen, meist von Nicht-Prähistorikern ver-

<sup>19</sup> Angaben allerdings ungeprüft laut Impressum; außerdem muß von einer hohen Zahl von Zwangsbeziehern ausgegangen werden.



Abb. 10: Titelbild eines Sammelalbums aus dem Jahre 1938.



Abb. 11: Umschlag von „Der Schulungsbrief“ März 1935.

faßten Titeln, deren die Prüfungskommissionen zur Verhinderung der größten Entgleisungen kaum Herr werden konnten. Der Umfang dieser systematischen Zensur etwa durch die „Parteiämtliche Prüfungskommission zum Schutz des NS-Schrifttums“ blieb der Öffentlichkeit verborgen, Namen und Zahl der Lektoren wurden ebenso geheimgehalten wie die Zahl der geprüften Manuskripte. Nur Alfred Rosenberg war so unbedarft, sich anlässlich der „Woche des deutschen Buches“ 1936 in Berlin damit zu brüsten, daß 3000 Manuskripte allein aus dem Bereich der Vorgeschichte geprüft worden seien<sup>20</sup>. Diese Zahl ist zwar kaum zu überprüfen, gewinnt aber an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß die Philipp Bouhler unterstehende, 1934 von Rudolf Heß gegründete „Parteiämtliche Prüfungskommission“ bei prähistorischen Titeln keine Auswahl traf, sondern offenbar alle einschlägigen Arbeiten für prüfungsbedürftig hielt.

Zusammenfassend sind enorme Zuwachsraten eines vorher eher bedeutungslosen, gelegentlich als „Zeitvertreib für pensionierte Offiziere und Dorfpfarrer“ verachteten Faches zu konstatieren.

Diese Nutznießer-Seite der Medaille hat – wohl zwangsläufig – ihre politische Kehrseite. Auch das Ausmaß des Engagements für den NS-Staat soll wiederum nicht inhaltlich und ohne Einzelfallprüfung und ohne Motivforschung dargestellt werden, sondern rein statistisch-formal durch quantifizierende Betrachtung der Zugehörigkeit zu einigen NS-Organisationen. Dies kann nur unter dem Vorbehalt geschehen, daß alle Zahlenangaben vorläufig sind und es sich nur um Mindestzahlen handelt.

1929 gründete Alfred Rosenberg nach längerer Anlaufphase den Kampfbund für deutsche Kultur<sup>21</sup>. In dieses „Sammelbecken rechtsextremer Außenseiter des Weimarer Kulturlebens“<sup>22</sup> treten vereinzelt auch Prähistoriker ein (Abb. 12). Im Mai 1932 gründet Hans Reinerth innerhalb dieses Kampfbundes eine „Reichsfachgruppe für deutsche Vorgeschichte“ und in zwei Wellen treten viele haupt- und nebenamtliche Prähistoriker sowie einige begeisterte Laien, als „Freunde der deutschen Vorgeschichte“ bezeichnet, dem Bund bei. Für die kurze Zeit seiner Existenz hatte dieser Bund durchaus Einfluß: Er wird bei Besetzung von Lehrstühlen und Museumsstellen unseres Faches gehört und bildet die Plattform für Rosenbergs Auftrag zur Gleichschaltung der Ur- und Frühgeschichte an Hans Reinerth. Die Zuwachszahlen der Prähistoriker für 1932 und 1933 sind erschreckend. Allerdings versinkt der Bund nach kurzer Blüte durch Versagen der Führung in Bedeutungslosigkeit, ihm war also keine Breitenwirkung und keine

<sup>20</sup> Frankfurter Zeitung 09. 02. 1936. Rosenberg meint vermutlich die Tätigkeit seiner eigenen „Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums“; deren Leiter Hans Hagemeyer nennt in einem undatierten internen Bericht stichwortartig weitere Zahlen: 600 Lektoren, an einem Tag bis zu 400 Bücher, im Jahr ungefähr 10 000 Bücher und Manuskripte; Archiv Pfahlbaumuseum Unteruhldingen.

<sup>21</sup> Zum Charakter dieses Kampfbundes vgl. *Hildegard Brenner*, Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus (Reinbeck 1963); *Reinhard Bollmus*, Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem (Stuttgart 1970).

<sup>22</sup> *Uffa Jensen*, in: *Wolfgang Benz* u. a. (Hrsg.), Enzyklopädie des Nationalsozialismus (München 1998) s.v. Kampfbund für deutsche Kultur.

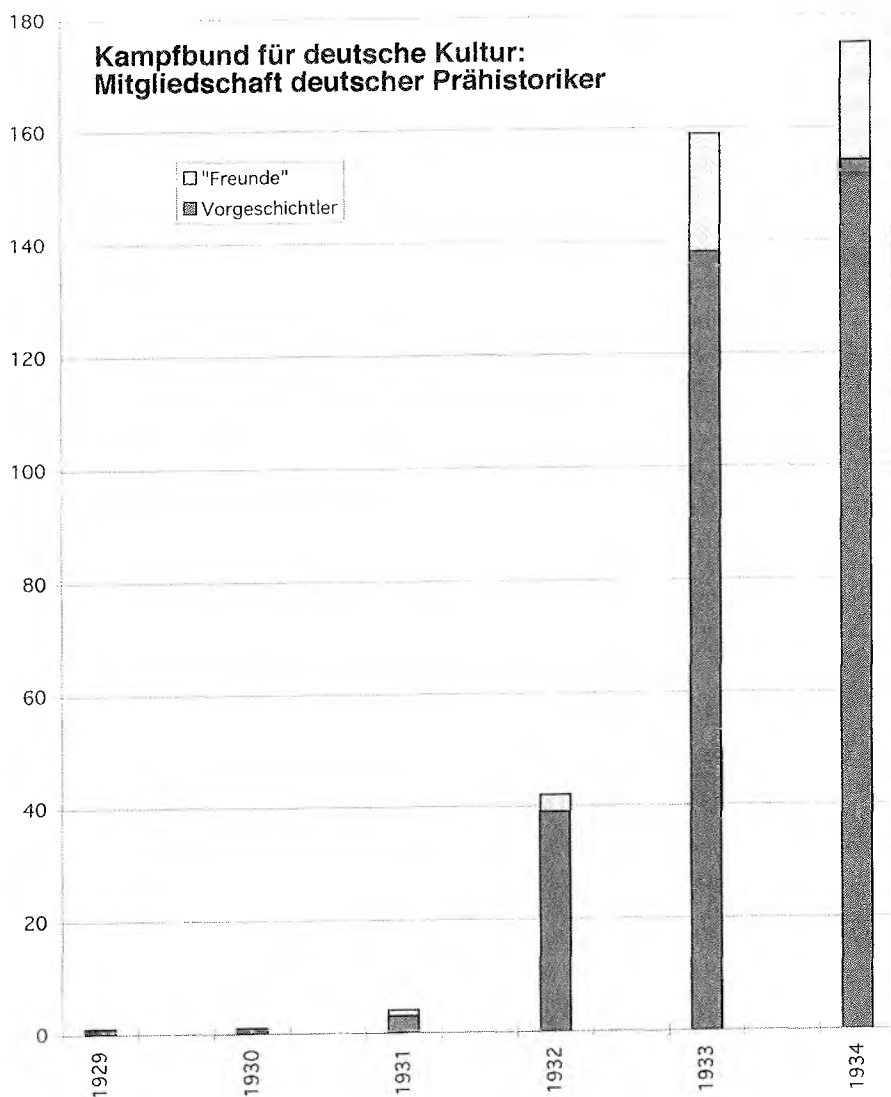


Abb. 12: Mitgliederzahlen deutscher Prähistoriker im „Kampfbund für deutsche Kultur“ 1929 bis 1934.

Rolle im Machtchaos des NS-Staates beschieden. Der fast schon massenhafte Beitritt von Prähistorikern hatte keine langfristigen Auswirkungen im Fach. Dennoch lassen sich Einstellungen ablesen, die Bereitschaft, ein bestimmtes geistiges Klima mitzutragen oder mitzuerzeugen. In einem Gedankenspiel könnte man überschlagen, wie viele Prähistoriker rein rechnerisch im Vergleich zur Gesamtbevölkerung hätten Mitglied sein dürfen. Bei aller Spekulation wäre höchstens der winzige Bruchteil eines Prähistorikers zu erwarten statt der tatsächlichen knapp 180.

Auch in die NSDAP treten Prähistoriker schon vor 1933 in großer Zahl ein, etliche sogar schon in die „alte Partei“ vor dem Verbot und lange vor der Neugründung im Jahre 1925. Festzuhalten bleibt, daß auch hier die Entwicklung der Mitgliedschaft von Prähistorikern deutlich vor 1933 einsetzt und bereits 1932 ein hohes Niveau erreicht (Abb. 13).

Die Beitrittsbilanz insgesamt (Abb. 14) verzeichnet zwei deutliche Gipfel für die ersten vier Monate des Jahres 1933, in denen die Partei noch offen war, sowie nach Lockerung der Aufnahmesperre im Jahre 1937. Während des Aufnahmestopps vom 01.05.33 bis zum 30.04.1937 – die Partei war gleichsam wegen Überfüllung geschlossen – gelingt nur wenigen der Eintritt, und der letzte Prähistoriker wird 1943 Mitglied<sup>23</sup>.

Ähnlich wie beim „Kampfbund“ sind Prähistoriker auch als Mitglieder der NSDAP extrem überrepräsentiert. Bei einer Gesamtgröße der Stichprobe aller Prähistoriker vor 1945 von 594 und einem Anteil von mindestens 512 Parteigenossen ergibt sich – ohne Berücksichtigung von drei abgelehnten Fällen – mit über 86% ein Organisationsgrad, der fast alle mir bekannten Vergleichszahlen anderer Berufsgruppen weit übersteigt. Noch höhere Prozentsätze kenne ich lediglich für die „Leibstandarte Adolf Hitler“<sup>24</sup>, für den Lehrkörper der Hochschulen für Lehrerbildung<sup>25</sup>, für die Offiziersränge der Allgemeinen SS<sup>26</sup> und speziell für das Führerkorps der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes<sup>27</sup> sowie schließlich für die Justiz<sup>28</sup>.

1909 gründete Gustaf Kossinna seine „Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte“ und noch im Gründungsjahr traten zahlreiche Prähistoriker bei (Abb. 15). 1913 erfolgte die Umbenennung in „Gesellschaft für deutsche (später:

<sup>23</sup> Mitgliedsnummer 9630729: Aufnahme am 01. 10. 1943, Aufnahme beantragt am 06. 08. 1943.

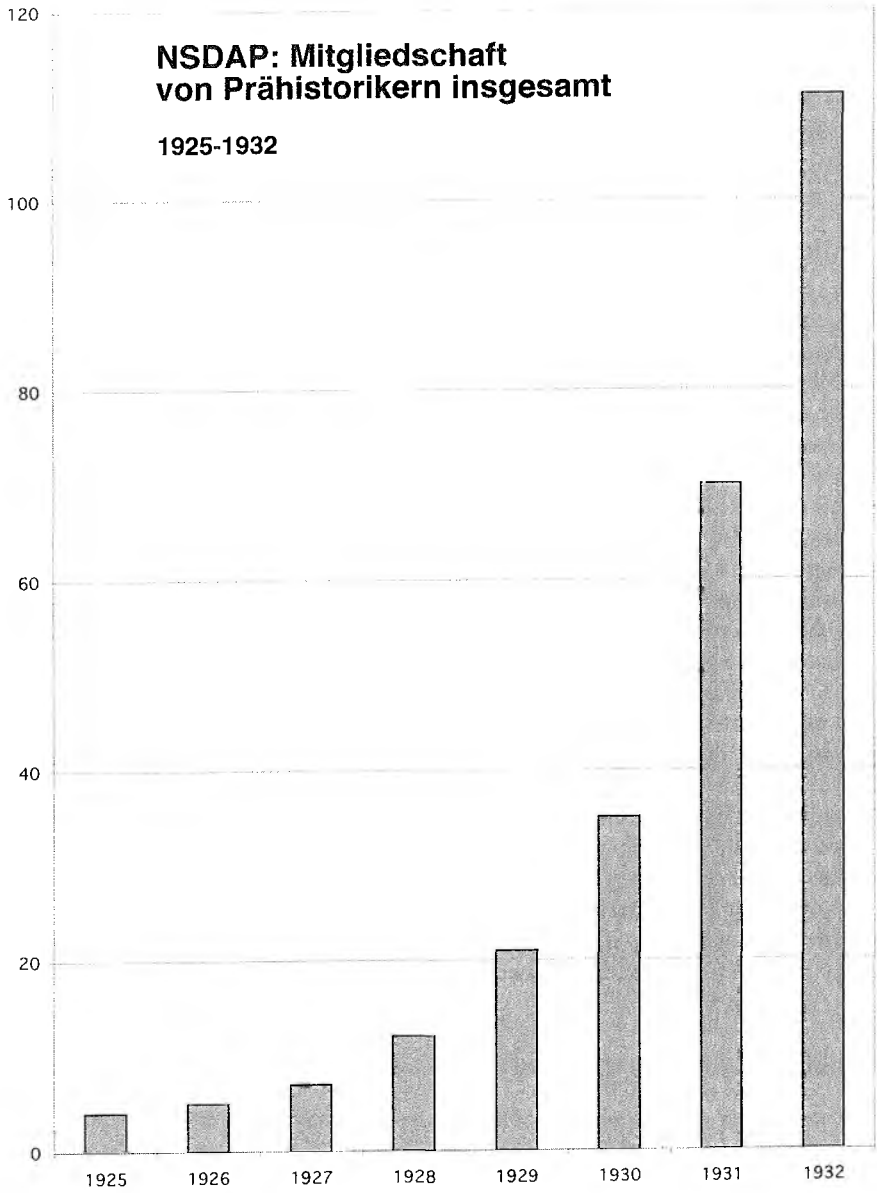
<sup>24</sup> Bernd Wegner, Hitlers politische Soldaten: Die Waffen-SS 1933–1945 (Paderborn 1997) 249.

<sup>25</sup> Alexander Hesse, Die Professoren und Dozenten der preußischen Akademien (1926–1933) und Hochschulen für Lehrerbildung (1933–1941) (Weinheim 1985) 90.

<sup>26</sup> Dienstaltersliste der Schutzstaffel der NSDAP. Stand vom 1. Dezember 1938 (Berlin 1938) 527.

<sup>27</sup> Jens Banach, Heydrichs Elite. Das Führerkorps der Sicherheitspolizei und des SD (Paderborn u. a. 1998) 136.

<sup>28</sup> Ingo Müller, Furchtbare Juristen. Die unbewältigte Vergangenheit unserer Justiz (München 1987) 204f.



*Abb. 13: Mitgliederzahlen deutscher Prähistoriker in der NSDAP 1925 bis 1932.*

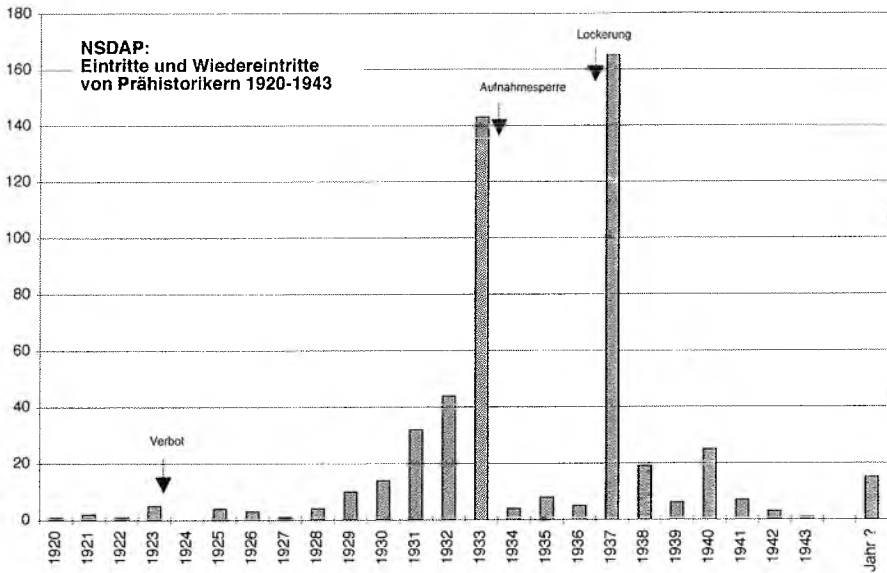


Abb. 14: Jährliche Eintritte von Prähistorikern in die NSDAP 1920 bis 1943.

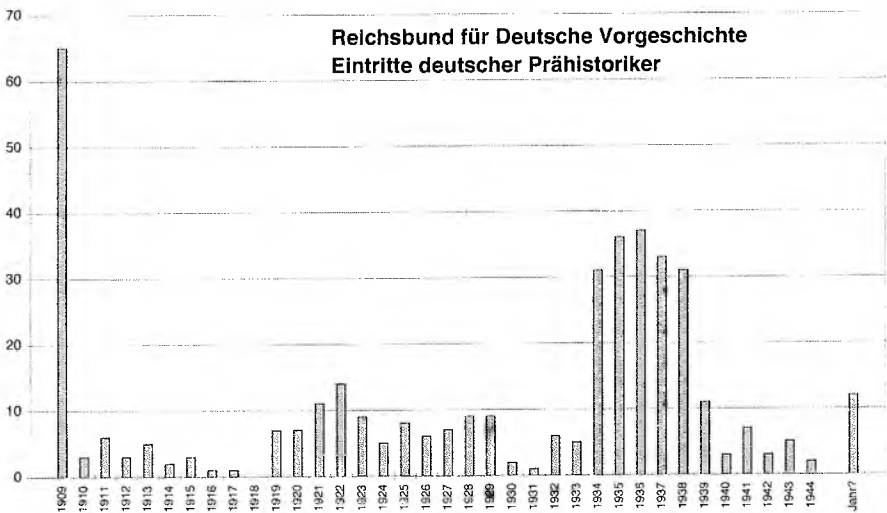


Abb. 15: Jährliche Eintritte von Prähistorikern in den Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte und seine Vorläufer 1909 bis 1944.



Deutsche) Vorgeschichte“<sup>29</sup> und 1934 nach der Übernahme durch Hans Reinerth in „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte“. Nominell ein privatrechtlicher Verein, erhielt der Reichsbund durch seine „Bestätigung“ durch die Reichsleitung der NSDAP und durch Rosenbergs Auftrag zur Gleichschaltung aller prähistorischen Vereine, Gesellschaften und Verbände<sup>30</sup> zumindest halboffiziellen Charakter und war durch Personalunion praktisch ein Teil des „Amtes Rosenberg“. Dementsprechend schnellen die Beitrittszahlen zwischen 1934 und 1938 empor. Auch die absoluten Mitgliederzahlen deutscher Prähistoriker der ausgewählten Jahre, aus denen Mitgliederlisten vorliegen (Abb. 16), sind für 1938, 1939 und 1944 mehr als doppelt so hoch wie in den vorhergehenden Jahren<sup>31</sup>. Die Einbeziehung der son-

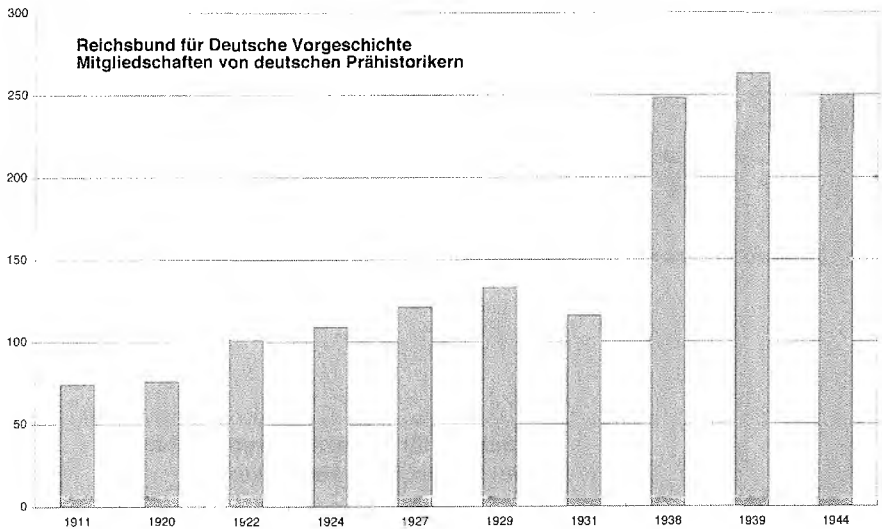


Abb. 16: Mitgliederzahlen deutscher Prähistoriker im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte und seinen Vorläufern in ausgewählten Jahren von 1911 bis 1944.

<sup>29</sup> Auf der außerordentlichen Hauptversammlung wurde der Vorschlag verworfen, „deutsch“ durch „germanisch“ zu ersetzen und die Namensänderung so begründet: „Der für die Gesellschaft gewählte Name soll besagen, daß die Vorgeschichte des jetzigen deutschen Kulturgebietes, also Mitteleuropas nebst dem skandinavischen Nordeuropa (!) das Hauptarbeitsgebiet bildet...“ Mannus 5 (1913) 136 ff.

<sup>30</sup> Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit 10 (1934) 50f.

<sup>31</sup> Für die Jahre von 1932 bis 1937 liegen mir leider keine kompletten Mitgliederlisten vor; die Reaktion auf die „Machtergreifung“ kann daher nicht an absoluten Mitgliederzahlen abgelesen werden, sondern nur an den jährlichen Eintritten. Diese Lücke kann durch Hochrechnen der nachweisbaren Eintritte nicht geschlossen werden, da Ausscheiden und Austritte nicht und Ausschlüsse nur in den spektakulären Fällen faßbar sind.

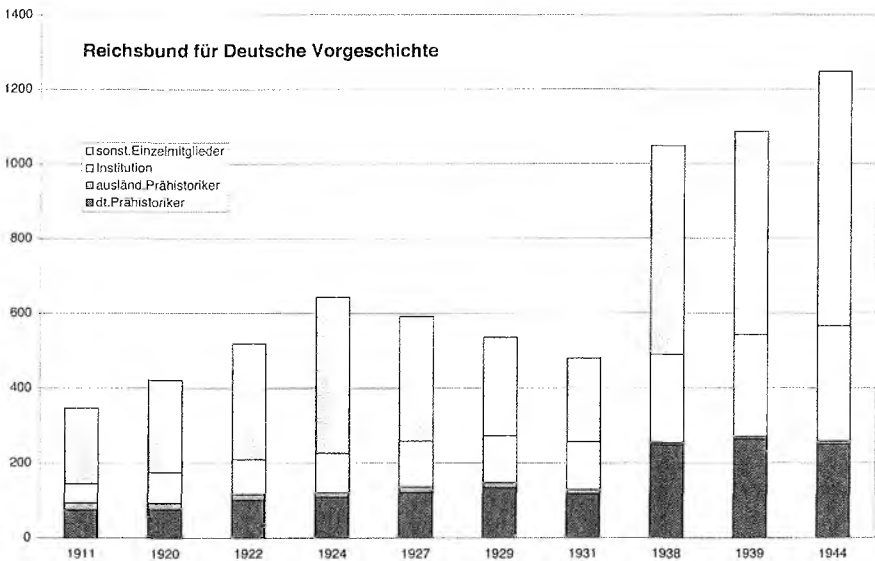


Abb. 17: Gesamtzahlen der Einzelmitglieder im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte und seinen Vorläufern in ausgewählten Jahren von 1911 bis 1944.

stigen Einzelmitglieder, der Institutionen<sup>32</sup> und der wenigen ausländischen Prähistoriker (Abb. 17) erlaubt zwei Beobachtungen. Zum einen steigen auch die Gesamtmitgliederzahlen nach der Quellenlücke zwischen 1932 und 1937 deutlich an<sup>33</sup> und ergeben ganz grob eine Verdoppelung gegenüber der alten „Kossinna-Gesellschaft“. Und zum anderen bleiben die Prähistoriker in allen Jahren stets deutlich in der Minderheit, sowohl die „Gesellschaft“ als auch der „Reichsbund“ bleiben vom Mitgliederbestand her überwiegend eine Laienorganisation.

Bisher nur ansatzweise und vermutlich mit einer hohen Dunkelziffer lassen sich Eintritte von Prähistorikern in die SS fassen<sup>34</sup>. Quellenbedingt ließ sich in einer

<sup>32</sup> Darunter neben Vereinen, Bibliotheken oder Museen z.B. 1924 auch die Germanenbank e.G.m.b.H., die Germanische Glaubensgemeinde oder das Korps Rheno-Palatia.

<sup>33</sup> Dargestellt nur die Entwicklung der echten Mitglieder. Die im Zuge der Gleichschaltung hinzukommenden etwa 20000 korporativen Mitgliedschaften aus den „angeschlossenen“ Gesellschaften und Vereinen wurden nicht berücksichtigt: Diese weitgehend fiktiven Zahlen dienten Hans Reinerth als Beleg für die erfolgreiche Durchführung seines Gleichschaltungsauftrages.

<sup>34</sup> Überwiegend Eintritte in die Allgemeine SS, im Krieg vereinzelt auch Eintritte in die Waffen-SS, ohne Mitglied der Allgemeinen SS zu sein. Bei keiner anderen „Gliederung“ der Partei ist die Quellenlage so dürftig wie hier. Und nach Kriegsende wurde die Zugehörigkeit zum „Schwarzen Orden“ heftiger und offenbar erfolgreicher als jede andere Verstrickung geleugnet, um sich nicht der Gefahr des „automatischen Arrests“ auszusetzen. „Fördernde Mitglieder“ hatten offiziell keinen Mitgliederstatus.

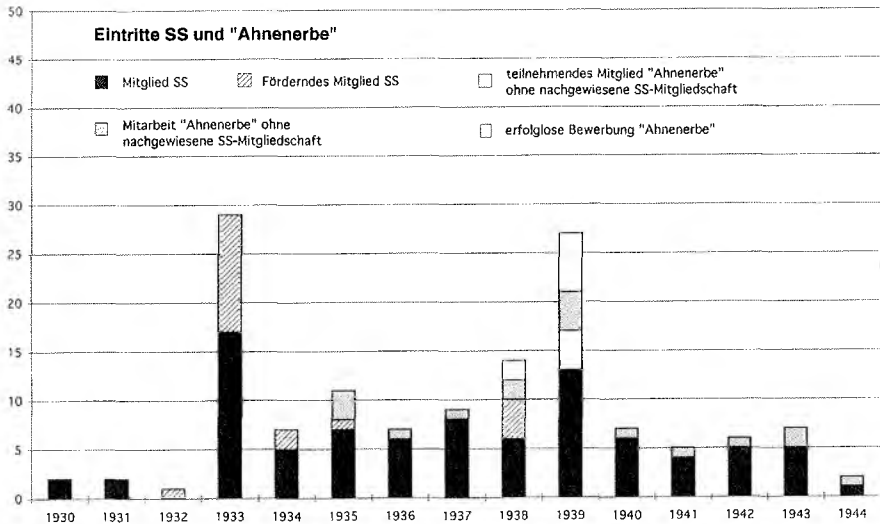


Abb. 18: Jährliche Eintritte von Prähistorikern in die SS 1930 bis 1944.

ganzen Reihe von Fällen das exakte Jahr des Eintrittes nicht ermitteln. In diesen Fällen wurde ersatzweise der früheste nachweisbare Zeitpunkt der Mitgliedschaft eingesetzt oder – mit allen Unsicherheiten – das Beitrittsjahr auf Grund der SS-Nummer geschätzt. Die hier dargestellten Zahlen (Abb. 18) sind wohl nur Mindestangaben, an denen vor allem – wie bei den Parteieintritten – der „Wettlauf“ im Jahre 1933 auffällt, danach bewegen sich die Zahlen auf recht niedrigem Niveau. Das darf, von der Quellenlage einmal abgesehen, nicht weiter verwundern, denn keine andere „Gliederung“ war so elitär und – zumindest anfänglich – durch so strenge Aufnahmekriterien abgeschottet. Immerhin ergeben sich Gesamtzahlen, die weit über denen der mündlichen Überlieferung im Fach liegen<sup>35</sup>.

Die Eintrittswelle des Jahres 1933 in die SS wird von der in die SA noch weit übertroffen (Abb. 19). Nach dem sogenannten Röhms-Putsch tritt hier allerdings kaum noch jemand ein. Im Gleichklang mit dem Verhalten der Gesamtbevölkerung gehen auch die Prähistoriker mit schwindender Bedeutung der SA zunehmend auf Distanz. Die wachsende innenpolitische Macht der SS und nach meiner Einschätzung vor allem deren Forschungsmöglichkeiten und Finanzmittel, vielleicht auch deren elitärer Anspruch, machen die SS attraktiv. So tritt eine größere Anzahl von Prähistorikern von der SA zur SS über (Abb. 20), nur ein Prähistoriker, Joachim Benecke, geht den umgekehrten Weg.

<sup>35</sup> Zu den gut 110 nachgewiesenen SS-Anhängern kommt der nicht unerhebliche Teil von Prähistorikern hinzu, die „teilnehmendes Mitglied“ oder Mitarbeiter des Ahnenerbes waren (oder gerne geworden wären), ohne daß deren SS-Mitgliedschaft nachzuweisen ist.

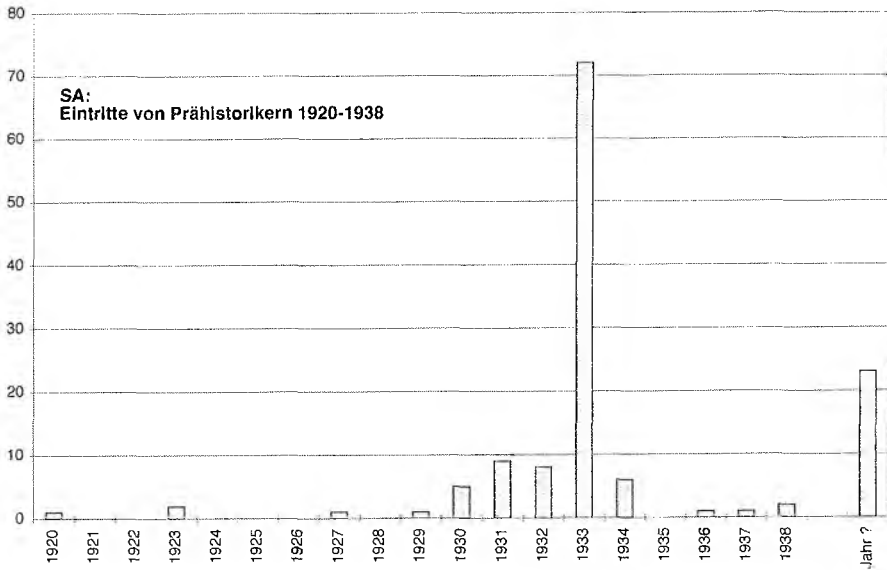


Abb. 19: Jährliche Eintritte von Prähistorikern in die SA 1920 bis 1938.

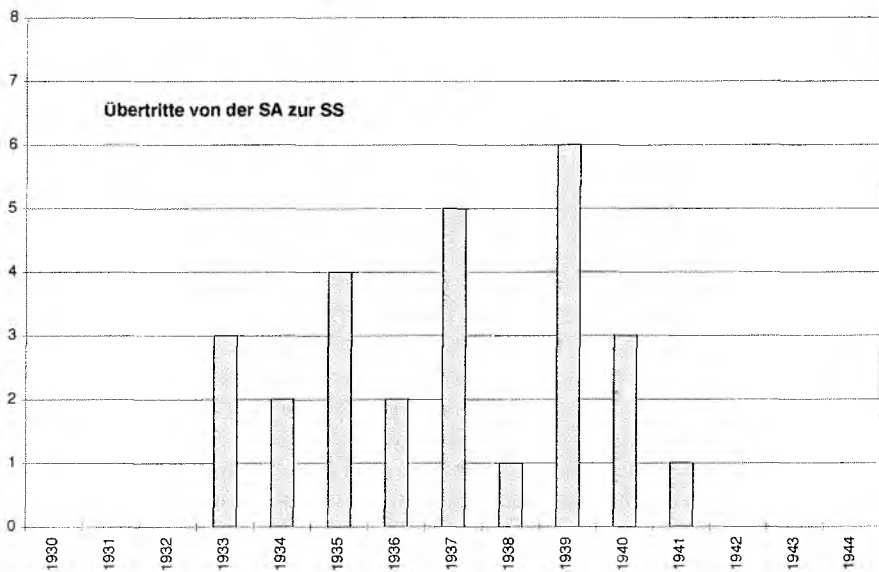


Abb. 20: Übertritte von Prähistorikern von der SA zur SS.

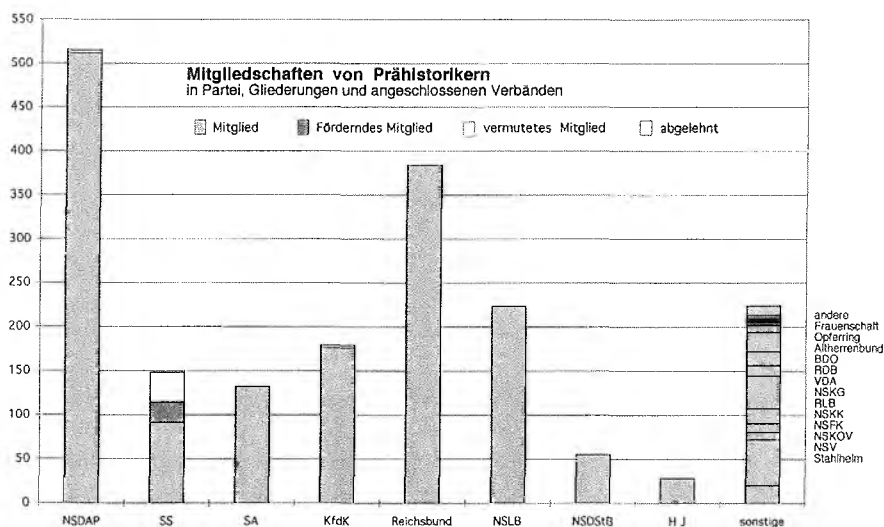


Abb. 21: Mitgliedschaften in Partei, Gliederungen und angeschlossenen Verbänden.

Angesichts der bis jetzt gezeigten ausgeprägten Affinität zum NS-Regime (zusammengefaßt in Abb. 21) und der wenig ausgeprägten Abstinenz wäre eigentlich zu erwarten, daß das Ende des Nationalsozialismus tiefgreifende Veränderungen des Faches hervorgerufen hätte. Von einer tiefen Zäsur oder gar einem Neubeginn kann jedoch nicht die Rede sein. Nach meiner Rechnung gab es in Deutschland (Abb. 22) zwischen 1933 und 1945 382 „hauptamtliche“ Prähistoriker, Studenten und frisch Promovierte eingeschlossen. 1945 stehen nach Abzug der Studenten ohne Abschluß, der Verstorbenen und Gefallenen noch 225 hauptamtliche Prähistoriker zur Verfügung. Von diesen arbeiten nach 1945 insgesamt 192 wieder im Fach, nur 33 finden keine Beschäftigung mehr in der Urgeschichte.

Und deren Zahl ist nochmals erheblich zu verringern: um diejenigen, die ihre Arbeitsplätze im Osten verloren hatten und nicht wieder Fuß fassen konnten. Weiter um jene, die erst bei Kriegsausbruch oder im Kriege promoviert hatten und statt in das Berufsleben sofort in den Krieg eintraten, bei denen also von einer Weiter- oder Wiederbeschäftigung nicht gesprochen werden kann. Abzuziehen sind schließlich zwei Fälle von Berufsunfähigkeit und ein nicht zurückgekehrter Emigrant. Jetzt verschieben sich in der rechten Säule die Werte nochmals deutlich nach unten und der Anteil der nicht wieder im Fach tätigen schrumpft auf 20. Er wäre nochmals zu verringern um diejenigen, die aus nicht vor 1945 angesiedelten Gründen keine Arbeit im Fach mehr fanden, z.B. aus der wirtschaftlichen Situation der Nachkriegszeit heraus. Das läßt sich schwerlich quantifizieren, aber es fällt auf, daß auch von den verbleibenden 20 sich nur gut die Hälfte eindeutig politisch exponiert hatte. Damit dürfte deutlich geworden sein, wie klein der Block der aus politischen Gründen nicht wieder Beschäftigten ausfällt gegenüber dem

# **Deutsche Urgeschichtler nach 1945** (ohne nebenamtliche)

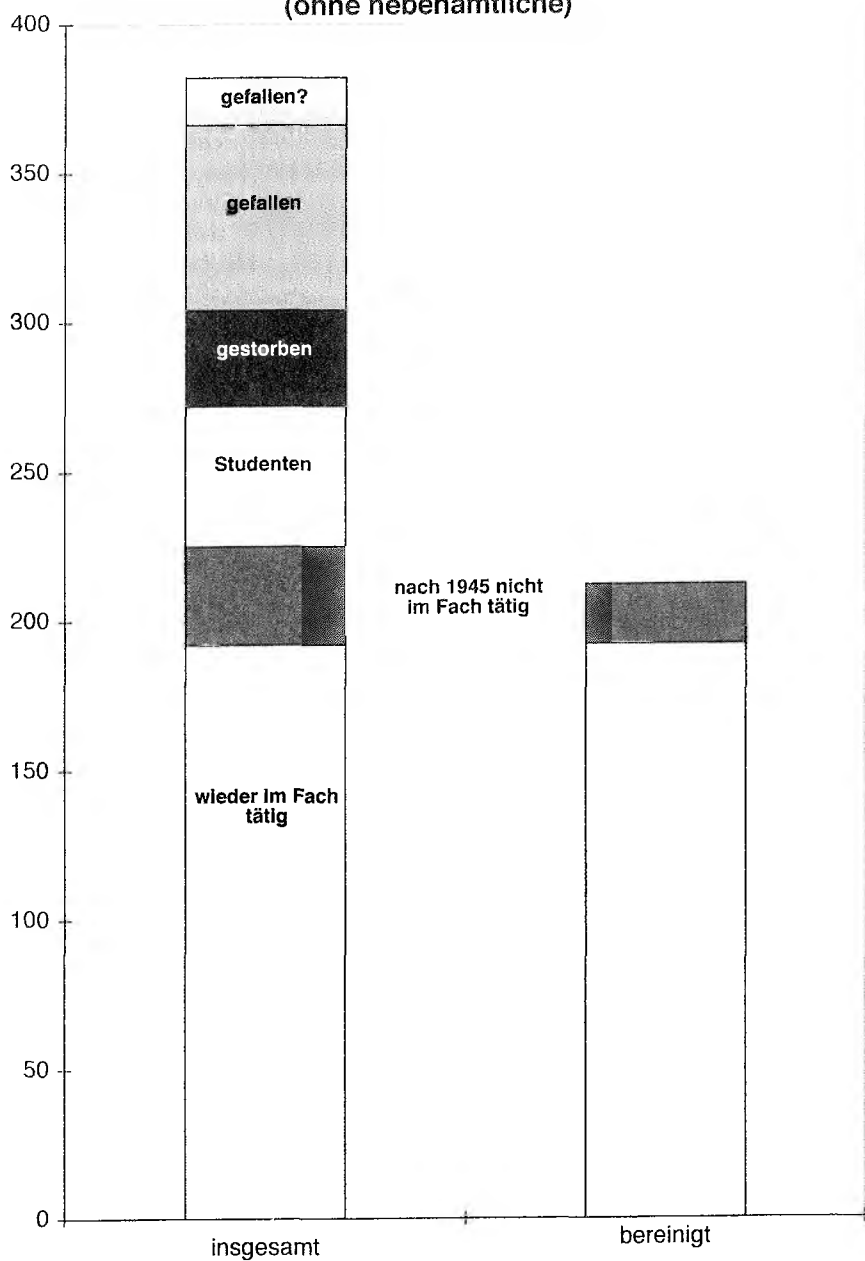


Abb. 22: Personelle Kontinuität nach 1945.

der Wiederbeschäftigten. Anders ausgedrückt: Die Nachkriegszeit unseres Faches ist bestimmt von einer ausgeprägten personellen – und institutionellen – Kontinuität, und das ist vermutlich die Ursache für die geringe Neigung, sich nach 1945 mit der Zeit davor zu beschäftigen.

Diese ausgeprägte personelle, institutionelle und weitgehend auch inhaltliche Kontinuität, die sich die Ur- und Frühgeschichte, wie immer deutlicher wird, mit vielen anderen Fächern teilt, steht in scharfem Kontrast zur ebenfalls sehr ausgeprägten individuellen Diskontinuität mit starken Verwerfungen im Jahre 1945. Das sei verdeutlicht am Beispiel der Karriere-Profile einiger Hochschullehrer. Wie schon gezeigt schaffen nur wenige den Wiedereinstieg in das Fach nach 1945 nicht, Hans Reinerth (Abb. 23) ist einer der ganz wenigen Hochschullehrer, denen dies nicht gelingt. Für den Rest ist eine grobe Typisierung möglich: Einige Hochschulkarrieren setzen sich, bei Funktions- und Ortskontinuität, stetig über die Bruchlinie 1945 hinweg fort wie bei Gustav Schwantes (Abb. 24) in Kiel oder mit nur einjähriger Unterbrechung wie bei Ernst Wahle (Abb. 25) in Heidelberg. Andere Karrieren brechen ab (Abb. 26) wie bei Joachim Werner, hier schon 1944, weil die „Reichsuniversität“ Straßburg in „Feindeshand“ fiel. Aber trotz des Mankos, in Straßburg Professor gewesen zu sein, wird die Karriere schon 1946 auf höherem Niveau in München fortgesetzt. Herbert Jankuhn verliert ebenfalls seinen Lehrstuhl in Rostock (Abb. 27) und kann seine Karriere nach Zwischenstationen

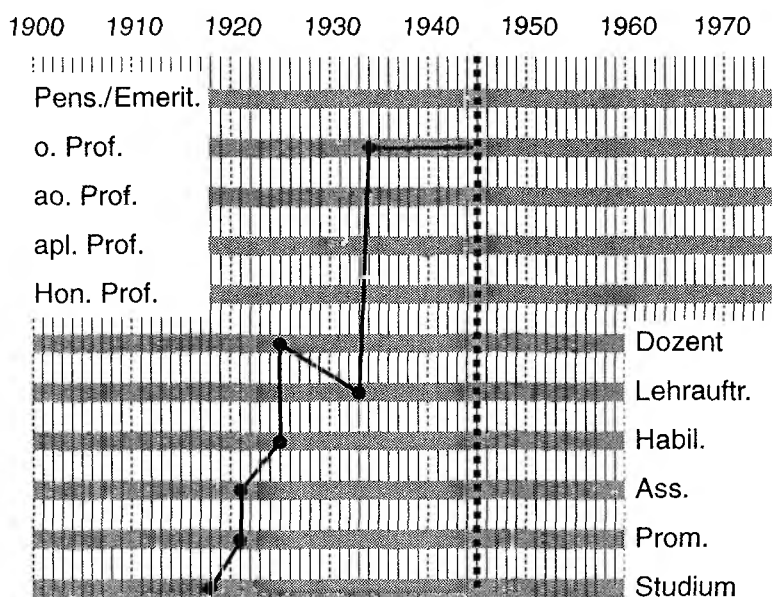


Abb. 23: Hochschulkarriere von Hans Reinerth.

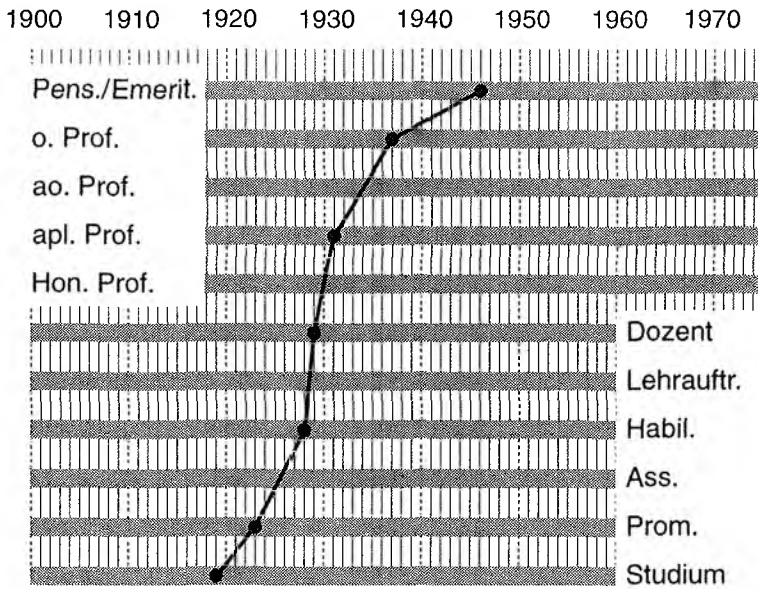


Abb. 24: Hochschulkarriere von Gustav Schwantes.

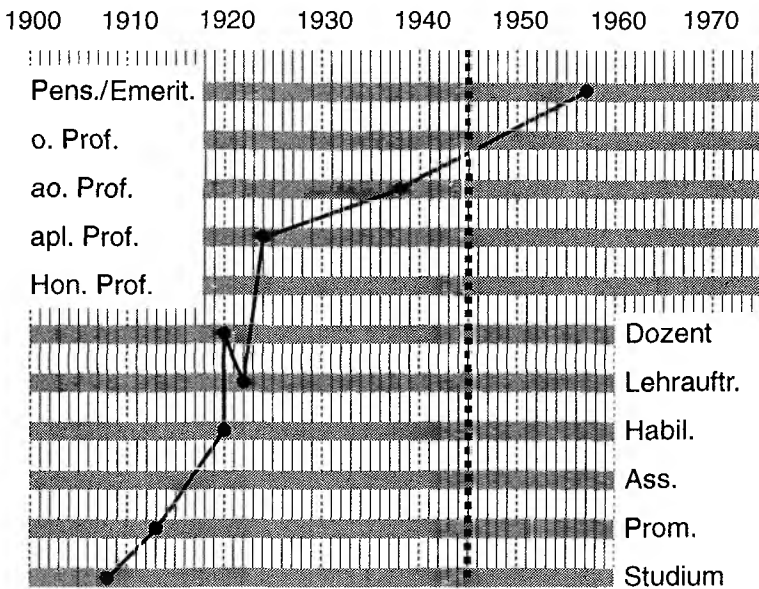


Abb. 25: Hochschulkarriere von Ernst Wahle.



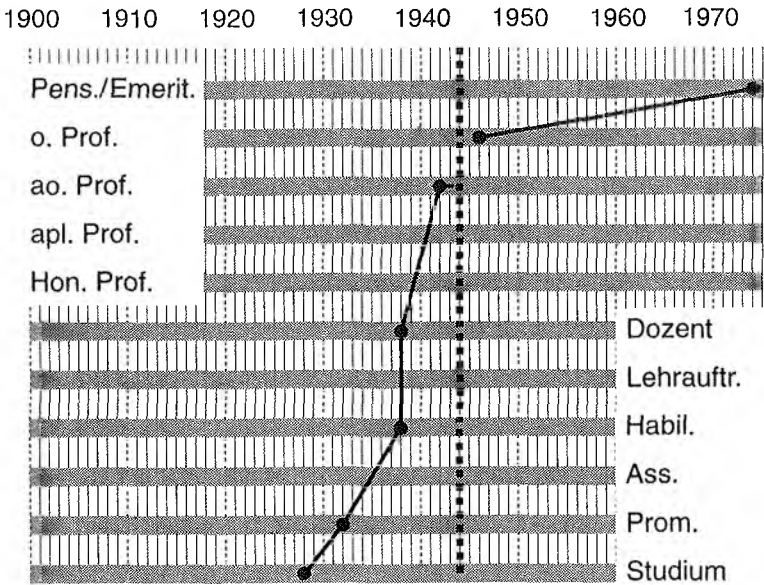


Abb. 26: Hochschulkarriere von Joachim Werner.

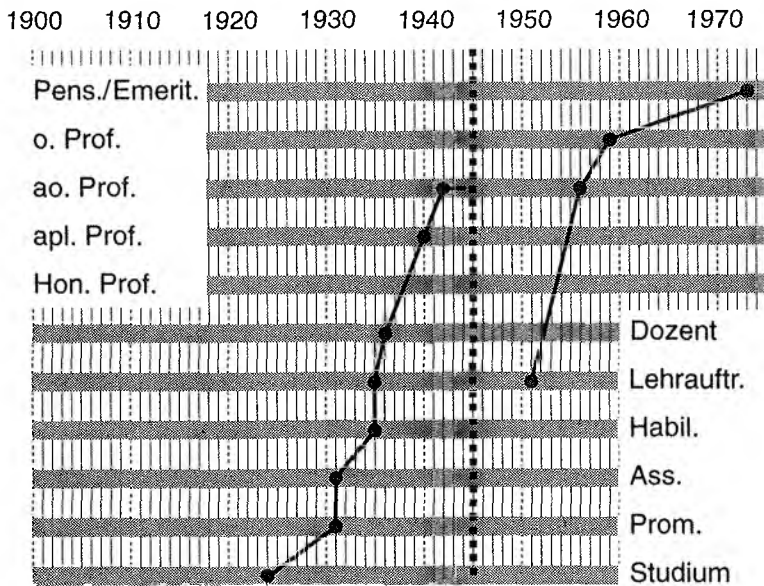


Abb. 27: Hochschulkarriere von Herbert Jankuhn.

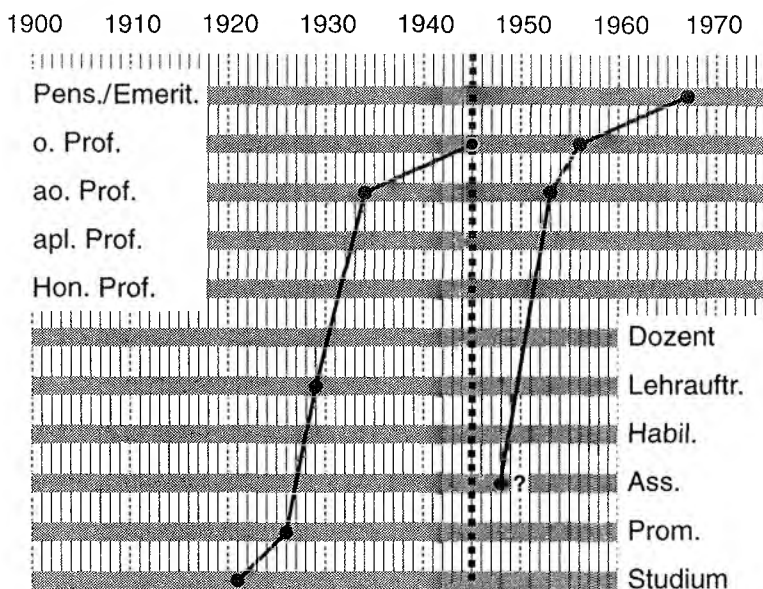


Abb. 28: Hochschulkarriere von Gotthard Neumann.

in Hamburg und Kiel erst 1956 in Göttingen fortsetzen. Das letzte Beispiel schließlich (Abb. 28) zeigt für Gotthard Neumann 1945 in Jena einen sehr tiefen Sturz und einen mühsamen Aufstieg, die bereits 1934 errungene Position wird erst 1953 wieder erreicht.

In Würdigungen und Nachrufen werden derartige Einbrüche gerne übersprungen, ganz wie die Überbrückung eines Kurzschlusses. Für unser letztes Beispiel wird die Ernennung zum Ordinarius noch im April 1945 schlicht ausgelassen, die ao. Professur von 1934 gradlinig mit der Professur mit vollem Lehrauftrag der DDR von 1953 verbunden und so eine stetige, ungebrochene Karriere bis zum – eigentlich zweiten – Lehrstuhl von 1956 vorgeführt.

Mit Ausnahme von Hans Reinerth bleiben alle unsere Beispiele an der Universität oder finden dorthin zurück, ungeachtet der sehr unterschiedlichen Intensität des Engagements für den NS-Staat, der Führungsposition in SS, „Ahnenerbe“ oder „Reichsbund“ oder der Beteiligung am Raub von Kulturgut. Lediglich die Dauer der Unterbrechung ist eine Art Gradmesser für das breit gefächerte Ausmaß der Verstrickung oder Nicht-Verstrickung.

Anselm Faust hat als Ergebnis der Untersuchung von Hochschulen und NSDAP in einer seiner Thesen formuliert<sup>36</sup>, es habe keine – gemeint: in ihren

<sup>36</sup> Zit. nach Helmut Heiber, Universität unterm Hakenkreuz, Teil II: Die Kapitulation der Hohen Schulen. Das Jahr 1933 und seine Themen 1 (München u. a. 1992) 39.

Lehrkörpern – spezifisch anfälligen Fächer gegeben. Dem soll, Helmut Heiber folgend, widersprochen und mit Heiber<sup>37</sup> formuliert werden: Es hat solche Fächer gegeben und die Vorgeschichte gehört dazu.

Die aktive Rolle des Faches, die Vorleistungen und Gegenleistungen, sind kaum untersucht. Daher kann ich nur, in sehr subjektiver Weise, einige mir bedeutsam erscheinende Punkte andeuten:

- Mein Fach hat wichtige Bausteine der nationalsozialistischen „Weltanschauung“ bereitgestellt, und zwar wie vieles in diesem geistigen Eintopfgericht bereits vor 1900.
- Es hat den Wahnideen von der Kulturhöhe der Germanen, der Überlegenheit der Nordischen Rasse oder der Herkunft aller bedeutenden Kulturleistungen aus dem Norden das Mäntelchen der wissenschaftlichen Legitimierung umgehängt.
- Es hat im Westen und im Osten Expansionsgelüste und Territorialansprüche mit archäologischen Argumenten untermauert.
- Es hat schließlich, weniger im Westen, in großem Maßstab im Osten, wissenschaftliche Raubzüge, Plünderung von Fundstätten, Museen und Bibliotheken durchgeführt und sich dabei nicht auf prähistorische Funde und archäologische Bücher beschränkt<sup>38</sup>.
- Schließlich hat es den Bedürfnissen der Tagespolitik direkt zugearbeitet<sup>39</sup>. Von den Olympischen Spielen und dem Spanischen Bürgerkrieg über den „Anschluß“ Österreichs, die Sudetenkrise und die „Reichskristallnacht“ bis zum „Stahlpakt“, bis zur geplanten Eroberung Englands<sup>40</sup> und schließlich bis zur Eroberung Rußlands hat es – im nachhinein, aber auch den tatsächlichen Ereignissen vorausseilend<sup>41</sup> – Unterstützung mit archäologischen Argumenten und meist in prähistorischen Zeitschriften geleistet.

<sup>37</sup> Heiber, ebd.

<sup>38</sup> Christian Hufen, *Gotenforschung und Denkmalpflege*. Herbert Jankuhn und die Kommandounternehmen des „Ahnenerbe“ der SS, in: Wolfgang Eichwede u. Ulrike Hartung (Hrsg.), „Betr.: Sicherstellung“. NS-Kunstraub in der Sowjetunion (Bremen 1998); Anja Heuß, *Kunst- und Kulturgutraub*. Eine vergleichende Studie zur Besatzungspolitik der Nationalsozialisten in Frankreich und der Sowjetunion (Heidelberg 2000); Ulrike Hartung, *Verschleppt und verschollen*. Eine Dokumentation deutscher, sowjetischer und amerikanischer Akten zum NS-Kunstraub in der Sowjetunion (1941–1948) (Bremen 2000); Andrzej Mężyński, *Kommando Paulsen*. Organisierter Kunstraub in Polen 1942–45 (Köln 2000).

<sup>39</sup> In der SS-Zeitschrift „Germanien“ offenbar so plump, daß bei der Reichspressekammer Beschwerden eingingen, die Zeitschrift störe die Politik.

<sup>40</sup> Zur Veranschaulichung hier nur eines der fast beliebig zu vermehrenden Beispiele: Rudolf Ströbel, *England und der Kontinent in vor- und frühgeschichtlicher Zeit*, in: *Germanen-Erbe* 5 (1940) 162–177 faßt seine Darstellung mit einer an strategische Aufmarschpläne angelehnten Karte „Die Eroberungen Englands seit der Nacheiszeit“ zusammen, betont den „nordischen Anteil der Landnehmer“ und folgert: „Dieser Krieg hat endlich gezeigt, daß England nicht mehr fähig ist, irgendwie auf einen germanischen oder auch nur europäischen Appell zu reagieren. Damit wird nach 1066 jetzt wieder die erste germanische Eroberung Englands fällig.“

<sup>41</sup> Daß hochrangige Prähistoriker durchaus über Vorabinformationen laufender Planungen verfügten, ist plausibel angesichts der Ebene, auf der die Vorgeschichte behandelt wurde

Damit keine Mißverständnisse aufkommen: Formulierungen wie „es“ oder „das Fach“ meinen natürlich nicht das gesamte Fach, sondern den weltanschaulich aktiven Teil. Der Rest hat geschwiegen; Protest, wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den zum Teil aberwitzigen Ideen erfolgte nur selten und dann nur dort, wo sie von ungeschützten Außenseitern und hemmungslosen Phantasten stammten.

## Verzeichnis der Abkürzungen

BDO	Bund Deutscher Osten
HJ	Hitlerjugend
KfdK	Kampfbund für deutsche Kultur
NSDStB	Nationalsozialistischer Deutscher Studentenbund
NSFK	Nationalsozialistisches Fliegerkorps
NSKG	Nationalsozialistische Kulturgemeinde
NSKK	Nationalsozialistisches Kraftfahrerkorps
NSKOV	Nationalsozialistische Kriegsoferversorgung
NSLB	Nationalsozialistischer Lehrerbund
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
RDB	Reichsbund der Deutschen Beamten
RLB	Reichsluftschutzbund
SA	Sturmabteilung
SS	Schutzstaffel
VDA	Volksbund für das Deutschtum im Ausland

(Hitler, Himmler, Bormann, Rosenberg sind mit Einzelentscheidungen befaßt) und wird bestätigt durch das Beispiel Herbert Jankuhns, der bereits im Mai 1941 die Bildung eines archäologischen Einsatzkommandos für Südrußland anregt: Jankuhn an Sievers 27. 05. 1941: BArch (ehem. BDC) Herbert Jankuhn, 8260000680-IV; abgedruckt bei *Ulrike Hartung*, Verschleppt und verschollen (wie Anm. 31) 62.

# Personenregister

Bearbeitet von Frank-Rutger Hausmann

(Die Herausgeber von Sammelbänden, die nicht zugleich Verfasser von zitierten Aufsätzen sind, die alphabetisch geordnete Liste der Historiker auf S. 133–135 sowie die Verfasser sprachwissenschaftlicher Werke auf S. 324–327 sind nicht ins Register aufgenommen worden)

- Abert, Hermann 177–178  
Adam, Uwe Dietrich 330  
Adam, Wolfgang XIV, 67, 73, 79  
Ader, Armin 297  
Adler, Pierre 217  
Adorno, Theodor W. 182, 198–200, 281–282  
Ahlzweig, Claus 320  
Albert, Claudia 71  
Albrecht, Helmuth 26  
Alewyn, Richard 78, 85  
Almgren, Birgitta 79  
Althoff, Friedrich 52  
Althoff, Fritz 243  
Aly, Götz 90, 230  
Amberger, Heinz 162  
Ammann, Hermann 313, 323  
Anrich, Ernst 157, 211  
Ansbacher, Heinz 256  
Apel, Karl-Otto 215  
Arendt, Hannah 197, 320  
Arndt, Ernst Moritz 284  
Artelt, Jork 127  
Ash, Mitchell G. XVIII–XIX, 229–264, 308, 311  
Aster, Ernst von 198  
Aubert, Hermann 259  
  
Baasner, Frank 70  
Bach, Johann Sebastian 182  
Bachofen, Johann Jakob 224  
Baeumler, Alfred XVIII, 32, 203, 211–217, 223–227, 298, 300  
Baeumler, Marianne 225  
Bahner, Werner 64  
Bahr, Ehrhard 86  
Bally, Charles 309  
  
Banach, Jens 345  
Barbian, Jan-Pieter 79  
Barner, Wilfried 85  
Barth, Bruno 286  
Bauch, Bruno 209  
Bauersfeld, Helmut 146, 149, 152, 155  
Baumgarten, Eduard 209, 218  
Baur, Erwin 24  
Bausch, Wolfgang XXI  
Bausinger, Hermann 320  
Bayertz, Kurt 230  
Becker, Carl Heinrich 223  
Becker, Hartmut 284  
Becker, Helmut 80  
Becker, Karl 31  
Becker, Oskar 209  
Beethoven, Ludwig van 171, 182  
Behagel, Otto 72  
Behnke, Heinrich 296  
Behre, Karl-Ernst 331  
Benary, Wilhelm 281  
Benecke, Joachim 350  
Benetka, Gerhard 239  
Benjamin, Walter 195, 197, 213  
Benn, Gottfried XI, 7–8, 11, 14  
Benveniste, Émile 309  
Berend, Eduard 77  
Berensmeyer, Ingo 39  
Bergson, Henri 221  
Berkeley, George 54  
Berneker, Erich 266–267, 279  
Bernett, Hajo 281–283, 289, 291, 293, 296–302  
Bernhard, SS-O'Stubaf. 156  
Bernsmeier, Helmut 311  
Bertram, Ernst 83  
Bertram, Ulrich 42

- Berve, Helmut X  
 Besseler, Heinrich XVII, 18, 168–172, 176, 177, 179, 181, 182, 184  
 Best, Werner 148–150, 153, 157, 159, 161  
 Beyer, Erich 294–295, 299–300  
 Beyerchen, Alan D. 205, 229  
 Bialas, Wolfgang IX, 92, 232  
 Bickler, Hermann 149, 154  
 Bieberbach, Ludwig 30–32, 243  
 Bier, August 300  
 Bismarck, Otto von 115, 293  
 Blasius, Dirk XIX  
 Bloch, Ernst 197, 201  
 Bloch, Marc 113  
 Blochmann, Elisabeth 3  
 Bloomfield, Leonard 309  
 Blumberg, Albert 201  
 Blume, Friedrich XVII, 172–191  
 Blumenberg, Hans 1, 2  
 Boberach, Heinz 144  
 Bock, Hans Manfred 282, 288  
 Boden, Petra 63, 64, 71, 77, 78  
 Böhm, Helmut 28  
 Boehm, Max Hildebert 310  
 Böhnigk, Volker XVIII, 204  
 Bönisch, Georg XXI  
 Böschenstein, Bernhard 70  
 Boetticher, Wolfgang 166–167, 189  
 Bohr, Niels 14  
 Bollenbeck, Georg IX, XIV, XXVII, 85  
 Bollmus, Reinhard 343  
 Bolte, Johann 156  
 Boor, Helmut de 83  
 Boresch, Hans-Werner 187  
 Boris III., Zar von Bulgarien 278  
 Bormann, Martin 84, 359  
 Born, Max 214  
 Bosanquet, Bernard 44  
 Bott, Marie-Luise XX  
 Botzenhart, Erich 123–124, 128  
 Bouhler, Philipp 343  
 Bourdieu, Pierre XVIII, 4  
 Boye, Martin 297  
 Brackmann, Albert 32, 37, 272  
 Bradley, Francis Herbert 44  
 Brahms, Johannes 182  
 Braun, Maximilian 268  
 Braunfels, Walter 187  
 Breier, Friedrich 284  
 Brelie-Lewien, Doris von der 94  
 Breloer, Bernhard 142  
 Brenner, Hildegard 343  
 Brock, Werner 209, 214, 218  
 Brocke, Bernhard vom VIII, 27  
 Broderick, George 156  
 Brøndal, Viggo 314  
 Broich, Ulrich 39  
 Brotbeck, Roman 185  
 Bruch, Rüdiger vom IX, X  
 Bruckner, Anton 182–183  
 Brückner, Alexander 266  
 Brüstle, Christa 183  
 Brunträger, Hubert 225  
 Buderer, Hans-Jürgen 12  
 Bücken, Ernst 180  
 Bühler, Charlotte 239  
 Bühler, Karl 234, 239, 305–306, 313–314, 319, 322  
 Burckhardt, Jacob 9  
 Burger, Heinz Otto 70, 85  
 Burghardt, Oswald 279  
 Burke, Edmund 55  
 Burkert, Martin XX, 268  
 Burleigh, Michael 259  
 Bushart, Magdalena 12  
 Buss, Wolfgang 293–298  
 Busse, H. 241  
 Buttler, Werner 332  
 Byron, Lord George Gordon 55  
 Calvez, Roman 160  
 Campenhausen, Gabriele von 268  
 Canning, George 54  
 Carnap, Rudolf 201, 213, 214  
 Carson, John 253  
 Casement, Roger 151  
 Cassidy, David C. 229  
 Cassirer, Ernst XI, 4, 8, 10, 18–19, 200, 208, 214, 218, 221, 313  
 Caysa, Volker 298  
 Chamberlain, Joseph 44  
 Chaucer, Geoffrey 39  
 Christern, Hermann 56–57  
 Christmann, Hans Helmut XIII  
 Chroust, Peter 246  
 Clauss (Clauß), Ludwig Ferdinand XIX, 235, 237, 244–245  
 Clemen, Wolfgang XII, 48, 50–51  
 Clissmann, Helmut 148, 14–151, 161  
 Cocks, Geoffrey 231  
 Cohen, Hermann 208, 214  
 Coleridge, Samuel Taylor 55  
 Conrady, Otto 63, 64, 65, 73  
 Conze, Werner XVI, 89, 95, 129  
 Court, Jürgen XX–XXI, XXVII, 281–304  
 Curtius, Ernst Robert 48, 51, 84, 285, 288

- Cysarz, Herbert 86
- Dahlhaus, Carl 181, 189
- Dahms, Hans-Joachim XVIII, XXVII, 193–227
- Dainat, Holger XIII–XIV, XXVII, 63–86
- Dahn, Felix 275
- Dannenberg, Lutz 70
- Danziger, Kurt 238, 262
- Da Ponte, Lorenzo 174
- Darwin, Charles 252
- Day, Edmund 23
- Debauvais, François 160
- Debye, Peter 25
- Deetjen, Werner 43
- Deichmann, Ute 258, 260
- Del-Negro, Walter 204
- Dempe, Hellmuth 322
- Dessoir, Max 224, 290
- Deutschbein, Max 289
- Dewey, John 200
- Dibelius, Martin 40
- Diels, Paul 266–267
- Diem, Carl XXI, 282–283, 286–294, 296, 298–304
- Diem, Carl-Jürgen XXI
- Diestelkamp, Bernhard XXIII
- Diez, Friedrich 284
- Dilthey, Wilhelm 68, 168, 170, 234, 286, 289–290, 297
- Dithmar, Reinhard 82
- Dobrovský, Josef 266
- Dockhorn, Klaus 44–45
- Döscher, Hans-Jürgen 150
- Donnevert, Max 22
- Dopheide, Bernhard 170
- Dornseiff, Franz 305, 322
- Dovifat, Emil 302
- Driesch, Hans 207
- Droysen, Johann Gustav 8
- Dubislaw, Walter 199, 218
- Dümling, Albrecht 165
- Duisberg, Carl 33
- Dutz, Klaus D. XVI, 155
- Dwertmann, Hubert 283, 290
- Eagleton, Terry 50
- Ebbinghaus, Angelika 230
- Ebbinghaus, Hermann 254
- Ebel, Hermann Wilhelm 140
- Ebert, Friedrich 300
- Eckhard (Eckhart, Eckehardt), Johann (Meister) 21
- Eckle, Christian 246–247
- Eckstein, Ludwig 257
- Ehlers, Klaas-Hinrich XX, 306
- Ehlich, Konrad 318
- Ehrenberg, Hans 198
- Ehrismann, Otfried 72, 79
- Ehrlich, Lothar 71
- Eichler, Ernst 267, 270
- Einstein, Albert 13, 27, 195, 209, 214
- Einstein, Alfred XVII, 177–179, 185–186
- Eisenberg, Christiane 284, 299, 301, 303
- Eisfeld, Rainer XXIII
- Eizenhöfer, Doris 95
- Elias, Norbert 285
- Elvert, Jürgen XIV–XV, XXVII, 87–135
- Elze, Carl 52
- Emge, Carl August 216
- Engel, Wilhelm 122
- Engster, Hermann XXIII
- Eppstein, Hans 170
- Erdmann, Karl Dietrich 89
- Erichsen, Nikolaus 198–199, 207
- Ericksen, Robert P. 206
- Erismann, Theodor 234
- Ermatinger, Emil 69
- Ernst, Robert 157
- Erzberger, Matthias 139
- Esch, Arno 118
- Etzenmüller, Thomas XVI
- Exner, Franz 13
- Fahlbusch, Michael X, 97
- Fahrner, Rudolf 86
- Fariás, Víctor 193
- Fast, W. 279
- Faust, Anselm 357
- Faust, August 203
- Fehling, August 25, 27, 28
- Fehrle, Eugen 32, 33
- Feigl, Herbert 197, 201
- Fellinger, Robert 33
- Fenske, Hans 298
- Ferber, Christian 76
- Fichte, Johann Gottlieb 284
- Filow, Bogdan 278
- Finkelstein, Norman G. VII
- Finkenstaedt, Thomas XII, 39–62
- Finscher, Ludwig 183, 188–192
- Fischer, Eugen 23–24, 248, 250–251
- Fischer, Peter S. 233
- Fischer, Wolfram XII, 75
- Flasdieck, Hermann M. XII, 46–48, 53
- Fleck, Ludwig XI, 14

- Flemming, Willi 69, 73  
 Förster, Max XVII, 40  
 Fohrmann, Jürgen 65  
 Forman, Paul 13  
 Franck, James 26  
 Frank, Hans 31  
 Frank, Horst Joachim 80, 81  
 Frank, Manfred 13  
 Frank, Walter 88, 122–124, 128  
 Franz, Günther 121  
 Frassek, Ralf 17  
 Freising, Josef 150  
 Fréville, Henri 151  
 Frey, Dagobert 51  
 Freyer, Hans XI, 11, 15, 16, 212, 216, 241, 320  
 Freymann, Richard 175  
 Frick, Wilhelm 22, 27, 114, 244  
 Fricke, Gerhard 69–70, 85  
 Friedrich II., Deutscher Kaiser 130  
 Friedrich II., Kg. von Preußen 61  
 Friedrich, Hugo 51  
 Fritsch, Theodor 3  
 Fritscher, Werner 254, 255, 257  
 Funke, Otto 322
- Gadamer, Hans-Georg 204, 205  
 Gärtner, Marcus 64, 66  
 Galinsky, Hans 43, 53, 54, 56  
 Galsworthy, John 55  
 Gangl, Manfred 92  
 Garber, Klaus 71  
 Gassert, Philipp XIII  
 Gauger, Hildegard 44, 54  
 Gaul-Ferenschild, Hartmut 63  
 Gay, Peter 232  
 Geck, Martin 170  
 Gehlen, Arnold 11, 317, 320  
 Geiger, Ludwig 290  
 Geiger, Moritz 200  
 Geißler, Ewald 313–314  
 George, Stefan 7, 10, 74, 84  
 Gerathewohl, Siegfried 254  
 Gerber, Rudolf 178, 187, 189  
 Gerhard, Anselm XVII, XXVII, 165–192  
 Gerhard, Melitta 76  
 Gerhard, Volker 212, 224  
 Gerigk, Herbert 166, 169, 179, 182, 184, 189  
 Gesemann, Gerhard XX, 265–267, 277–278, 280  
 Geuter, Ulfried 229–230, 232, 239–242, 253, 256–263, 308
- Giles, Geoffrey J. 141  
 Gimbel, John 34  
 Girth, Peter 165  
 Gladstone, William Ewart 54  
 Glässer, Edgar 291, 311–314, 317  
 Glaubitz, Nicola 39  
 Gluck, Christoph Willibald 174  
 Glunz, Hans H. 48–49  
 Goebbels, Joseph 59, 176, 216, 226, 278  
 Goedewagen, T. 150  
 Göring, Hermann XII, 32, 278  
 Görland, Albert 198, 200  
 Goertz, Hans-Jürgen VIII  
 Goethe, Johann Wolfgang von 46, 55, 61, 83, 85, 86, 175, 278, 302, 304  
 Golczewski, Frank 59, 291  
 Goldberg, Bettina 81  
 Goldhagen, Daniel VII  
 Goldstein, Jürgen 8  
 Gottschaldt, Kurt 232, 245, 248–252, 256, 262–263  
 Gottwald, Clytus 168  
 Goulet, Yann 151  
 Gramsci, Antonio 317  
 Grapow, Hermann 152  
 Green, Thomas Hill 44  
 Gregg, Alan 25  
 Greiser, Arthur 259, 268  
 Griewank, Karl 161  
 Grimm, Jakob und Wilhelm 74, 278  
 Groeber, Gustav 288  
 Größing, Stefan 283, 295  
 Groethuysen, Bernhard 200  
 Groß, Matthias 206  
 Gross, Stefan 285  
 Groß (Gross), Walter 227, 245, 310  
 Grüttner, Michael 82, 241  
 Grund, Uwe 79  
 Grupe, Ommo 283, 298  
 Gülke, Peter 184  
 Güntert, Hermann 313, 318, 322  
 Günther, Hans Friedrich Karl XIX, 32, 32, 235, 237, 244, 246, 250, 252–253, 256, 323  
 Gundlach, Horst 253  
 Gundolf, Friedrich 10, 74, 83  
 Gurlitt, Wilibald 181  
 Gutberger, Jörg X
- Haar, Ingo XIV, 91  
 Haarnagel, Werner 331  
 Haber, Fritz 23  
 Habermas, Jürgen 215  
 Habicht, Werner 42



- Hablitzel, Hans 137  
 Hachmeister, Lutz XXIII, 313  
 Händel, Georg Friedrich 177  
 Haenicke, Gunta XII, 42  
 Haering, Theodor 203  
 Härtle, Heinrich 227  
 Häusler, Eugen 265–266  
 Haffner, Sebastian 12  
 Hagemeyer, Hans 84, 343  
 Hagen, Hans W. 84  
 Hakelberg, Dietrich XXII  
 Halfmann, Frank 206  
 Hamburger, Käthe 78  
 Hammerstein, Notker XII, XXIII, 21, 23,  
 26, 28, 33, 81, 202, 203, 212, 225, 282  
 Handschin, Jacques 18, 170  
 Hankamer, Paul 76–78  
 Harms, Wolfgang 76  
 Harnack-Fish, Mildred 45  
 Harrington, Anne 233  
 Hartlaub, Gustav Friedrich 12  
 Hartmann, Hans 145, 147, 148, 151, 161–  
 162  
 Hartmann, Nicolai 195, 203–204, 209  
 Hartmann, Silvia 313  
 Hartung, Fritz 129–131, 176, 177  
 Hartung, Ulrike 358–359  
 Harvolk, Edgar 75, 312  
 Hatzfeld, Helmuth 289  
 Hau, Michael 237  
 Hauer, Jakob Wilhelm 143, 156  
 Hauf, Reinhard 128  
 Haug, Wolfgang Fritz XVIII  
 Haushofer, Karl 22, 36  
 Hausmann, Frank-Rutger VII–XXV, 41,  
 49, 51, 57, 59, 61, 69, 129, 161, 203, 231,  
 282–289, 291, 293, 302, 305, 315, 323  
 Hausmann, G. 241  
 Havenstein, Martin XXIII, 81  
 Hecht, Hans 42–43, 52  
 Hederich, Karl-Heinz 244  
 Heftrich, Eckhard 61  
 Hegemann, Friedrich 28  
 Heiber, Helmut 34, 88, 123, 125, 126, 168,  
 169, 211, 357–358  
 Heidegger, Elfride 1–2  
 Heidegger, Martin XI, XVII, XVIII, 1–6,  
 15, 18, 19, 32, 170, 193, 207, 209, 211–222,  
 227  
 Heiermeier, Annie (Anneliese) 36, 151  
 Heim, Susanne 90  
 Heimpel, Hermann 48–49, 58–61, 118, 120  
 Heine, Heinrich 177, 279  
 Heinemann, Fritz 200  
 Heiner mann, Manfred 80  
 Heinitz, Wilhelm 173, 179  
 Heinrich IV., Deutscher Kaiser 130  
 Heinz, Sabine XVI  
 Heisenberg, Werner 14, 25, 27, 229  
 Heiß, Hanns 285  
 Hellpach, Willy 307  
 Helm, Gerd 88–89  
 Hémon, Roparz 149, 151, 160  
 Hempel, Carl-Gustav 197  
 Hempel, Johannes XXIV  
 Hempel-Küter, Christa 66  
 Hentschel, Klaus 195  
 Herbert, Ulrich X, 149  
 Herder, Johann Gottfried 278  
 Hermand, Jost 66, 69, 76  
 Hermann, Armin 26  
 Hermann, Eduard 313, 321, 322  
 Herrmann, Hans Peter 78  
 Hertfelder, Thomas XV  
 Hertz, Gustav 27  
 Hertz, Rudolf 140–141  
 Herz, Heinz 226  
 Herzog, Rudolf 33  
 Heß, Rudolf 22, 343  
 Hesse, Alexander 345  
 Heuß, Anja 358  
 Heydrich, Reinhard 225, 345  
 Heyse, Hans XVIII, 203–204, 211–215,  
 219, 220–223  
 Hilbert, David 196  
 Hildebrand, Klaus VII  
 Hildebrandt, Helmut 236  
 Hiller, Ferdinand 187  
 Himmler, Heinrich 30, 149, 151, 153, 160,  
 331, 359  
 Hindenburg, Paul von 198, 216, 291  
 Hindrichs, Thorsten 166  
 Hippus, Rudolf XIX, 258–261  
 Hitler, Adolf XI, XIII, 2, 15, 26, 27, 30, 42,  
 49, 53, 55, 58, 118–119, 131, 173, 175, 198,  
 214, 222, 225–226, 240, 271, 278, 281–283,  
 292, 293, 297, 302, 359  
 Hjelmslev, Louis Trolle 314  
 Hockett, Charles F. 309  
 Höfler, Constantin 137  
 Höfler, Otto 69, 86  
 Hölderlin, Friedrich 71, 83, 86  
 Hoenicke, Curt 270  
 Hönigswald, Richard 2–3, 209, 214, 221  
 Höpfner, Hans-Paul 212, 215  
 Höppner, Wolfgang 65, 86

- Hoetzsch, Otto 122, 265, 268  
 Hofe, Harold von 43  
 Hoff, Wilhelm 31, 32  
 Hofmannsthal, Hugo von 84  
 Hofstätter, Peter 251, 263  
 Hofstaetter, Walther 81  
 Hohls, Rüdiger XIV  
 Holtzmann, Robert 270  
 Honigsheim, Paul 198  
 Hoops, Johannes 53, 56  
 Hoops, Rainald 53, 54, 161  
 Hopster, Norbert 82  
 Horkheimer, Max 198–200  
 Horn, Eva 255–257  
 Horneffer, Ernst 198  
 Hoven, Jupp 148, 149  
 Huber, Kurt 171–172  
 Hübner, Arthur 72  
 Hübner, Walter 46, 53  
 Hufen, Christian 358  
 Hugenberg, Alfred 114  
 Humboldt, Wilhelm von 297  
 Husserl, Edmund 208, 214, 218–219, 235  
 Hust, Christoph 166  
 Huth, Otto 142, 157  
 Hutton, Christopher M. XXII, 151, 159, 308, 310, 312  
 Hyde, Douglas 147  
  
 Iggers, Georg G. 88  
 Ipsen, Gunther 305–306, 322  
 Iser, Lore 47  
 Iser, Wolfgang 39, 40, 42, 47–50, 59  
  
 Jäger, Ludwig 75, 144  
 Jaeger, Siegfried 233  
 Jaensch, Erich Rudolf 211–212, 214, 216, 240–243, 246, 250, 252, 259, 317, 319  
 Jaensch, Walter 242  
 Jahn, Friedrich Ludwig XXI, 284, 294  
 Jahoda, Marie 239  
 Jakobsen, Hermann 265  
 Jakobson, Roman 309  
 Jankuhn, Herbert 153, 330–331, 354, 356, 358, 359  
 Jansen, Christian 74  
 Janssen, Otto 218  
 Jaraus, Konrad H. XIV, 232  
 Jaschinski, Andreas 188  
 Jaspers, Karl 11, 15, 234–235  
 Jaumann, Herbert 71  
 Jehle, Peter 323  
 Jensen, Harro de Wet 41, 55  
 Jensen, Uffa 343  
 Jesinghausen, Martin 67  
 Jespersen, Otto 309  
 Joch, Winfried 282, 289, 297–298, 303  
 John, Eckhard XVII, 17–18, 165  
 John, Jürgen 71  
 Joho, Michael 296  
 Jolles, Charlotte 77  
 Joseph II., Deutscher Kaiser 271  
 Jost-Hutflesz, Ursula 293  
 Joyce, James 138  
 Jünger, Ernst 219  
 Jürgens, Adolf 282  
 Jungclaus, Richard 154  
 Junginger, Horst X, 143, 157  
  
 Kaehler, Siegfried A. 58, 61  
 Kämper-Jensen, Heidrun 311, 315  
 Käsler, Dirk 194–195  
 Kafka, Gustav 239  
 Kamlah, Andreas 201  
 Kamp, Stefan 95  
 Kandinsky, Wassily 12  
 Kanitscheider, Bernulf 14  
 Kant, Immanuel 4, 8, 9, 11, 208, 218, 221, 224  
 Kantorowicz, Ernst H. 10  
 Kantorowicz, Hermann U. 56  
 Kapferer, Norbert 205  
 Kapp, Rudolf 54  
 Karl Alexander, Hg. von Württemberg 58  
 Kater, Michael H. XXII, 72, 144  
 Katz, David 239, 242  
 Kaufmann, Doris IX  
 Kaupen-Haas, Heidrun IX  
 Kayser, Wolfgang 84–86  
 Keller, Wolfgang 53  
 Kelsen, Hans 195  
 Kennedy, John F. 44  
 Kershaw, Ian 119  
 Ketelsen, Uwe-K. 70, 73  
 Killy, Walther 63  
 Kindermann, Heinz 43, 86  
 Kißling, Helmut 318  
 Kittredge, Tracy 27, 28  
 Klages, Ludwig XIX, 236–237, 252, 255  
 Klausnitzer, Ralf 66, 71, 73  
 Klee, Ernst XIX  
 Kleist, Heinrich von 71, 83, 317  
 Klemperer, Victor XXI, 281, 282–294, 301–304, 321  
 Klibansky, Raymond 200  
 Klingemann, Carsten XI, 308

- Klopp, Eberhard 330  
 Kloss, Heinz 309, 311–312  
 Kluchert, Gerhard 80  
 Kluckhohn, Paul 69, 73, 78  
 Knickmann, Hanne 77  
 Knobloch, Clemens IX, XIV, XXI–XXII, XXVII, 17, 20, 63, 305–327  
 Knochen, Helmut 152  
 Knoll, Wilhelm 296  
 Koch, Franz 69, 83  
 Kocka, Jürgen XII  
 Köhler, Wolfgang 239, 248  
 König, Bernhard 295  
 Köster, Werner XX  
 Kötzschke, Rudolf 270  
 Kolk, Rainer 68, 74, 78  
 Kommerell, Max 78, 83  
 Kopitar, Bartholmäus 266  
 Kopp, Detlev 80  
 Korff, Hermann August 68, 83  
 Korotin, Ilse 209  
 Korte, Werner 181  
 Koschmieder, Erwin 266, 322  
 Kossinna, Gustaf 345  
 Kracauer, Siegfried 236  
 Kraepelin, Emil 241  
 Kranzmeyer, Eberhard 276  
 Krauß, Henning 303  
 Kretschmer, Ernst XIX, 236–237, 242, 244  
 Krieck, Erich XVIII, 197, 211–216, 223–227, 243  
 Krogmann, Willy 146  
 Kroh, Oswald XIX, 240, 242–244, 246, 250, 252, 259  
 Krohn, Claus-Dieter IX, 199  
 Kroll, Jürgen 230  
 Krüger, Arnd 286, 302  
 Krueger, Felix 239–241, 319  
 Krüger, Gerhard 84, 122  
 Krüger, Michael 283–284  
 Krümmel, Carl 293, 296, 301  
 Krumeich, Gerd 95  
 Kuder, Ulrich XXVII  
 Kühl, Stefan 230  
 Kühn, Alfred 33  
 Kuhn, Thomas 282  
 Kummer, Bernhard 69  
 Kunigk, Helmut 77  
 Kunz, Willi 223  
 Kurylowicz, Marek 309  
 Kurzke, Hermann 225  
 Lämmert, Eberhard 63, 65  
 Lamprecht, Karl 215  
 Landt, Erhard 176  
 Lange, Lydia 242–243  
 Langenbucher, Hellmuth 73  
 Langosch, Karl XXIII  
 Laub, Kurt 84  
 Laube, Reinhard 9, 10, 11, 12, 15  
 Laude, Achim XXI  
 Laugstien, Thomas XVIII, 193, 197  
 Lawrence, David Herbert 56  
 Lazarsfeld, Paul 239  
 Leaman, George XVIII, 3, 143, 193, 197, 198, 204, 215, 216, 218, 222, 225  
 Leavis, Frank Raymond 50  
 Ledebur, Ruth Freifrau von 43  
 Le Goff, Abbé Jean-François 151  
 Lehmann, Ernst 33  
 Lehmann, Gerhard 211, 222  
 Lehmann, Hartmut IX  
 Lehmann, U. 267  
 Leisegang, Hans 198  
 Lenard, Philipp 26–27, 209  
 Lenneberg, Hans 172, 173  
 Lenoir, Timothy 68  
 Lepsius, M. Rainer 15  
 Lepsius, Oliver 16, 17  
 Lerch, Eugen 321–323  
 Lerchenmueller (Lerchenmüller), Joachim XV–XVII, XXVII, 36, 137–163, 313  
 Lersch, Philipp XIX, 251, 252–253, 255  
 Leske, Monika XVIII, 204, 206–207, 225, 282  
 Leskien, August 266  
 Lessing, Theodor 218  
 Leube, Achim XXII, 329  
 Lewald, Theodor 286, 293–294  
 Lewin, Kurt 248  
 Leyen, Friedrich von der 73  
 Lichtenberg, Georg Christoph 61  
 Lieber, Hans-Joachim 285, 290, 297  
 Liebert, Arthur 208  
 Linden, Walther 73, 81–82  
 Lindheim, Bogislav von 45  
 Lindner, Helmut 243  
 Linne, Karsten 150  
 List, Friedrich 57  
 Litt, Theodor 303, 320  
 Lloyd George, David 54–55  
 Locke, Ralph 191  
 Lockot, Regine 231  
 Löffler, Hermann XV  
 Loesch, Heinz von 188  
 Lösch, Niels C. 248

- Löwith, Karl 1–2, 5, 214  
 Lorck, Étienne (Stephan) 294–295  
 Lorenz, Friedrich 271  
 Lorenz, Konrad 258  
 Lowinski, Edward E. 179  
 Ludwig, Karl-Heinz 204  
 Ludwig I., Kg. von Bayern 137  
 Lübke, Hermann 307  
 Lück, Helmut E. 289  
 Lueger, Karl 169  
 Lütjen, Hans Peter 44  
 Lütteken, Laurenz 18, 169–170  
 Lugowski, Clemens 67, 69  
 Lundgreen, Peter 229  
 Lutz, Wolfgang 66  
  
 Maas, Utz 307–311, 313, 316, 321  
 Mackensen, Lutz 313  
 Mahr, Adolph 147, 148, 150–151, 161, 163  
 Malitz, Bruno 303  
 Mandelkow, Karl Robert 85  
 Mann, Thomas 83, 213, 224–225  
 Mannheim, Karl 10, 11  
 Marck, Siegfried 198  
 Marcuse, Herbert 197, 200, 214  
 Markow, Walter 113  
 Marsch, Ulrich 21  
 Martin, Bernd 6  
 Martini, Fritz 85  
 Marty, Anton 313, 322  
 Maschke, Erich 95  
 Mattes, Peter 232  
 Mauthner, Fritz 311–313, 318  
 May, Kurt 70  
 Mayer, Theodor 130  
 Mehring, Reinhard 212  
 Mehrrens, Herbert 205, 243  
 Meier, Kurt XXIV  
 Meillet, Antoine 308–309  
 Meinecke, Friedrich 115, 123  
 Meinong, Alexius 313  
 Meischein, Burkhard 176  
 Meissl, Sebastian 76, 84  
 Meißner, Paul 41, 51, 53, 54  
 Mendel, Arthur 172  
 Mendelssohn Bartholdy, Felix 173, 187  
 Mensching, Günther 8  
 Mentzel, Rudolf XII, 24, 25–26, 29, 33, 144, 157–159  
 Merker, Paul 74  
 Merlio, Gilbert 68  
 Mertens, Lothar XI–XII, XXVII, 21–37  
 Messer, August Wilhelm 198  
  
 Métraux, Alexandre 232, 233  
 Meyenn, Karl von 13  
 Meyer, Eduard 139, 141  
 Meyer, Ernst Hermann 179  
 Meyer, Karl Heinrich 266, 270  
 Meyer, Kuno 138–141, 163  
 Meyerbeer, Giacomo 173, 187  
 Mężyński, Andrzej 358  
 Miklosich, Franz Xaver 266  
 Miller, Harry M. 23  
 Misch, Georg 200  
 Mitze, Wilhelm 254  
 Mitzka, Walther 29  
 Moeller van den Bruck, Arthur 55  
 Möser, Justus 57  
 Mommsen, Hans 90  
 Mommsen, Wolfgang J. 90, 94–95, 129, 302  
 Montez, Lola 137  
 Mordrel, Olier 159–160  
 Morgan, Charles 43  
 Morris, Charles 200  
 Moser, Hans-Joachim XVII, 168, 171, 176–178, 180, 182, 186–189  
 Mozart, Wolfgang Amadeus 174, 180, 182  
 Mühlhausen, Ludwig XVI–XVII, 140, 141–149, 151–162  
 Müller, Günther 78  
 Müller, Hans-Harald 71  
 Müller, Ingo 345  
 Müller-Blattau, Josef 181–182  
 Müller-Hill, Benno 230  
 Muka (Mucke), Arnošt (Ernst) 273  
 Muller, Jerry Z. 241  
 Mulot, Arno 73  
 Musil, Robert 12–13  
  
 Nadler, Josef 61, 78, 83–84, 186, 274  
 Näf, Beat X  
 Nagel, Anne Christine IX  
 Nakonetschna, Hanna 276–277  
 Nassen, Ulrich 82  
 Natorp, Paul 208  
 Naumann, Hans 73, 83–84  
 Naumann, Richard 41  
 Nedo, Pawol 272  
 Nelson, Leonard 195  
 Neubert, Fritz 289  
 Neuendorff, Edmund 298  
 Neufeld, Michael 233  
 Neumann, Friedrich 32, 33, 80, 219  
 Neumann, Friedrich Wilhelm XX, 274–274, 280  
 Neumann, Gotthard 357

- Neumann, Michael 195, 206  
 Neumann, Werner 64  
 Newald, Richard 83  
 Nicolaisen, Carsten XXIV  
 Nicolaysen, Rainer IX  
 Nietzsche, Friedrich XVIII, 4, 9, 10, 11, 83,  
 207, 209, 214, 224–227, 289, 297–298  
 Nitsch, Franz 295  
 Nöldeke, Theodor XIX  
 Nohl, Herman 68, 295  
 Nolan, Mary 233  
 Nolte, Paul 17  
 Noltensmeier, Ralf XVII  
 Novalis (Friedrich Freiherr von Harden-  
 berg) 169  
 Nutz, Maximilian 85  
  
 Obenauer, Karl Justus 66, 69, 84  
 Oberkrome, Willi 91  
 O'Brian, Daniel 25  
 Ó Casaide, Séamus (James Cassidy) 145  
 Ockham, Wilhelm von 8  
 Ó Duilearga, Séamus 145  
 Oesterreich, Traugott Konstantin 198  
 Oexle, Otto Gerhard IX, XI, XXVII, 1–20,  
 45, 57, 58, 89–90, 113, 167, 169, 213, 231,  
 318  
 Olesch, Reinhold 273, 276, 279  
 Olt, Reinhard 72  
 Oncken, Hermann 128  
 Opitz, Martin 60  
 Oppel, Horst 45, 69  
 Orozco, Teresa 209  
 Osenberg, Werner 204  
 Ott, Hugo 5, 193  
 Ott, Thomas 88–89  
 Otto, Ernst 322  
 Overesch, Manfred 127  
  
 Panofsky, Erwin X  
 Panzer, Friedrich 74  
 Pape, Wolfgang XXII–XXIII, XXVII,  
 329–359  
 Paret, Rudi XIX  
 Pater, Walter 48  
 Paul, Diane B. 230  
 Paul, Gerhard IX, 199  
 Paul, Hermann 310, 322  
 Pechau, Manfred 313  
 Peckhaus, Volker 196  
 Pedersen, Ulf VIII  
 Peiffer, Lorenz 293–294, 296–298  
 Peters, Wilhelm 241  
  
 Petersen, Julius 69, 77  
 Petersen, Peter 165, 172, 173  
 Petzold, Dieter 42  
 Petzold, Joachim 310  
 Pfahler, Gerhard XIX, 246–247, 249, 250,  
 252, 259  
 Pfeffer, Karl-Heinz 45, 53, 54  
 Pfeiffer, Ludwig XII–XIII, XXVII, 39–62  
 Pfister, Manfred 51, 57  
 Pike, Kenneth Lee 309  
 Pinder, Wilhelm 18, 173  
 Planck, Max 13–14, 26, 32, 33  
 Plafmann, Joseph Otto 153  
 Platon XVIII, 15, 209, 219, 222  
 Plessner, Helmut 16, 18–19, 59, 167, 213  
 Plessow, Gustav 46  
 Pleyer, Kleophas 121  
 Pöggeler, Otto 197  
 Poepping, Hilde 146, 161  
 Pörksen, Uwe 315  
 Pohrt, Heinz 267  
 Pokorny, Julius XVI–XVII, 138, 140–143,  
 146–148  
 Polenz, Peter von 63, 311  
 Polheim, Karl 86  
 Poliakov, Leon 211  
 Polívka, Georg 156  
 Pollock, Friedrich 200  
 Pongs, Hermann 70  
 Popper, Karl 195, 197  
 Porzig, Walter 305  
 Potter, Pamela M. XVII, 165–169, 176–178,  
 180–181, 186  
 Prahl, Hans-Werner XVII  
 Pütz, Albert 330  
 Pyritz, Hans 66  
  
 Quincey, Thomas de 43  
  
 Rabinbach, Anson 233  
 Racine, Pierre 118  
 Radkau, Joachim 293  
 Range, Hans 72  
 Rammstedt, Otthein 206  
 Ranke, Leopold von 9, 278  
 Raphael, Lutz 231, 253, 261  
 Rasch, Wolfdietrich 67  
 Rassow, Peter 114–115  
 Rauhut, Franz 49  
 Rebenich, Stefan X  
 Reche, Otto 146  
 Recker, Marie-Luise 95  
 Redlich, Hans Ferdinand 179

- Rehm, Walther 71, 78  
 Reichardt, Rolf 128  
 Reichenau, Walther von 299  
 Reichenbach, Hans 195, 198–199, 201, 213, 214  
 Rein, Adolf 216  
 Reinerth, Hans 153, 338, 343, 348–349, 354, 357  
 Reiter, Hans 32  
 Reiter, Norbert 270  
 Renthe-Fink, Leonhard von 253–256, 258  
 Richter, Jean Paul, gen. Jean Paul 77  
 Rickert, Heinrich 225  
 Ried, Georg 81  
 Riehl, Aloys 221  
 Riek, Gustav 330  
 Riemann, Hugo 178  
 Rinder, Jana 212  
 Ringer, Fritz K. 196, 232, 236, 307, 318  
 Risch, Ernst 147  
 Ritter, Ernst 75  
 Ritter, Gerhard 87, 120, 128  
 Ritter, Robert 262  
 Ritterbusch, Paul XII, 41, 129–130, 161, 203, 231, 302  
 Roeder, Fritz 41  
 Römer, Ruth 320  
 Rörig, Fritz 130  
 Rösel, Hubert XX, 269  
 Rössler, Mechthild XXIII  
 Rößner, Hans 66, 155  
 Rößner, Hugo 84  
 Röther, Klaus 80  
 Rorschach, Hermann 259  
 Rose, Niklas 262  
 Rosenberg, Alfred 30, 32, 84, 166, 203, 205, 211, 214, 225, 282, 343, 348, 359  
 Rosenberg, Rainer 64, 68, 73  
 Rothacker, Erich XVIII, 78–79, 204, 211–217, 227, 248, 314  
 Rothfels, Hans 122  
 Rudnyc'kyj, Jaroslav 276–277  
 Rudolf, Robert L. 276  
 Rückert, Joachim XXIII, 17  
 Rüdin, Ernst 248  
 Rürup, Reinhard 241  
 Rüthers, Bernd 17  
 Rufer, Josef 182  
 Rust, Alfred 330  
 Rust, Bernhard VIII, XII, 25, 26–28, 33, 173, 216, 293, 301  
 Saal, Friedrich-Wilhelm 127  
 Sachs, Curt 177  
 Sacke, Gerhard 113  
 Sacke, Oskar 265  
 Šafarik, Josef 266, 269  
 Salamun, Kurt 282  
 Saller, Christian IX  
 Sandberger, Adolf 177  
 Sander, Friedrich 241, 246, 252  
 Sauder, Gerhard 216  
 Sauer, Christoph 313  
 Sauerbruch, Ferdinand 32, 300  
 Saussure, Ferdinand de XXII, 305–307, 309, 313–314, 321, 322  
 Schachtmann, Judith 142  
 Schäder, Hildegard 113  
 Schäfer, Dietrich 139, 141  
 Schalk, Fritz 51, 59  
 Schaller, Helmut W. XIX–XX, XXVII, 265–280  
 Scheel, Heinrich 113  
 Scheerer, Eckart 232, 307, 319  
 Scheler, Max 195, 208  
 Schering, Arnold 175  
 Scherpe, Klaus R. 85  
 Schieder, Theodor 89, 95, 129  
 Schiemann, Theodor 139  
 Schier, Bruno 271  
 Schiller, Friedrich 71, 86, 283, 288  
 Schimrigk, Oberst a.D. 257  
 Schipperges, Thomas 168  
 Schirach, Baldur von 84  
 Schirmacher, Thomas 84  
 Schleicher, August 266  
 Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel 303  
 Schleif, Hans 150  
 Schlick, Moritz 214  
 Schliebe, Georg 240  
 Schmaus, Alois 266, 279  
 Schmid, Ernst Fritz 180  
 Schmid, Heinrich F. 269–270  
 Schmid, Peter 331  
 Schmidt, Erich 290  
 Schmidt, Karl 123  
 Schmidt, Karl-Horst 156  
 Schmidt, Nicole D. 194 \*  
 Schmidt, Raymund 3, 208  
 Schmidt-Hidding, Wolfgang 42, 53  
 Schmidt-Noerr, Gunzelin 207  
 Schmidt-Ott, Friedrich XII, 21, 22–24, 29, 30, 34  
 Schmidt-Rohr, Georg 308–318  
 Schmitt, Carl XI  
 Schmitt-Scheubel, Robert 178

- Schnabel, Franz XV, 115, 121  
 Schneeberger, Guido 5  
 Schneeweis, Edmund XX  
 Schneider, Barbara VIII  
 Schneider, Hans Ernst 75, 144, 150, 153, 155, 159–161  
 Schneider, Hermann 86  
 Schöbel, Gunter 338  
 Schöffler, Heinz Herbert 61  
 Schöffler, Herbert XII–XIII, 40, 41, 44, 48–49, 51, 57–62  
 Schönberg, Arnold 181, 187  
 Schöнемann, Friedrich 53  
 Schönwälder, Karen 87–90  
 Schöttler, Peter 89–94, 113  
 Schopenhauer, Arthur 206  
 Schorcht, Claudia 3  
 Schreiber, Thomas 240, 262  
 Schröder, Konrad 39  
 Schröder, Reinald 27  
 Schrödinger, Erwin 14  
 Schubert, G. 278  
 Schuchardt, Hugo 311  
 Schücking, Levin L. XII, 40, 41, 46, 48  
 Schürr, Friedrich 321–322  
 Schüller, Wilhelm 124–126, 128  
 Schütt, Julian 76, 83  
 Schütt, Marie 44, 54  
 Schütz, Heinrich 182  
 Schultz, Helmuth 180  
 Schultz, Wolfgang 32  
 Schultze, Walter 222  
 Schulze, Winfried 58, 88–90, 113, 119, 231  
 Schumacher, Martin 114  
 Schumann, Erich 25–26  
 Schumann, Friedrich 242  
 Schumann, Otto XXII, 81  
 Schumann, Robert 177  
 Schwabe, Klaus 128  
 Schwantes, Gustav 354–355  
 Schwarz, Balduin 198  
 Schwarz, Ernst 271  
 Schwarz, Hermann 196  
 Schwarz, Michael 276  
 Schwerte, Hans s. Schneider, Hans Ernst  
 Schwoerer, Victor 37  
 See, Klaus von 69, 73  
 Seeley, John R. 54  
 Seeliger, Rolf 330  
 Seger, Hans 331  
 Sehr, Ernst Theodor 43  
 Seidlitz, Wilfried von 32  
 Seruya, Teresa 85  
 Shakespeare, William 42, 43, 45, 48, 49–52, 55  
 Shelley, Percy Bysshe 55  
 Siebs, Eduard 275  
 Sieg, Ulrich 212, 242  
 Siegle-Wenschkewitz, Leonore XXIV  
 Siegfried, André 55  
 Siegmund-Schultze, Reinhard 226  
 Sievers, Wolfram 142, 149, 151, 153, 154, 156, 330–331, 359  
 Simmel, Georg 9, 10  
 Simon, Gerd 66, 75, 80, 143, 156, 308–311, 314, 321  
 Simoneit, Max 254, 256–257  
 Singelmann, Max 173  
 Singer, Samuel 83  
 Six, Franz Alfred XXIII, 313  
 Sluga, Hans 193, 204, 207  
 Smal-Stockij, Roman 277  
 Smelser, Ronald VIII  
 Sombart, Werner 56  
 Sommer, Klaus 193, 218  
 Sommerfeld, Arnold 25  
 Spahn, Martin 114–119, 121  
 Spann, Othmar 207  
 Spengler, Oswald XVII, 19, 115, 167, 217  
 Spengler, Wilhelm 155  
 Spiegelberg, Herbert 200  
 Spieß, Adolf 284  
 Spindler, Robert 42, 53  
 Spinoza, Baruch 56  
 Spitzer, Giseler 283  
 Spitzer, Leo 59, 321  
 Sporrenberg, Paul 330  
 Spranger, Eduard XIX, 234–237, 286, 289, 297, 300–301, 320  
 Sprengel, Johann Georg 82  
 Sprenger, Reinhard K. 294  
 Sprung, Helga 232  
 Sprung, Lothar 232  
 Srbik, Heinrich Ritter von 118, 124–128  
 Stadler, Friedrich 200, 207, 239  
 Stadler, Michael 239  
 Staiger, Emil 70, 84–85  
 Stark, Johannes XII, 25–36, 209  
 Steding, Christoph 128–129  
 Stegmann von Pritzwald, Kurt 314  
 Steinacker, Harold 122  
 Steinkühler, Manfred 150  
 Steller, Walter 275  
 Stempel, Wolf-Dieter 307  
 Stephan, Rudolf 181, 189  
 Stephens, James 146

- Stern, Fritz 241  
 Stern, Ludwig Christian 140  
 Stern, William 234, 239  
 Steuer, Heiko XXII, 329  
 Stieren, August 332  
 Stolleis, Michael XXIII, 17  
 Storck, Joachim W. 3  
 Storost, Joachim 49  
 Strauß, Richard 171  
 Streicher, Julius 2  
 Streitberg, Gerhart 84  
 Strich, Fritz 83  
 Ströbel, Rudolf 358  
 Stroh, Fritz 317  
 Stuart, Francis 151  
 Stünzner, Friedrich 297  
 Sturm, Peter XIV  
 Süß-Oppenheimer, Joseph, gen. Jud Süß 58  
 Suttinger, Georg 250  
 Syring, Enrico VIII  
 Szabó, Anikó IX  
 Szöllösi-Janze, Margit 23  
  
 Tackenberg, Kurt 150  
 Taureck, Bernhard H.F. 209, 225, 226  
 Teichler, Hans Joachim 282, 290, 291–292, 297, 299, 302–303  
 Tenorth, Heinz-Elmar XXIII  
 Tesnière, Lucien 309  
 Tevenar, Gerhard von 146, 148, 149–150, 152–153, 159–162  
 Thierfelder, Franz 312  
 Thomä, Dieter 4, 5  
 Thurneysen, Rudolf 140, 142  
 Tilitzki, Christian XVIII, 204  
 Tillich, Paul 198  
 Tisdale, Wilbur E. 25  
 Titze, Hartmut 76, 82, 338  
 Toennies, Ferdinand 198  
 Traugott, Edgar 84  
 Trautmann, Reinhold 266–270, 273–274, 280  
 Trier, Jost 305–306, 320, 322  
 Troeltsch, Ernst XI, 10, 14, 61, 171  
 Trommler, Frank 68  
 Tschammer und Osten, Hans von 299–300, 302  
 Tschudi, Rudolf von 255  
  
 Ueberhorst, Horst 293, 296  
 Üner, Elfriede 212  
 Ulmer, Friedrich 266  
 Umbreit, Hans 159  
  
 Unger, Rudolf 82  
  
 Vahlen, Theodor 23, 28, 30, 33  
 Valjavec, Fritz 36  
 Van Sickle, John 23  
 Vasmer, Max XX, 265–271, 273, 275–276, 279  
 Verdi, Giuseppe 182  
 Verschuer, Otmar von 247–248  
 Vetter, Walther 180  
 Vezina, Birgit 223  
 Viénot, Pierre 12  
 Vierkandt, Alfred 195, 306  
 Viëtor, Karl 51–52, 66, 70–71  
 Vötteler, Karl 185  
 Vogel, Vogel 29  
 Vogt, Peter 205  
 Volkmann, Hans-Erich XX  
 Voltaire (François-Marie Arouet) 61  
 Voß, Hans von 255–256  
 Vossenkühl, Wilhelm 193  
 Voßkamp, Wilhelm 63, 65–66, 69  
 Vossler, Karl 289, 308  
 Vries, Willem de XVII, 166–167, 189  
  
 Waals, Johannes Diderik van der 329  
 Wächter, Paul 244  
 Wagner, Hans Otto 149–150, 160–161  
 Wagner, Heinrich 147  
 Wagner, Richard 174, 182  
 Wahle, Ernst 332, 354–355  
 Waismann, Friedrich 197  
 Walter, Michael 167  
 Waringo, Raymond 330  
 Wartburg, Walther von 321, 323  
 Wartegg, Ehrig 259  
 Weber, Carl August 41, 53  
 Weber, Cornelia XXIV  
 Weber, Klaus XIX  
 Weber, Max 9, 10–11, 218, 316  
 Weber, Thomas 215, 217  
 Weber, Wolfgang XV, 92, 97–110, 120  
 Wechßler, Eduard 285  
 Wegeler, Cornelia X  
 Wegner, Bernd 345  
 Wehrli, Max 83  
 Weimann, Robert 50  
 Weimar, Klaus 64, 75  
 Weindling, Paul 230  
 Weingart, Peter 230, 245, 284, 303  
 Weinhandl, Ferdinand 17, 203  
 Weisgerber, Leo XVI, 17, 140, 146, 148, 151–155, 159–162, 306, 308, 311–314, 319, 322



- Weiss, Sheila F. 230  
 Weiß, Wolfgang 51  
 Weissweiler, Eva XVII, 166, 182  
 Weisweiler, Josef 159  
 Weiter-Matysiak, Barbara 330  
 Wengler, Heinrich 292  
 Weniger, Johannes 33–36  
 Wennemuth, Udo XII  
 Wenzl, Aloys 198  
 Werner, Joachim 354, 356  
 Werner, Karl Ferdinand 87–88  
 Wertheimer, Max 232–233, 239  
 Westarp, Kuno Graf von 139, 141  
 Westermann, Diederich Hermann 162, 273  
 Weyl, Hermann 13  
 White, Hayden 183  
 Wiemers, Gerald 270  
 Wiese, Benno von 78, 84–85  
 Wiggershaus-Müller, Ursula 92–93, 123  
 Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von 52  
 Wild, Friedrich 43, 53  
 Wilde, Kurt 250–252  
 Wilde, Oscar 57  
 Wildhagen, Eduard 31, 32, 36  
 Willing, Willi 176  
 Willoweit, Dietmar XXIII  
 Willvonseder, Kurt 150  
 Winckler, Lutz IX, 199  
 Windisch, Ernst 140  
 Winkler, Heinrich August 290, 297  
 Wirkus, Bernd 11, 289  
 Wirth, Herman 72  
 Wirth, Paul 268, 273, 279  
 Witter, Wilhelm 30  
 Wölfel, Dominik Josef 162  
 Wohlauf, Gabriele 233  
 Wohleben, Thomas 150  
 Wolf, Hans 54  
 Wolf, Johannes 168  
 Wolf, Ursula XV, 92, 93, 114–115, 118–123  
 Wolff, Christian 60  
 Wolff, Emil 54  
 Wolff, Karl 153–154  
 Wolff, Ludwig 69  
 Wollstonecraft, Mary 57  
 Wolters, Gereon 204  
 Woltner, Margarete 279  
 Wüst, Walther 144, 152, 158–159  
 Wulf, Josef 211  
 Wundt, Max 209, 320  
 Wundt, Wilhelm 310  
 Wuttke, Dieter X  
 Zapata, Martha 209  
 Zeil, Wilhelm XX, 265–268, 272–273  
 Zeiss, Hans 130  
 Zeuss, Johann Kaspar 137–140  
 Ziehm, Elsa 162  
 Zierold, Kurt 21, 33  
 Zillian, Erich 256  
 Zilsel, Edgar 197  
 Zimmer, Heinrich 140, 143  
 Zimmer, Stefan 156  
 Zimmermann, Arthur 139  
 Zirker, Herbert 47  
 Zitelmann, Rainer VIII  
 Zmarzlik, Hans-Günther 298  
 Zotz, Lothar 331  
 Zückert, Martin XX  
 Zur Mühlen, Patrik von IX, 199

### Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 1 *Heinrich Lutz* (Hrsg.): Das römisch-deutsche Reich im politischen System Karls V., 1982, XII, 288 S. ISBN 3-486-51371-0
- 2 *Otto Pflanze* (Hrsg.): Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches, 1983, XII, 304 S. ISBN 3-486-51481-4 vergriffen
- 3 *Hans Conrad Peyer* (Hrsg.): Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittelalter, 1983, XIV, 275 S. ISBN 3-486-51661-2 vergriffen
- 4 *Eberhard Weis* (Hrsg.): Reformen im rheinbündischen Deutschland, 1984, XVI, 310 S. ISBN 3-486-51671-X
- 5 *Heinz Angermeier* (Hrsg.): Säkulare Aspekte der Reformationszeit, 1983, XII, 278 S. ISBN 3-486-51841-0
- 6 *Gerald D. Feldman* (Hrsg.): Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche Geschichte 1924–1933, 1985, XII, 407 S. ISBN 3-486-52221-3 vergriffen
- 7 *Jürgen Kocka* (Hrsg.): Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich, 1986, XVI, 342 S. ISBN 3-486-52871-8 vergriffen
- 8 *Konrad Repgen* (Hrsg.): Krieg und Politik 1618–1648. Europäische Probleme und Perspektiven, 1988, XII, 454 S. ISBN 3-486-53761-X vergriffen
- 9 *Antoni Mączak* (Hrsg.): Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, X, 386 S. ISBN 3-486-54021-1
- 10 *Eberhard Kolb* (Hrsg.): Europa vor dem Krieg von 1870. Mächtekonstellation – Konfliktfelder – Kriegsausbruch, 1987, XII, 216 S. ISBN 3-486-54121-8
- 11 *Helmut Georg Koenigsberger* (Hrsg.): Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, XII, 323 S. ISBN 3-486-54341-5
- 12 *Winfried Schulze* (Hrsg.): Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, 1988, X, 416 S. ISBN 3-486-54351-2
- 13 *Johanne Autenrieth* (Hrsg.): Renaissance- und Humanistenhandschriften, 1988, XII, 214 S. mit Abbildungen ISBN 3-486-54511-6
- 14 *Ernst Schulin* (Hrsg.): Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), 1989, XI, 303 S. ISBN 3-486-54831-X
- 15 *Wilfried Barner* (Hrsg.): Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung, 1989, XXV, 370 S. ISBN 3-486-54771-2
- 16 *Hartmut Boockmann* (Hrsg.): Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern, 1992, X, 264 S. ISBN 3-486-55840-4
- 17 *John C. G. Röhl* (Hrsg.): Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte, 1991, XIII, 366 S. ISBN 3-486-55841-2 vergriffen

### Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 18 *Gerhard A. Ritter* (Hrsg.): Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, 1990, XXI, 461 S. ISBN 3-486-55641-X
- 19 *Roger Dufraisse* (Hrsg.): Revolution und Gegenrevolution 1789–1830. Zur geistigen Auseinandersetzung in Frankreich und Deutschland, 1991, XVIII, 274 S. ISBN 3-486-55844-7
- 20 *Klaus Schreiner* (Hrsg.): Laienfrömmigkeit im späten Mittelalter. Formen, Funktionen, politisch-soziale Zusammenhänge, 1992, XII, 411 S. ISBN 3-486-55902-8
- 21 *Jürgen Miethke* (Hrsg.): Das Publikum politischer Theorie im 14. Jahrhundert, 1992, IX, 301 S. ISBN 3-486-55898-6
- 22 *Dieter Simon* (Hrsg.): Eherecht und Familiengut in Antike und Mittelalter, 1992, IX, 168 S. ISBN 3-486-55885-4
- 23 *Volker Press* (Hrsg.): Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit? 1995, XII, 254 S. ISBN 3-486-56035-2
- 24 *Kurt Raaflaub* (Hrsg.): Anfänge politischen Denkens in der Antike. Griechenland und die nahöstlichen Kulturen, 1993, XXIV, 454 S. ISBN 3-486-55993-1
- 25 *Shulamit Volkov* (Hrsg.): Deutsche Juden und die Moderne, 1994, XXIV, 170 S. ISBN 3-486-56029-8
- 26 *Heinrich A. Winkler* (Hrsg.): Die deutsche Staatskrise 1930–1933. Handlungsspielräume und Alternativen, 1992, XIII, 296 S. ISBN 3-486-55943-5
- 27 *Johannes Fried* (Hrsg.): Dialektik und Rhetorik im früheren und hohen Mittelalter. Rezeption, Überlieferung und gesellschaftliche Wirkung antiker Gelehrsamkeit vornehmlich im 9. und 12. Jahrhundert, 1997, XXI, 304 S. ISBN 3-486-56028-X
- 28 *Paolo Prodi* (Hrsg.): Glaube und Eid. Treueformeln, Glaubensbekenntnisse und Sozialdisziplinierung zwischen Mittelalter und Neuzeit, 1993, XXX, 246 S. ISBN 3-486-55994-X
- 29 *Ludwig Schmugge* (Hrsg.): Illegitimität im Spätmittelalter, 1994, X, 314 S. ISBN 3-486-56069-7
- 30 *Bernhard Kölver* (Hrsg.): Recht, Staat und Verwaltung im klassischen Indien, 1997, XVIII, 257 S. ISBN 3-486-56193-6
- 31 *Elisabeth Fehrenbach* (Hrsg.): Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848, 1994, XVI, 251 S. ISBN 3-486-56027-1
- 32 *Robert E. Lerner* (Hrsg.): Neue Richtungen in der hoch- und spätmittelalterlichen Bibelexegese, 1996, XI, 191 S. ISBN 3-486-56083-2
- 33 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.): Das Deutsche Reich im Urteil der Großen Mächte und europäischen Nachbarn (1871–1945), 1995, X, 232 S. ISBN 3-486-56084-0
- 34 *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, 1995, X, 282 S. ISBN 3-486-56085-9

### Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 35 *Peter Krüger* (Hrsg.): Das europäische Staatensystem im Wandel. Strukturelle Bedingungen und bewegende Kräfte seit der Frühen Neuzeit, 1996, XVI, 272 S. ISBN 3-486-56171-5
- 36 *Peter Blickle* (Hrsg.): Theorien kommunaler Ordnung in Europa, 1996, IX, 268 S. ISBN 3-486-56192-8
- 37 *Hans Eberhard Mayer* (Hrsg.): Die Kreuzfahrerstaaten als multikulturelle Gesellschaft. Einwanderer und Minderheiten im 12. und 13. Jahrhundert, 1997, XI, 187 S. ISBN 3-486-56257-6
- 38 *Manlio Bellomo* (Hrsg.): Die Kunst der Disputation. Probleme der Rechtsauslegung und Rechtsanwendung im 13. und 14. Jahrhundert, 1997, 248 S. ISBN 3-486-56258-4
- 39 *František Šmahel* (Hrsg.): Häresie und vorzeitige Reformation im Spätmittelalter, 1998, XV, 304 S. ISBN 3-486-56259-2
- 40 *Alfred Haverkamp* (Hrsg.): Information, Kommunikation und Selbstdarstellung in mittelalterlichen Gemeinden, 1998, XXII, 288 S. ISBN 3-486-56260-6
- 41 *Knut Schulz* (Hrsg.): Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, 1999, XIX, 313 S. ISBN 3-486-56395-5
- 42 *Werner Eck* (Hrsg.): Lokale Autonomie und römische Ordnungsmacht in den kaiserzeitlichen Provinzen vom 1. bis 3. Jahrhundert, 1999, X, 327 S. ISBN 3-486-56385-8
- 43 *Manfred Hildermeier* (Hrsg.): Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung / Stalinism before the Second World War. New Avenues of Research, 1998, XVI, 345 S. ISBN 3-486-56350-5
- 44 *Aharon Oppenheimer* (Hrsg.): Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: Vom alten zum neuen Schürer, 1999, XI, 275 S. ISBN 3-486-56414-5
- 45 *Dietmar Willoweit* (Hrsg.): Die Begründung des Rechts als historisches Problem (mit Beiträgen von O. Behrends, S. Breuer, G. Dilcher, H. Hofmann, W. Kersting, P. Landau, J. Miethke, K. Seelmann, J. Weitzel, D. Willoweit) 2000, 345 S., ISBN 3-486-56482-X
- 46 *Stephen A. Schuker* (Hrsg.): Deutschland und Frankreich. Vom Konflikt zur Aussöhnung. Die Gestaltung der westeuropäischen Sicherheit, 1914–1963 (mit Beiträgen von M. Alexander, J. Bariéty, C. Buffet, G. D. Feldman, J. Gillingham, E. Glaser, D. Hüser, L. Kettenacker, M. Kipping, F. Knipping, P. Krüger, H.-J. Rupieper, G. Schmidt, St. A. Schuker, K. Schwabe, A. Sharp, D. Stevenson, M. Trachtenberg, C. Wurm) 2000, XX, 280 S., ISBN 3-486-56496-X
- 47 *Wolfgang Reinhard* (Hrsg.): Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse, 1999, XVI, 375 S. ISBN 3-486-56416-1

### Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 48 *Gerhard Besier* (Hrsg.): Zwischen „nationaler Revolution“ und militärischer Aggression. Transformationen in Kirche und Gesellschaft unter der konsolidierten NS-Gewaltherrschaft (Herbst 1934 bis Herbst 1935) (mit Beiträgen von D. L. Bergen, G. Besier, A. Chandler, J. S. Conway, T. Fandel, F. Hartweg, H. Kiesel, H.-M. Lauterer, K.-M. Mallmann, H. Mommsen, I. Montgomery, G. Ringshausen, J. Schoeps, K. Schwarz, J. Smolik, M. Wolffsohn) 2001, XXVIII, 276 S. ISBN 3-486-56543-5
- 49 *David Cohen* (Hrsg.): Demokratie, Recht und soziale Kontrolle im klassischen Athen (mit Beiträgen von D. Cohen, J. Comaroff, J. Elster, C. A. Faraone, L. Foxhall, K.-J. Hölkesskamp, A. Maffi, J. Martin, W. I. Miller, C. Patterson, G. Thür, H. Versnel) 2002, ca. 230 S. ISBN 3-486-56662-8
- 50 *Thomas A. Brady* (Hrsg.): Die deutsche Reformation zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit (mit Beiträgen von Th. A. Brady, C. Fasolt, B. Hamm, S. C. Karant-Nunn, H. A. Oberman, H. R. Schmidt, E. Schubert, M. Schulze, T. Scott, H. Wenzel) 2001, XXII, 258 S., ISBN 3-486-56565-6
- 51 *Harold James* (Hrsg.): The Interwar Depression in an International Context (mit Beiträgen von Ch. Buchheim, F. Capie, P. Clavin, B. Eichengreen, G. D. Feldman, C.-L. Holtfrerich, H. James, A. Ritschl, M. Rosengarten, D. Rothermund, R. Skidelsky, S. Solomou) 2002, XVIII, 192 S., ISBN 3-486-56610-5
- 52 *Christof Dipper* (Hrsg.): Deutschland und Italien, 1860–1960 (in Vorbereitung)
- 53 *Frank-Rutger Hausmann* (Hrsg.): Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945, 2002, XXVIII, 374 S. ISBN 3-486-56639-3
- 54 *Frank Kolb* (Hrsg.): Chora und Polis (in Vorbereitung)
- 55 *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.): Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts (in Vorbereitung)

**Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien**

*Sonderveröffentlichung*

*Horst Fuhrmann* (Hrsg.): Die Kaulbach-Villa als Haus des Historischen Kollegs.  
Reden und wissenschaftliche Beiträge zur Eröffnung, 1989, XII, 232 S. ISBN  
3-486-55611-8

Oldenbourg

### Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 1 *Heinrich Lutz*: Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit. Fragen nach dem Gelingen und Scheitern deutscher Einheit im 16. Jahrhundert, 1982, IV, 31 S. vergriffen
- 2 *Otto Pflanze*: Bismarcks Herrschaftstechnik als Problem der gegenwärtigen Historiographie, 1982, IV, 39 S. vergriffen
- 3 *Hans Conrad Peyer*: Gastfreundschaft und kommerzielle Gastlichkeit im Mittelalter, 1983, IV, 24 S. vergriffen
- 4 *Eberhard Weis*: Bayern und Frankreich in der Zeit des Konsulats und des ersten Empire (1799–1815), 1984, 41 S. vergriffen
- 5 *Heinz Angermeier*: Reichsreform und Reformation, 1983, IV, 76 S. vergriffen
- 6 *Gerald D. Feldman*: Bayern und Sachsen in der Hyperinflation 1922/23, 1984, IV, 41 S. vergriffen
- 7 *Erich Angermann*: Abraham Lincoln und die Erneuerung der nationalen Identität der Vereinigten Staaten von Amerika, 1984, IV, 33 S. vergriffen
- 8 *Jürgen Kocka*: Traditionsbindung und Klassenbildung. Zum sozialhistorischen Ort der frühen deutschen Arbeiterbewegung, 1987, 48 S.
- 9 *Konrad Repgen*: Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie, 1985, 27 S. vergriffen
- 10 *Antoni Mączak*: Der Staat als Unternehmen. Adel und Amtsträger in Polen und Europa in der Frühen Neuzeit, 1989, 32 S.
- 11 *Eberhard Kolb*: Der schwierige Weg zum Frieden. Das Problem der Kriegsbeendigung 1870/71, 1985, 33 S. vergriffen
- 12 *Helmut Georg Koenigsberger*: Fürst und Generalstände. Maximilian I. in den Niederlanden (1477–1493), 1987, 27 S. vergriffen
- 13 *Winfried Schulze*: Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit, 1987, 40 S. vergriffen
- 14 *Johanne Autenrieth*: „Litterae Virgilianae“. Vom Fortleben einer römischen Schrift, 1988, 51 S.
- 15 *Tilemann Grimm*: Blickpunkte auf Südostasien. Historische und kulturanthropologische Fragen zur Politik, 1988, 37 S.
- 16 *Ernst Schulin*: Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert. Probleme und Umrisse einer Geschichte der Historie, 1988, 34 S.
- 17 *Hartmut Boockmann*: Geschäfte und Geschäftigkeit auf dem Reichstag im späten Mittelalter, 1988, 33 S. vergriffen
- 18 *Wilfried Barner*: Literaturwissenschaft – eine Geschichtswissenschaft? 1990, 42 S.

### Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 19 *John C. G. Röhl*: Kaiser Wilhelm II. Eine Studie über Cäsarenwahnsinn, 1989, 36 S. vergriffen
- 20 *Klaus Schreiner*: Mönchsein in der Adelsgesellschaft des hohen und späten Mittelalters. Klösterliche Gemeinschaftsbildung zwischen spiritueller Selbstbehauptung und sozialer Anpassung, 1989, 68 S. vergriffen
- 21 *Roger Dufraisse*: Die Deutschen und Napoleon im 20. Jahrhundert, 1991, 43 S.
- 22 *Gerhard A. Ritter*: Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, 1989, 72 S.
- 23 *Jürgen Miethke*: Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort, 1990, 48 S.
- 24 *Dieter Simon*: Lob des Eunuchen, 1994, 27 S.
- 25 *Thomas Vogtherr*: Der König und der Heilige. Heinrich IV., der heilige Remaklus und die Mönche des Doppelklosters Stablo-Malmedy, 1990, 29 S.
- 26 *Johannes Schilling*: Gewesene Mönche. Lebensgeschichten in der Reformation, 1990, 36 S. vergriffen
- 27 *Kurt Raaflaub*: Politisches Denken und Krise der Polis. Athen im Verfassungskonflikt des späten 5. Jahrhunderts v. Chr., 1992, 63 S.
- 28 *Volker Press*: Altes Reich und Deutscher Bund. Kontinuität in der Diskontinuität, 1995, 31 S.
- 29 *Shulamit Volkov*: Die Erfindung einer Tradition. Zur Entstehung des modernen Judentums in Deutschland, 1992, 30 S.
- 30 *Franz Bauer*: Gehalt und Gestalt in der Monumentalsymbolik. Zur Ikonologie des Nationalstaats in Deutschland und Italien 1860–1914, 1992, 39 S.
- 31 *Heinrich A. Winkler*: Mußte Weimar scheitern? Das Ende der ersten Republik und die Kontinuität der deutschen Geschichte, 1991, 32 S.
- 32 *Johannes Fried*: Kunst und Kommerz. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Wirtschaft im Mittelalter vornehmlich am Beispiel der Kaufleute und Handelsmessen, 1992, 40 S.
- 33 *Paolo Prodi*: Der Eid in der europäischen Verfassungsgeschichte, 1992, 35 S.
- 34 *Jean-Marie Moeglin*: Dynastisches Bewußtsein und Geschichtsschreibung. Zum Selbstverständnis der Wittelsbacher, Habsburger und Hohenzollern im Spätmittelalter, 1993, 47 S.
- 35 *Bernhard Kölver*: Ritual und historischer Raum. Zum indischen Geschichtsverständnis, 1993, 65 S.
- 36 *Elisabeth Fehrenbach*: Adel und Bürgertum im deutschen Vormärz, 1994, 31 S.



#### Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 37 *Ludwig Schmugge*: Schleichwege zu Pfründe und Altar. Päpstliche Dispense vom Geburtsmakel 1449–1533, 1994, 35 S.
- 38 *Hans-Werner Hahn*: Zwischen Fortschritt und Krisen. Die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Durchbruchphase der deutschen Industrialisierung, 1995, 47 S.
- 39 *Robert E. Lerner*: Himmelsvision oder Sinnendelirium? Franziskaner und Professoren als Traumdeuter im Paris des 13. Jahrhunderts, 1995, 35 S.
- 40 *Andreas Schulz*: Weltbürger und Geldaristokraten. Hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert, 1995, 38 S.
- 41 *Wolfgang J. Mommsen*: Die Herausforderung der bürgerlichen Kultur durch die künstlerische Avantgarde. Zum Verhältnis von Kultur und Politik im Wilhelminischen Deutschland, 1994, 30 S.
- 42 *Klaus Hildebrand*: Reich – Großmacht – Nation. Betrachtungen zur Geschichte der deutschen Außenpolitik 1871–1945, 1995, 25 S.
- 43 *Hans Eberhard Mayer*: Herrschaft und Verwaltung im Kreuzfahrerkönigreich Jerusalem, 1996, 38 S.
- 44 *Peter Blickle*: Reformation und kommunaler Geist. Die Antwort der Theologen auf den Wandel der Verfassung im Spätmittelalter, 1996, 42 S.
- 45 *Peter Krüger*: Wege und Widersprüche der europäischen Integration im 20. Jahrhundert, 1995, 39 S.
- 46 *Werner Greiling*: „Intelligenzblätter“ und gesellschaftlicher Wandel in Thüringen. Anzeigenwesen, Nachrichtenvermittlung, Raisonement und Sozialdisziplinierung, 1995, 38 S.

### Schriften des Historischen Kollegs: Dokumentationen

- 1 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Erste Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten,  
Schriften des Historischen Kollegs, 1984, VI, 70 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 2 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Horst Fuhrmann, Das Interesse am  
Mittelalter in heutiger Zeit. Beobachtungen und Vermutungen – Lothar Gall,  
Theodor Schieder 1908 bis 1984, 1987, 65 S. *vergriffen*
- 3 Leopold von Ranke: Vorträge anlässlich seines 100. Todestages. Gedenkfeier der  
Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und  
der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft  
am 12. Mai 1986, 1987, 44 S. *vergriffen*
- 4 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Zweite Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten,  
Schriften des Historischen Kollegs, 1987, 98 S., mit Abbildungen
- 5 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Thomas Nipperdey, Religion und Gesell-  
schaft: Deutschland um 1900, 1988, 29 S. *vergriffen*
- 6 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Christian Meier, Die Rolle des Krieges  
im klassischen Athen, 1991, 55 S.
- 7 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Dritte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten,  
Schriften des Historischen Kollegs, 1991, 122 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 8 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Historisches Kolleg 1980–1990. Vorträge anlässlich des zehnjährigen Bestehens  
und zum Gedenken an Alfred Herrhausen, 1991, 63 S.
- 9 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Karl Leyser, Am Vorabend der ersten  
europäischen Revolution. Das 11. Jahrhundert als Umbruchszeit, 1994, 32 S.
- 10 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Vierte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten,  
Schriften des Historischen Kollegs, 1993, 98 S., mit Abbildungen
- 11 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Rudolf Smend, Mose als geschichtliche  
Gestalt, 1995, 23 S.
- 12 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft:  
Über die Offenheit der Geschichte. Kolloquium der Mitglieder des Historischen  
Kollegs, 20. und 21. November 1992, 1996, 84 S.

Vorträge und Dokumentationen sind nicht im Buchhandel erhältlich;  
sie können über die Geschäftsstelle des Historischen Kollegs (Kaulbachstraße 15,  
80539 München) bezogen werden.

## Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1995:

*Arnold Esch*

Rom in der Renaissance. Seine Quellenlage als methodisches Problem

*Manlio Bellomo*

Geschichte eines Mannes: Bartolus von Sassoferrato und die moderne europäische Jurisprudenz

*František Šmahel*

Das verlorene Ideal der Stadt in der böhmischen Reformation

*Alfred Haverkamp*

„... an die große Glocke hängen“. Über Öffentlichkeit im Mittelalter

*Hans-Christof Kraus*

Montesquieu, Blackstone, De Lolme und die englische Verfassung des 18. Jahrhunderts

1996, VIII, 180 S. ISBN 3-486-56176-6

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1996:

*Johannes Fried*

Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte

*Manfred Hildermeier*

Revolution und Kultur: Der „Neue Mensch“ in der frühen Sowjetunion

*Knut Schulz*

Handwerk im spätmittelalterlichen Europa. Zur Wanderung und Ausbildung von Lehrlingen in der Fremde

*Werner Eck*

Mord im Kaiserhaus? Ein politischer Prozeß im Rom des Jahres 20 n. Chr.

*Wolfram Pyta*

Konzert der Mächte und kollektives Sicherheitssystem: Neue Wege zwischenstaatlicher Friedenswahrung in Europa nach dem Wiener Kongreß 1815

1997, VIII, 202 S. ISBN 3-486-56300-9

## Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1997:

*Eberhard Weis*

Hardenberg und Montgelas. Versuch eines Vergleichs ihrer Persönlichkeiten und ihrer Politik

*Dietmar Willoweit*

Vom alten guten Recht. Normensuche zwischen Erfahrungswissen und Ursprungslegenden

*Aharon Oppenheimer*

Messianismus in römischer Zeit. Zur Pluralität eines Begriffes bei Juden und Christen

*Stephen A. Schuker*

Bayern und der rheinische Separatismus 1923–1924

*Gerhard Schuck*

Zwischen Ständeordnung und Arbeitsgesellschaft. Der Arbeitsbegriff in der frühneuzeitlichen Policey am Beispiel Bayerns

1998, VIII, 167 S. ISBN 3-486-56375-0

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1998:

*Peter Pulzer*

Der deutsche Michel in John Bulls Spiegel: Das britische Deutschlandbild im 19. Jahrhundert

*Gerhard Besier*

„The friends ... in America need to know the truth ...“

Die deutschen Kirchen im Urteil der Vereinigten Staaten (1933–1941)

*David Cohen*

Die Schwestern der Medea. Frauen, Öffentlichkeit und soziale Kontrolle im klassischen Athen

*Wolfgang Reinhard*

Staat machen: Verfassungsgeschichte als Kulturgeschichte

*Lutz Klinkhammer*

Die Zivilisierung der Affekte. Kriminalitätsbekämpfung im Rheinland und in Piemont unter französischer Herrschaft 1798–1814

1999, 193 S., ISBN 3-486-56420-X

## **Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch**

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1999:

*Jan Assmann*

Ägypten in der Gedächtnisgeschichte des Abendlandes

*Thomas A. Brady*

Ranke, Rom und die Reformation: Leopold von Rankes Entdeckung des Katholizismus

*Harold James*

Das Ende der Globalisierung: Lehren aus der Weltwirtschaftskrise

*Christof Dipper*

Helden überkreuz oder das Kreuz mit den Helden. Wie Deutsche und Italiener die Heroen der nationalen Einigung (der anderen) wahrnahmen.

*Felicitas Schmieder*

„... von etlichen geistlichen leyen“. Definitionen der Bürgerschaft im spätmittelalterlichen Frankfurt

2000, VI, 199 S., 7 Abb., ISBN 3-486-56492-7

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2000:

*Winfried Schulze*

Die Wahrnehmung von Zeit und Jahrhundertwenden

*Frank Kolb*

Von der Burg zur Polis

Akkulturation in einer kleinasiatischen „Provinz“

*Hans Günter Hockerts*

Nach der Verfolgung

Wiedergutmachung in Deutschland: Eine historische Bilanz 1945–2000

*Frank-Rutger Hausmann*

„Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“

Die ‚Deutschen Wissenschaftlichen Institute‘ (DWI) im Zweiten Weltkrieg (1940–1945)

*Ulrike Freitag*

Scheich oder Sultan – Stamm oder Staat?

Staatsbildung im Hadramaut (Jemen) im 19. und 20. Jahrhundert

2001, 250 S., 16 Abb., ISBN 3-486-56557-5

**Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch**

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2001:

*Michael Stolleis*

Das Auge des Gesetzes. Materialien zu einer neuzeitlichen Metapher

*Wolfgang Hardtwig*

Die Krise des Geschichtsbewußtseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus

*Diethelm Klippel*

Kant im Kontext. Der naturrechtliche Diskurs um 1800

*Jürgen Reulecke*

Neuer Mensch und neue Männlichkeit.

Die „junge Generation“ im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

*Peter Burschel*

Paradiese der Gewalt. Martyrium, Imagination und die Metamorphosen des nachtridentinischen Heiligenhimmels

2002, VI, 219 S. ISBN 3-486-56641-5

Oldenbourg